

St 11 / Januar 1941 / Monatshefte für Germanenfunde / Preis RM 0.60

Germanien



Inhaltsverzeichnis

J. D. Plassmann	Ehre ist Zwang genug	1
Peter Paulsen	Was bedeutet die Bronzetür zu Gnesen für die Frühgeschichte des deutschen Ostens	5
J. Altheim und E. Trautmann	Die Elchrune	22
G. Innerebner	Vorschlag zur statistischen Beurteilung natürlicher Wehrfähigkeit von Bergkuppen für vorgeschichtliche und mittelalterliche Siedelplätze	30
Die Fundgrube	Der Ursprung des Sturzwanges	35
	Der Dreikopf als Weihnachtsgebäck	35
Aus der Landschaft	Das Kreuz auf dem Dielenboden	36
	Walhall in Südtirol	37
Die Bücherwaage	Hans-Joachim Moser: Christ. Willibald Gluck	37
	Jos. Vogt: Die Reformation in Deutschland	38
	Ibn Fadlan's Reisebericht	40
Das Titelblatt zeigt einen Holzschnitt „Landsknecht“ von Urs Graf, Schnitt von Eugen Herdinger, Augsburg.		

»Germanien« Monatshefte für Germanenkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“. Hauptzeitschriftleiter: Dr. J. D. Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16. Anzeigenleiter: G. Grüneberg, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11. 13. Jahrgang, Neue Folge Band 3, Heft 1.

Bezug durch die Post, sowie durch den Buch- und Zeitschriftenhandel. - Bezugspreis: Einzelheft RM. - 60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post RM. 1.80. Zahlungen: Postcheckkonto: Leipzig 2851. Beilagen und Anzeigen werden z. B. nach Preisliste 1 berechnet. Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift „Germanien“ Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir freundlichst, diese beim zuständigen Postamt zu beanstanden.

Inhaltsverzeichnis

Aufsätze:

Altheim, J. und Trautmann, E.: Die Elchrune	22	Innerebner, G.: Vorschlag zur statistischen Beurteilung natürlicher Wehrfähigkeit von Bergkuppen für vorgeschichtliche u. mittelalterliche Siedelplätze	30
Altheim, J. u. Trautmann, E.: Hirsch und Hirschjagd bei den Ariern	286	Jankuhn, Herbert: Birka und Haithabu	175
Altheim, J. u. Trautmann, E.: Hirsch und Hirschjagd bei den Ariern (Schluß)	349	Jordan, Karl: Die Gestalt Heinrichs des Löwen in der deutschen Geschichtsschreibung	361
Bohmers, A.: Reiche Funde eiszeitlicher Bildkunst. Die Ausgrabungen bei Unter-Bissertis	45	Köhler, Erika: Das Klöpfeln in den Alpenländern	464
Bohmers, A.: Sediment-Petrologie, ein neues Hilfsmittel zur Datierung urgeschichtlicher Kulturen	382	Köhler, Erika: Eierlesen, Ein Kampfspiel zur Osterzeit	127
Bredholt, Sverre: Holzbau und Bauernhaus in Norwegen	323	Krause, Wolfgang: Der Speer von Rowel, ein wiedergesundenes Runendental	450
Cornelius, J.: Zur Vorgeschichte des Zweikampfes	249	Lehmann, Siegfried: Martinstag - 11. November	422
Dezel, Walter: Auf den Spuren germanisch-deutschen Holzgeräts	297	Lehmann, Siegfried: Stammutter der Leute von Arvor	373
Died, Alfred: Holzgestalten aus Vor- und Frühgeschichte im großdeutschen Lebensraum	133	Leuschner, Friedrich: Eine Kultstätte im Elbsandsteingebirge	65
Died, Alfred: Kreise und Zacken	252	Lügelburg, Philipp von: Die Stufenpyramide in Südamerika	266
Glückenschild, Hermann: Der Ursprung des Politischen in der germanisch-deutschen Frühzeit	41	Mai, Willi: Als die Bolschewisten ins Baltland kamen	281
Greese, John: Lichterbaum und Baumleuchter	441	Möfvinger, Friedrich: Das Sonnenroß und sein Reiter	409
Graf, Heinz Joachim: Die Runennamen als sprachliche Belege zur Ausdeutung germanischer Sinnbilder	254	Möfvinger, Friedrich: Der Högler, ein Zeichen alemannischer Einheit	122
Günther, Klaus: Vordrilllich-germanisches Kulturerbe in den deutschen Hohlspennigen des Mittelalters	368	Paulsen, Peter: Was bedeutet die Bronzetür zu Gnesen für die Frühgeschichte des deutschen Ostens	5
Herrmann, Hans-August: Formgut und Sinnbildgehalt der Bretttausschnitte und Siebellufen holsteinischer Bauernhäuser	211	Peßler, Wilhelm: Das Niedersächsisches Volksstummuseum der Hauptstadt Hannover	338
Herrmann, Hans-August: Formgut und Sinnbildgehalt der Bretttausschnitte und Siebellufen holsteinischer Bauernhäuser (Schluß)	259	Plassmann, J. D.: Das Sinnbild im Märchen	201
Hofe, Adolf: Drei nordische Stabkalender in Hamburger Besitz	140	Plassmann, J. D.: Die Ostpolitik König Heinrichs I.	241
		Plassmann, J. D.: Die Stufenpyramide in der Landschaft	100
		Plassmann, J. D.: Ehre ist Zwang genug	1

Neuter, D. E.: Walhall	321	Stelzer, Otto: Der Reiter	401
Schindler, Robert: Zwei vorchristliche Jahresstellungen im Deutschen Bau- ernkalender	161	Uebel, Otto: Heilige Berge im Elsaß	428
Steimel, Robert: Der Dreieck, Zum Rechtsfönnbild im Wappen	58	Weigel, K. Th.: Der Wilde Mann im Holzbau	181
		Winter, Heinrich: Feuerbrauch an Fas- nacht im Odenwald und Speßart	81

Die Fundgrube:

Cornelius, J.: Der Ursprung des Flur- zwanges	35	Plassmann, J. D.: Ein Schembartblatt aus dem Jahre 1456	391
Echardt, Karl August: Anpflanzung von Bäumen als Pflicht der Markge- nossen	74	Plassmann, J. D.: Eine „Sonnenrose“ aus Steinbeilen	395
Fergg, J.: Leiter, Besen, Schornstein- feger	315	Plassmann, J. D.: Von der germani- schen Feldflasche	472
Greese, John: Zum Handsymbol (beard. von Plassmann)	314	Plassmann, J. D.: Zu dem Schembart- blatt von 1456	477
Juchs, Gottfried: Zum Schembartblatt	477	Plassmann, J. D.: Zum Handszepter	226
Graf, Heinz Joachim: Amerikanische Altertümer, die uns angehen	156	Plassmann, J. D.: Zum „Stunden- buch“ der Anne de Bretagne	348
Hunke, Sigrid: Vom Königsprung der Germanen	198	Plassmann, J. D.: Zum Zeichen der beiden Schwäne	155
Kohler, Erika: Hirsch und Schneegans, zwei Werdenfelder Fasnachtmasken	390	Röder, J.: Die Dreitonnenkuppe bei Bonning (Kreis Mayen)	109
Mattes: Zum Kultspiel der Wilden Männer	396	Scheler, Arthur: Fasnachtbrauchstum aus dem Eischland	112
Möföinger, Friedrich: Der Dreikopf als Weihnachtsgebäck	35	Schulte, Werner: Der Drudenfuß in einer Bilderschrift des 18. Jaheshund.	389
Mühlhofer, Fr.: Zur Begriffsbildung von Kultur und Zivilisation	154	Schulte, Werner: Die „Brille“ als Sinnbild	311
Plassmann, J. D.: Das portugiesische Ländnahmezeichen	478	Schulte, Werner: Eine Beziehung zwischen Wort und Sinnbild	195
Plassmann, J. D.: Die Leiter als Sinnbild	153	Weber, Edmund: Menschenopfer oder Zukunftsbefragung	226
		Weigel, Karl Theodor: Dachziegel als Sinnbildträger	434

Aus der Landschaft:

Boecker, Hans Jörg: Die Religion in der Vorgeföichte Böhmens	75	Schumann, Max: Volksgedächtnis und Überlieferung	187
Büch, E.: Der Wilde Mann im Holzbau	316	Weigel, K. Th.: Ein Stufenbaum im Zipper Lande?	276
Muck, Otto: Der Wunderstein in See- feld – eine germanische Hofstrappe?	233	Wiedermann, J.: Schrotholzkirchen als Zeugen germanischer Baukultur	230
Schulte, Werner: Ein Eulenspiegelstein	232	Wiedermann, J.: Volkskunst an alten Bienenstöcken	275
Schulte-Belemann, Werner: Das Kreuz auf dem Dielenboden	36	Wolff, Karl Felix: Walhall in Südtirol	37

Erweder der Vorgeit:

Ernst Bachler (Weber)	159	Hermann Wille (Plassmann)	160
Edmund Weber (Plassmann)	272	Walthar Beek (Schm.)	193
Leopold Weber (Plassmann)	158		

Aus der Forschung:

Weber, Edmund, Zur Kunenforschung 1938/39 273

Die Bücherwaage:

Bächler, Emil: Das alpine Paläolithi- tum der Schweiz (Willvonseder)	77	Kleine Kostbarkeiten (herausgegeb. von Plassmann) (Kroeger)	318
Berisch, Karl: Früchte und Samen (Handbücher der praktischen Vorge- föichtsforschung) (Lüßelburg)	319	Krogmann, Billy: Die Schleswiger Truthähne (Stelzer)	278
Bohne-Fischer, Hedwig: Ostpreußens Lebensraum in der Steinzeit (Kroeger)	360	Ejungberg, Helge: Die nordföische Reli- gion und das Christentum (Huth)	160
Deutsche Gestalter und Ordner im Osten (mit anderen von K. Lück) (K. Jordan)	280	Lorz, Joseph: Die Reformation in Deutschland (Hermann Eöföler)	38
Deutsche Kultur im Leben der Völk- er (Strachnigg)	237	Moser, Hans Joachim: Christoph Wil- helms Glück (Karl Eöföler)	37
Eichenaue, Richard: Polyphonie – die ewige Sprache deutscher Seele (Moser)	320	Peischek, Christian: Die frühwandali- sche Kultur in Mittelschlesien (Kroeger)	359
Erste Reichstagung der Wissenschaftli- chen Akademien des NSD.-Dozenten- bundes (W. Hunke)	398	Petersen, Ernst: Der ostelbische Raum als germanisches Kraftfeld (Kroeger)	319
Franz, Günther: Der deutsche Bau- ernkrieg (Eöföler)	79	Ranzi, Friedrich: Königsgut und Kö- nigsförst im Zeitalter der Karolinger und Ludolfinger und ihre Bedeutung für den Ländausbau (Eruß)	199
Freude durch Laienschaften im Reserve- lazarett (H. Lorenzen)	80	Niedberg, Lothar: Deutsche Burgen- biographie (Eruß)	200
Germanisches Volkserbe im Maman- nendorf Wintersweiler (Helbok)	238	Niemann, Erhard: Germanen erobern Britannien (Plassmann)	119
Goebel, Karl von: Ein deutsches For- scherleben in Briesen aus sechs Jahr- zehnten. 1870 bis 1932 (Lüßelburg)	358	Niemann, Erhard: Ostpreußisches Volksstum um die ermländische Nord- ostgrenze (W. Hunke)	397
Gottschalk, Max: Die deutschen Persö- nennamen (E. Weber)	318	Schmidt, Friedrich: Das Reich als Auf- gabe (K. Jordan)	277
Ibn Fadlans Reisebericht (Heinz Joa- chim Graf)	40	Schneider, Friedrich: Die neueren An- schauungen der deutschen Historiker über die deutsche Kaiserpolitik des Mittel- alters und die mit ihr verbundene Ost- politik (K. Jordan)	317
Jahrweiser „Deutsches Ahnenerbe“ 1941 (Hunke)	120	Sluytermann von Langenweyde, Wolf: Die Herzen siegen (Schulte)	237
Keyser, Erich: Geschichte des deutschen Reichslandes (Eöföler)	277		

Stange, Alfred: Der Schleswiger Dom und seine Wandmalereien (Stelzer)	278	Flur, Dorf und Haus im Grenzkirchspiel Medelby (H. Lorenzen)	76
Stengel, Edmund G.: Der Stamm der Hessen und das „Herzogtum“ Franken (Plassmann)	439	Wienecke, Erwin: Untersuchungen zur Religion der Westslawen (Huth)	199
Universalsstaat oder Nationalstaat. Macht und Ende des Ersten deutschen Reiches. Die Streitschriften von Heinrich v. Sybel und Julius Ficker, herausgegeben von Friedrich Schneider (Jordan)	360	Zander, Robert und Zeichner, Clara: Der Rosengarten (Kolbrand)	200
Urkunden und Gestalten der germanisch-deutschen Glaubensgeschichte (Huth)	79	Zeitschrift für Volkskunde, herausgegeben von Harmjan und Ipsen (G. Andersen)	399
Wals, Gerhard: Die Alamannen in ihrer Auseinandersetzung mit der römischen Welt (Helbok)	329	Zenker, Gero: Germanischer Volksglaube in fränkischen Missionsberichten (Otto Paul)	78
Wenzel, Hermann und Ketelsen, Br.:		Jocke, Friedrich: Mitte und Reigen (Huth)	479
		Müller, Gerhard: Der Umritt (Huth)	480
		Wohlhüter, Rujan: Die Kerze im Recht (Huth)	480

Ehre

ist Zwang

genug

Es ist ein wesentliches Kennzeichen germanischer Spruchweisheit, daß sie weltweite Gedankeninhalte, die wir heute als Weltanschauung zu bezeichnen pflegen, in wenige Worte prägen kann. In diesen wenigen, inhaltsschweren Worten wirkt ein Lebensinhalt fort, eine innere Haltung schwingt mit, die besser als seltenlange Ausführungen ein Wesentliches des germanischen Lebensgefühles ausdrücken und vor allem als ein lebendiges Gut weitergeben. — Der Kamin in der Stube des Amtshauses der Kaufleute in einer alten westfälischen Hansestadt trägt den Spruch „Ehre ist Zwang genug“. In diesen vier Worten ist der Geist der alten deutschen Kaufmannschaft ausgedrückt, der das gewaltige Werk der deutschen Hanse geschaffen hat. Aus reinem Handelsgeist und aus Krämergesinnung wäre niemals ein Werk geschaffen worden, das zu seiner Zeit Deutschland und den deutschen Geist selbst darstellte; über einer Menge habender Kleinfürsten und ehrgeiziger Gewaltthaber erhob sich damals der Geist und der Blick bürgerlicher Geschlechter, weiter reichend als der Gesichtskreis irgendeiner anderen Macht jener Zeit. Es waren die gleichen Kaufleute, die in den Hansestuben des skandinavischen Nordens die alten Heldenlieder der germanischen Völker in Prosa weiter erzählten; „bürgerlich“ zwar und der schroffen Härte des alten Heldenalters teilweise entkleidet, aber doch noch durchpulst von der begeisternden Freude an dem heldischen Stoffe, und so immer noch Träger und Spender einer Gesinnung, die in dem germanischen Ethos wurzelte. Für diese Männer waren Dietrich von Bern und Siegfried noch lebendige Gestalten; ihre Taten waren vielfach verwoben mit geschichtlichen Heldentaten der sächsischen Kämpfer gegen Slawen und Ungarn.

Es war der alte Sachsegeist selbst, der in den Offahren und ihrem stolzen Wahlspruch lebte; der Geist, der nur in Freiheit leben und wirken kann. Und es war wohl nicht diese Gesinnung allein, die sie und ihre Gilden mit der germanischen Vorzeit verband. In den städtischen Gilden lebten die alten germanischen Gemeinschaftsformen fort: als Kultgemeinschaften mit einem festgegründeten, altüberlieferten germanischen Brauchtum, und als politische Gemeinschaften, denen das alte Gefolgschaftsgefeß des Wagens und Gewinnens unter veränderten Verhältnissen der bindende Lebensinhalt war. Die Handelsfahrt war damals kaum etwas anderes als eine Kriegsfahrt; wie denn die Grenzen zwischen Wikingern und Varägern auch in Deutschland lange Zeit hindurch ziemlich unbestimmt gewesen sein mögen. Mannigfach war ja die Berührung mit den nach Osten vormarschierenden Ritterheeren und den Bauernzügen: der Handel folgte der Flagge, aber es waren zumeist dieselben Männer, die die Flagge und den Handel in die unbekannten Länder trugen.

So haben jene städtischen Gilden die Gesetze der alten Gefolgschaften weitergelebt; in der germanischen Gefolgschaft aber war die Ehre das oberste Gesetz, und der Wahlspruch der westfälischen Hanseaten könnte selbst aus der alten Gefolgschaftszeit stammen. Diese Ehre ist das Element, in dem der freie Germane eine Bindung eingeht: sie ist das eigentlich Bewegende in der Umstellung der Lebenshaltung, die ihn aus den natürlichen Bindungen der gewachsenen Sippengemeinschaft hinausführt in die politische Gemeinschaft, weil er in ihr eine besondere Aufgabe zu erfüllen hat. Für ihn ist aber das Hinaustreten aus der Sphäre des Sippenbedingten in die Sphäre des Politischen kein Bruch mit den Gesetzen des gewachsenen Volkstums, dem er selbst entstammt. Es ist eine notwendige Ergänzung jener gewachsenen Gemeinschaft, die immer der Urgrund und der lebendige Quell alles Politischen bleibt; ihr einziger Zweck und ihre Rechtfertigung ist die Verteidigung jener natürlichen Gemeinschaft gegen eine Umwelt, der sie allein nicht mehr gewachsen ist. So ist der germanische Staat der Urzeit, die Gemeinschaft der freien und gleichen Hofbesitzer, zum Gefolgschaftsstaate ergänzt (nicht durch ihn ersetzt) worden; niemals hat sich die Gefolgschaft etwa als eine Art von fremdem Willkürregiment aus dem allgemeinen Gesetz herausgehoben fühlen dürfen. Gewalttätige Erhebung der Freien und Vernichtung der Zwangsherrschaft sind noch immer die Folge gewesen, solange Germanien germanisch blieb.

Der Schritt vom Sippengenossen zum Gefolgsmann ist denn auch ein Akt der höchsten persönlichen Freiheit, bei dem ein neues Element in die Erscheinung tritt, das vorher, in der Bindung der Sippengemeinschaft, nicht in voller Stärke vorhanden sein konnte: es ist die freie und selbständige Persönlichkeit. Der Eintritt in die Gefolgschaft ist ein völlig freier und selbständiger Entschluß; er vollzieht sich in der freien und selbständigen Führerwahl, wobei es gleich ist, ob eine schon vorhandene Gefolgschaft sich einen gemeinsamen Führer erwählt, oder ob der Einzelne aus freiem Entschluß sich einer schon bestehenden Gefolgschaft anschließt. Das ist der wesentlichste Unterschied zwischen der germanischen Gefolgschaft und einer von oben her geschaffenen mechanischen „Hierarchie“ nach römischem Muster. In der germanischen Dichtung treten denn auch die berühmten Gefolgsmänner immer als volle und klar umrissene Persönlichkeiten hervor – am klarsten und deutlichsten die Gefellen des Dietrich von Bern – wie denn auch wohl in der geschichtlichen Wirklichkeit die gotischen Gefolgsmänner am Hofe Attilas sich dadurch am elementarsten von den hunnischen Knechten unterscheiden haben. Noch im Nibelungenliede wird das deutlich. Der germanische Gefolgsmann ist eine Persönlichkeit, oder aber er wäre ein willenloser Knecht, der sich höchstens formell und graduell vom Leibeigenen unterscheidet.

Wenn man die lebendige und von so starkem persönlichen Mitempfinden getragene Schilderung liest, die Tacitus von der germanischen Gefolgschaft gibt, so könnte man sie unter das Geleitwort stellen „Ehre ist Zwang genug“. Was den Gefolgsmann am festesten innerlich mit dem Führer verbindet, das bezeichnen wir heute als Persönlichkeit. Es ist das gemeinsame Zentrum, in dem sich freie Männer finden, und in dem sie sich allein verbunden fühlen; es ist niemals durch einen äußeren Zwang und Befehl zu ersetzen. Eine wahre Gemeinschaft gibt es nur zwischen Persönlichkeiten, und diese allein vermag andere, zufällige Schranken zu überbrücken; denn „Volk und Knecht und Überwinder, sie gestehn's zu jeder Zeit, höchstes Glück der Erdenkinder sei nur die Persönlichkeit“. Ehrgefühl und Persönlichkeitsgefühl sind untrennbar miteinander verbunden, und die Regel des sittlichen Handelns kann nur von innen kommen. Nicht ohne Sinn hat man immer wieder für dies Verhältnis von Führer und Gefolge ein kosmisches Bild gewählt: „wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt“. Denn wenn dem Gesetze der Gemeinschaft nicht „das moralische Gesetz in mir“ entspricht, wenn nicht alles, was sich als Zwang nach außen kundtut, seine innere Rechtfertigung durch die Einsicht der Verantwortungsbewußten findet, so ist eine Gemeinschaft ohne Sinn und ohne Dauerhaftigkeit. An die Stelle des freudigen Gehorsams tritt jener „Kadavergehorfam“, der noch immer die letzte Stufe vor einem Zusammenbruch gewesen ist.

Jede große Leistung verlangt den vollen Einsatz einer Persönlichkeit; dieser Persönlichkeits-einsatz aber will innerlich selbständige Persönlichkeiten, die durch keinen mechanischen Zwang

verbildet und verbogen sind. Die Totalität eines Staatswesens kann nur auf der Totalität seiner Persönlichkeiten beruhen, und je größer der Anteil dieser ist, um so fester wird der Staat stehen, der in diesem Falle nichts anderes ist, als die Erfüllung seiner Persönlichkeiten. Das Wesen des Tyrannen ist es, daß er andere Tyrannen neben sich ausschließt, oder unweigerlich in Konflikt mit ihnen gerät. Das Wesen der Persönlichkeit ist es hingegen, daß sie andere Persönlichkeiten nicht ausschließt, sondern geradezu erfordert, um sich in der freien Ergänzung selbst zu erfüllen. Es gibt keine wahre Staatskränze ohne Staatsmoral; und erst wenn diese von den gleichen sittlichen Gesetzen gelenkt ist, wie seine Persönlichkeiten, so findet die „Mäßen“ wirkliche Anerkennung. Die deutsche Geschichte hat uns gelehrt, daß im anderen Falle der Staat zum toten Mechanismus wird, wie jene Staaten, die vor hundertdreißig Jahren vor dem Ansturm der napoleonischen Garden zusammengebrochen sind. Aber auch nicht jener Staat der gleichförmigen, indifferenten Masse ist germanisch, die nur durch Triebe oder durch einen Appell an ihre Triebe gelenkt wird, anstatt durch Einsicht und freies Wollen; mit einem Worte, durch Ehre. Der Staat steht am festesten, der von den meisten Persönlichkeiten getragen wird. Es mag scheinbar bequemer sein, mit der Psychologie der Masse zu regieren; aber in Zeiten der Not, die ein langanhaltendes Ausharren erfordern, werden diese Mittel mit Notwendigkeit versagen. Der unmittelbaren, drängenden Not gegenüber versagt im letzten aller Zwang, es bleibt nur die Ehre und das Ehrgefühl. Sie ist die einzige Autorität, die in Notzeiten Dauer und Bestand hat; der Zwang allein kann sie niemals ersetzen, sondern höchstens verdrängen und unwirksam machen.

Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,

Vor dem freien Manne erzittere nicht!

Was Schiller hier den „freien Mann“ nennt, ist der Träger eines Freiheits-Ethos, das bei dem schwäbischen Dichter keine bürre Konstruktion, sondern der lebendige Puls seiner Dichtungen ist. Es ist das Ethos, das in Deutschland nach dem großen Zusammenbruch von 1806 die unversiegbare Quelle der Wiedererhebung wurde; und Duzende von kleinen Tyrannen hatten sie nicht zu verschliffen gemocht. Und auch in den dunklen Tagen von 1918 sind jene Einrichtungen am schnellsten zusammengebrochen, die nur auf äußeren Zwang gebaut waren. In solchen Zeiten versagt der Appell an die Furcht; Wiederhall findet allein der Appell an die Ehre. Es ist das Ethos des Soldaten, des Freiwilligen gewesen, das damals den vollen Zusammenbruch verhindert und wieder den Weg nach oben gewiesen hat. Und es ist ebenso bezeichnend, daß die Kämpfer gegen die Hoffnungslosigkeit namenlos und ruhmlos geblieben sind, wie es übrigens keiner von ihnen jemals anders erwartet hat. Auch ihnen war die Ehre allein Zwang genug.

So ist die deutsche Soldatenehre auf das engste mit der germanischen Kriegerehre verwandt. Sie wäre ohne Sinn und Inhalt, wenn nicht ihr letzter Grund und Mittelpunkt die Ehre, und zwar die persönliche Ehre wäre. Der Soldat, der den Tod vor dem Feinde nur als das geringere von zwei Übeln hinnähme und sich nur zwischen zwei Arten von Furcht zu entscheiden hätte, wäre kein Soldat in deutschem und germanischem Sinne. Nur die Haltung, die aus innerer Ehre entspringt, verbürgt die innere Widerstandskraft, die ausharrt und zum Siege befähigt. Der jetzige Krieg hat gezeigt, daß die Mechanisierung der Waffen auch heute noch nicht den vollen Persönlichkeitseinsatz, und damit die volle Persönlichkeit, überflüssig macht. Auch die Handhabung überlegener Waffen erfordert jenen persönlichen Einsatz und Schwung, der niemals von außen hier aufgezwungen werden kann. In den schwierigsten Tagen ist der Ruf „Freiwillige vor“ noch immer das wirksamste Kommando gewesen, und der Appell an die Freiwilligkeit ist der einzige, der wirkliche moralische Geltung hat. Er vermag selbst die äußerste Übermüdung zu überwinden, das weiß jeder, der es einmal mitgemacht hat. Nach vierjährigem Kriege war es nicht mehr allein jene mit Recht gerühmte eiserne Disziplin, die das deutsche Heer fest zusammenhielt; es war vor allem das Gesetz der Ehre, das diesem Heere Zwang genug war. Es setzt voraus, daß bei aller Disziplin der eigentliche Persönlichkeitsbereich, in dem die Ehre lebt, unangetastet bleibt.

Jede Leistung an der Gemeinschaft setzt die gleiche Ehrgegnung voraus, die auch hier im letzten Grunde Zwang genug sein muß. Wer im sozialen Organismus an ungünstiger Stelle steht, der bedarf dieser Gnennung am allermeisten; daher sind im Grunde alle sozialen Fragen nur aus diesem einen Punkte zu lösen. Die soziale Unordnung hat in Deutschland begonnen, seitdem der arbeitende Mann nicht mehr Träger einer Standesehre war, deren ihn wirtschaftliche Umschichtungen und kapitalistische Willkür beraubten. Diese Standesehre aber ist mit der Ehre des Erfolgsmannes auf das engste verwandt, ja im Grunde auch von gleicher Herkunft. Überall wo sich die alte Gildenehre gehalten hat, ist doch der nackten Brutalität des wirtschaftlichen Zwanges ein Gegengewicht erwachsen, das die soziale Frage aus dem Bereiche des mechanischen Zwanges heraushebt. Eine Politik, die in der Spekulation auf Triebe und Neidgefühle einer breiten Masse bestand, hat dieses Grundelement nie erkannt, sondern in den Staub getreten. Aber älter war die Botschaft von der Würde und Freiheit des arbeitenden Menschen, die der Schotte Robert Burns, der Zeit- und Schicksalsgenosse Schillers, im Protest gegen die Vorurteile einer kapitalistisch-puritanischen Gesellschaft verkündete:

Ob Armut euer Los auch sei, hebt kühn die Stirn trotz alledem!
 Gehst stolz dem feigen Knecht vorbei – wagt's arm zu sein, trotz alledem!
 Trotz alledem und alledem, trotz niederm Plad und alledem –
 Der Rang ist das Gepräge nur, der Mann das Gold, trotz alledem!

Denn das war immer, von den Herrschenden oft übersehen und oft auch den Fordernden selbst nicht voll bewußt, die Grundforderung des arbeitenden Menschen: als Persönlichkeit anerkannt und gewertet zu werden. Sie ist auch die Grundvoraussetzung aller sozialen Lösungen. Wer selbst ein geborener „Untertan“ ist, wird freilich nichts anderes als eine Masse solcher Untertanen sehen, die mit Hilfe ihrer Triebe und nicht durch Anruf ihrer Ehre gelenkt werden könnten. Aber aus dem Sklaven, der die Kette bricht, und aus dem emporkommenden Untertan haben sich noch immer die schlimmsten Tyrannen entwickelt. Diesem marxistischen Massenbegriff hat der deutsche Nationalsozialismus das Bild und die Forderung eines Volkes germanischer Prägung entgegengesetzt: die Einheit freier Persönlichkeiten, die nicht von außen zusammengezwungen und am Leisteil geführt wird, sondern nur von dem einen und allen gemeinsamen Zentrum der Ehre aus geführt werden kann. Eine blinde, triebhafte Masse durch „Panem et circenses“ oder mit äußerem Zwange zu lenken, ist niemals das Ziel einer wahren Führung gewesen. Inmitten der allgemeinen Gefahr, die stündlich jeden mit Vernichtung treffen kann, bewährt sich allein die Ehre der Persönlichkeit, die dem Deutschen Zwang genug ist. Und will es das Schicksal, so werden „unverzagt ihn die Trümmer treffen“.

Plassmann.

*

Ich seh aufsteigen	Auf dem Idafeld
zum anderen Male	die Asen sich finden –
Land aus den Gluten,	Wieder werden die
frisch ergrünend:	wunderbaren
Fälle schäumen;	Goldenen Tafeln
es schwebt der Aar,	im Grase sich finden;
Der auf den Felsen	Die von Urtagen
Fische wendet.	ihr Eigen waren.

Edda

Peter Paulsen / Was bedeutet die Bronzetür zu Gnesen für die Frühgeschichte des deutschen Ostens

Das ganze Land zwischen Elbe und Weichsel gehörte bis ins 5. Jahrhundert n. Zm. zum Siedlungsgebiet germanischer Stämme. In seinem Buch „Ostdeutschland ein germanisches Kraftfeld“ (1) hat E. Peterfen eine Fülle germanischer Altertümer für Zeiten und Gebiete vorgelegt, die wir bisher für nur von Slaven beherrscht hielten. Diese Funde lassen sich ihrer Herkunft nach in drei Gruppen einteilen. Die eine weist auf das westgermanische, später deutsche Gebiet als Ursprungsland hin (2). Die zweite Gruppe umfaßt Funde, die nordgermanischen Einfluß zeigen. Die dritte Gruppe endlich stammt aus dem südöstlichen Votengebiet.

Das Einstromen in diesen Raum erfolgte vom Norden her auf dem Weichselweg. Nach Peterfens Vermutung weisen die Waffenfunde aus den genannten Gegenden auf Götter, Schaffen hin, die dort derzeit eine gewisse politische Herrschaft ausgeübt haben. Der Zeit nach dem Beginn des 9. Jahrhunderts gehören keine dieser germanischen Funde mehr an. Jedenfalls nicht solche, die von westgermanischen Einfluß zeugen. Von einer neuen Welle nordgermanischen Einflusses, die erst mit dem Beginn des 10. Jahrhunderts einsetzte, zeugen Funde, die besonders reichlich in den Mündungsgebieten der Oder, Weichsel, Memel und Dina zutage kamen, deren Gebiet aber an den Flußläufen entlang bis ins Binnenland, ja bis nach Südrussland vordrängte. Neben vielen Einzelstücken an Waffen und Geräten sind auch eine Anzahl Gräber entdeckt, deren reiche Ausstattung uns zur Annahme berechtigt, daß in ihnen führende Persönlichkeiten beigesetzt sind.

Hier ist zunächst der Fund von Elbau, Provinz Posen, zu nennen (3). Die reichverzierte Lanzenspitze findet ihre nächsten Verwandten in Funden, die in Ostpreußen und dann weiter nach Schweden hin gemacht sind. Dasselbe gilt für den Typ des Sporns und vor allen Dingen für die Hammeraxt (4) dieses Grabfundes von Elbau. Jankuhn möchte diesen Fund in Verbindung bringen mit der Gründung des polnischen Reiches durch Mitglieder einer Kriegergenossenschaft unter dem ersten großen polnischen König Miska (4). In gleiche Richtung wie der Fund von Elbau weist eine Prunkaxt von Luban bei Posen (6) (Abb. 1). Sie fand sich in der Mitte eines Gebietes, das auch viele andere Axt-Funde ergeben hat (Abb. 2). Diese Prunkaxt steht hinsichtlich ihrer Form und Verzierung aufs engste in Verbindung mit derjenigen von Lunow a. d. Oder, Kr. Angermünde (7) und mit solchen von Ostpreußen (Camland). Bei allen ist der Hals übermäßig lang und schmal, daselbe gilt für die Wangen, deren eine Kante mit der Schneide in eine dreieckige Spitze endet, während die andere Kante mit der fast parallel dazu verlaufenden Linie der Schneide einen langgestreckten, schmalen Bart bildet. Von dieser Art der schmalen Bartaxte gibt es eine ganze Anzahl von Gotland über Ostpreußen hin, wo die einfache Strichverzierung einsetzt, neben solchen in dem östlichen Havelland, an der Oder und im Warthegau, so daß sich die beiden Prunkaxte von Lunow und Luban aus dieser Gruppe herausheben. Auch bei der Prunkaxt von Luban verlaufen feine, zu Bändern vereinte Silberlinien parallel den Kanten entlang mit Abgrenzung des Halses gegenüber dem Bart und der Schaftlochpartie. Auf der einen Seite der Wange ist noch ein springendes Pferd gezeichnet und eingelegt.

Neben Hammeräxten gibt es im gleichen Raume auch solche aus Bein (8). Alle diese Axtgruppen gruppieren sich ebenso wie viele Schwerter, die im gleichen Gebiet gefunden sind, an den Flußläufen entlang (9) (Abb. 2). Das ist eine sehr auffällige Erscheinung, die mit der Entstehung des polnischen Adels in Zusammenhang gebracht werden kann (10). Es ist festgestellt, daß die einzelnen Verbände der Kriegerorganisation je nach den Gewässern benannt sind, in deren Gebiet sie saßen. Es haben daher auch die ältesten polnischen Grafen die Fahnenzeichen ihrer einstigen Gefolgshäupter nach Flüssen und Seen benannt.

Der weitverbreitetste Adel war in Böhmen und Polen bis nach Litauen und Pommern hinein der Hufeisenadel, der ursprünglich dem alten Stamm der Falken und Habichte angehörte. Der älteste und angesehenste aller Stämme aber war der der Starza, der eine Art im Wappen trug und später Topor hieß. Einem Mitglied dieses Stammes dürfte wohl die Prunkagt von Luban gehört haben. Es gibt auch im Wappenwesen und unter den Siegeln eine ganze Anzahl, die von der Bedeutung der Agt als Symbol berichten. Dieses Wappen der agttragenden Wlfinger war so weit verbreitet, daß man an besonderen Arten von Agten, die sich in den Funden zeigen, die besten Unterlagen und Erkennungszeichen hat, wenn man germanische Kastele in Böhmen (11) und in Schlesien (12) feststellen will (13). Das bedeutendste Grab auf dem Hradšchin in Prag barg solch einen Krieger mit Schwert und Agt. Daher sind die beiden Prunkäfte von Luban und Lunow nicht nur wertvolle Kunstdenkmäler, sondern sie sind auch als germanische Zeichen der Herrschaftsgewalt Belege dafür, daß zu dieser Zeit und in diesen Gebieten Wlfinger beherrschende Stellungen inne hatten (14). Wir verstehen daher, daß bei den westslawischen Gruppen ein deutliches Überwiegen des nördlichen Charakters den Ostslawen gegenüber sich zeigt (15). Hier ergänzen sich Massenkunde und Vorgeschichte auf das beste.

Auch in religiöser Hinsicht wirkt sich bei den Westslawen das germanische Element sehr stark aus (16). Und innerhalb dieses ganzen Raumes festigen die Ausgrabungen der letzten Jahre in Posen und Gnesen (17) noch mehr das Bild von der Bedeutung dieser genannten Orte als Mittelpunkte für die Entstehung und Beherrschung des ersten polnischen Reiches. In Schichten des 10. und 11. Jahrhunderts finden sich auffallend viele Gegenstände, die ihre Analogien im Norden haben, und zwar bestehen sie meistens aus organischer Substanz: Knochennadeln, Rämme, Holzlöffel, verzierte Messergriffe, dann noch Waagen, Gewichte und dergl. mehr (18). Bedeutungsvoll für diese Betrachtung sind dann noch Funde im Gebiet der Weichselmündung (19), die Ausgrabungen von Truso (20), von Wollin (21) und am Zusammenfluß von Neße und Warthe, wo die Burg Jantoch ausgegraben wurde (22). Auch fand man in der Nähe von Posen, in der Siedlung Bisкупin Gegenstände der Wlfingerzeit, die etwa aus dem 11. Jahrhundert stammen (23). Trägt man nun alle diese Funde in eine Karte ein, so deckt sich dieses Fundgebiet mit dem Raum, in dem skandinavische Ortsnamen in Ostdeutschland vorkamen oder vorkommen (24). In diesem Gebiet kreuzten sich verschiedene Strömungen aus dem Norden mit solchen von Böhmen her, von wo – durch Magdeburgs Auftrag – das Christentum durch Adalbert von Prag, den Apostel des deutschen Ostens, eingeführt wurde, und mit Strömungen von Westen, vor allen Dingen von Magdeburg her. Denn die ersten kirchlichen Einrichtungen in Polen standen stark unter deutschem Einfluß. Magdeburg wurde ja Ausstrahlungspunkt des Mauritiuskultes und des Magdeburger Rechtes in der deutschen Kaiserzeit (25). Von diesen vorhin skizzierten Gesichtspunkten aus sind auch die Bronzetürflügel von Gnesen zu betrachten und zu deuten (26). Man hat sie bisher in Werkstätten Böhmens, in Magdeburg oder in Belgien entstehen lassen wollen. Aber Kennzeichen für die Beherrschung der Bronzezeit waren schon im 10. und 11. Jahrhundert in den von den Wlfingern beherrschten Gebieten selbst vorhanden, so daß auch Handwerker und Künstler aus jenen Gebieten an dem Bronzeuß der Gnesener Tür haben mitarbeiten können. Das gilt besonders für Rußland (27), und daher dürfte auch die Ursprungsfrage der Bronzetüre von Nowgorod leichter zu lösen sein (28). Weitere besondere Zentren des Bronzeußes finden wir im Baltikum (Kurland, Livland), sowie in Ostpreußen (vgl. die Schwerter und Dethänder, die hier selbständige Typen aufweisen und auch in Polen bis nach Krakau in Funden vertreten sind (29). Die Bronzetür, die in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts entstanden sein soll, besteht aus zwei Flügeln, die je in einem Stück gegossen sind. Der linke Flügel ist 3,28 m hoch und 0,84 m breit, während der rechte die Maße 3,23 x 0,83 in Höhe und Breite zeigt. Auch die Metallmischung ist bei beiden Flügeln verschieden. Der rechte hat eine gelbliche messingartige Färbung, während der linke Flügel dunkler und rötlicher, also kupferhaltiger erscheint. Auch hinsichtlich der Zeichnung und der Modellierung wirken sie verschieden, ebenso auch hinsichtlich des Inhaltes, der in je neun Szenen dargestellt wird (30).

Die ganzen Bilder gruppieren sich um den heiligen Bischof Adalbert (Boysch von Prag), den Apostel des deutschen Ostens, den Freund des Kaisers Otto III. und des Herzogs Boleslaw von Polen. Auf dem linken Türflügel ist der Lebenslauf des Bischofs Adalbert

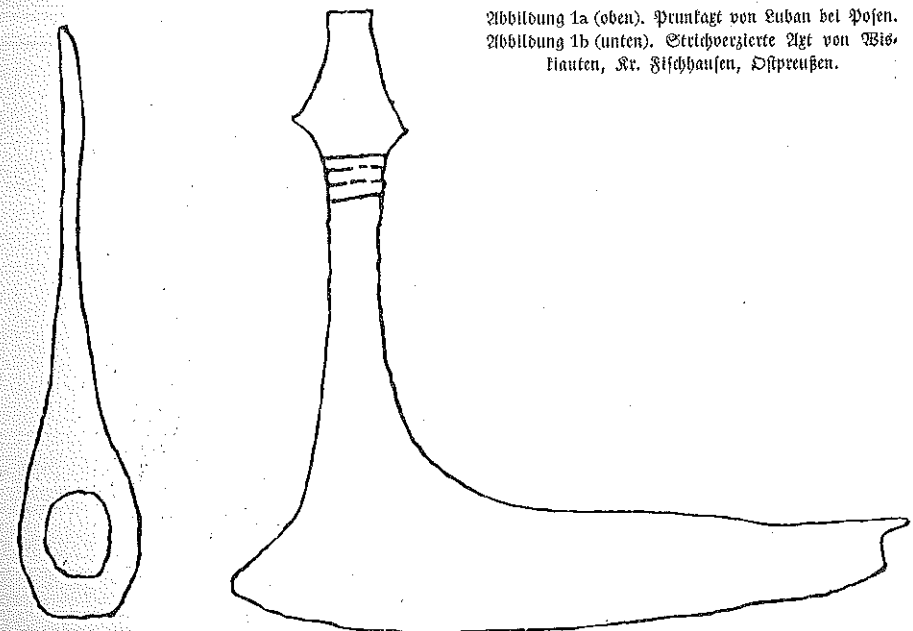
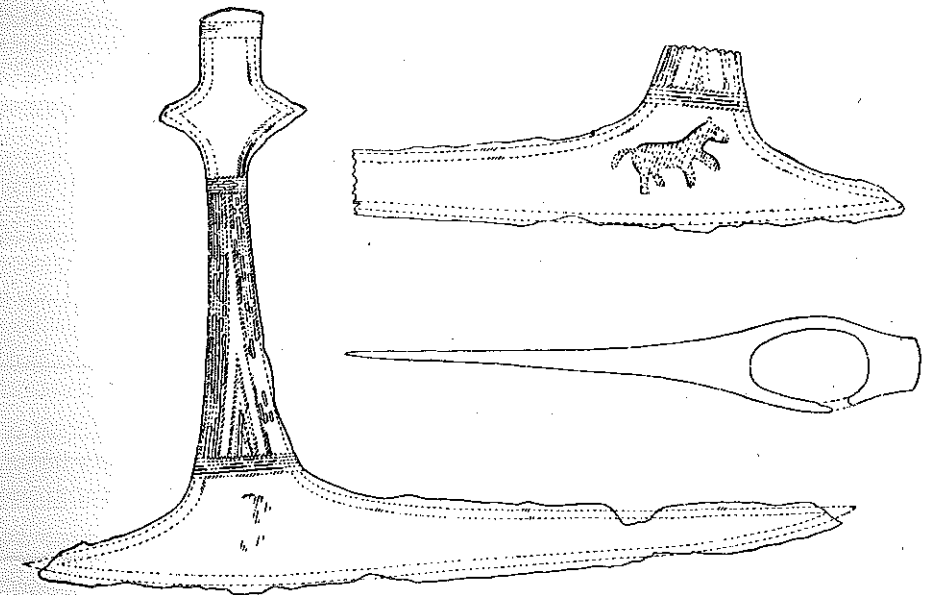


Abbildung 1a (oben). Prunkagt von Luban bei Posen.
Abbildung 1b (unten). Stichverzierte Agt von Bis-
купин, Kr. Biskupien, Ostpreußen.



Abbildung 2. Fundkarte der Ägte. ● Eisene Ägte der Wikinger. ▲ Prunkägte

von der Geburt bis zu seiner Mission erzählt, während auf dem rechten die Mission bei den Preußen dargestellt ist. Verschiedene Bilder sind zeitgemäß und ortsgebunden (31). Vor allen Dingen sind es die Szenen auf den Tafeln 89, 91, 95, 97 und 98 bei Goldschmidt.

Nach der Überlieferung und dem Quellenmaterial ist der Bischof Adalbert mit Unterstützung des polnischen Herzogs Boleslaw von Polen, der ihm ein Schiff mit 30 Kriegeren zur Verfügung stellte, von Gnesen aus nach Danzig gelangt (32). Nachdem er sich dort und in der Umgebung dieses Ortes kurze Zeit aufgehalten hat (33), bestieg er in Begleitung von den Kriegeren ein Schiff und fuhr an der Ostseeküste entlang ins Land der Preußen. Auf der Bronzezeit zu Gnesen ist von dieser Fahrt festgehalten, wie das Schiff mit den Drachenhäusern an beiden Steven an Land gerudert wird (34) (Abb. 3). Das Schiff ist sachmännisch richtig gezeichnet. Die Unterschiede zu westgermanischen Schiffsdarstellungen, so etwa von derjenigen an der Bronzezeit der Kathedrale von Winchester (35) (Abb. 4), sind gut zu erkennen. Was Fr. Hufnagel über die Unterschiede der west- und nordgermanischen Schiffe feststellt, trifft nämlich für das Schiff an der Bronzezeit zu Gnesen als ein nordgermanisches völlig zu: „Bei den westgermanischen Booten ist stets halbmondförmiger Längsschnitt und das Fehlen von Steven festzustellen, während die Bodenlinie des nordgermanischen Schiffes stets eine Gerade bildet und in deutlich hervorgehobene Steven ausläuft, die meist weit über das Ende des Schiffkörpers emporragen.“ Das Schiff (Abb. 3) mit den Drachenhäusern entspricht fast vollständig demjenigen auf dem Stadtsiegel von Bergen (36). Bemerkenswert ist das Vorhandensein von Ruderlöchern unterhalb der obersten Planke, wie etwa auf dem Dsebergsschiff. Vier Ruderlöcher sind deutlich erkennbar, so daß das Schiff mit mindestens 8 Rudereen bemant gewesen sein muß. Daraus dürfte man auf eine Schiffslänge von 10–15 m schließen. Schiffe dieser Art und Größe sind uns von Baumgarth, Kr. Stuhm in Ostpreußen; aus dem Vebasee, in der Nähe von Charbrow in Hinterpommern; von Frauenburg, Kr. Braunsberg in Ostpreußen und von Ohra, südlich Danzig, bekannt (37). Die



Abbildung 3. Bischof Adalberts Ankunft bei den Preußen. Nach A. Goldschmidt a. a. O. Tafel 89

Schiffe werden der Wikingerzeit zugeschrieben und sollen aus dem Norden stammen. Die zahlreichen Wikingerfunde in den vorhin genannten Gebieten, das Auftreten des Wikingerschiffes auf der Bronzezeit zu Gnesen und im polnischen Wappen rechtfertigen den Schluß, daß auch die bisher in Ostdeutschland zutage getretenen Schiffe, den dort siedelnden Wikingern gehört haben. Nach Art der Küsten- und Flußfahrzeuge sind die Schiffe flach gebaut worden. Ein solches Weichelschiff dürfte dem Zeichner des linken Flügels der Bronzezeit wohl als Vorlage gedient haben (38), obwohl er eine genaue Kenntnis von den größeren Drachenschiffen hatte, mit denen man die Meere befuhr. Infolge des Hervortretens der Hauptpersonen sind Mast und Segel gar nicht und ist die Besatzung des Schiffes kaum angedeutet.

Im Gegensatz zu dem Geistlichen im Schiff stehen an dem Ufer Krieger, die an ihrer Bewandung und ihren langen Schnurrbärten, mit den Schilden, Schwertern (Abb. 7) und Lanzen als alte Preußen zu erkennen sind.

Nachdem Adalbert schon mit der Missionstätigkeit (Taf. 90) bei den Preußen begonnen hat und anscheinend geduldet wird, da man im Glaubensleben weitherzig war, stehen sich auf Taf. 91 bei Goldschmidt plötzlich die Geistlichen unter dem Bischof Adalbert und die alten Preußen unter ihrem Anführer, vielleicht dem Eriven, von dem Peter von Dusburg berichtet (39), in abwartender Haltung und mit den Händen lebhaft gestikulierend, gegenüber (Abb. 5).

Symbolisch tritt dieser Gegensatz durch die Hoheitszeichen der zusammentreffenden Weltanschauungen zutage, die die führenden Personen in den Händen halten, den Bischofsstab und den langen Stab des Anführers der Preußen (40).

Verglichen mit den Lanzen der Krieger scheint dieser Stab eindeutig einen besonderen Charakter zu haben. Er hat zwar die Länge eines Lanzenstängels, ist aber um die Lanzen Spitze kürzer, dabei jedoch an der Spitze etwas verdickt. Der Stab ist wohl von dem Kampfstock, einer der ältesten Waffen des Menschengeschlechtes, der „hasta pura“, abzuleiten. Es ist also ein Wahrzeichen, das von der uralten Kultstätte, dem Ahnengrab und dessen Besitz unab-

hängig ist und deshalb auch außerhalb des eigenen Bezirks getragen werden kann (41). Ein solcher Holzspeer war der „regius contus“ der Langobarden (42). Dieser Stab wurde schließlich zu den Prunklanzen mit verzierten Spitzen, zum Heer- und Herrschaftszeichen (43). Eine solche verzierte Lanzenspitze trat uns schon in dem Fund von Eibau, Kr. Posen, entgegen. Andere kennen wir in großer Zahl aus Ostpreußen, dem Schauplatz der dargestellten Szene. Dort sind diese zwar in der Form etwas mehr gedrungener Lanzenspitzen ebenfalls an der Spitze mit Silberverzierung versehen (44) (Abb. 6). Der Zusammenhang mit den wikingschen Lanzenspitzen ist ohne weiteres nachweisbar, aber in gleichem Maße die bodenständige Art zu erkennen. Die verzierte Lanze war nicht die gewöhnliche Waffe eines einfachen Kriegers, sondern das Zeichen einer hohen Stellung eines Anführers. Sie war ein Zeichen des „Heils“, das vom Träger der Lanze vertreten wird. Bischof Otto von Bamberg, der in den Fußstapfen des Bischofs Adalbert wandelte, fand noch um 1125 in Wollin eine von den dortigen Bewohnern „verehrte göttliche Lanze“ an heiliger Stätte vor, wo dann dem heiligen Adalbert zu Ehren ein Bethaus errichtet wurde (45) (heute Peter- und Paulkirche). Es kann sich bei der Verehrung nur um eine ursprünglich germanische Kultstätte handeln, die an den Elamen übergegangen ist, da die Lanze nur bei ihnen und nicht bei den Slawen in dem Sinne Symbol war und verehrt wurde. Denn bemerkenswert ist die Bedeutung, die man der Lanze beimaß. Sie sei von göttlicher Art; nichts Vergängliches und Hinfälliges sei ihr vergleichbar, auf ihr beruhe offensichtlich die Sicherheit der Wolliner, der Schutz des Vaterlandes und die Gewähr des Sieges (46). In diesem Zusammenhang sei hingewiesen auf die vielen verzierten Lanzen der Wikinger, besonders auf die Zahnenlanzen, die alle in und auf Kirchen entdeckt worden sind (47). Die Kampf- und Heilszeichen, die auch Symbole der Religiosität der Germanen waren, wurden nämlich in heiligen Hainen, an Opferstätten und später im Heiligtum aufbewahrt. Die katholische Kirche hat in den meisten Fällen an den gleichen Stätten ihre Kapellen und Kirchen errichtet (48), die germanischen Feld- und Heilszeichen übernommen und ihnen dabei eine andere Deutung gegeben (49). So ist ein Bischofsstab aus dem Grab des Bischofs Ralph Glambard (1099–1128) in Durham, England, hinsichtlich der Ausführung und Verzierung mit dem Runensteinier ganz wie eine wikingsche Lanzen Spitze des 11. Jahrhunderts gehalten. Bekannt ist die vergoldete Königs Lanze von Ungarn, die nach Rom gelangte und am Grabe des Apostelfürsten Petrus in der Peterskirche aufbewahrt wurde (50). Besonders große Bedeutung hatte die heilige Lanze als Symbol des „heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation“, die durch Anbringung eines sogenannten Nagels, der angeblich vom Kreuze Christi stammt, zur Reichsreliquie der katholischen Kirche wurde. Eine Nachbildung (51) derselben wurde dem Herzog Boleslaw von Polen als „patricius“ überreicht (52).

Nach den auf Abb. 5 dargestellten, anscheinend heftigen Auseinandersetzungen der beiden verschiedenen Anschauungen auf dem Marktplatz in der Nähe eines befestigten Gehöftes, das von einem davorliegenden Hügel überragt wurde, lehnten die alten Preußen die Mission unter Drohungen ab. Bischof Adalbert mußte sich mit seinen Begleitern zurückziehen. Nach der Überlieferung ist Bischof Adalbert dabei von den Preußen verfolgt worden. Der Führer der Verfolger hatte dem Berichte zufolge einen Bruder durch die Polen verloren (53). Das wirkte sich jetzt verhängnisvoll für Adalbert aus, da er auch noch mitgeteilt hatte, daß er mit Unterstützung des Polenherzogs gekommen sei (54). Und verbarg sich etwa hinter dieser, von dem Polenherzog unterstützten Mission eine politische Absicht, in Preußen festen Fuß zu fassen (55)? Dieser Anführer der Verfolger, der auch als Priester bezeichnet wurde, ließ Adalbert, nachdem er vorher geschlagen worden war und unter mißachtenden Gebärden der Krieger noch eine Messe hatte zelebrieren können (Zaf. 92), auf einen Hügel führen – wo im allgemeinen geopfert wurde – und warf dann als erster seine Lanze auf den Bischof. Sechs weitere Lanzenstücke erhielt Adalbert durch die Begleiter des Anführers. Schließlich wurde der Bischof mit der Axt enthauptet (Abb. 8). Aus dem ganzen Vorgang des Nachsehens und Tötens, wie des Kopfschneidens in der folgenden Szene, dürfte man an die nordgermanische Blutrache und an einen rituellen Mord, an ein Mordlingswerk denken.



Abbildung 4 (oben). Schiffsdarstellung auf der Bronzetafel der Kathedrale von Winchester. Nach Romola und H. G. Anderson. The Sailing-Ship 1926, Tafel 2. Abbildung 5 (unten). Bischof Adalberts Auseinandersetzung mit dem Anführer der Preußen. Nach H. Goldschmidt a. a. D. Tafel 91

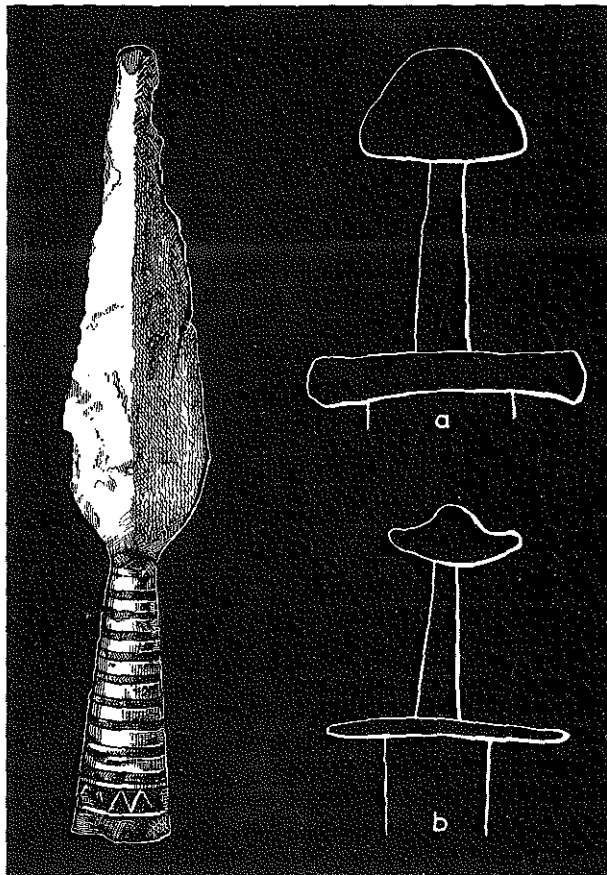


Abbildung 6. Verzierte Lanzen- spitze von Laptan, Kr. Bilsch- haufen, Ostpr. Abbildung 7a. Schwert aus Dollseim, Kr. Bilsch- haufen. Abbildung 7b. Schwert aus der Weichsel bei Marien- werder

Abbildung 8 (rechts nebenste- hend). Bischof Adalberts Ent- haupfung. Nach A. Goldschmidt a. a. O. Tafel 95

Zunächst ist noch die Art, die bei der Enthauptung benutzt wird, näher zu betrachten. Es gibt ja die verschiedensten Formen von Äxten, bei denen man die Herkunftsfrage der einzelnen Typen genau festlegen kann (Abb. 9). Die Art, mit der Bischof Adalbert getötet wird, ist eine Bart-Äxt mit Widerhaken an der der Schneide gegenüberliegenden Ecke. Diese form- verzierte Äxt (56) kommt weder bei den Tschechen, noch bei den Polen oder Litauern, sondern besonders im Kreise Bilschhausen des Samlandes und dann auch auf Gotland vor. Es ist die gleiche Erscheinung, die wir vorhin bei den andern Waffen haben feststellen können. Immer wieder zeigt sich im Fundmaterial des 10. und 11. Jahrhunderts bis zur Ordenszeit, daß das alte Preußenland in enger Anlehnung an den Norden dem Vordringen der slawischen Völler seine Eigenwilligkeit und Selbständigkeit entgegensetzte, ja ein festes Bollwerk bildete, das sich auch in den folgenden Zeiten den Slawen gegenüber behauptete. In allen Gebieten des alten Preußenlandes sind sowohl Breit- als auch Bartäxte durch langen schmalen Hals und durch Langziehen der Schneide gekennzeichnet. Doch wie gesagt, allein im Samland wurden die verschiedenen Abwandlungen dieser Bartäxte mit Betonung und Verzierung der der der Schneide gegenüberliegenden Ecke gefunden. Das ist ein Zeichen dafür, daß diese Äxt gerade dort beliebt war. Für die Frage nach dem Ort des Martyriums des Bischofs Adalbert, wie für die Ursprungsfrage der Äxt ist diese Feststellung sehr wichtig.

Auf dem folgenden Bild der Bronzefür (Abb. 10) ist ein Baum mit gedrungenem, knorrigen Stamm, der eine runde Baumkrone mit fünfzippeligen Blättern trägt, dargestellt. Es kann

in diesem Falle nur eine Eiche sein im Gegensatz zu dem schlanken Stamm, auf den das Haupt des Bischofs Adalbert gesteckt ist. Zwischen Eiche und Baumstumpf scheint die Leiche auf einem Brett aufgebahrt zu sein. Im Hintergrund sitzt in der Spitze eines kleineren Baumes ein Vogel, wohl ein Habicht, in Seitenansicht dem gepfählten Kopfe zugewandt. Die Legende berichtet, daß ein Adler die Wache hielt, damit der Kopf nicht anderen Vögeln zum Fraße diene. Nach den Berichten wurde das Haupt auf einen Pfahl gesteckt und der kopflose Körper ins Wasser geworfen (57). Die ganzen Umstände der Enthauptung und des Kopfsählens in der eigenartigen Umgebung, wie das Versenken des Körpers ins Wasser weisen auf Bestrafung für ein Morddingwerk und auf eine Kult- und Thingstätte im Sam- lande hin. W. Gaerte (58) schreibt: „Um zur Kenntnis der altpreussischen Kultorte zu ge- langen, stehen uns zwei Wege zu Gebote: Das literarisch überlieferte Material und die Bodenaltertümer. Wenn wir die erstgenannten Belege überblicken, so fällt sofort ins Auge, daß fast immer eine Eiche oder Tanne, also ein heiliger, dem jeweiligen Gotte geweihter Baum und ein großer Stein davor im Kult eine Rolle gespielt haben. Ausführlich berichtet Prätorius Ende des 17. Jahrhunderts von einem offenen Heiligtum an der Jamaitischen Grenze: „Auf der Seite nach Jamaitischen wird eine Eiche, dabei etwa fünf Schritt davon ein ziemlich großer Stein. Nicht weit von dem Stein ist eine hohe Stange zum wenigsten acht Klafter hoch gesetzt, worauf ein Liegenfell ausdehnt, über dessen Haupt ein großer Pusch von allerhand Getreide auch Kraut gemacht gewesen.“ ... Es ist nun interessant zu be- merken, wie sich die literarischen Zeugnisse mit den Bodenaltertümern decken. Im Jahre 1924 ist im Kreise Johannisburg eine Stätte entdeckt worden, die wir als Kultplatz der alten Preußen ansprechen dürfen. Der ganze Platz, im Walde gelegen, ist kreisförmig, und mißt im Durchmesser 20 Meter. Auf seiner Peripherie standen einst – heute sind sie umgefallen – spitz zulaufende etwa 1 Meter hohe Steine, zwischeneinander einen gemäßigten Zwischen- raum lassend. Inmitten des Kreises befindet sich der Stumpf einer uralten Tanne, davor ein großer platter Stein.“ Der kurze Bericht des Prätorius und der Befund der Bodenalter- tümer bestätigen in jeglicher Hinsicht das vorhin Gesagte über die Stätte der Baum- und Pfahlverehrung des Ahnentumes. Auch sonst wird von der Baum- und Pfahlverehrung der



Wikingen in ihrer Heimat, wie in den slawischen Gebieten berichtet (59). Immer wieder hören wir, wie vor der Eiche Opfer gebracht und Feuer gebrannt werden (Abb. 11). Und wie wir weiter sehen werden, muß Adalbert verbotenermaßen einen heiligen Hain betreten, oder Baumsfrevel oder sonst ein Kultverbrechen begangen haben (60).



Gotland, 10.-11. Jahrhundert

Art von Enefen

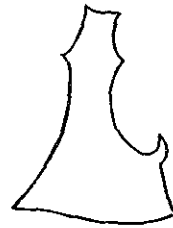


Abbildung 9. Ostpreußen, Samland, 10.-12. Jahrhundert. Bartägte mit Verzierung der der Scheide gegenüberliegenden Ecke

Nach dem Friesen- und Sachsenrecht wurde nämlich eine Verletzung der Kultstätte als Meidingswerk angesehen und mit dem Opfertod geahndet (61). Wer an dem heiligen Platz frevelte, war vargr i véum (Wolf im Heiligtum) (62). Als der Missionar Willehad in Sachsen an den Götterbildern sich vergriß, ließen die Eingeborenen ihn peitschen und verurteilten ihn zum Tode. In Schweden wurde um 1030, also zur Zeit Adalberts, der englische Glaubensbote Wulfred, der ein Kultbild des Thor auf dem Thing in Stücke geschlagen hatte, durch zahllose Hiebe und Stiche des erbitterten Volkes getötet. Den Leichnam verstümmelte man und versenkte ihn in einen Sumpf (63). Adam von Bremen berichtet, daß die Missionare unter den „Sambi vel Pruzzi“ (Samländer oder Preußen) sich frei bewegen konnten, nur der Zutritt zu den heiligen Hainen und Quellen, von denen sie glaubten, daß sie allein schon durch die Gegenwart der Christen beschmutzt würden, sei ihnen verwehrt (64). Die Religiosität der Preußen wie der Wikingen wurde hauptsächlich von der Gestaltung des Kultlebens bestimmt. Darum hielt man gegen fremde Einnischung in das Kultleben stets Wache und schreckte nicht davor zurück, jeden Frevel, der die Bedingung für den Bestand dieses Lebens in Frage stellte, streng zu ahnden (65). So ist das ganze Vorgehen gegen den Bischof sehr erklärlich.

Das Versenken des Körpers in einen Sumpf oder in ein Gewässer, von dem schon berichtet wurde, war alter Brauch (66) und ist darum bei Adalberts Tötung ohne weiteres zu verstehen. Aber auch das Verfahren, das vom Rumpf getrennte Haupt auf einen Pfahl zu speißen, war altüberkommen und wurde meist als Strafe für Baumsfrevel gelbt (67). So heißt es z. B. verschiedentlich in den Beisitzern Niedersachsens „wann einer eine eiche den poll abhauete, was seine strafe? resp. dem soll man den kopf abhauen, und in die stelle setzen.“ (68) Auf Grund des verübten Meidingswerkes wurde der Bischof Adalbert als Meidling (69) angesehen und sein Haupt wurde zum Meidkopf, um vor weiteren ähnlichen Vorfällen abzuschrecken. Die Sitte der Meidköpfe war in Norddeutschland und in Skandinavien weit verbreitet (70).

Wie gesagt, verehrten die alten Preußen den heiligen Hain und besonders die Eiche, die dem Donnergott Perkunas geweiht war und sich auch auf den Kultstätten befand (71) (Abb. 11). Während Wikingen und Preußen im Glaubensleben tolerant waren (72), zeigten sie sich im Kultleben als sehr empfindlich. Diese empfindliche Seite muß demnach der Bischof

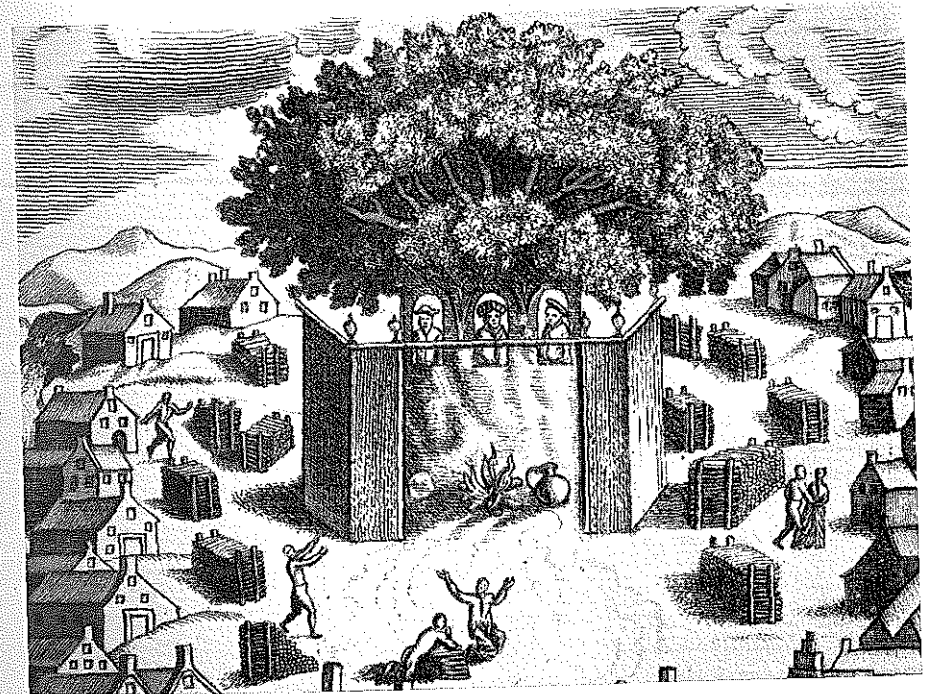
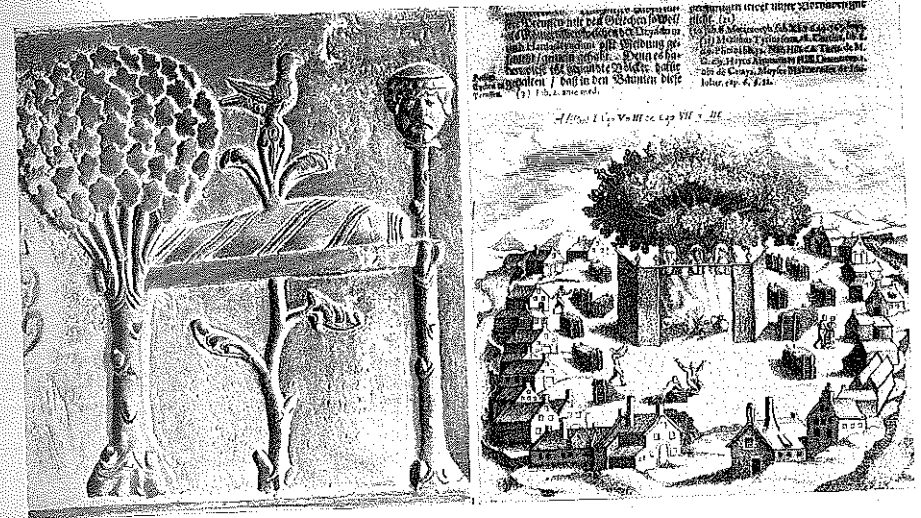
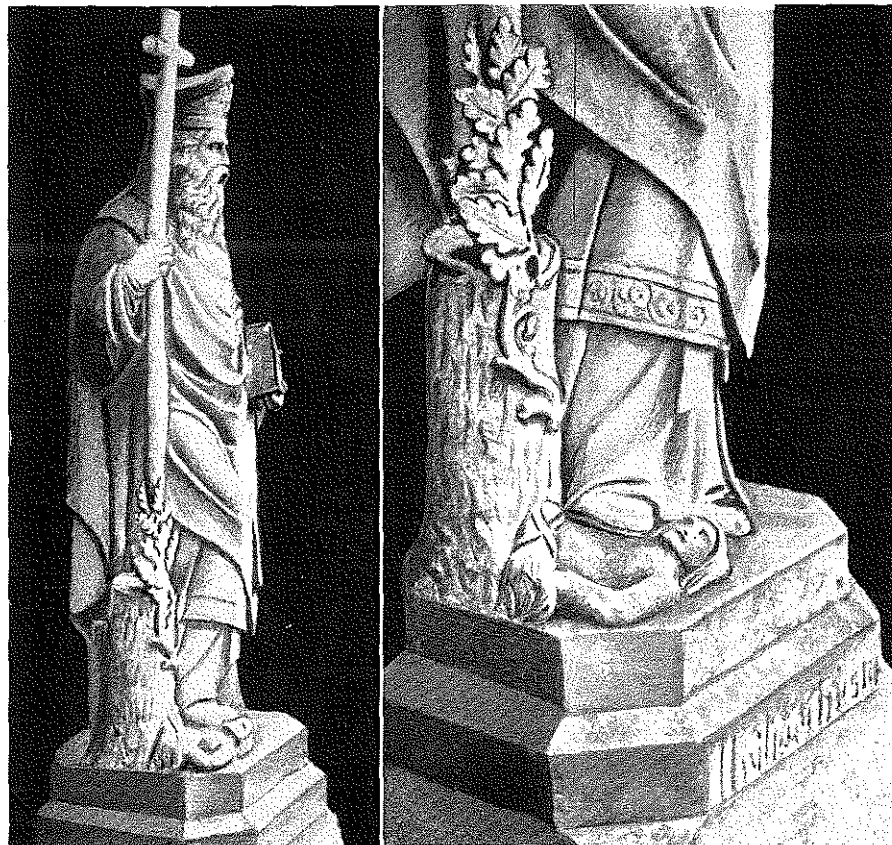


Abbildung 10 (oben links). Auf altpreußischer Kult- und Gerichtsstätte. Nach A. Goldschmidt a. a. O. Tafel 97. Abbildung 11 (unten). Die heilige Eiche zu Romove in Ostpreußen mit den drei Gottheiten und dem Feuer. Nach Chr. Hartnoch, Alt- und Neues Preußen, 1684, S. 116

Adalbert durch Wort oder Tat nach Ansicht der alten Preußen frevelnd verletzt haben. Dafür hat er nach Landesitte die darauffstehende Strafe auf der Gerichts- und Thingstätte erlitten. Kult- und Thingplatz hingen aufs engste miteinander zusammen, da jede Rechtsprechung einen religiösen Akt darstellte (73). Daß Adalbert schon im Lande des Pommerellenfürsten an einer alten Kultstätte gepredigt hat, ist überliefert (74) und auch sonst allgemein



Brauch bei der Mission der Germanen gewesen (siehe die heilige Eiche von Geismar). Wie der Baumschmelz von Seiten der Kirche als eine besondere Tat verherrlicht wurde, zeigt eindeutig das Kilianstandbild in Würzburg (Abb. 12). Abt Kilian pflanzt auf den Stumpf einer gefällten Eiche das Kreuz auf, während er den Fuß auf die Brust einer Frau, der Mutter Erde, setzt, aus deren Schoß die Eiche wächst (75). Adalbert hätte sich als Missionar über die Tragweite seiner Handlungswelt im Klaren sein müssen. Er hat das Martyrium gesucht und hat es gefunden (76).

Die Verbindung zwischen dem Stab des Erwin und der Kult- und Thingstätte ist eindeutig und sinnvoll. Im Zusammenhang mit diesen Ereignissen im Samland steht wohl einerseits die Überlieferung, daß das Haupt Adalberts bei der Rückbringung durch einen in Pomerellen wohnenden preussischen Kaufmann in einer hohlen Eiche versteckt worden war, und wohl andererseits auch die Bezeichnung des Klosters „Bei der Eiche“, wie Längenheim (77) annimmt. Zum Schluß der Betrachtung dieser Bilder auf der Bronzefür zu Gnesen sei noch auf das folgende Bild (Abb. 13), (Tafel 98 bei Goldschmidt) hingewiesen, da es auch sehr aufschlußreich ist. Die Preußen verkaufen den Leichnam des Bischofs Adalbert an den Herzog Boleslaw von Polen. Dabei bedienen sie sich einer Waage, mit der das Geld nach Art des Hack-silbers, das in der Zeit bei ihnen und den Wikingern noch bis ins 12. Jahrhundert als Zahlungsmittel galt, abgewogen ward. Solche Waagen (Abb. 14) sind in Ostpreußen (78), wie



Abbildung 12 (links). Standbild des hl. Kilian zu Würzburg. Nach H. Detering, Die Bedeutung der Eiche seit der Vorzeit, 1939, S. 149. Abbildung 13 (oben). Die Preußen verkaufen Adalberts Leichnam an den Herzog von Polen. Nach H. Goldschmidt a. a. O. Tafel 98

im Reichsfel- und Obergerbiet vielfach gefunden, aber ihre größte Häufigkeit ist gerade im Samland festzustellen.

Während das Geld abgewogen wird, stehen sich der Herzog Boleslaw mit seinem Gefolge und der Anführer der Preußen mit seinen Begleitern, beide mit den Händen gestikulierend, gegenüber. Zu beiden Seiten sind jeweils sechs Personen dargestellt. Die Unterschiede der Personen sind gut gekennzeichnet. Die Preußen haben wieder lange Schnurrbärte, sind mit dem Bamsrock, der bis an die Kniee reicht, bekleidet und halten ihre kleinen spitzovalen Schilde. Der Herzog trägt eine Krone auf dem Haupte und, mit einigen seiner Höflinge, den langen Umhang. Hinter dem Herzog steht ein Höfling mit einem Stäbchen und mit einem an die Schulter gelegten Schwerte. Diese Darstellung ist insofern wichtig, weil daran die deutsche Art zu erkennen ist, wie das Reichsschwert – so auch das Mauritiuschwert – dem Kaiser bei feierlichen Anlässen vorangetragen wurde (79). Der Herzog von Polen vertrat in diesem Falle als „patricius“ den Kaiser Otto und dessen Sache, die von Magdeburg, dem Mittel- und Ausgangspunkt des Mauritiuskultes auch in politischer Hinsicht den ganzen Osten in die deutsche Reichspolitik einbezogen (80). Die beiden letzten Szenen bringen die Überführung des Leichnams und die Beisetzung desselben im Dom zu Gnesen.

Für die Beurteilung der Bronzefür zu Gnesen ist die Betrachtung der Einzelheiten und die sich daraus ergebenden Folgerungen ungemein wichtig. Der Künstler, der den Entwurf für

den rechten Flügel der Bronzetür gemacht hat, muß die Gegend an Ort und Stelle nicht nur besucht haben, sondern selbst aus dem Gebiet der Altpreußen stammen; denn sonst würde er niemals solche ortsgebundenen Eigenarten, wie etwa die an einer im Samland vertretenen Art haben zeichnen können. Vor allem aber das starke wikingische Gepräge, das im ganzen Preußenlande – am stärksten im Samland – in Erscheinung tritt, hätte niemals so genau festgehalten werden können.

Man gewinnt den Eindruck, daß im Samland, im Kreise Fischhausen, eine Stätte wie die Raup mit dem großen Wikingergräberfeld Ort der Handlung, des Marktes mit dem befestigten Gehöft, gewesen sein könnte. In diesem Zusammenhang dürfte auch für die Historiker die Frage geklärt sein, daß der Ort des Martyriums nicht bei Danzig, bei Kulm oder sonstwo, sondern nur im Samland liegen kann.

Was nun die einzelnen Szenen, die hier betrachtet wurden, über den Künstler und seine Umgebung aussagen konnten, trifft auch für die übrigen Bilder des rechten Türflügels zu, da derselbe in einem Stück gegossen ist. Es sei noch einmal bemerkt, daß der rechte Türflügel sich von dem linken hinsichtlich des Stils, des Inhaltes der Szenen, wie der technischen Behandlung wesentlich unterscheidet.

Schon Goldschmidt hat festgestellt, daß man in Sachsen nichts findet, was dem Gnesener Relief stilistisch irgendwie nahekommt. Auch die Bronzetüren von Hildesheim (81) und Verona (82) stehen mit denen von Gnesen in keinem ursprünglichen Zusammenhang. Goldschmidt verweist auf einige Handschriften, die sich im Domstift zu Gnesen befinden, und von denen die eine in der Überlieferung das Messbuch des heiligen Adalbert genannt wird und wohl böhmischen Ursprungs ist. Ich sehe auch in dem Evangeliar aus dem Ende des 11. Jahrhunderts (83) (1085–1090) keinen zwingenden Hinweis für einen Zusammenhang mit den Darstellungen auf der Bronzetür zu Gnesen, zumal Waffen und Tracht der Krieger nicht in gleichem Maße wie auf den Szenen der Bronzetür zu Gnesen mit den Ergebnissen der Frühgeschichtsforschung übereinstimmen. Wenn auch die Umrahmung der Bilder an der Bronzetür fremd anmutet und der christlich-orientalischen Kunstströmung entspricht, so zeigt sie doch hinsichtlich des Rankenwerkes und der Tierdarstellungen eine nordgermanische Art, die uns in der gleichzeitigen Kunst des Nordens nicht unbekannt ist. Es spricht alles dafür, daß der Künstler, der die Szenen entworfen hat, aus dem Preußenland stammt, und es spricht vieles dafür, daß dieser rechte Türflügel in Magdeburg – auch unter Heranziehung von Handwerkern aus dem Preußenland – gegossen worden ist, wo im 12. Jahrhundert einerseits der monumentale Bronzegegüß gepflegt und von wo aus andererseits die von Otto dem Großen gestellten Aufgaben im Osten wieder besonders eifrig betreut wurden. Trotzdem können Künstler und Handwerker auch aus anderen Gegenden mit denen Magdeburg in kirchlicher Verbindung stand, für die Fertigstellung der ganzen Tür hinzugezogen worden sein. So haben wir in dem rechten Flügel der Bronzetür zu Gnesen ein wichtiges Dokument der ältesten Darstellungen großer Ereignisse mit weitreichenden Verbindungen im deutschen Osten zu sehen.

Bei unserer Betrachtung der Bronzetür haben wir diese aus ihrer engen Umgebung, dem Portal, gelöst, so daß sie wie ein abgetrenntes und daher ihres pulsierenden Lebens beraubtes Glied erscheinen möchte. Auch in Gnesen an Ort und Stelle angeschaut, kommt sie in dem spätgotischen Ziegelbau, der in der äußeren und inneren Erscheinung durch Bauausführungen des 17. und 18. Jahrhunderts beeinflusst ist, nicht zu der ihr gebührenden Geltung (84); denn man hat diese Türe aus dem einstigen romanischen Portal in diesen Bau hinübergerettet. Schon bei den Germanen hatte die Tür mit dem Ring an dem Heiligtum eine besondere Bedeutung. Wie zum Beispiel an der Tür des Heiligtums zu Hlade die Norweger auf den Ring unter Anruf Thors ihre Eide ablegten, taten es die Asen auf die Ringe an dem Tore Walballs und des frühen Niflheim (85). Es gibt eine ganze Zahl solcher frühmittelalterlichen Kirchentüren, die die alte Überlieferung der Heiligtümer fortsetzten, mit bildlichen Darstellungen aus der Sagenwelt und dem germanischen Glaubensleben in Holz geschnitten oder aus Eisen geschmiedet (86). Diese Türen muß man im Zusammenhang mit dem Portal betrachten, um sie ganz zu verstehen. Für den mittelalterlichen Menschen nämlich war das

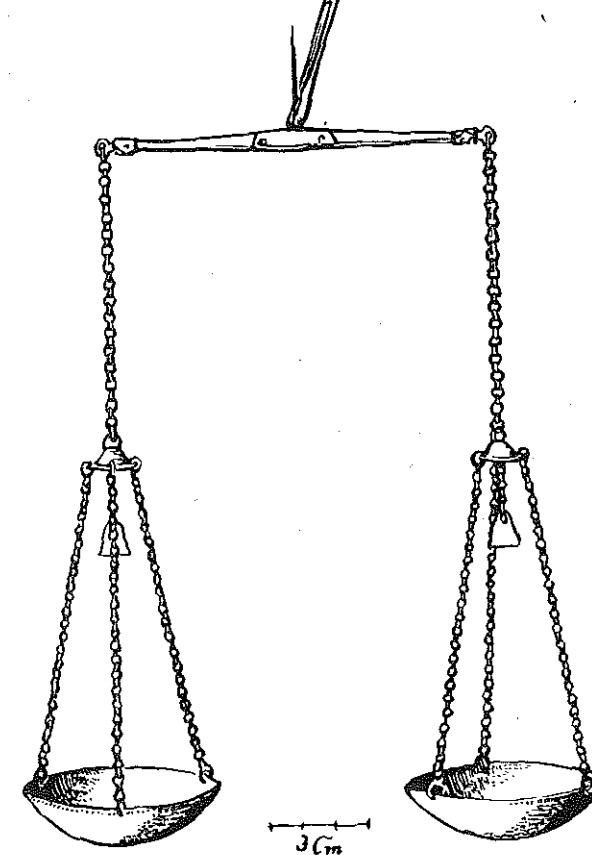


Abbildung 14. Waagschale aus Eislithen, Kr. Fischhausen. Nach B. Gaerte, *Urgeschichte Ostpreußen*, S. 335

Portal nicht nur ein Eingang in die Kirche, sondern es gab zugleich den Hintergrund ab für einen wichtigen Platz vor der Kirche. Wie später der erhöhte Altar in der Apsis der gotischen Kirche, wollte die Bronzetür mit ihren vielen Bildern in dem romanischen Stufenportal bei besonderen Anlässen in andächtigem Verweilen angeschaut sein. Die Einwohnerschaft der Stadt, die Gemeinde, das Volk hat sich bei Festlichkeiten, bei Handlungen weltlicher und kirchlicher Art auf dem Platz vor dem Stufenportal eingefunden (87). Hier war eine Stätte des mittelalterlichen Gerichts (88). Dort wurden Verlöbnis und Ehe geschlossen. Dort fanden Staatshandlungen statt. Bei allen diesen Ereignissen und Handlungen war das Portal mit den bronzenen Türen nicht „Schmuckwand und Raumgrenze, sondern eine Wert-verleihende, ja eine Wert-gebärende Wand“ (89). Wie bei den germanischen Heiligtümern die geschnitzte Tür, bildete hier die Bronzetür mit ihren zahlreichen Bildern gleichsam ein Programm der Stätte, zu der sie hineinführte.

Das war in Gnesen die Stätte, zu der Kaiser Otto III. im Jahre 1000 wallfahrte. Es wird auch die Stätte gewesen sein, wo der Polenherzog Boleslaw Chrobry durch Verleihung einer Nachbildung der heiligen Lanze (jetzt im Domstift zu Krakau) zum „patricius“ des Kaisers ernannt wurde, damit er ihn in staatlichen und kirchlichen Angelegenheiten vertrete (90). Dieser Akt war ein Sinnbild der engen Bindung Polen an das Reich, dessen Gesicht in diesen Jahrhunderten gerade auch nach dem Osten gewandt war.

(1) Leipzig 1939. – (2) H. Jankuhn „Zur Entstehung des polnischen Staates“, *Kleiner Blätter* 1940, S. 73 ff. – (3) H. Jankuhn, *Der Wikingereisend aus Eibau in der Prov. Posen*, *Mischleiten* V, 1934, S. 309 ff. – Hinsichtlich der Ausstattung könnte man dem Grab von Eibau dasjenige von Barnhof bei Mewe zur Seite stellen. B. La Baume in *Volk und Rasse* I. 1926, Abb. 7. – K. Langenheilm in *Eiblinger Jahrbuch* 11, 1933, Abb. 9. – (4) P. Paulsen, *Art und Kunst*, S. 34 f. u. Fundkarte II. – (5) Vgl. G. Sappoff, *Zur Entstehungsgeschichte des*

polnischen Staates. Zeitschr. d. Ver. f. Geschichte Schlesiens, Bd. 70, 1936, S. 414 ff., mit einem umfangreichen Literaturbericht. — (6) Przeglad Archeologiczny, Posen 1937, Bd. VI, Taf. 11, 2. — (7) P. Paulsen, Art und Kreuz, S. 135 ff. — (8) P. Paulsen a. a. D., S. 80 ff. und Fundkarte XII. — (9) P. Paulsen a. a. D., Fundkarte XIa und b. — (10) P. Paulsen a. a. D., S. 228 f., 241 f. — (11) R. Vogt, Die Burg in Böhmen bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. Anstalt f. jüdetendeutsche Heimatforschung 1939. — (12) H. Ulfenwold, Die Burgverfassung in der Vorgeschichte und Geschichte Schlesiens, 1938. — R. Langenheilm, Die Bedeutung der Wikinger für Schlesiens Vorgeschichte. Mitteilungen 6, 1936, S. 273 ff. — Sehr wichtig die Ausgrabungen von Oppeln durch Kassehe. — Fr. Schilling, Ursprung und Frühzeit des Deutschtums in Schlesien und im Land Lubus. 1938, S. 2 ff. — E. Petersen, Der Dre Nimpsch und seine Bedeutung für Schlesiens Frühgeschichte. Jomsburg I, 1937, S. 11 ff. — Derselbe, Die germanische Frühzeit des Ostens im Lichte des neueren Schrifttums zur Vor- und Frühgeschichte. Jomsburg II, 1938, S. 384 ff. — (13) Vgl. dazu auch Untersuchungen über das Pfalzengeschlecht und den sonstigen Adel germanischer Herkunft in Schlesien. — F. v. Heydebrandt, Die Bedeutung des Hausmarken- und Wappentums für schlesische Vorgeschichte und Geschichte Mitteilungen 6, 1936, S. 339 ff. — Derselbe, Die bildlichen Darstellungen auf Prunkwaffen germanisch-slawischer Siedlungsgebiete und ihre Bedeutung für die genealogische Geschichtsforschung Mitteilungen 8, 1939, S. 139 ff. — (14) In diesem Zusammenhang ist hinzuweisen auf mehrere Schwertfunde dieser Gegend. Vgl. J. Kostjzewski, Quatre épées de fère des Vikings trouvées en Grande-Pologne. Liber Saecularis Dorpat 1938, S. 278 ff. — So schreibt H. A. Knorr über „Häufelberfunde im Weichsel- und Warthegebiet“. Mannus 1940, S. 438: „Die Gruppierung um Gnesen-Posen herum ist in erster Linie der Ausdruck einer außerordentlichen Bedarfsquelle, die im Herz des großpolnischen Reiches nicht auffällig wirkt.“ S. 437: „Die ersten Träger des Handels (im 10. Jahrhundert) waren, und das können wir jetzt aus den jüngsten Ergebnissen sicher entnehmen, wohl in erster Linie Schweden und Gotländer. Für sie war der Weichselweg für einen Handel mit Posen und Gnesen der geeignete.“ — (15) F. Schmöckel, Rastenkunde der Altslawen, 1939, S. 35 f., 37, 43, 58 ff. — (16) E. Wienecke, Untersuchungen zur Religion der Westslawen, 1940. — Ebebe Palm, Wendische Kultstätten. Lund 1937. — (17) J. Kostjzewski u. a. Gnieszno w Zaranie ebiejów, Posen 1939. — (18) Neue wertvolle Erkenntnisse wird uns wohl noch die Untersuchung des wikingerischen Gräberfeldes unter dem jüdischen Friedhof in Lutomiersk bei Elzmannstadt bringen. — (19) R. Langenheilm, Spuren der Wikinger um Truso. Elbinger Jahrb. XI, 1933, S. 262 ff. Weitere Literatur über Wikinger in Ostdeutschland siehe: R. Langenheilm, Die neuen slawischen und wikingerischen Bodenfunde in Ostdeutschland. Jomsburg I, 1937, S. 198 ff. — R. Langenheilm, Nochmals „Spuren der Wikinger um Truso“, Gothistanda II, S. 52 ff. — (20) Dr. Ehrlich und W. Neugebauer, Festschrift zur 4. Reichstagung für Vorgeschichte in Elbing, 1937. — (21) R. H. Wilde, Die Bedeutung der Grabung Wollin, 1934, 1939. — (22) W. Unverzagt und H. Braßmann, Jantoch, eine Burg im deutschen Osten, 1936. — (23) J. Kostjzewski u. a., Gród praslowski w Biskupinie. Posen 1938. — (24) H. Jänichen, Die Wikinger im Weichsel- und Oberrhein, 1938, S. 41 ff. und Karte. — (25) G. Sappel, Die Anfänge des Bistums Posen und die Reihe seiner Bischöfe von 968–1498 in: Deutschland und der Osten, Bd. 6, 1937. — A. Braßmann, Magdeburg als Hauptstadt des deutschen Ostens im frühen Mittelalter, 1937. — Derselbe, Die politische Bedeutung der Mauritius-Verehrung im frühen Mittelalter. Sitzb. Ber. d. Preuss. Akademie d. Wiss. Phil. hist. Kl. 1937, XXX. — Derselbe, Kaiser Otto III. und die staatliche Umgestaltung Polens und Ungarns. Abh. d. Preuss. Akademie d. Wiss. Jg. 1939. Phil. hist. Kl. Nr. 1, 1937. — (26) H. Goldschmidt, Die Bronzefiguren von Nowgorod und Gnesen, 1932. — J. Kotte, Die Kunstidentitäten des Regierungsbezirks Bromberg, 1897, S. 85 f. — (27) P. Paulsen, Art und Kreuz, S. 115 ff. — (28) Darüber an anderer Stelle. — (29) Darüber wird der Verf. demnächst eine größere Untersuchung veröffentlichen. — (30) A. Goldschmidt, Die Bronzefiguren zu Nowgorod und Gnesen, S. 27 ff. — (31) A. Goldschmidt, Die Bronzefiguren von Nowgorod und Gnesen, Tafel 89 ff. — (32) H. G. Voigt, Adalbert von Prag, 1898, S. 149 ff. — (33) R. Langenheilm, St. Albrecht bei Danzig — eine vorchristliche Kultstätte. Gothistanda 1, 1939, S. 65 f. — (34) Die gleiche Darstellung des Schiffes finden wir im polnischen Wappen des Geschlechtes der Korab. Fr. Pictosinski, Rycerstwo polskie. Krakau 1891, I–II, S. 584. — (35) Fr. Hufnagel, Der weßgerm. Schiffbau. Germania 1940, S. 219 f. — (36) Über Schiffe mit Drachentöpfen vgl. R. Mielke, Reidschiffen und Reidsymbole. Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 1932, S. 179 ff. — P. Paulsen, Steuerverzierung eines Wikingerschiffes aus der Schelde bei Termonde. Germania 1939, S. 385 ff. — (37) H. Conwentz, Das Wikingerboot von Baumgarth. Bl. f. deutsch. Vorgesch. Danzig 1924, Heft 2. — Fr. D. Busch und H. Docter, Germanische Seefahrt, 1935, S. 248 ff. — D. Dienau, Ausgrabung und zeichnerische Wiederherstellung d. frühgeschichtl. Bootes vom Ufer des Lebaesee bei Lebaesee, Kr. Lauenburg i. Pomm. Monatsbl. d. Ges. f. pomm. Gesch. u. Altertumskunde, 53, 1939, S. 145 ff. — (38) Obwohl bisher nur eine vollständig erhaltene Steuerverzierung zutage getreten ist, dürfte man trotzdem annehmen, daß auch Oder- und Weichelschiffe solche Verzierung getragen haben können. — (39) W. Gaerte, Ur-geschichte Ostpreußens, S. 362: „Den Erimen verehrten sie als Papst, weil er, wie der Papst, die ganze Kirche der Gläubigen regiert, so nach seinem Willen und Befehl nicht nur die genannten Völker (Preußen), sondern auch die Litauer und andere Völker Livlands regiert wurden. Er hatte ein solches Ansehen, daß nicht nur er selbst oder jemand seines Blutes, sondern auch irgend ein Vögte, der mit seinem Stabe oder irgend einem anderen Kennzeichen in das Gebiet der genannten kam, von den Königen, den Edlen und dem gemeinen Volke ehrerbietig aufgenommen wurde.“ — (40) Die Gegenstände treten dadurch noch mehr hervor, daß die übrigen Krüge nicht, wie auf den vorhergehenden Bildern, bewaffnet sind. Nach dem Bericht des Kanaparius heißt es bei Voigt a. a. D. S. 163: „Hatte es für etwas Großes“, sagten sie (die Preußen), „daß du (Adalbert) bis hierher ungestraft gekommen bist, und wie schneller Märdung dir Hoffnung auf Leben schaffen wird, so kurzer Vergang Schrecken des Todes. Uns und diesem ganzen Reiche, dessen Eingang wir sind, gebietet ein gemeinsames Gesetz und ein dieselbe Lebensordnung. Ihr aber, die ihr eines andern und unbekannten Gesetzes seid, werdet morgen enthauptet werden, wenn

ihre nicht in dieser Nacht davon geht.“ — Das spannungsvolle Zusammentreffen zwischen Germanen und Christen veranschaulicht uns besonders der Bildstein von Lindisfarne. P. Paulsen, Der Fund von Lechus, 1937, S. 6. — (41) H. Meyer, Das Wesen des Jähertums, 1938, S. 27. — Dieses Symbol in Händen des Erimen steht im engen, inneren Zusammenhang mit der Kult- und Thingstätte, die wir gleich näher betrachten werden. — E. Meyer, Germanische Geschlechtsverbände. Zeitschr. f. Rechtsgeschichte, 57. German. Abt. 1924, S. 60 ff., ist der Ansicht, daß die Lanze, der mit einer Spitze (gaisa) versehene Stab (gisil), also nichts anderes als die als Lanze- und Geschlechtsymbol verwendete Waffe der Vornmetallzeit ist. — (42) J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer I, 4, S. 335. — (43) Über den Stab vgl. H. v. Amira, Der Stab in der germanischen Rechtsymbolik. Abhandlungen d. Bayer. Akademie d. Wiss. Philos. hist. Kl. Bd. 25, 1911. — (44) W. Gaerte, Ur-geschichte Ostpreußens, 1929, S. 342. — (45) A. Hofmeister, Das Leben des Bischofs Otto von Bamberg, 1928, S. 45. Vgl. auch E. Wienecke, Untersuchungen zur Religion der Westslawen, Leipzig 1940, S. 199 f. — (46) A. Hofmeister a. a. D. S. 33: „Bis zu dieser Zeit wurde nämlich — ich weiß nicht, ob man meinen oder lachen soll — von Jüllnern die Lanze Julius Caesars ehrentreu aufbewahrt und verehrt. Sie war so vom Rost mitgenommen, daß das Eisen zu nichts mehr zu gebrauchen war. Der Bischof jedoch wollte diese Lanze für 50 Talente Silber kaufen, um sie von diesem großen Verfall zu befreien. Jeden Verlust an Gütern achtete er gering, wenn nur die Heiden den Schwundel verkaufen und dafür ihr Heil kauften. Der Bischof dachte dies als treuer und kluger Kaufmann zu tun, dem es sich um das Heil der Seelen handelte; die Heiden aber wiesen das als Gottlose und Ungläubige heftig zurück: die Lanze sei von göttlicher Art, nichts Vergänglichem und Hüfälliges sei ihr vergleichbar, und deshalb sei sie ihnen um keinen Preis feil; auf ihr beruhe offensichtlich ihre Sicherheit, der Schutz des Vaterlandes und die Gewähr des Sieges.“ — (47) P. Paulsen, Die Wikingerlanze von Termonde. Mannus 1937, S. 405 ff. — Derselbe, Wikingerwaffen im Baltikum und ihre symbolische Bedeutung. S. 152 ff. Conventus primus. Alga 1938. — (48) H. Jüngberg, Die nordische Religion u. d. Christentum, 1940, S. 219 ff. — (49) So wurde auch auf dem Eiling, dem heiligen Berg der Wandalen, bei der Untersuchung des Fundamentes der Bergkirche eine Lanzenspitze gefunden. — E. Petersen, Neue Grabungen auf dem Eiling. Nachrichtenbl. f. deutsch. Vorgesch. Jg. 13, Heft 10/11, 1937, S. 271 f. — (50) P. Paulsen, Wikingerfunde aus Ungarn. Budapest 1933, S. 7 ff. — (51) Jetzt im Domschatz zu Krakau. — (52) A. Braßmann, Kaiser Otto III. und die staatliche Umgestaltung Polens und Ungarns, S. 13 ff. — (53) H. G. Voigt, Adalbert von Prag, S. 181 f. — (54) H. G. Voigt a. a. D., S. 163. — (55) A. Castellieri, Die Weltstellung des Deutschen Reiches 911–1047, 1932, S. 229 f. — (56) P. Paulsen, Art und Kreuz, S. 47. — (57) H. G. Voigt, a. a. D., S. 171, 186. Um zu beweisen, daß der Körper noch vorhanden war, hat der Künstler dieses Bild der Aufbewahrung gewählt, um so die Überführung der Leiche nach Gnesen darstellen zu können. — (58) Ur-geschichte Ostpreußens, S. 361. — (59) P. Paulsen, Art und Kreuz, S. 198, 205 f., 209. — Vgl. besonders H. Meyer, Menschengestaltige Ahnenpfeile aus germanisch- und indogermanischer Zeit. Festschr. Ulrich Stubb, Germanist. Abt. 1938, und H. Much, Holz und Mensch. Wörter und Sachen I, 1909, S. 39 ff. — (60) J. N. Pawlowitsch schreibt a. a. D., S. 10: „Betend und Psalmen singend durchzogen sie am folgenden Morgen einen Wald und kamen endlich auf ein freies Feld, wo sie das Mesopfer verrichteten, nicht ahnend, daß sie den heiligen Wald durchwandert hätten und sich auf dem Felde von Komove befanden, welches nur die Högenpriester betreten durften.“ — Weitere Beispiele der Verehrung der heiligen Heine und Bäume in Ostpreußen bringt Ehr. Hartnoch, Alt- und Neues Preußen, 1684, S. 115 ff. — (61) R. v. Amira, Die germanischen Todesstrafen. Abh. d. Bayer. Akad. d. Wiss. Phil.-hist. Kl. 1922, S. 77 (Vgl. Willibrod bei den Freisen und Willibrodshöller bei den Sachsen). — (62) H. Jüngberg, Die nordische Religion und das Christentum 1940, S. 208 ff. und noch andere Beispiele. — (63) B. Schmiedler, Elbam von Bremen, 1917, S. 122. — (64) B. Schmiedler, Adam von Bremen, Hamburgische Kirchengeschichte, 3. Ausg. 1917, S. 246, Schol 118, 122. „Usque hodie profecto inter illos, cum cetera omnia sint communia nostris, solus prohibitor accessus.“ — Vgl. H. Jüngberg, a. a. D. S. 210. — (65) H. Jüngberg a. a. D. S. 184 ff., wo die Unterschiede zwischen Glauben und Kultleben besonders beleuchtet werden. — (66) R. v. Amira, a. a. D. S. ??, vgl. auch die vielen Moorleichen. — (67) R. v. Amira, a. a. D. S. 129 f. — (68) J. Grimm, Weistümer III, 1842, S. 302, 305; IV, 1863, S. 666. — (69) W. Erdnack, Kultur und Religion der Germanen I, 1937, S. 260 ff. — (70) R. Mielke, Reidschiffen und Reidsymbole im Niederdeutschen. Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 1932, S. 178 ff. — R. Jarausch, Der Zauber in den Isländerfagas. Zeitschr. f. Volkskunde. N. F. I, 1929, S. 264 f. — R. Mielke, Der Reidschiff. Brandenburgia 1898, S. 1898, S. 286 ff. — E. v. Greisdorf, Reidschiff und Krone zu Berlin. Brandenburgia 1901/02, S. 375 ff. — Über die verschiedene Bedeutung des Pfahles vgl. besonders H. Meyer, „Reichs- und Reichsland“, Schluß-Nachrichten von der Ges. d. Wissenschaften zu Göttingen. Phil.-hist. Kl. 1930, S. 460 ff. — (71) W. Mannhardt, Letts-Preussische Götterlehre. Magazin der lettisch-literarischen Gesellschaft. XXI. Alga 1936, S. 10, 34, 41, 134 ff., 194, 197, 206, 216 f. — Vgl. besonders H. Detering, Die Bedeutung der Lanze seit der Vorzeit, 1939, S. 115 ff. — Ehr. Hartnoch, Alt- und Neues Preußen, 1684, S. 116 f. — (72) Das ließ der Beginn der Missionstätigkeit auf Taf. 90 auch schon erkennen. — (73) Die Steine auf der Kultstätte im Kreise Johannesberg, von denen Gaerte berichtet, sind die besten Zeugen einer Thingstätte. Vgl. dazu Thingplatz bei den Königsgräbern von Jellinge. Jütland. — Vgl. besonders H. Meyer, Das Handgemal. Forschungen z. Deutsch. Recht I, 1, 1935. — (74) Miracula Sancti Adalberti Martino. Herausgeg. von W. Zoepfen. Script. II, 1863, Stück 5. — (75) Vgl. A. Detering, a. a. D. S. 149. — (76) Auch sein Biograph gibt wiederholt Hinweise, daß sich Adalbert den Märtyrertod gewünscht habe. H. G. Voigt, a. a. D. S. 167. — (77) R. Langenheilm, St. Albrecht bei Danzig — eine vorchristliche Kultstätte — S. 65 f. — (78) W. Gaerte, Ur-geschichte Ostpreußens, S. 335, Waagen und Gewichte. (79) Die gleiche Übereinstimmung und Nachahmung finden wir auf Tafel 78, wo Adalbert von Otto II. den Bischofsstab empfängt — hinter dem thronenden Kaiser steht ein Schwerträger — und auf Taf. 85, wo Adalbert vor dem Herzog von Polen erscheint. — Dort steht hinter dem

thronenden Herzog in gleicher Weise der Schwertträger. — (80) Vgl. S. 6 f. — (81) H. Goldschmidt, Die deutschen Bronzefiguren des frühen Mittelalters, 1926. — (82) H. Bökler, Die Bronzefigur von San Zeno, 1931. — (83) Stanisława Sawicka in Bulletin de la société Française de reproductions de manuscrits a peintures. Paris 1938, S. 256 und Taf. XXXVIII. 52 Evangelium Codex Aureus circa 1085–1090 — Vgl. dazu eine kurze Behandlung der Kriegerausrüstungen in diesen Handschriften von Engel in der Zeitschrift für hist. Waffen und Kostümkunde, Bd. V, 1909, 11, S. 335 ff. — (84) J. Rohde, Die Kunstdenkmäler des Regierungsbezirks Bromberg, 1897, S. 73 f. — (85) P. Paulsen, Art und Kreuz, S. 199 f. — (86) A. Romdahl, Røgslosadörren och en grupp romanska smiden i de gamla Gotlandskapen. Fornvänen 1914, S. 231 ff. — W. Mehnert, Kleinfürten erzählen germanische Heldenlagen. Germanenerbe, 1939, S. 66 f. — (87) H. G. Evers, Tod, Macht und Raum als Bereiche der Architektur, 1939, S. 168 ff. Kap. zum germanischen Stufenportal. — (88) E. Jung, Altgeweihte Stätten. Mannus — Erg. Bd. VI, 1928, S. 334 ff. — H. Meyer, Heersfahne und Holandschild. Nachrichten von der Ges. d. Wissenschaften zu Göttingen. Phil.-Hist. Kl. 1930, S. 517 ff. — Derselbe, Freiheitsvoland und Gottesfleden. Hanfsche Geschichtsblätter, 1931, S. 25 f. — (89) H. G. Evers, a. a. O. S. 189. — (90) H. Brachmann, Kaiser Otto III. und die staatliche Umgestaltung Polens und Ungarns. Abhandlungen der preuss. Akad. d. Wiss. Jg. 1939, Phil.-Hist. Kl. Nr. 1, S. 19 ff.

J. Altheim und E. Trautmann / Die Elchrune

1.

Im 43. Kapitel der Germania spricht Tacitus von der Stammesgruppe der Eugier, die sonst unter dem Namen der Wandalen auftritt. Fünf hauptsächlich Stämme werden als zu den Eugiern gehörig aufgezählt, an letzter Stelle die Naharvalen oder nach anderer Lesart die Naharnavalen (1). In deren Gebiet befand sich ein heiliger Hain mit altüberkommenem (2) Kult. Der Priester trug weibliche Kleidung, was um so merkwürdiger war, als die dort verehrten Götter den Dioskuren entsprachen. Ihr Name war Alcis. Kein Kultbild war vorhanden, auch keine Spur griechischen oder römischen Einflusses (3); man verehrte die Götter als Jünglinge und Brüder.

Als Stätte dieses Haines ist der Zobten bei Breslau festgestellt. Er lag im pagus Silensis, dem Gau der Sillinge, die folglich ihrerseits den Naharnavalen gleichzusetzen sind (4). Den Namen Alcis hat jüngst H. Rosenfeld (5) als lateinischen Nominativ Pluralis gefaßt und ihn mit vorgern. *alkis, germ. *algiz, anord. algr; vergl. ahd. elaho: „Elch“ oder „Hirsch“ verknüpft. Die wandalischen Dioskuren wurden danach ursprünglich in Elch- oder Hirschgestalt verehrt.

Die weittragenden Folgerungen, die sich aus dieser Erkenntnis ergeben, haben Rosenfeld selbst und H. Naumann (6) gezogen. Es genüge hier, darauf zu verweisen. Nur die Ergebnisse, die sich für die Runenkunde gewinnen lassen, sollen in Kürze berührt werden.

Im älteren Futhark werden z. R durch die Zeichen Ψ und Λ („Sturzrunen“) wiedergegeben, wofür bei dem Beinstück von Wijnaldum (7) Λ zu treten scheint. Die Ableitung aus dem norditalischen Alphabet ist unsicher, denn weder \uparrow (Condrio) (8) noch Ψ (Val Camonica) bieten eine Entsprechung. Am ehesten ließe sich Λ als Sturzrunen zu Ψ deuten, das in der Val Camonica einmal vorkommt (9). Ganz unerklärt bleibt die älteste (10) Form der Rune: \mathbb{X} auf der Spange von Charnay und der Fibel von Balingen. So liegt der Gedanke an ein altes vorrunisches Sinnbild nahe. G. Baesecke, der ihn zum ersten Male ausgesprochen hat (11), zog den angelsächsischen Runennamen eolhs „Elch“ mit heran. Er dachte dabei an das Elchgeweih, nicht an die übliche Erklärung als eine zur Abwehr gespreizte Hand; immerhin könnte algr „Schuß“ (runisch alh „Amulett“) mitheringespült haben. Entscheidend ist das Auftreten des Elches mit seinen beiden Geweihen in der Form \mathbb{X} . Die Beziehung zu den Alcis, den wandalischen Zwillingen in Elchgestalt, ist damit gegeben (12). Sie entspricht der Zugehörigkeit von \mathfrak{p} zu den Niesen, \mathfrak{f} zu den Aßen, \uparrow zu Ziu und von \diamond , \mathbb{X} zu Ingar (13).

Die Bestätigung dafür, daß es sich wirklich um vorrunische Sinnbilder handelt, erbringt einmal, worauf G. Baesecke uns hinweist, eine Stelle des Beowulfepos. Bekanntlich läßt sich dies nicht nur aus den angelsächsischen Verhältnissen beurteilen: die ältere skandinavisch-dänische Überlieferung muß mitherangezogen werden. So wird man für die Königshalle des Hroldgar die alte Residenz der Dänenkönige: Leithra, altnord. Hleidr, anzunehmen haben (14); dort ist auch die Stätte des Kampfes zwischen Beowulf und Grendel zu suchen. Vers 78 nennt diese Königshalle heort, heorot „Hirsch“. Der Name rührte davon her, daß der Giebel mit einem Hirschgeweih oder der Nachbildung eines solchen geschmückt war. Aber die Halle als ganze trägt den Namen, und so dachte man an ein Hirschheiligtum, das man mit Balder oder Freyr in Zusammenhang brachte (15). Wenn man auch da an die Alcis erinnert, wird alles klar. Das Hirschgeweih am Giebel — einfach oder doppelt, je nachdem man den einen oder beide (16) Giebel meinte — entspräche den gekreuzten Pferdeföpfen am Giebel des niederländischen Hauses. Sie hat man schon immer mit den Dioskuren, diesmal in Pferdegestalt, zusammengebracht (17).

Eine weitere Bestätigung erbringt die nordische Felsbildkunst. Die beiden Zeugnisse, die wir unseres Wissens erstmalig vorlegen, wurden von uns 1938 an Ort und Stelle aufgenommen. Das östergötländische Felsbild, nach den umgebenden Bildern zu urteilen (18) noch bronzezeitlich (Abb. 1), zeigt das Zeichen \mathbb{X} in der älteren, gerundeten Form. Dasselbe gilt von dem Felsbild von Störreberg (19) in Bohuslän (Abb. 2), nur daß hier das einfache Zeichen Ψ , zudem in kreisförmigen Rahmen, vorliegt. Dieses Stück gehört, wie alle Felsbilder der gleichen Grundlage, der ersten Eisenzeit an (20).

Eine weitere Bezeugung liefert die Val Camonica.

Ein von uns gefundenes Felsbild von Ram (Abb. 3) zeigt drei Männer mit emporgehobenen Armen, also „Anbetende“. Zwischen der Gestalt am weitesten links und den beiden anderen auf der Gegenseite steht ein Zeichen, das der gerundeten Form von \mathbb{X} völlig gleicht. Wichtig ist, daß das Sinnbild Anbetung und damit Verehrung erhält. Das spricht dafür, daß es in der Tat eine Gottheit darstellt.

Daß diese Gottheit den Alcis, den wandalischen Elchgöttern, entsprach, legt ein weiteres Felsbild nahe. Es wurde von uns 1937 bei Naquane gefunden (Abb. 4). Man erkennt unten einen nach rechts eilenden Hirsch, daneben und darüber zwei weitere, größer gebildete Tiere in gleicher Bewegung. Oberhalb vom Hirsch das Zeichen \mathbb{X} , diesmal in eckiger Form und inmitten eines rechteckigen Rahmens. Das Sinnbildzeichen, das später zur Elchrune werden sollte, erscheint bereits mit dem Hirsch zusammen, der auch bei dem Vordringen der Wandalen nach dem Südosten Nachfolger des einstigen nordischen Urtieres wurde (21).

Um die Übereinstimmung mit dem Norden zu vervollständigen, sei als letztes ein 1937 von uns gefundenes Felsbild aus Lucine angeführt (Abb. 5). Hier steht man eine der für die Val Camonica typischen Hausdarstellungen; sie zeigen den nordischen Haustypus, das Megaron mit Steildach und Giebel (22), in mancherlei Abwandlungen. Im vorliegenden Fall wird die Giebelmitte durch einen stehenden Hirsch gekrönt. Das ist ein Analogon zu Hroldgars Königshalle heort, heorot im Beowulfepos.

Das Zeugnis der südskandinavischen Felsbilder, das \mathbb{X} -Zeichen einmal als Gegenstand der Anbetung und dann an der Seite des Hirsches in der Val Camonica — alles bestätigt, daß die Rune auf ein älteres Sinnbild zurückgeht. Doch eine andere Frage drängt sich auf. Wie kam dieses nordische Sinnbild auf die Felsbilder des oberitalienischen Alpentales? Zur Erklärung sei kurz an die Ergebnisse unserer früheren Forschungen (23) erinnert.

Die Felsbilder und Felsinschriften der Val Camonica gehörten den Camunni, einem Stamm der Euganeer, der auch dem Val seinen heutigen Namen gegeben hat. Die Sprache dieses Stammes stellt sich zu den italischen, insbesondere denen der latinisch-faliskischen Dialektgruppe. Als solche war sie einerseits mit den Germanen, andererseits mit den illprischen Venetern durch mancherlei Gemeinsamkeiten verbunden. Gleich diesen hatten die Latino-Falisker einst in der Nachbarschaft der Germanen gegessen, waren dann im Zuge der großen „illyrischen“ oder „ägäischen“ Wanderung und gedrängt von den Venetern, nach Süden auf-

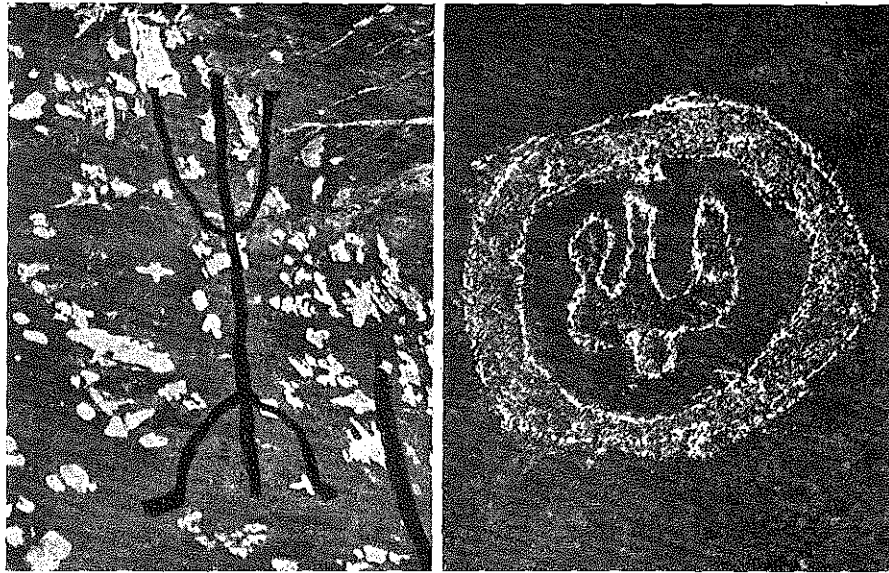


Abbildung 1 (links). Etenberg, Östergötland. Abbildung 2 (rechts). Stövreberg, Bohuslän

gebrochen. Nach langem Zuge erreichten sie ihre späteren Eise in Mittelitalien – am Soracte und am Tiber, auf den Albanerbergen und an der latinischen Küste. Nur ein Splitter, eben die Camunni, waren in Oberitalien zurückgeblieben. Von den Venetern aus der Tiefebene vertrieben, hatten sie in der Val Camonica, nördlich von Brescia, eine Zuflucht gefunden. Von der Welt abgeschlossen, konnten sie in dem Alpental ursprüngliche Formen erhalten, die die übrigen Latino-Falisker im Verlauf ihres langen Wanderzuges eingeblüßt haben.

Hierzu gehört in erster Linie die Felsbildkunst. Ihre früheste, noch bronzezeitliche Schicht weist engste Verwandtschaft mit den älteren und gleichzeitigen Felsbildern Südschwedens auf (Bohuslän und Östergötland). Die einstige Nachbarschaft mit den Germanen hatte darin ebenso wie in der Sprache ihren Niederschlag gefunden. Nicht nur stilistisch, auch sachlich berühren sich die südschwedischen und norditalienischen Darstellungen in einem Maß, das Zufälligkeit ausschließt. Es kehrt die gleiche Welt der Götter („Speer“ und „Beilträger“) und Kultschiffe, der Sonnen- und Labyrinthbilder, der Kämpfe und Opfer wieder.

In diesen Rahmen ordnen sich auch die Felsbilder von Nam und Naquane ein, die das Sinnbildzeichen nordischen Ursprungs, das später zur Esch rune werden sollte, wiedergeben.

2.

Bemerken wir noch den Ertrag, den unsere Beobachtung für die vielunkämpfte Ursprungsgeschichte der Runen abwirft.

Zunächst ist deutlich, daß ein weiteres Glied des Zutharf, statt auf das norditalische Allobabet, auf die älteren vorrömischen Sinnbildzeichen zurückgeht. Die Rune \mathbb{X} , \mathbb{Y} tritt damit in eine Reihe mit \mathbb{G} , \mathbb{O} , \mathbb{Z} und anderen mehr (24). Ein zweites Ergebnis ist von nicht geringerer Bedeutung.

Es konnte von uns nachgewiesen werden, daß ganz allgemein die vorrömischen Sinnbilder nicht nur im germanischen Bereich, sondern auch in der Val Camonica auftreten (25). Sie

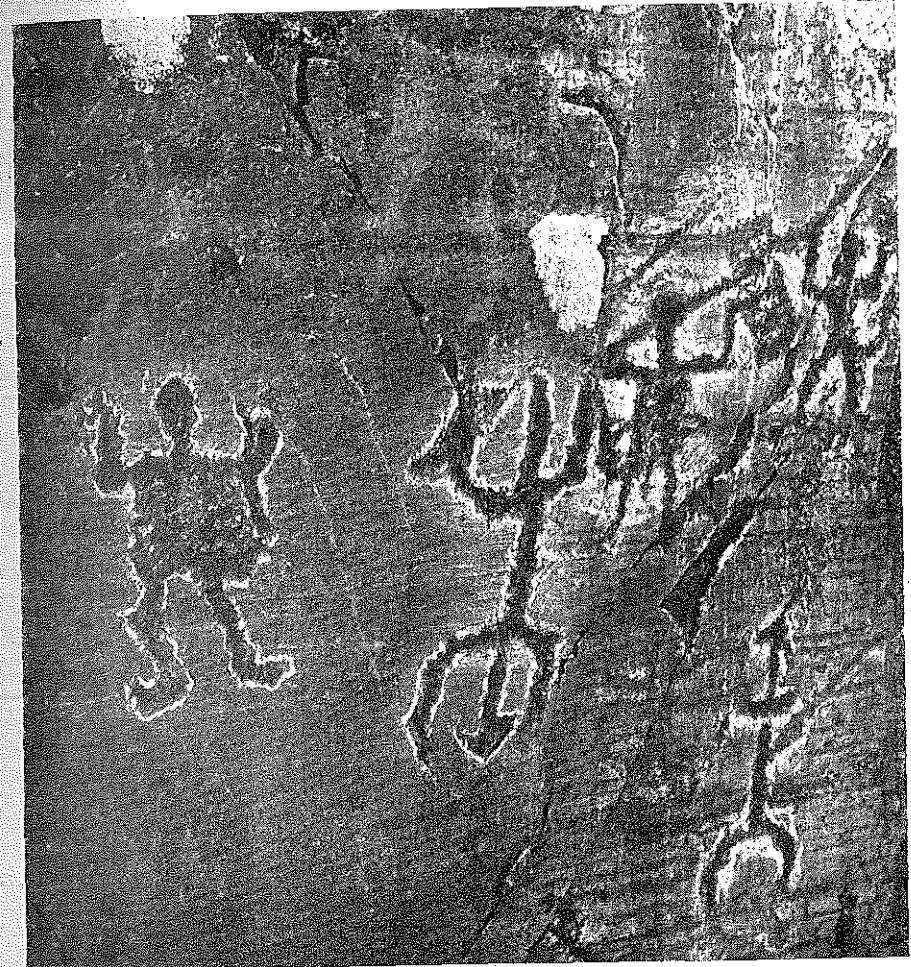


Abbildung 3. Nam, Val Camonica

haben den gleichen Weg nach Süden genommen wie die anderen Gegenstände der Felsbildkunst. Der Sinnbilderkreis von Venical in der Val Camonica läßt sich mit dem von Fossium (Bohuslän) vergleichen (26). Auch bei den einzelnen Zeichen ergeben sich Übereinstimmungen. Die Kritik hat die „formale Ähnlichkeit“ der Sinnbildzeichen des Nordens mit denen der Val Camonica anerkannt (27). Durch den Nachweis des Zeichens \mathbb{X} auf beiden Seiten erhält die Auffassung ihre Bestätigung. Aber diesmal tritt die Übereinstimmung in der Bedeutung hinzu. Der Zugehörigkeit zu den Elch- und Hirschgöttern im Norden entspricht im Süden einmal die anbetende Verehrung, die das Sinnbild erhält und dann dessen Auftreten in unmittelbarer Nachbarschaft des Hirsches.

Außer in der Val Camonica kommt das Zeichen \mathbb{X} noch ein weiteres Mal auf einem oberitalienischen Denkmal vor. E. Marstrand (28) konnte es auf einem Gefäß aus Arbedo feststellen. Das Stück gehört zu den Funden von Giubiasco und Umgebung im oberen Tessin.



Zeitlich fallen sie, nach der Ansetzung H. Mac Ivers (29), in die Jahre zwischen 500 und 100 v. Ziv. Das Alphabet der zur gleichen Fundgruppe gehörigen „Eponitischen“ Inschriften ist dem der Bal Camonica nahe verwandt. Beidemale handelt es sich um örtliche Sonderformen des gleichen, nordetruskischen oder norditalischen Alphabets (30). Zu dieser Übereinstimmung tritt die in den Sinnbildzeichen hinzu. Sie konnte bereits früher in einzelnen Fällen gezeigt werden (31) und empfängt an dem Zeichen X ihre Bestätigung.

Diese Tatsache ist für die Ursprungsfrage des Runenfuthark von einschneidender Bedeutung. Bekanntlich hat es seine Vorbilder sowohl den vorrunischen Sinnbildzeichen wie den norditalischen Alphabeten entnommen. An Hand von Felsbildern, die durch uns neugefunden wurden, versuchten wir den Nachweis (32), daß auf den oberitalienischen Denkmälern beide, Sinnbildzeichen und Alphabet, nicht nur vorkommen, sondern einander bereits, wie später



Abbildung 4 (links). Naquane, Bal Camonica. Abbildung 5 (oben). Zucine, Bal Camonica

im Futhark, durchdrungen haben. Die „Doppelgesichtigkeit“ der Runen, die diese sowohl als Lautschrift wie als Sinnbild- und Begriffszeichen verwendet sein läßt, war damals schon in Oberitalien angebahnt. Als die Kimbern dort einbrachen, stießen sie auf beides: auf das norditalische Alphabet wie auf die ihnen vertrauten Sinnbilder nordischer Herkunft. Den an Ort und Stelle bereits eingeleiteten Vorgang der Vermischung führten die Germanen selbst systematisch zu Ende und schufen so das runische Futhark (33).

Bei alledem spielt die Bal Camonica eine bedeutsame Rolle. Es läßt sich zeigen, daß die nordische n-Rune allein aus der besonderen Form sich ableiten läßt, die der entsprechende norditalische Buchstabe auf den dortigen Felsinschriften aufweist (34). Die Vermischung von Alphabet und Sinnbildzeichen ist dort weit vorgeschritten (35). Da sie bezweifelt wurde, sei statt aller Antwort ein inzwischen von uns neugefundener Beleg den älteren hinzugefügt.

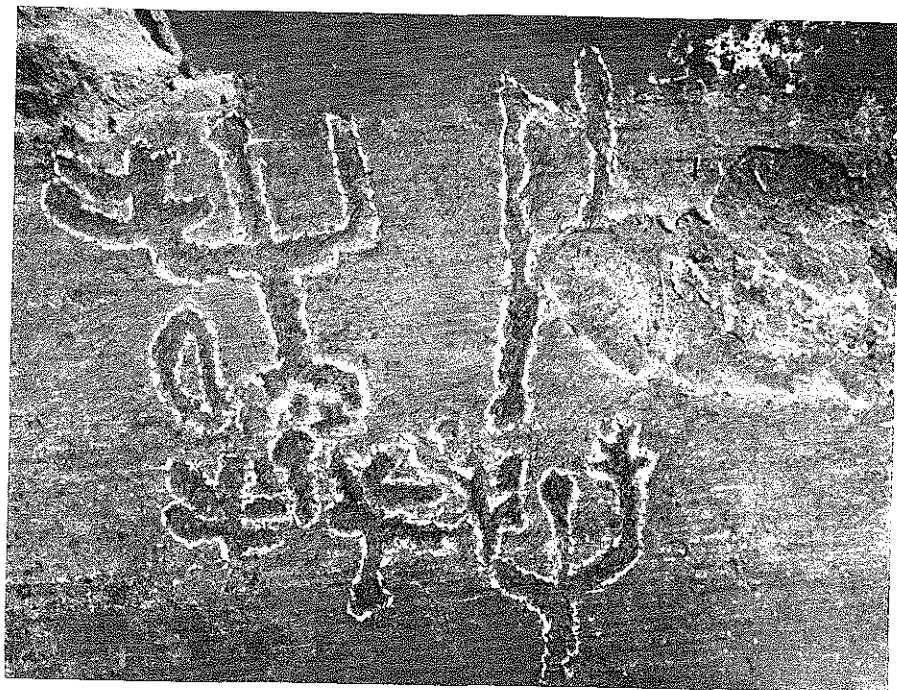


Abbildung 6 (oben). Großer Bildersfelsen bei Naquane, Val Camonica. Abbildung 7 (unten). Etenberg, Ostergötland

Auf einem Felsbild vom „Großen Bildersfelsen“ von Naquane (Abb. 6) erscheint oben links ein Anbetender, dessen gespreizte Hand die fünf Finger in stark ausgebildeter Form zeigt (36). Links von ihm der Buchstabe *r* des norditalienischen Alphabets, in einer Gestalt, die man auch sonst in der Val Camonica begegnet (37). Darunter drei Sinnbilder. Das mittlere aus senkrechttem Stab mit oberer knopfförmiger Verdickung bestehend, ist gleichfalls durch andere Felsbilder belegt (38). Rechts und links davon erscheint ein weiteres Zeichen, das an die gespreizte Hand des darüber befindlichen Anbetenden erinnert. Daneben gleicht es den Gebilden, die auf einem Felsbild aus Etenberg (Ostergötland) oberhalb einer Schiffsdarstellung angebracht sind (Abb. 7). Ob Hand oder Lebensbaum die zugrundeliegende Vorstellung war, bleibe hier unentschieden. Aber soviel ist sicher: wieder sind auf einem Felsbild der Val Camonica Buchstaben des norditalienischen Alphabets und Sinnbilder vereint.

Hier muß noch einmal der Topf von Arbedo erwähnt werden. Eine Nachprüfung des Befundes durch W. Krause (39) erwies, daß dort nicht nur *X* zu lesen ist, sondern das Zeichen besaß „noch einen vom rechten Fuß schräg nach rechts oben laufenden Strich“. Krause schlug darum vor, daß man „entweder eine Ligatur oder überhaupt keinen Buchstaben, sondern eine Marke annehmen“ müsse. *X* ist nun zweifellos keine „Marke“, sondern hat sich als Sinnbildzeichen erwiesen. Aber nirgendwo zeigt es einen Schrägstrich am rechten Fuß. Also bleibt die Ligatur. Nur ist sie nicht eine solche zwischen zwei Buchstaben (zu, wie Krause zweifelnd annimmt), sondern *X* ist mit dem Buchstaben *u*, also wieder ein Sinnbild mit einem Zeichen des norditalienischen Alphabets, verbunden (40). Wir möchten auch dies als Bestätigung unserer Auffassung buchen.

*

Die Bedeutung des Namens Heorot wird im Beowulf wenige Zeilen später bestätigt, wenn sie V. 82 als *sele hēah ond horngeap* bezeichnet wird, das heißt „ein Saal hoch und mit auseinanderlassenden Hörnern“. In dem *geap* steckt sicher das as. *gapan*, nnd. *gafen*, „gaffen“, eig. „auseinanderlassen“, Beowulf 704 wird die Halle *horn-reced* genannt, „Horngebäude“. Sicher meint dies Wort das Gleiche wie das altsächsische *hornseli*, Heliand 3686: „Da sah der Waltende ... zu Jerusalem ... blīkan thana burges wal endi bū Judeono, hōha hornseli endi ok that hūs godes ...“ – „schimmern den Wall der Burg und die Wohnung der Juden, die hohen Hornsäule und auch das Haus Gottes“ (Tempel). Man hat über die Bedeutung dieses Wortes gestritten (vgl. Sehr, Vollständ. Wörterbuch zu Heliand, S. 270); aber der Vergleich dieser Stellen und der Name „Hirsch“ für ein „hornklaffendes“ Gebäude läßt doch mit Sicherheit die Herleitung von einem Hornschmuck des Siebels erkennen. Wo bei man freilich auch an die auseinanderlassenden Pferdeköpfe denken kann, oder an das entsprechende Schwanengiebelzeichen. Auch der doppelseitige Stabenschmuck der Schiffe findet *geap* die gleiche Wortwurzel, die in den Worten Gabel, Gaffel, Siebel, und vielleicht auch in ähnliche Benennung wie *hēah hornscipe* im angels. Andreas V. 274 zeigt. – Ich vermute in „Geck“ steckt, die allesamt die auseinanderstehenden Enden der Siebelbalken bezeichnen und bis heute viele Beziehungen zu Glauben und Brauch haben. Das soll später genauer dargestellt werden.

Wassmann.

(1) Zur Überlieferung vergl. die Ausgabe von P. H. Robinson (1935), S. 319, der der zweiten Lesart den Vorzug gibt. – (2) Zur Sache vergl. W. Schulz, Kartogr. Darstell. z. altgerm. Religionsgesch. 19 f.; anders, aber ohne Beachtung von W. Schulz' Ausführungen: Th. Palm, Arch. f. Religionswiss. 36, 398 Anm. 1. – (3) H. Much in seinem Kommentar 381 f. – (4) H. Much, a. D. 379. – (5) Rhein. Mus. 89, 1 f.; die älteren, inzwischen überholten Deutungen bei Th. Palm, a. D. 400 f.; vergl. W. Wüst, ebendort 401, Anm. 2. – (6) Rhein. Mus. 89, 6 f. – (7) Arns-Jeß, Die einheim. Runenentf. des Festlandes 416 f. – (8) H. Arns, Handb. d. Runenfunde 94; Die Runenschrift 12. – (9) Altheim/Trautmann, Vom Ursprung der Runen 15; 59 Abb. 13. – (10) H. Arns, Handb. 94; Arns-Jeß, a. D. 184; W. Krause, Runenschr. im alt. Buchst. 15 f. – (11) Vor- und Frühgesch. des deutsch. Schrift. 1, 103. – (12) G. Baesecke, a. D. 103. – (13) G. Altheim, Alfo 31, 57 f. – (14) Hierzu und zum Folgenden J. Hoops, Kommentar zum Beowulf 21. – (15) G. Sarrasin, Angl. 19, 372 f.; G. Schütte, Dän. Heidentum 88. – (16) So schon W. Heyne in seiner Beowulfausgabe 111

unter Heort. — (17) J. Eversenthal, PBB. 45, 248; J. de Vries, Mitgerm. Religionsgesch. 1, 189. — (18) M. Norden, Ostergötlands bronsälder 66 f. — (19) Wir verdanken die Kenntnis des Felsbildes der Freundlichkeit des Pastors Hallbäck, Brodalen bei Tanum (Bohuslän). — (20) Althelm-Trautmann, Vom Ursprung der Runen 81. — (21) H. Rosenfeld, a. D. 2 f. — (22) Althelm-Trautmann, Italien und die Dorische Wanderung 25. — (23) Althelm-Trautmann, Vom Ursprung der Runen 21 f.; Wörter und Sachen 1938, 12 f.; Italien und die Dorische Wanderung 16 f. — (24) W. Krause, Runenschrift. im älteren Futhark 3 f.; Zeitschr. f. Deutsche Sprache 1937, 353 f. — (25) Althelm-Trautmann, Vom Ursprung der Runen 47 f. — (26) Althelm-Trautmann, a. D. 50 f. — (27) W. Krause, Eödt. gel. Anz. 1940, 187. Zu Anm. 1 sei bemerkt: die Deutung des Zeichens auf der Scheibe von Genical, das der späteren h-Rune gleicht (Althelm-Trautmann, a. D. 52 f.), auf „eine primitiv dargestellte menschliche Figur“ scheint uns nicht möglich. Weder in der Val Camonica noch sonstwo gibt es eine derartige Menschendarstellung. — (28) E. Marstrand, Norsk Eidskrift f. Sprogvidenskap 1, 116. — (29) The iron age in Italy 87 f. — (30) Althelm-Trautmann, a. D. 27 f. — (31) Althelm-Trautmann, a. D. 58 f.; W. Krause, a. D. 187, meint, \uparrow auf der Schnabellanne von Castaneda sei aus dem altgriechischen Tau, \times in Eubiasco aus dem lateinischen o in ediger Form entwickelt. Dem ersten widerspricht, daß \uparrow bereits auf den hallstattzeitlichen Korbhölzern von der Reithalpe bei Alpbühl (M. Pittioni, Mitt. Prähist. Kommitt. Wien III 1-3, 87 f.) erscheint, dem zweiten, daß \times auch auf den Felsinschriften der Val Camonica begegnet, von denen erst die späteste (Althelm-Trautmann, a. D. 17 f. Nr. 14) lateinisches o aufweist. — (32) a. D. 47 f. — (33) Althelm-Trautmann, a. D. 62 f. — (34) Nach der von uns, Germanien 1939, 449 f., mitgeteilten Beobachtung von H. Amz; W. Krause, a. D. 204. — (35) Althelm-Trautmann, Vom Ursprung der Runen 59 f. — (36) Rechts unten das Oberste eines ähnlichen Unbestanden; die Darstellung oberhalb bleibe vorläufig ungedeutet. — (37) Althelm-Trautmann, a. D. 13 Nr. 5 Abb. 7; 15 Nr. 11 Abb. 13. — (38) Althelm-Trautmann, a. D. Abb. 34-36. — (39) a. D. 189. — (40) W. Krauses Zweifel sind damit durch seine eigene, sehr scharsinnige Beobachtung widerlegt worden.

G. Innerebner / Vorschlag zur statistischen Beurteilung natürlicher Wehrfähigkeit von Berggruppen für vorgeschichtliche und mittelalterliche Siedelplätze

Für die statistische Beschreibung und den Vergleich von vorgeschichtlichen Wallburgen und Siedlungen, wie auch von mittelalterlichen Burgen kann es von Wert sein, die natürliche Wehrfähigkeit eines gewählten Siedlungsplatzes in einer kurzen, schematischen Formel zum Ausdruck zu bringen, die sofort einen Überblick über die Verteidigungsmöglichkeit eines solchen Platzes gestattet.

Mit der Aufstellung einer solchen Formel mußte ich mich notgedrungen befassen, als ich mir die Aufgabe stellte, die vorgeschichtlichen Siedlungen meines engeren Heimatgebietes, von denen nunmehr schon über 300 festgestellt sind, statistisch zu erfassen und miteinander in Vergleich zu stellen.

Die Vielheit der auftretenden Formen macht es fast unmöglich, eine eindeutige Bestimmung zu treffen und nur ein großzügiger Verzicht auf Einzelheiten gestattet eine halbwegs annehmbare Vergleichsmöglichkeit; es ist wichtig, sich diese Tatsache bei der Beurteilung des nachstehend aufgestellten Vergleichsschemas stets vor Augen zu halten.

Für vorgeschichtliche Sicherheitsbegriffe ist nun in erster Linie die Art und Beschaffenheit des den Siedelplatz umgebenden Berghanges maßgebend, nach dem alten Grundsatz: je steiler der Zugang, um so sicherer und verteidigungsfähiger der Siedelplatz.

Zur richtigen Beurteilung dieser Sachlage ist es daher wichtig, geeignete Abstufungen für die verschiedenen Hangneigungen zu wählen, die die Verteidigungsmöglichkeiten einer betrachteten Hangseite kurz und klar vor Augen führen und einen schnellen Vergleich mit anderen bekannten Hangneigungen gestatten.

So wie es eine nach der Erfahrung aufgestellte und abgestufte Härteskala für Mineralien und Gesteine gibt, oder wie man z. B. auch die verschiedenen Windstärken und anderes mehr in bestimmte Stufen eingeteilt hat, so muß es auch möglich sein, die Steilheit eines Hanges

und damit die Verteidigungsmöglichkeit desselben in Ziffern auszudrücken und dadurch eine Übersicht und schnelle Vergleichsmöglichkeit zu schaffen. Auf Grund meiner Erfahrungen habe ich mir für die Beurteilung von Wallburghügeln (und in weiterer Folge für einen allgemeinen Hügelvergleich überhaupt) die nachstehend angeführte Steilheits-einteilung als Grundlage gewählt:

Hangneigung 9 (90°)	senkrechte Felswand
8 (75°)	fast senkrecht; zahlreiche Felswandpartien
7 (60°)	ganz steil
6 (45°)	sehr steil
5 (35°)	steil
4 (25°)	mäßig steil
3 (15°)	stark (gegen die Waagerechte) geneigt
2 (5°)	schwach (gegen die Waagerechte) geneigt
1 (0°)	waagrecht ebener oder leichter Sattelübergang
0 (0°)	waagerechte Ebene

Wie man sieht, folgt die getroffene Einteilung nicht einem Proportionalitätsgesetz, sondern sieht für Steilhänge weite Intervalle vor, während bei den flachen Hangneigungen viel engere Zwischenräume gewählt wurden.

Dies hat aber seine volle Berechtigung, und zwar aus den folgenden Gründen: Es gibt nämlich streng genommen nur zwei Gattungen von Hanggefällen, und zwar den Steilabfall, der in der Hauptsache aus mehr oder weniger senkrechten Felswandformationen gebildet wird und den eigentlichen Bergabhang, der sich ausschließlich aus Kleinmaterial, also aus dem bereits durch Felsabsturz, atmosphärische Einwirkung und organische Zersetzung aufgearbeitetem Gebirgsmaterial zusammensetzt; die Art des den Hang zusammensetzenden Materials bedingt aber einen genau festliegenden und erfahrungsgemäß bekannten Steilheitsgrad, der in der Technik unter dem Ausdruck „Böschungswinkel“ bekannt ist. — Allerdings ist der Spielraum zwischen dem kleinsten und größten möglichen Böschungswinkel verhältnismäßig gering (es handelt sich also dabei immer nur um verhältnismäßig geringe Steigungen); doch ist eine große Vielheit innerhalb dieser Spanne vorhanden, was eine engere Unterteilung dieser flacheren Gruppe wünschenswert erscheinen läßt.

Auch die am Übergang zur waagerechten Ebene noch zusätzlich getroffene Unterscheidung zwischen ebenem Sattelhang und reiner waagerechter Fläche ist für den betrachteten Fall notwendig, da man einen solchen Sattelübergang aus mehrtechnischen Gründen direkt als eine Hangseite ansprechen muß, wenn er auch nur einen kleinen Teil des Siedlungsumfanges im Allgemeinen umfaßt.

Ist man sich nun auf Grund der vorangehenden Ausführungen über den Begriff der Hangneigung und damit über die Wehrfähigkeit derselben bereits im Klaren, so ist es nun nur mehr notwendig, die verschiedenartig gestalteten Hangneigungen einer ins Auge gefaßten Hügelgruppe von einem vereinfachten Gesichtspunkt aus zu betrachten und ihre Zusammenfassung in eine geeignete Form zu bringen, und man hat schon einen recht brauchbaren Ausdruck für die Gestalt der betrachteten Kuppe.

Eine solche schematische und vereinfachte, ich möchte beinahe sagen stilisierte Vergleichung der verschiedenen vorkommenden Hügel- und Kuppenformationen stelle ich mir nun folgendermaßen vor:

Man versucht, der Kuppenfläche eines zu beschreibenden Hügels in horizontaler Ebene ein Viereck zu umschreiben, das sich der wirklichen Fläche möglichst nahe anpaßt, und dessen vier Seiten wenigstens annähernd aufeinander senkrecht stehen, so daß in Annäherung ein Quadrat oder ein Rechteck herauskommt; bei genauer Betrachtung und bei etwas technischem Verständnis wird es fast ausnahmslos gelingen, dieses Ziel zu erreichen.

Die Seiten dieses Viereckes sollen aber gleichzeitig ohne Rücksicht auf ihre geographische Lage und Orientierung auch so gewählt werden, daß die zu jeder Seite gehörende Hangfläche eine Neigung innerhalb der ganzen zu ihr gehörenden Fläche aufweist; auch hier wieder kommt

es ganz auf Erfahrung an, um zwischen den sich meist widersprechenden Forderungen auf ein möglichst regelmäßiges Viereck und auf Gleichmäßigkeit der Hangneigung in den zugehörigen Seiten die richtige Kompromißlösung für den bezeichneten Fall herauszufinden. Nun bestimmt man für die vier gewählten Hangrichtungen den jeweiligen Neigungswinkel; bei der Großzügigkeit der vorgeschlagenen Methode wird es nicht notwendig sein, diese Hangneigungen mit einem Instrument zu messen, sondern es genügt da vollkommen die einfache Beurteilung auf Grund von einmal gemachten Erfahrungen. Wer es genau nimmt oder sich im Schätzen schwer tut, kann unter Zuhilfenahme von Spazierstock und eines mittels Faden und Stein hergestellten Senkfels die Hangneigung für unsere Zwecke mehr als genau genug bestimmen.

Hat man auf diese Weise für alle vier Hangrichtungen den zahlenmäßigen Ausdruck an Hand der aufgezeigten Tabelle gefunden, so ist nun nur mehr notwendig, diese Zahlen geeignet aneinander zu reihen, um gleich schon ein treffendes Bild der Kuppenformation in kürzester Darstellungsweise zu haben.

Zweckmäßigerweise erfolgt die Aneinanderreihung der einzelnen Hangneigungsziffern in der Richtung eines Kreisumlaufes; man beginnt mit der Hangseite, die der Nordrichtung am nächsten, also im Gebiet NW bis NO liegt und reiht über Ost-Süd und West die ermittelten Hangzahlen zu einer vierstelligen Zahl zusammen. Die so gewonnene Zahl ist somit ein Ausdruck für die Wehrfähigkeit der betrachteten Kuppe, sie gestattet aber auch ohne weiteres ein sofortiges angenähertes Bild der ganzen Kuppe einschließlich ihrer geographischen Orientierung. Man kann sogar noch weiter gehen und sich die Ziffernsumme aus den gefundenen Zahlen bilden; auch diese Ziffernsumme gibt noch einen Anhaltspunkt über die Wehrfähigkeit, wenn auch nur in allgemeinsten Form; über die Form des betrachteten Hügels aber sagt diese Ziffernsumme nichts mehr aus. Es können auch verschiedenartig geformte Kuppen zur gleichen Ziffernsumme kommen und damit gleichen theoretischen Sicherheitsgrad aufweisen, was auf den ersten Moment hin verblüffend wirkt, bei näherem Betrachten aber doch als richtig angesehen werden kann. Ein Beispiel soll dies erläutern: eine gleichmäßige, kegelförmige Kuppe habe in allen Seiten die Hangneigung 5; ihre Wehrfähigkeit wird also durch die Zahl 5555 oder als Ziffernsumme durch 20 ausgedrückt; eine andere Kuppe habe auf zwei einander gegenüberliegenden Seiten ebenfalls die Neigung 5, auf einer Seite aber einen senkrechten Steilabfall und auf der andern einen seichten Sattel; der zahlenmäßig ausgedrückte Sicherheitsgrad würde also 9515 anzuschreiben sein, während die Ziffernsumme wiederum wie im ersten Falle 20 ergibt. — Betrachtet man aber die beiden Fälle genauer, so ist die Wehrfähigkeit beider Anlagen so ziemlich die gleiche, denn die gegenüber der kegelförmigen Kuppe im Steilabfall der zweiten Kuppe gewonnene Wehrfähigkeit wird durch den ebenen Sattelzugang wieder wettgemacht, so daß die Wehrfähigkeit der zweiten Kuppe tatsächlich in vereinfachter Form der der ersten Kuppe gleichzusetzen ist.

Ein Nachteil der angenommenen Betrachtungsweise ist es, daß in dem gewählten Zahlenausdruck die Höhe eines Hanges nicht in Erscheinung tritt. Man könnte durch eine Komplikation der gewählten Formel auch diesen Umstand berücksichtigen, ich halte dies aber nicht für notwendig, sondern glaube, daß die gewählte und auf wirklicher Erfahrung aufgebaute Zahlensummenstellung für die in Frage kommenden Fälle wirklich allen Anforderungen genügt und eine brauchbare Formel für den Vergleich von Hügelformationen darstellt, zumal diese Darstellungsweise auch noch gestattet, sich auf kürzestem Wege ein ziemlich gutes Bild der gezeichneten Kuppe zu machen, ohne daß man selbst je an Ort und Stelle gewesen zu sein braucht.

In Abbildung 1 ist die von mir angewandte Skala der Hangneigungen dargestellt, während Abbildung 2 vier Beispiele bringt, aus denen die Anwendung der aufgezeigten Methode besser als durch lange Beschreibungen hervorgeht.

Es wäre dem Verfasser dieser Zeilen eine große Freude, wenn durch die vorliegende Arbeit eine wirksame Anregung gegeben wäre, der statistischen Erfassung von Hügelfeldungen wieder einen Schritt näher zu kommen.

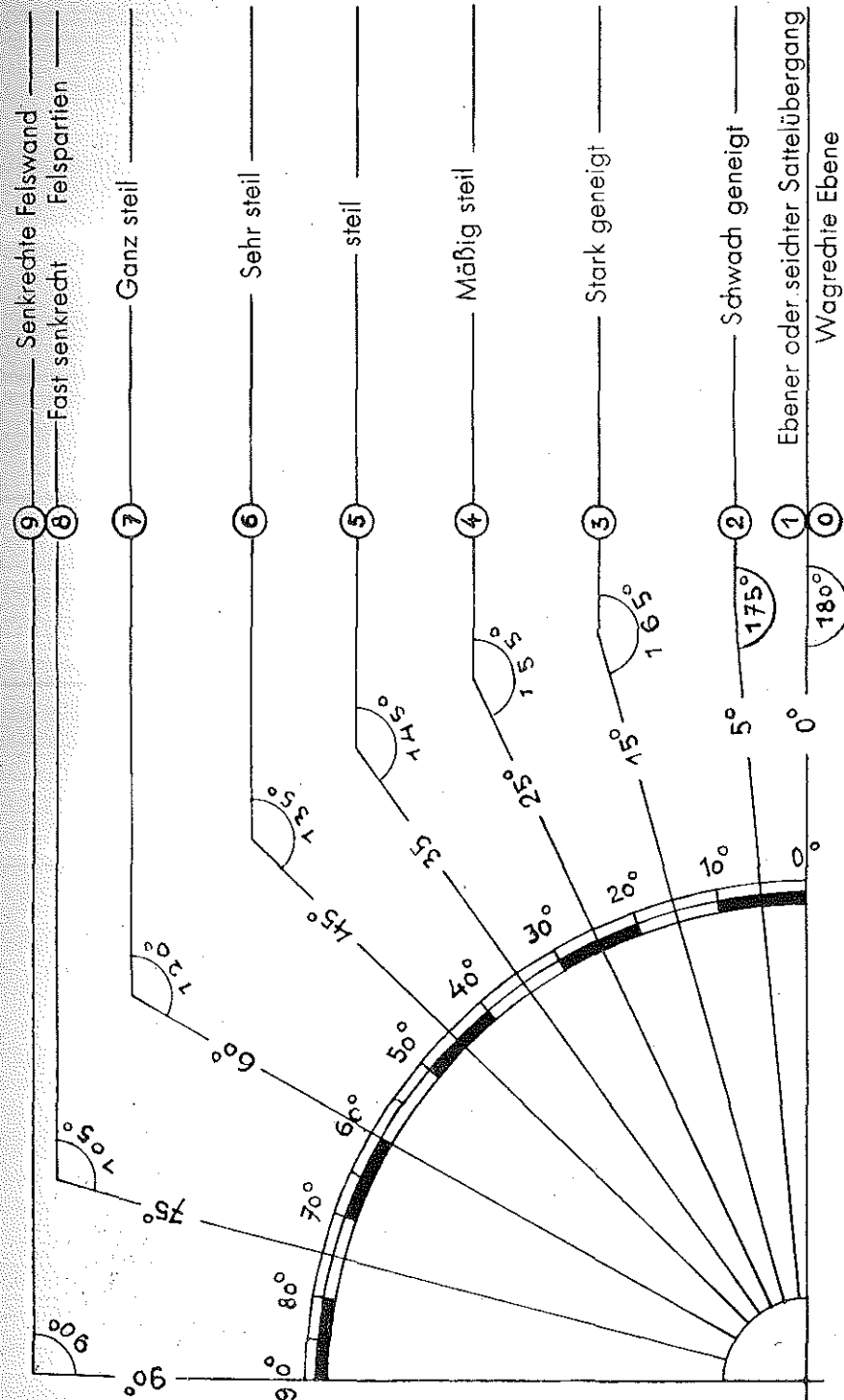
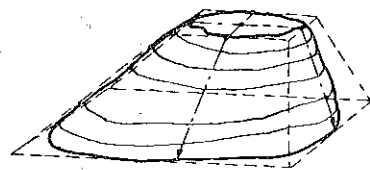
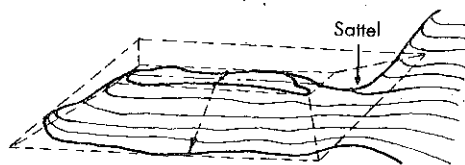


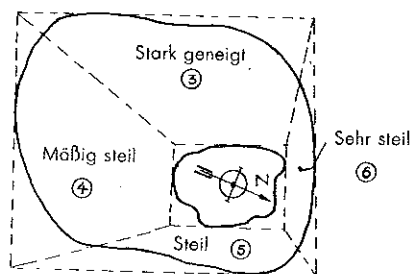
Abbildung 1. Skala zum Vergleich von Berghangneigungen nach Georg Innerebner



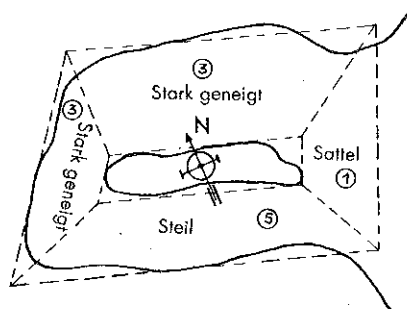
I. W 6543 = S 18 (50%) Ansicht



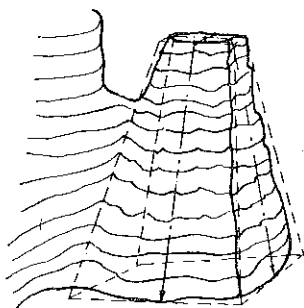
II. W 3153 = S 12 (33,3%) Ansicht



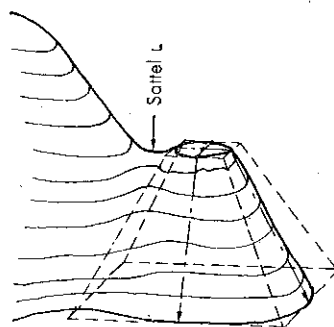
Draufsicht



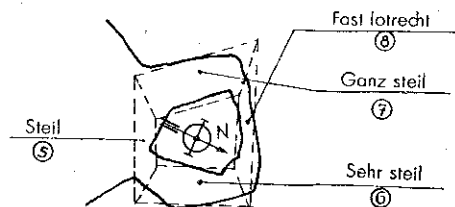
Draufsicht



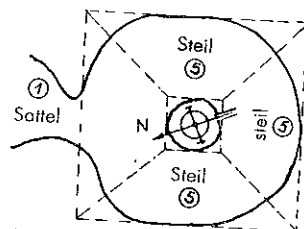
III. W 8657 = S 26 (72,2%) Ansicht



IV. W 1555 = S 16 Ansicht



Draufsicht



Draufsicht

Abbildung 2. Beispiele für schematischen Kuppenvergleich

Die Jundgrube

Der Ursprung des Flurzwanges. Zu den Besonderheiten, welche das germanische Recht vom Recht anderer indogermanischer Völker unterscheiden, gehört die Aufstellung der Gemeindeflur in Gewanne, welche nach gemeinsamem Plan bebaut wurden. Sie stammt schon aus vorrömischer Zeit. Caesar beschrieb sie mit den Worten: die Beamten und Jünger weisen jedes Jahr den einzelnen Sippen Ort und Umfang des Acker zu, und zwingen sie jährlich zu wechseln. Wörtlich genommen scheint damit ein Gemeineigentum am Gelde beschrieben zu sein; aus unserer Kenntnis des späteren germanischen Brauches und aus der Tatsache, daß es schon Jahrtausende lang auf germanischem Boden feste Wohnsitze gab, läßt sich leicht entnehmen, daß Caesar nur den Brauch des Flurzwanges mit jährlich wechselnder Bewirtschaftung falsch verstanden und beschrieben hat. Was er den Germanen als Begründung des angeblichen Kommunismus in den Mund legt, sind Anschauungen, die auf dem Boden der römischen Republik und ihrer ungesunden Verteilung der Besitzgrößen gewachsen sind.

Welchen Sinn der Flurzwang hatte, davon habe ich in Garching bei München noch eine lebendige Erinnerung vorgefunden. „Früher“, so erzählte mir ein alter Bauer, als ich ihn um den Ursprung eines Walles fragte, der vom Dorfe zum Mühlbach in gerader Linie geführt war, „früher wurde nur dies Feld zwischen Dorf und Mühlbach bestellt. Wenn dann die Ernte näher rückte, so bewachten die Bauern das Feld Tag und Nacht, zündeten nachts rings umher Feuer an, damit die Hirsche nicht einbrächen und die Ernte vernichteten.“ – Das Dorf war besonders von Wildschaden bedroht, weil in der nahen Au ein herzogliches Wildgehege war. Nach Freigabe der Jagd im Jahr 1848 wurden in den ersten Jahren mehrere Hunderte Hirsche abgeschossen. Einen ähnlichen Wildreichtum müssen wir für die frühgermanischen Zeiten in den meisten Wäldern Deutschlands an-

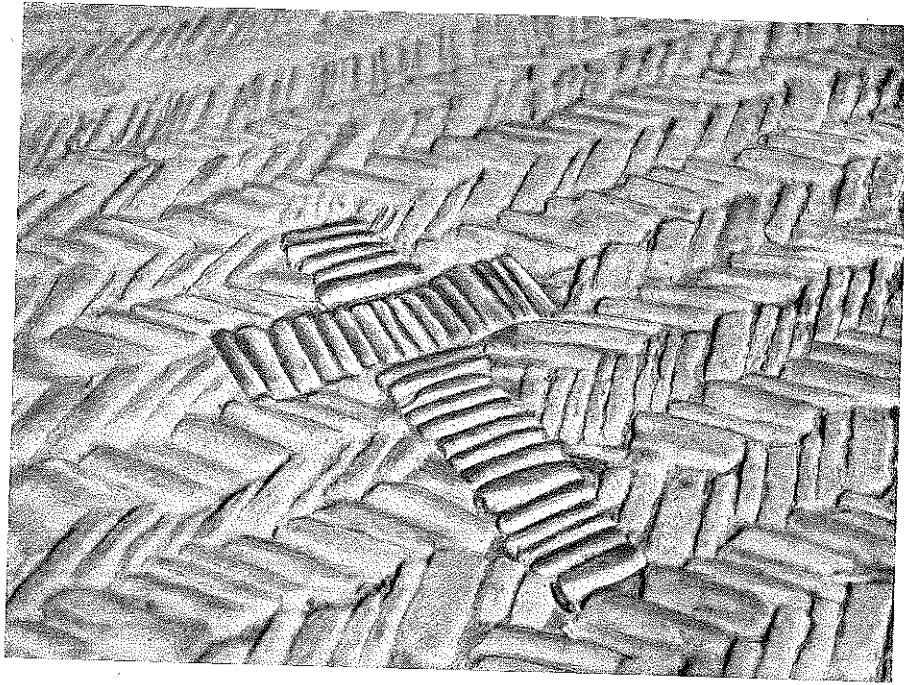
nehmen; die Berichte über mittelalterliche Jagden setzen ihn voraus. Die Notwendigkeit, die Felder gemeinsam zu bewachen, war also auch damals gegeben. Dazu mußten die Acker auf geschlossenem Raume beisammen liegen, und gleichzeitig bestellt und abgeerntet werden. Die Bewachung wurde erleichtert, wenn das ganze Gewann mit einer Hecke umgeben war. Jedenfalls mußte es einheitliche Grenzen haben. Den Brachacker konnte man unterdessen ruhig dem Wilde überlassen.

Ich glaube auf diese Weise erklärt sich am einfachsten die germanische Flurordnung. Sie ist kein überrest kommunistischer Zustände, sondern einfach die Abwehr des Bauern gegen die Übermacht des damals so reichlichen Wildes. Deswegen hat sich der Flurzwang das ganze Mittelalter hindurch erhalten, und wurde erst als überflüssig und lästig empfunden, als mit der Abnahme des Wildbestandes der Wildschaden unbeträchtlich wurde.

J. Cornélius, Planegg.



Der Dreikopf als Weihnachtsgebäck. Im Herbst dieses Jahres 1940 fand ich unter mancherlei Holzmodellen, wie sie zur Anisbäckerei verwandt werden, eine kleine Holzform, die ein Dreigesicht zeigt. Sie ist in Hirschhorn am Neckar noch heute in Verwendung und dürfte ein Alter von etwa hundert Jahren haben. Irgendwelche Gedanken machen sich die Leute, die das Anis backen



und verzehren, nicht darüber. Es läßt sich also für die Deutung des Dreigesichts, etwa als Ergänzung zu dem Aufsatz von Wüst in Germanien 1940, 212 ff., leider kein Hinweis gewinnen. Ja es scheint sogar, als sei das Ganze schon zu einem bloßen Scherz geworden, denn man meint über den drei Köpfen liegend einen vierten Kopf zu erkennen. Immerhin ist das unscheinbare Stück ein Zeichen für das lange Nachleben dieser seltsamen Vorstellung. Friedrich Mößinger.

Aus der Landschaft

Das Kreuz auf dem Dielenboden. In der kleinen Ortschaft Selbeck im Kr. Olpe in Westfalen, fand ich im Hause Nr. 27 vom Jahre 1795 auf der Diele das in der Abbildung wiedergegebene Kreuz. Es befindet sich vor dem Küchenraum auf der Mitte der Diele, deren Fußboden mit kleinen Steinchen

im Fischgrätenmuster besetzt ist. Gleiche und ähnliche Formen finden sich im Kr. Olpe wiederholt. Der Besitzer des Hauses ist der 80 Jahre alte Schreinermeister Tigges. Nach der Bedeutung dieses Kreuzes befragt, sagte er mir, daß seine Eltern ihm erzählt hätten, unter diesem Steinkreuz solle sich ein Topf befinden. Früher habe man auf dem Kreuz die erste Garbe gedroschen, „damit es besser lärmt“. Daraus habe man auf eine gute oder schlechte Ernte schließen können.

Die Steinkreuze auf den Dielen in der hier vorliegenden Form sind mit dem christlichen Symbol zu verbinden, das so dem Lebenskreis des Bauern, der mit der Diele ursächlich verbunden ist (Dreschtenne, Viehraum, Mittelpunkt des Hauses), Segen bringen soll. Durch den Hinweis auf den „Topf“ kommen wir auf Vorstellungen des Volksglaubens, die durch das christliche Symbol überlagert worden sind: Wir finden, aus dem 19. Jhd. vielfach belegt und auch heute noch lebendig, Hinweise auf Korngeistern, auf Kräften, die die Ernte segnen und schädigen können. Bräuche beim Ernten und Dreschen, die mit viel Lärm verbunden sind, wie z. B. Schlagen mit dem Dreschflegel auf ein hohl

liegendes Brett, sollen nach vielfachen Deutungen die „bösen Geister“ austreiben. Diese Bräuche lassen aber ebenso wie die lärmenden Umzüge zur Neujahrs- und Fastenzeit die Deutung zu, daß man durch den Lärm die Schutzgeister herbeizuholen trachtet oder sich ihnen bemerkbar machen will. Ich füge hier eine Mitteilung von H. Behrendsen an, der ausfragt, er wisse noch, daß man vor 70–80 Jahren in Angeln beim Bauen einer neuen Dreschtenne gern einen Pferdekopf unter die Tenne legte, „weil das einen schönen Klang beim Dreschen gab“. Bei Martin Maak*) finden wir einen Hinweis auf ein altes Sprichwort: „Pferdekoppe länne de Däl, bringt Seegen veel.“ Diese Aussagen sind Parallelen zu unserem Funde, und damit kommen wir auf ein Sinnbild, das in germanischen Glaubensvorstellungen eine bedeutende Rolle spielte, den Pferdekopf. Den Pferdekopf werden wir uns an Stelle des „Topfes“ in dem Bericht des Schreinermeisters Tigges zu denken haben. Damit erhält die Aussage einen neuen Sinn, und wir haben einen Hinweis auf die Kräfte, denen der Lärm beim Dreschen der ersten Garbe galt, einen Hinweis auf Vorstellungen, die in späterer Zeit durch das christliche Symbol abgelöst werden sollte.

Werner Schulte-Beleemann.

Walhall in Südtirol. Im Gschboden, südlich von der Ortschaft Auer, steht am Ufer eines wilden Baches, in einsamer Gegend, die Kirche St. Peter, zu der man hinuntersteigen muß, denn sie ist sehr alt und liegt tiefer als die Landstraße. Um diese Kirche herum spielen viele Sagen. Eine davon berichtet, daß in dem Gottesacker rings um die Kirche zahlreiche Krieger bestattet seien. Alljährlich einmal um 12 Uhr nachts erheben sich diese Krieger aus ihren Gräbern, treten in Waffen einander gegenüber und beginnen zu kämpfen. Wer um diese Zeit auf der Landstraße vorübergeht, der hört das Klirren der Schwerter und das Klappern der Totengebeine. Eine Stunde lang dauert der unheimliche Kampf. Dann werden die Schwer-

(*) Martin Maak, Keltische Volksbräuche beim Ackerbau aus dem Gebiete der freien und Hansestadt Lübeck, aus Ostholstein und den Nachbargebieten. Züricher Diss., Basel 1913.

ter versorgt, jeder Krieger geht zu seinem Grabe und legt sich wieder hin. Niemand weiß, warum sie kämpfen, aber man glaubt, daß sie Gefallen daran finden. – Hier haben wir ganz deutlich die Vorstellung von den Einherjarn in Walhall, die immer wieder miteinander kämpfen, um sich dann zu versöhnen und am Abend gemeinsam zu zechen. Im Fassa-Tale, in den Bozner Dolomiten, erzählt man von einem Manne namens Voogut, der Soldat gewesen, aber nie verwundet worden war. Als er alt wurde, fürchtete er sich sehr vor dem Strohtode und wünschte durch die Waffe zu sterben. Weil er aber dazu keine Gelegenheit mehr sah, so befestigte er seinen Bogen an einem Baume und durchschloß sich selbst mit einem schweren eisernen Pfeile. Ein Kriegerversehrter, der in der Nähe wohnte, bestattete ihn und schrieb über das Grab: „Er gehörte zu uns und fiel durch die Waffe, und wenn die verheißene Zeit kommt, wird er mit uns auferstehen.“ Die Fassaner sagen, daß dies in vorchristlicher Zeit geschehen sei. – Auch hier zeigt sich der Walhall-Gedanke. Er ist hier in die Vorstellung gekleidet, daß ein Mann nur dann ruhmvoll auferstehen könne, wenn er durch die Waffe gestorben sei. An die Stelle des Schlachtentodes tritt für den alternden Krieger in dieser Sage der Weibetod.

Karl Felig Wolff, nach mündlicher Erzählung.

Die Bücherwaage

Hans Joachim Moser: Christoph Willibald Glück. Die Leistung, der Mann, das Vermächtnis; Stuttgart, Cotta 1940. M. 7.– und M. 9.50.

Bis heute war Glück einer der wenigen deutschen Meister, die noch keinen tiefer bringenden Biographen gefunden haben. Noch ist es nicht lange her, daß der Streit der Reinungen die deutsche Abkunft und die Zugehörigkeit Glücks zu unserem Volkstum in Zweifel ziehen durfte. Die Durchschnittsmusikgeschich-

ten haben Glück eigentlich mit dem mageren Schlagwort vom „Opernreformer“ abgetan; die Folge war, daß kaum jemand Glück wirklich kennt. Nun endlich hat Moser durch sein Buch den Zugang zu Glück geschaffen; es liegt an uns, den Weg zu einem unserer Großen mit Ehrfurcht zu gehen.

Mosers Darstellung bedient sich eines bei einem solchen Stoff nicht häufig gebrauchten Mittels: sie läßt Leben und Werke in ihrer Gleichzeitigkeit an uns vorüberziehen. Bei der gewohnten Übung, Leben und Werk zu trennen, wäre wohl das Persönliche überschaubarer geworden, aber die Wertung der Kompositionen hätte doch Gefahr gelaufen, die Beziehungen zu den inneren Wandlungen des Komponisten zu verlieren. Auf die Beziehungen von äußerem und innerem Werden von Mensch und Werk kommt aber gerade bei Glück alles an. Glücks Schaffen abzuschätzen an dem, was seine Zeit an Formen und Stilen bereits besaß, und zu ermessen, was in des Meisters Hand daraus geworden ist, wo er übernimmt, wo er weiterbildet, wo er den alten Weg verläßt, das gerade ist so wertvoll für die Erkenntnis Glücklicher Eigenart. Besonderer Erwähnung wert ist das letzte Kapitel „Erbchaft und Verpflichtung“. Moser verfolgt die Fäden, die Glücks Wert mit den jüngeren musikalischen Erscheinungen und Personen verbinden und bis in die Gegenwart hereinreichen. Der Fäden sind mehr als man gemeinhin glauben möchte. Hier spürt der Leser besonders deutlich wie „aktuell“ Glück heute noch ist. Karl Gösferje.

Joseph Vork: Die Reformation in Deutschland. I. Band: Voraussetzungen, Aufbruch, I. Entscheidung (XVI u. 436 S. u. 5 Bildtafeln). II. Band: Ausbau der Fronten, Unionsverhandlungen, Ergebnis (VIII u. 332 S. u. 6 Bildtafeln). Herder, Freiburg, 1939/40, 2 Bde., geb. M. 25.-.

Es scheint ein eigenartiges Beginnen, in dieser Zeitschrift ein Werk des katholischen Kirchenhistorikers in Münster, Joseph Vork, noch dazu über einen Zeitabschnitt wie die Reformation, anzugehen.

Aber es scheint nur so; denn gerade das Ereignis der Reformation und die Gestalt ihres Schöpfers, Luther, ist für die Gestaltung und den Verlauf unserer Geschichte von

entscheidender Bedeutung. Höchst aufschlußreich ist es, daß dieser Beitrag zur Neuverwertung der Reformation von einem katholischen Priester kommt.

Vork wendet sich in seinem Buche nicht nur an die Fachgelehrten in engerem Sinne, sondern bewußt an weitere Schichten der Interessierten, besonders die Gebildeten in der katholischen Welt; denn „wenn etwas tiefes Anliegen dieses Buches ist über eine wissenschaftliche Aufgabe hinaus (oder besser: durch sie hindurch), dann dies, daß es Teilhaben möchte am Gespräch zwischen den Konfessionen, aber auch daß es diesem Gespräch neue Möglichkeiten geben möchte.“ (Bd. II, S. 307.)

Der Verfasser verzichtet absichtlich auf eine erneute Erzählung des bekannten äußeren Verlaufes der Reformation. Ihm geht es vielmehr um die innere Geschichte der Reformation und um die Erkenntnis ihrer Grundkräfte. Und diese Grundkräfte sieht der Verfasser vereinigt und kristallisiert in Luther. So ist die Darstellung ganz durchdrungen von dem einen Satz: „Luther ist die deutsche Reformation, die deutsche Reformation ist Luther. In dem Sinne, daß sie von Luther die entscheidenden und sie fort und fort nähernden Kräfte erhielt.“ (I. Bd., S. 381.) In ihm liegt für den Verfasser auch allein die bleibende religiöse Kraft des Protestantismus. Vork sucht „den ganzen Luther zu erfassen, diesen so Einfachen, der doch ein Meer von heiteren, ja wilden Spannungen in sich birgt“. (Selbstanzeige des Buches in: „Schönere Zukunft“, Nr. 23/24, vom 3. 3. 40, S. 263.) Das Entscheidende dabei ist, daß Vork in Luther den „revolutionären“ homo religiosus (I. Bd., S. 287, S. 292) sieht, auch (I. Bd., S. 170/71), den Menschen, der im Kern religiös und von faktischen Überlegungen bei seinen Entschlüssen innerlich frei ist. Mit seinem Gefühlsvermögen geht Vork den Stimmungen und Erschütterungen nach, die Luther zum Reformator gemacht haben, wenn er auch dabei verschiedentlich zu Ergebnissen kommt, die nicht unsere Zustimmung finden können. Wenn der Verfasser es auch ausspricht, keine Luther-Biographie schreiben zu wollen, so ist Luther in diesem I. Bande doch der Angelpunkt, um den sich alle anderen Ereignisse gruppieren.

Was man vermisst: Luther wird zu einseitig als religiöser Mensch und zu wenig als Deutscher gesehen; denn neben allem Religiösen ist doch der entscheidende Antrieb stark im Politischen zu suchen. Wie weit Luther „katholische Anschauungen, die aber tatsächlich nicht genuin katholisch waren“, bekämpfte und „alten katholischen Besitz für sich häretisch neu“ entdeckte, soll hier nicht untersucht werden.

Was entscheidend ist, ist die innere Wandlung des katholischen Lutherbildes. Welcher weitere Weg war auf katholischer Seite notwendig, um zu einem Ergebnis wie Vork zu gelangen. Das auch heute noch in weitesten katholischen Kreisen herrschende Lutherbild wurde geprägt von „Streitern“ wie Janßen und besonders Denisle. Mit welchem abgrundtiefem Haß und welcher Böswilligkeit hat z. B. Denisle Luther als den germanischen Zerstörer römischer Universalität gezeichnet. „Luthers Leben floß dahin ohne Selbstverleugnung, ohne Selbstüberwindung. Er ließ sich gehen wie seine lasterhafte Umgebung. Schon im Jahre 1521 sehen wir ihn auf der Wartburg völlig als Sklave seiner fleischlichen Lust und so bleibt er sein Leben lang.“ (Denisle: „Luther und Luthertum“, Bd. I, 1. Aufl., S. 813, 814, 859 ff.)

So sind wir Vork vor allem dankbar, daß er das einseitig konfessionalistische und von Haß geprägte Bild Luthers und die ebenso einseitige Bewertung der Reformation zu überwinden versucht. Vork fordert von der katholischen Geschichtsschreibung die Überwindung einer einseitig gegen-reformatorischen Sicht, wie er von der evangelischen Seite die Überwindung der einseitig protestierenden Haltung erwartet. Leider ist dies vorerst nur ein frommer Wunsch; denn der bekannte Papst-historiker Schmidlin bezieht sich in der „Schönen Zukunft“ (J. Schmidlin: „Zur Reformationsgeschichte von Joseph Vork“, „Schönere Zukunft“, Nr. 29/30 vom 14. 4. 40, S. 342/44), das Werk von Vork einer eingehenden Kritik geradezu vom gegen-reformatorischen Standpunkt zu unterziehen. Dieser eifrige Nachfahre Denisles empfindet es schon als „Mangel“, daß Vork von seinem katholischen Standort aus keine Vorbehalte gegen den Ausdruck „Reformation“ annimmt, wenigstens nicht mit genügender Deut-

lichkeit. In einer Anmerkung zu diesem Aufsatz macht Schmidlin nach 35 Jahren das höchst aufschlußreiche Eingeständnis, daß er der Verfasser der „Einleitung“ zum Lutherbuch Denisles und ferner des größeren Teiles von dessen „Abwehrschrift“ gegen Harnack-Seerberg gewesen ist. Dies sei nur nebenher erwähnt. Daß Schmidlin viel, sehr viel am Werke von Vork, das im allgemeinen zu irenisch ist, auszusetzen hat, läßt sich denken; so ist es Schmidlin unangenehm, daß Vork auf mehr als 70 Seiten die vor-reformatorischen Abstände beschreibt, während die protestantischen bloß auf einer Seite abgehandelt werden und zu wenig herausgestellt sind. Schmidlin bedauert es allgemein, daß die Reformation im Buche von Vork fast besser wegkomme als die katholische Kirche. Aber genug davon!

Im weiteren untersucht Vork die Ursachen, die zur Reformation geführt haben; dabei ist nicht so sehr an bestimmte Einzelergebnisse gedacht, sondern an die Vorfrage, wie überhaupt eine kirchliche Revolution, wie sie sich im 16. Jahrhundert vollzog, möglich und im höheren Sinne „notwendig“ werden konnte. (Bd. I, S. 3.)

So sind die einzelnen Kapitel des I. Teiles weniger abgerundete Bilder als vielmehr Beiträge, die zeigen sollen, daß die in der Schuld der alten Kirche wurzelnden Bedingungen Wegbereitungen der Reformation geworden sind.

Im II. Band schildert der Verfasser im II. Buch den Aufbau der neuen Landeskirchen, vor allem aber im III. Buch den Neubau der alten Kirche; denn nach Ansicht des Verfassers war „der religiöse Besitz der alten Kirche damals bei weitem nicht so gering wie das seit Luthers und Melanchthons Anwürfen nunmehr seit vier Jahrhunderten fast allgemein angenommen wird“. „Es fehlte nicht eine Fülle von Werten, die das heilige Erbe treu hüteten in ungebrochenem Zusammenhang mit der Kirche.“ Hier bringt Vork auch sachlich manches Neue, während die beiden Kapitel über „Unionsbestrebungen“ etwas enttäuschen. Im IV. Buch kommt dann der Verfasser nolens volens doch auf den äußeren Verlauf der Reformation in den vierziger und fünfziger Jahren zu sprechen und bringt im wesentlichen Bekanntes.

Der Verfasser, der katholische Theologe ist, ist ein hervorragender Literaturkennner der Reformationsperiode. Das Buch ist in einem ausgezeichneten Stil geschrieben, so daß es auch in diesem Punkte den Nichtfachmann ansprechen wird. Dabei enthält sich Vortz, wie schon angedeutet, jeder unfruchtbaren konfessionellen Polemik und Apologetik und versucht, von seiner Weltanschauung her die Dinge zu erfassen, wie sie waren. Allerdings darf man nicht annehmen, daß der Verfasser sich etwa von der strengen Grundlinie des Katholizismus, bzw. des Dogmas, entfernt oder sogar dagegen verstoßt. Im letzten und höchsten ist auch dieses Buch urkatholisch.

Über die sachlichen Ergebnisse hinaus ist die Reformationsgeschichte von Vortz aber ein fruchtbarer Beitrag zur geschichtlichen und religiösen Aussprache über eine wesentliche Epoche unserer inhaltsreichen Geschichte, die mehr als eine andere in unsere heutige Zeit hineinragt und die nicht nur die Konfessionen angeht.

Hermann Rößler.

Ibn Fadlān's Reisebericht. Herausgegeben von A. Zeki Validi Zogan. Kommissionsverlag J. A. Brockhaus, Leipzig 1939. (Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes Band XXIV, 3.)

Da Grähns Ausgabe des Ibn Fadlān*) seit langem nicht mehr den Anforderungen an eine wissenschaftliche Quellschrift entsprach, erwarteten wir mit Spannung die seit Jahren angekündigte Neuauflage durch A. Zeki Validi Zogan. Zeki Validi Zogan fand 1923 in Meschhed eine neue Handschrift des Ibn Fadlān, die er nunmehr im Text und einer von umfangreichen Exkursen begleiteten Übersetzung vorlegt. Sie stellt für die Germanenfunde eine wesentliche Bereicherung ihres Quellenmaterials dar.

Von einer Würdigung der Arbeit nach der orientalischen Seite hin sehen wir hier ab und beschäftigen uns lediglich mit ihrem germanistischen Teil.

*) Grähn, Ibn Fozlāns und anderer Araber-Berichte über die Russen älterer Zeit. St. Petersburg 1823.

Ibn Fadlān nahm 921 im Auftrage des Kalifen Al-Muqtadir an einer Gesandtschaftsreise nach Bulgar teil. Er war Sekretär dieser Gesandtschaft und insbesondere mit der Behandlung religiöser Fragen betraut. In seinem 923 fertiggestellten Reisebericht erzählt er, „was er im Lande der Türken, der Chazaren, Itus, Sagaliba, Baschkiren und der anderen Völker gesehen hat, von der Mannigfaltigkeit ihrer Religionen, von der Geschichte ihrer Könige und ihrem Verhalten in vielen ihrer Lebensangelegenheiten“. In der Stadt Bulgar am Ufil (Wolga) traf er mit nordischen Warägern zusammen, die auf ihren Handelsfahrten hier lagerten. In einem staunenswerten genauen Bericht beschreibt er sie als blonde und helläugige Mäner von herrlicher Körperform. Nichts ist ihm uninteressant. Er spricht von ihrer Kleidung, ihren Waffen, dem Schmuck ihrer Frauen, behandelt ihre Lebensart und ihre Sitten, um zuletzt in einem ausführlichen Bericht von der Bestattung eines ihrer Großen und dem gesamten Totenkult, den er als Zuschauer miterlebt hat, zu sprechen. Wahrscheinlich ist an einer Stelle sogar von Mänen die Rede.

Bedenken wir, daß hier ein hochgebildeter Araber mit einer gänzlich anders gearteten Vorstellungswelt und Kultur ein angebliches „Naturvolk“ betrachtet und beschreibt, so finden wir eine Treue und Genauigkeit der Darstellung, die uns völlig überrascht und an den Quellenwert der Saga erinnert. Man muß sie nur zu lesen und kommentieren wissen. Diese Schilderung umfaßt die §§ 80–93 (S. 82–98) der vorliegenden Ausgabe. Dazu stellen sich die entsprechenden Exkurse von S. 226 bis S. 256.

Die kommentierte Übersetzung sowohl wie die Exkurse stellen Meisterleistungen einer modernen kritischen Quellenausgabe dar. Der Herausgeber hat keine Mühe gescheut, durch immer erneute Befragung der Literatur und der jeweiligen Fachgenossen einen bis ins Beste zuverlässigen wissenschaftlichen Apparat zu schaffen. Einige Druckfehler, die bei dem schwierigen Satz fast unvermeidlich sind, fallen kaum ins Gewicht. Heinz-Joachim Graf

SCHRIFTENREIHE „DEUTSCHES AHNENERBE“

Reihe B: Sachwissenschaftliche Untersuchungen / Arbeiten zur Vor-, Ur- und Frühgeschichte

PETER PAULSEN / AXT UND KREUZ BEI DEN NORDGERMANEN

Großquartformat, 267 Seiten mit 146 Abbildungen und Skizzen, 12 mehrfarbigen Karten auf Kunstbdruck, Ganzleinen Nr. 18.50. Vierseitiger Kunstbdruck-Prospekt DIN A 4. Das Werk ist sofort lieferbar

„Es wird für alle künftige Beschäftigung mit den Streitfragen der Wikingerzeit unentbehrlich sein. Aus einer durch jahrelange Studien und ausgedehnte Museumsreisen erlangten unmöglichen Übersicht über den Stoff gewinnt Verfasser überzeugende Ergebnisse.“

(Hans Jelsk in Wiener Prähistorische Zeitschrift XXVI)

„Auf das vorliegende Werk, das ein ungeheures Fundmaterial übersichtlich ausbreitet und durch treffliche Abbildungen und Karten veranschaulicht, muß nachdrücklich hingewiesen werden.“

(Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Bd. 60, Germanische Abteilung)

„In dieser vorzüglich ausgestatteten Arbeit behandelt Paulsen unter Vorlage eines umfassenden Materials ein für die Erkenntnis des Kräftefelds in der Zeit des Umbruchs bei den Nordgermanen hochbedeutungsvolles Problem. Die Untersuchung, die ein wichtiges Kapitel der Völkergeschichte der germanischen Frühzeit erschließt, muß dankbar begrüßt werden.“

(Westfälische Landeszeitung, 26. 11. 1939)

„Das wertvolle Werk, das durch die Fülle des gebotenen Fundmaterials überrascht, ist eine Fundgrube für jeden, der die Kultur und das Völkersleben der Nordgermanen in den Zeiten ihrer Größe kennenlernen will.“

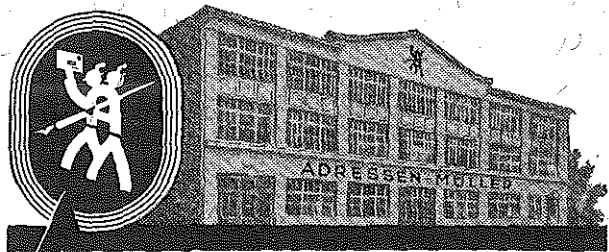
(Glücksburger Anzeiger, 18. 11. 1939)

„Der Verfasser verfügt über eine bewundernswürdige Kenntnis des großen nordischen Fundmaterials, das es ihm ermöglicht, geschlossene Fundlisten und Verbreitungskarten vorzulegen. / Einen Höhepunkt des Werkes bedeutet die, man darf nun wohl sagen, vorläufig abschließende Bearbeitung der Prunkstücke mit der Darstellung des heraldischen Urstieres von Schauenburg, Euben, Sagan und aus dem Wiener Kunsthistorischen Museum. / Das mit zahlreichen, durchwegs vorzüglichen Abbildungen versehene Werk geht somit von formkundlichen Untersuchungen aus, wendet sich dann der heute so beliebten Symbolforschung zu und schließt schließlich mit rein historischen und kulturgeschichtlichen Betrachtungen. Es ist gleichermaßen fesselnd für den Sachmann wie für den gebildeten Laien. Das Buch wird seinen Weg machen.“

(Aus einer umfangreichen Beurteilung in den Mitteilungen der Anthropolog. Ges. Wien, Band LXX, Heft 1, 1940)

AHNENERBE-STIFTUNG VERLAG / BERLIN-DAHLEM

Hauptverleger: Dr. J. D. Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Anzeigenleiter: G. Grünberg, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7–11. Buchdruck Kasper & Callweg, München. Offsetdruck J. P. Himmer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Nerdinger, Augsburg.



ADRESSEN- MÜLLER

liefert ADRESSEN
DER WELT

ADRESSEN-MÜLLER hilft werben — schafft neue Absatzgebiete für alle Erzeugnisse oder Leistungen, gleichviel ob Großdeutschland oder Teilgebiete hiervon durch Werbung gewonnen werden sollen. — ADRESSEN-MÜLLER erschließt neue Märkte in allen Ländern der Erde durch Adressen aller Art. — ADRESSEN-MÜLLER fragen ist immer richtig und wichtig! Interessenten erhalten auf Wunsch kostenlos entsprechendes Katalogmaterial bei Bezugnahme auf dieses Inserat.

ADRESSEN-MÜLLER

GROSSDEUTSCHLANDS GRÖSSTES ADRESSENUNTERNEHMEN

DRESDEN-A-16
MACKENSENSTRASSE 11
RUF. 64181 · 60986 · 62997 · 63408

BERLIN-W-8
MAUERSTRASSE 83-84
RUF. 113866 · 113867



Germanen

Monatshefte für Germanenkunde

Heft 2 / Februar 1941

Preis RM 0.60

UNIVERSITÄT
BIBLIOTHEK
LUND

Inhaltsverzeichnis

Hermann Gluckenschild	Der Ursprung des Politischen in der germanisch-deutschen Frühzeit	41
A. Bohmers	Reiche Funde eiszeitlicher Bildkunst. Die Ausgrabungen bei Unter-Wisternitz	45
Robert Steimel	Der Dreieck. Zum Reichsflinbild im Wappen	58
Friedrich Leuschner	Eine Kultstätte im Elbsandsteingebirge. Beitrag zur Deutung verschiedener Steindenkmäler	65
Die Fundgrube	Anpflanzung von Bäumen als Pflicht der Markgenossen	74
Aus der Landschaft	Die Religion in der Vorgeschichte Böhmens	75
Die Bücherwaage	Hermann Benzler und Bruno Kettelsen: „Flur, Dorf und Haus im Grenzfeldspiel Medelby“	76
	Emil Bächler: Das alpine Paläolithikum der Schweiz	77
	Gero Zeiser, Germanischer Volksglaube in fränkischen Missionsberichten	78
	Urkunden und Gestalten der germanisch-deutschen Glaubensgeschichte	79
	Glünther Franz: Der deutsche Bauernkrieg „Freude durch Laienschaffen im Reserver-lazarett“	80
Das Titelblatt zeigt die Überarbeitung des Motivs einer Schiffsdarstellung aus der Kathedrale von Winchester von Eugen Nerdinger, Augsburg.		

»Germanien« Monatshefte für Germanenfunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Völgemeinschaft „Das Ahnenerbe“. Hauptzeitschriftleiter: Dr. J. D. Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16. Anzeigenleiter: G. Gröneberg, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11. 13. Jahrgang, Neue Folge Band 3, Heft 2.

Bezug durch Post, sowie durch den Buch- und Zeitschriftenhandel. — Bezugspreis: Einzelheft RM. — 60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post RM. 1.80. Zahlungen: Postcheckkonto: Leipzig 2851. Beilagen und Anzeigen werden z. B. nach Preissliste 1 berechnet. Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift „Germanien“ Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, zu beanstanden.

Hermann Gluckenschild

Der Ursprung des Politischen in der germanisch-deutschen Frühzeit

Die gewaltigen Gletscher, die sich von dem eisbedeckten Skandinavien herunter bis tief in den Süden Mitteleuropas erstreckten, sind längst abgeschmolzen, im nördlichen Mitteleuropa ist Steppe, dann Laubwald aufgewachsen. Die Länder um das Ostseebecken sind aufgetaucht und haben ihre endgültige Gestalt gewonnen. Da kommen Kolonistenscharen und besetzen die noch menschenleeren Räume. Uremythen raumen von Zusammenflüssen zwischen Niesen und Götter-Heiden, die ihre Kraft erproben, bis sie sich einander angleichen und neben- und miteinander leben. Aus in Horden schweifenden Sammlern und Jägern werden Fischer und Hackbauern, aus Kult und Mythos erwacht ihre Pflugschur. In den Tiefensichten der Seele bewahren sie Urinsinne aus einer fernen Vergangenheit von Wanderungen entlang der Westromtäler der norduropäischen Tiefebene und dem zurückweichenden Gletscherarm, Züge eines mythisch-magischen Weltbildes. Die mythologische Nordlandschaft als geschlossener Lebensraum, die harten Lebensbedingungen der nachzeitlichen Epoche, ein Zusammenwachsen der Kolonistenscharen ungehindert von Fremdvölkern, durch riesige Urwälder gen Süden hin abgeriegelt, schaffen in langen Zeiträumen durch Auslese und Ausmerze die nordische und fällische Rasse als den Kern des Urgermanentums. Sein Wesen ist nicht eindeutig und einfach. Es ist aus Kampf und Widerstreit zusammengewachsen, bewahrt das Germanentum in sich Gegensätzlichkeiten und spannungsreiche Dynamik als erbbedingtes Gut. Aber sie sind nicht Ausdruck einflussiger sozialer Schichtung aus Kassenkämpfen, stammen nicht aus einer Antithetik von Herrschern und Beherrschten, sondern aus Messung der Kräfte in friedlicher Durchdringung auf Grund gegenseitiger Anerkennung. Als schöpferische Kulturgemeinschaft von Menschen nordischer und fällischer Rasse auf dem Grund erbmächtiger Polarität erwacht das Germanentum und die Einheit seines Wesens, zugleich aber auch seine mächtige Urkraft aus dessen Spannungsweite und Gegensätzlichkeit durch diese Verklammerung von Nordisch und Fällisch.

Die Urstämme der Germanen weisen auf die das westliche Ostseebecken einrahmenden Landschaften. Als geschlossenes Volkstum bilden die Menschen nordischer-fällischer Rasse hier eine Einheit. In den Richtungen als Inseln offenen Landes im Meer der Laubwälder weit zerstreut voneinander haben sich die blutsverbundenen Sippen und Völkerschaften in dörflicher Siedlungsweise niedergelassen. Ihre Lebensweise ist urbäuerlich-kriegerisch, ihre Gliederung einfach und wenig geschichtet. Die Lebensgemeinschaft der Sippe hat ihren Zusammenhang im Ältesten des Geschlechts. Als Hausvater auf bäuerlichem Erbhof übt er über seine Hausgenossen und Gesippen patriarchalische Fürsorge aus, gestützt durch eine natürliche Autorität, wie sie die Würde des Alters verleiht, und mythische Überlieferung lässt das Geschlecht vorwärtiger Ahnenväter unmittelbar von den Göttern abstammen.

Die Sippe ist der Blutsverband der Ahnen und Enkel, Kette der Verstorbenen und Lebenden. Ihrem Aufbau als Geschlechterverband gemäß ist sie auf den Ältesten des Geschlechts ausgerichtet. Wie sie sich schließt um Tisch- und Kultgemeinschaft, formt sie die Seiten des Lebens, in denen die Familien- und Ahnenpietät wurzelt, einen Lebenskreis, der durch Sitte und Überlieferung in sich freit und beharrt, dessen Geist sich verfestigt und in Mythen von den Urhahnen als Göttern des Geschlechts auf die Werte der Tradition ausgerichtet ist. Das Weltbild der Sippe bleibt auf eine Horizontwelt eingegrenzt, der Ahnenkult wird zum Mittelpunkt des Sippenlebens und züchtet einen blutgebundenen Zusammengehörigkeitsinstinkt. Dieser gibt dem Gesippen Halt, zwingt sein Tun in feste Normen. Er ist nur Glied an der Ganzheit seiner Sippenseele, einer mythischen Selbstheit. Ihr Wille ist sein Wille, ihr Blut sein Blut. Sippe ist im Mittelpunkt und Inhalt des Lebens, Frieden und Schutz im heiligen Lebensring. Verlust der Sippe ist Friedlosigkeit, Verlust von Glaube und Heimat, zuletzt des Lebens. Wohl kennt die Sippe soziale Stufungen und solche im Maße der Freiheit und Bindung, aber sie führt nicht zu Formen der Herrschaft, verbleibt vielmehr in patriarchalischer Fürsorge und

gliedert auch Minderfreie und Knechte in diese Ordnung ein, ohne aber eine rassische Kluft zwischen diesen und den Freien dadurch anzutasten. Nach dem Urbild der Vater-Kind-Beziehung formt sie Sozialgebilde, die dem Bereiche des Politischen noch nicht angehören. Wenn sie auch eine Grundlage der Wehrverfassung bildet, kann aus ihr autochthon doch kein Politicum werden. Die auf Sippe und Markgenossenschaft gegründete urgermanische Heerbanngliederung ist die Wehrform sesshafter Bauerngeschlechter, die noch nicht in Angriff oder Abwehr sich einem echten, die Ganzheit des Volkstums bedrohenden Feind gegenübersehen. Ein solcher ist im urgermanisch-nordischen Kulturkreis nicht vorhanden. Bis in den Ausgang der Bronzezeit kennt er auf seinem Volksboden, abgesehen von den Grenzräumen, keine Befestigungen und Burgen.

Die Quellschicht, aus der der Bereich des Politischen entsteht, liegt nicht in der Sippe, sondern in der germanischen Gefolgschaft. In der Sippe überdeckt das Bäuerliche das Kriegerische, und dieses macht sich vornehmlich Luft in Blutrache und Sippenfehde. Die Sippe, das ist das statische, in sich freilebende Leben der dörflichen Gemeinschaft, wie es in Blut und Boden verankert ist, ist der traditionalistische Strukturbau mythisch-geschichtsloser urtümlicher Lebensverfassung. Die Gefolgschaft durchbricht diesen Status und sie bildet den dynamischen Faktor, der erst eine geschichtliche und politische Ordnung schafft. Die Sippe kann aus sich nur lose föderative Schichtungen herausstellen, aber im Aufbruch der Gefolgschaft, in ihrer Zuchtform, ihrem Ausgriff in die Weite liegt die Entstehung politischer Ordnung begründet, indem sie sich als Kriegeradels-Gefolgschaft unter ihrem Führer und Trägerin arteigener Freiheit über eine fremdrassische Bevölkerung lagert und dieser den eigenen Willen aufzwingt.

Die Gefolgschaft löst Männer aus dem Sippengefüge und dem dörflichen Lebensraum und gliedert sie in sich ein. Sie ist nicht wie die Sippe nach dem Vater-Kind-Verhältnis patriarchalisch gegliedert, sondern ihr Urbild ist das der Brüderschaft und Kameradschaft, und sie stellt eine religiös gegründete, der Sippe nachgebildete Verwandtschaft unter ihren Männern her. Ist man in die Sippe geboren, so ist man zur Gefolgschaft erkoren. Sie ist ganz auf Selbstbehauptung gestellt und schart sich um den erkorenen Führer. Bestimmte Menschen nur folgen ihrem Ruf. Es sind die Wagenden, die Umstellungsfähigen, Beweglichen, die kämpferischen Jungmänner, die die Gefolgschaft an sich zieht. Sie folgen in freier Hingabe dem artgleichen Führer, der die geforderten Eigenschaften am reinsten in sich verkörpert und der eine rassisch und willensmäßig überlegene Individualität darstellt, die sich aus dem bindenden Typismus der Sippe heraushebt. Es sind die überschließenden, in den Ackerbauordnungen nicht voll zur Auswirkung gelangenden und von der Sippe nicht in Zucht genommenen Kräfte und Energien, die in der Gefolgschaft eine wesensmäßige Betätigung suchen. Sie wollen nicht die Sicherheit der ackerbäuerlichen Existenz in den einengenden Formen der Sippe, sondern sie suchen das Wagnis, die Gefahr.

Ist der Gesichtskreis der Sippe kleinräumig auf Dorf und Gau beschränkt, so sucht die Gefolgschaft die unbekannte, lockende Ferne, das Neuland an den Grenzmarken. Sie nimmt die stolze Eigenwilligkeit und Eigenbrötelei des jungen Edeling, der sein Leben auf die eigene Kraft und Selbstbehauptung stellen will, in Zucht und richtet die urtümlichen Seelenregungen, die ungebrochenen Naturinstinkte auf ein beherrschtes, zuchtvolles Mannentum und konkrete, einheitliche Willensziele hin aus. Die Gefolgschaft züchtet eine Gesinnung der Kameradschaft auf, deren charakterliche Grundwerte die Ehre und Treue des waffentragenden freien Mannes sind. Mit ihr erhält das Volksaufgebot einen geschulten Kern, der ständig unter Waffen steht. Sieht die Sippe das Leben mehr von der bäuerlich-patriarchalischen Seite, so gehört der Gefolgschaft die kriegerisch-heldische Wirklichkeit an. Wo sie neben- und miteinander leben, können sie sich überschneiden und durchkreuzen und zwischen beide spannt sich die Weite der germanischen Individualität, der Widerstreit zwischen Freiheit und Bindung, Ausgreifen und Beharren, Kriegerium und Bauernium, Fernweh und Heimweh, der Konflikt zwischen Eides-treue und Bluts-treue. Die Gefolgschaft aber ist die blüthende Lebensform, in der die germanische Freiheit als rassisch-seelisches Urphänomen und spezifisch politischer Grundwert ihren Ursprung hat.

Gefolgschaft leisten ist dem Gefolgsmann keine knechtische Unterwerfung unter fremdbestimmten Willen, sondern stolze Hingabe des selbstbewussten Mannes an den großen, als Vorbild erkorenen und von besonderen Glücksträften erfüllten „charismatischen“ Führer und seine Aufgabe. Der Gefolgsmann bezieht sich selber, indem er sich in innerer Freiheit dem geborenen Träger göttlicher Macht schenkt und dienend unterordnet. In einer auf Kampf und Wagnis gestellten elementaren Schicksalsgemeinschaft bis in den Tod erwächst diesen Schwurbünden die Macht, über dem aus Familie und Sippe organisch erwachsenden Volk seinen Staat als Willens- und Machtgebilde aus freier Tat freier Männer zu formen. In der seinem Führer geschenkten unverbrüchlichen Treue liegt die innere Freiheit, wie sie in den Wäldern urgermanens erwächst und von hier aus durch die Jahrtausende bewahrt und in der Kette der Geschlechter weitergereicht wird. Um diese schöpferische, gemeinschaftsgebundene Freiheit kreist im Werden des germanisch-deutschen Volkes sein arteilgener Bereich des Politischen. Er stellt sich dar als beständiges kämpferisches Ringen um die Verwirklichung seiner artgebundenen Freiheit, seit der frühgermanischen Zeit bis auf unsere Gegenwart.

In der Markgenossenschaft erscheint der Blutsverband der Sippe als bäuerlich-dörflicher Wehr- und Wirtschaftsverband, abliges Bauerntum und bäuerliches Kriegerium in ungegliedener Lebens Einheit umfassend. Alle wehrhaften Freisassen in sippenmäßiger Gliederung bilden das Thing der Männer. Diese waffentragenden freien Adelsbauern sind das Heer, das versammelte Heer das Thing, auf ihm neben und mit dem Sippenführer die Schicksalsfragen beratend, richtend und schlichtend und durch Akklamation seinen Entscheid bestätigend. Hier grenzt sich aus der mythischen Teilseinheit ein aktiver Kern aus, der die Grundlage für wirkliches Volk abgeben kann.

Führergebot und Wille seiner Thingmänner sind Äußerungen einer substantiellen Einheit, die sich auf diese Träger ausgliedert. Nur in dieser Übereinstimmung von Führer und Gefolgsmann liegt die Gewähr für die Wahrung artechter germanischer Freiheit, die noch in der Unmittelbarkeit des Instinkts gründet. Das mit der Volksfreiheit gepaarte Führertum sichert die Freiheit des frühgermanischen Reiches. In seinen Volksordnungen entfaltet sich die Frömmigkeit nordischer Artung und das kosmisch-symbolische Weltbild Germanens.

Noch umfaßt sie das ungeteilte Ganze des Seins und Tuns. Das Magisch-Dämonische, das als urtümliche Schicht von außen her als blinde Fatalität wirkt, ist nun geistig-seelisch bewältigt und zurückgebrängt. Das Berufensein zum Führer findet seine Bestätigung in enger Berührung mit dem Göttlichen, das sich als wirkend erweist im Machterfolg. Die heibische Ausformung der Frömmigkeit gestaltet das Gottesverhältnis nach dem Gefolgsmann-Gleichnis um. Frei von Geister- und Dämonenfurcht ist das Bild des Helden im Glauben an die eigene Macht und Stärke. Der diesseitige Lebensraum, die sinnvolle Ordnung von Sippe, Gefolgschaft, Gau und Volk ist zugleich in seiner metaphysisch durchwirkten Wirklichkeit der Raum einer göttlichen Ordnung.

Die Sippe und die Gefolgschaft sind die arteilgenen Strukturen, auf denen der Bau des nordisch-urgermanischen Reiches als folgerichtiger äußerer Ausdruck einer rassisch-seelischen Gleichartigkeit seines Volkes ruht. Der Blutsverband der Sippe begreift in sich die dörfliche Markgenossenschaft als Wirtschaftsverband, die Hundertschaft als Wehrverband. Über ihr baut sich in räumlicher Ausdehnung auf der Gau als wehrmäßige Zusammenfassung von Sippen unter dem Gauführer, der Stamm als die Zusammenfassung benachbarter Gaue, Stammesbünde als solche benachbarter Stämme durch einen führenden Stamm und aus diesen Stammesbünden das gemeingermanische Reich, das alle diese Gliederungen organisch in sich begreift. Von seinem nordischen Kernraum, dem geschlossenen Volkstum zwischen Nord- und Ostsee, hat es schon in der Steinzeit seinen Siedlungsraum erweitert, nordwärts und südwärts. Die Ausbreitung erfolgt teils im Wege der Landnahme in unbefiedelten Gebieten, teils durch Verdrängung der vorgermanischen fremdstämmigen Bevölkerung, teils durch bewaffnete Auseinandersetzung mit dieser, durch Übersichtung und spätere Vermischung mit ihr.

Die gespannte und geballte Kraft des Bauernkriegerlebens, die Energie und Dynamik wagen-der Jungmänner als Gefolgssassen um den erkorenen Herzog macht sich in den kolonisieren-

den Wanderzügen Lust und treibt sie nach Zeiträumen vorübergehender Ruhe immer aufs neue aus dem Quellraum der Urfröhen. Hinter diesem Heiligen Frühling der Bauerntrecks steht nicht nur das wirtschaftliche Motiv der Gewinnung von Siedlungsneuland, das auch durch Waldrodung zu haben gewesen wäre, ebenso sehr sind sie Ausdruck der Spannungsweite rassistischen Blutserbes, das in seinem unbändigen Freiheitsgefühl in den gewachsenen Ordnungen die einengenden Bindungen seelisch spürt, um in den auf Kampf und Abenteuer gestellten Wandertrecks das Leben auf die eigene Macht und Selbstbehauptung zu stellen und den Freiheitswillen darin zu bewahren. So wechseln Zeiten äußerer und innerer Ruhe mit von Kampflärm erfüllten Perioden; und während der Kern in den Urfröhen verbleibt, stößt wachsendes Volk ohne Raum, seelisch wie wirtschaftlich, immer wieder seinen Nachwuchs aus, der sich schichtweise von der Urheimat ablöst und in Ausgriffen eine Welle nach der anderen über die Länder verströmt. Sie bewirken eine Vernordung Ureuropas und weiter Räume darüber hinaus, bis diese im rassistischen Verfall ihrer Führerschicht vom Schicksal des Unterganges betroffen werden.

Soweit aber die Bindung an germanisches Volkstum reicht, wie es sich darstellt in nordisch bestimmter Rasse, gleicher Sprache, Religion und Brauchtum, soweit erstreckt sich auch das gemeingermanische Reich. In seinen Grenzen verschmelzen die Gegensätze früherer Kulturen in einer einheitlichen Ackerbaukultur, und die Einheit gliedert sich mit der großräumlichen Ausweitung Germaniens aus in die Stammesgruppen der Nord-, Ost- und Westgermanen unter Differenzierung der gemeingermanischen Kultur. Der Blutsmythos integriert die Sippen und Völkerschaften zu Stämmen, die Stammesbünde zum Volk als einer mythischen Einheit in sinnbildlicher Leibvorstellung, abstammend vom göttlichen Urahn. Dieses Einsgefühl ist vegetativ-instinktiv, schlummert noch und ist nicht in den Willen aufgenommen. Die Völkerschaften und Stämme sind lose föderalistische Verklammerungen mit weitgehender Autonomie der Glieder in der Ganzheit. Sie verändern und verschieben sich und sind noch nicht als feste Bildungen aufzufassen. Eßungen, Teilungen, Abspaltungen und Neubildungen sind mannigfach bezeugt, ebenso wie Fehden und Bruderkämpfe aus starker Kraftfülle zwischen den benachbarten Gau- und Stammesführern, die sich dazu des Beistandes ihrer Gefolgschaften bedienen.

Die Gefolgschaften sind das Kernaufgebot der kampferprobten Männer und ständig unter den Waffen. Der Herzog zieht an ihrer Spitze in den Krieg. Auf dem Volkssboden stehen sie noch in den patriarchalisch-sippenmäßig gewachsenen Volksordnungen, dagegen im besiedelten Feindesland setzen sie sich als nordische Eroberer über die minderrassistische Bevölkerung und entwickeln hier in den frühen Staatsgründungen ihre kulturschöpferischen Fähigkeiten. Kriege sind vielfach nur Grenzkämpfe, die das Aufgebot der Mannen im Innern des Reiches unberührt lassen. Droht aber Gefahr dem Ganzen, so treibt diese den willensüberlegenen Führer hervor, der als Kriegsherr mit starker Hand die Stämme eint, die Zwietracht der Gauen und Stammesherzöge bündigt; und nun blickt er den Freiheitswillen der Thingmannen und Gefolgschaften zur Einheit der Volkskraft, zur Wahrung angebundener Freiheit, germanischer Volksfreiheit, in Angriff und Abwehr der Feinde. Hier sind nicht mehr Volk und Reich nur mythische Einheit, hier will aus der fordernden Wirklichkeit des Kampfes heraus, aus den Ordnungen von Führer und Gefolgschaft, Herzog und Thingmannen, aus ihrem Machtwort zur Freiheit als spontanes Erlebnis Volk Wirklichkeit werden. Hier liegt der Anknüpfungspunkt, den Bereich des Politischen mit substantiellem Gehalt zu erfüllen.

(Wir verweisen auf die Schrift „Die Freiheitsidee des Politischen“ des Verfassers, die soeben im Verlag Junker und Dammhagen in Berlin erscheint.)

A. Bohmers / Reiche Funde eiszeitlicher Bildkunst Die Ausgrabungen bei Unter-Wisternitz

Seit Juli 1939 werden auf der bekannten Fundstelle von Unter-Wisternitz durch die „Forschungsstätte für Urgeschichte“ des Ahnenerbes Grabungen durchgeführt. Diese Fundstelle befindet sich ungefähr 80 km nördlich von Wien auf dem Nord- und Nordostabhang der Pollauer Berge in einer Höhe von ungefähr 30 bis 60 m über der Thaya. (Abb. 1 und 2). Sie ist nicht nur wegen ihrer großen Ausdehnung von mehreren Quadratkilometern berühmt, wodurch sie die größte altsteinzeitliche Fundstelle überhaupt ist, sondern besonders durch eine Menge von Kunstgegenständen, die hier im Laufe der letzten 15 Jahre ausgegraben wurden. Von 1924 bis 1938 wurde hier durch R. Absolon gegraben. Über die Ergebnisse dieser Grabungen sind, mit Ausnahme von zwei Grabungsberichten in Tagebuchform, leider noch keine wissenschaftlichen Veröffentlichungen von größerem Ausmaß erschienen. Von uns wurden zuerst die noch nicht geklärten Fragen nach dem geologischen Alter der Kulturschicht gelöst. Diese befindet sich in den oberen Teilen einer bis 15 m mächtigen jüngeren Eißchicht der Würm- oder letzten Vereisung (Abb. 3). Im allgemeinen wird angenommen, daß die Vereisung durch ein sogenanntes Interstadial in einen ersten und in einen zweiten Würmvorstoß untergeteilt wird. Dieses Interstadial wurde auf Grund der sogenannten „Göttweiger Verlehmungszone“ vermutet, die sich meistens in dem jüngeren Eiß von Mitteleuropa befindet. Durch pollenanalytische Untersuchungen von N. Schüttrumpf wurde zum erstenmal das Klima der Periode, in welcher diese Verlehmungszone entstand, bestimmt und bestätigt, daß es gemäßigt war. Es fanden sich nämlich in diesen Schichten Blütenstaubkörner von Weide, Birke, Kiefer, Eiche, Linde, Ulme, Erle, Hasel und Fichte. Neben indifferenten Arten wie Kiefer, Birke, Fichte und Weide kommen also auch anspruchsvollere Arten, wie Eiche, Ulme, Hasel, Linde und Erle vor. Dies weist auf ein gemäßigtes Klima hin.

Wie das Profil (Abb. 3) zeigt, befindet sich die Kulturschicht mitten in dem Eiß des zweiten Würmvorstoßes, mehrere Meter über der Verlehmungszone. Sie dehnt sich über eine Fläche von mehreren Quadratkilometern zwischen den Dörfern Pollau und Unter-Wisternitz aus. Sie besteht aus einer 10 bis 50 cm dicken grauen Schicht mit Kohlestückchen, die an manchen Stellen Kohlenanhäufungen bis zu 50 cm Dicke zeigt. Diese meistens runden oder länglichen Anhäufungen, die einen Durchmesser von bis zu 10 m haben, sind die Reste der alten Feuerstellen. In einiger Entfernung hiervon befinden sich meistens Haufen von Großtierknochen, besonders von Mammut und Wildpferd (Abb. 4). Diese Knochen sind, nachdem sie bei der Feuerstelle entleert worden sind, von den altsteinzeitlichen Menschen zur Seite geworfen. Über das ganze Gelände, am zahlreichsten aber bei den Feuerstellen, wurden zu Tausenden Geräte aus Feuerstein und Radiolarit, zusammen mit zahllosen Knochen von kleineren Tieren, wie Wolf, Ren, Eisfuchs, Vielfraß und Schneehase gefunden. Wohngruben und Pfostenlöcher sind bisher noch nicht angetroffen worden. Das Gelände muß von zahlreichen Menschenhorden kürzere Zeit bewohnt gewesen sein. Die Reste ihrer Jagdtiere wie Mammut, Ren, Eisfuchs, Vielfraß usw., weisen darauf hin, daß das Klima während dieser Zeit sehr kalt war, und daß man sich mitten in der Würmeiszeit befand. Die Abhänge der ihre Umgebung steil überragenden Pollauer Berge müssen damals besonders kalt und nicht sehr angenehm als Wohnplatz gewesen sein. Daß die Menschen sich hier jedoch trotzdem in einer für die Eiszeit abnormal großen Zahl aufgehalten haben, muß aus dem großen Wildreichtum dieser Gegend erklärt werden. Die Fundstelle befindet sich nämlich an der einzigen eiszeitlichen Durchgangsstraße zwischen Nordost- und Südwesteuropa. Diese führt durch die mährische Pforte nördlich von Preßburg, quer durch Mähren und weiter durch das Donautal. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie vom Wilde viel benützt wurde. Sicher folgte letzteres auch weiterhin den Flußläufen wie z. B. der Thaya, und dadurch kamen die Herden immer an unseren Fundstellen vorbei, wo sie von den altsteinzeitlichen Menschen erwartet und gejagt wurden. Auch

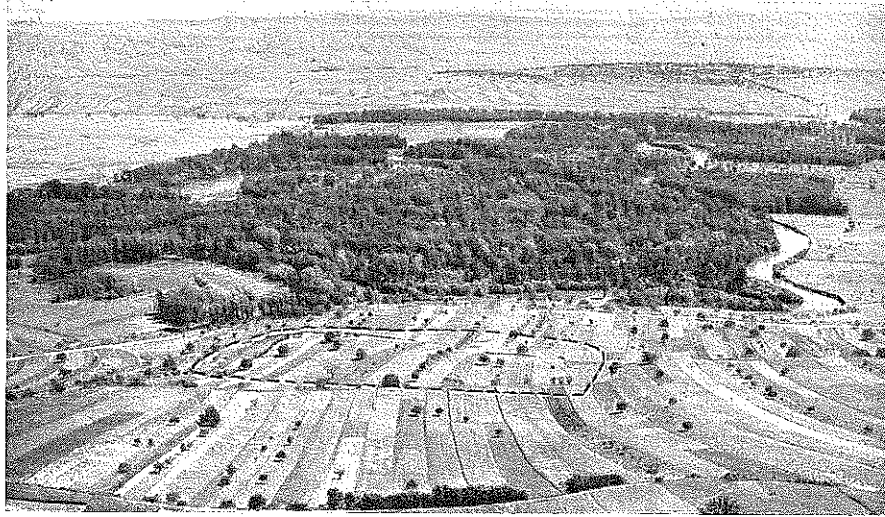


Abbildung 1. Blick von der Ruine Maidenburg auf das Fundgelände von Unter-Bisternitz. Im Hintergrund die Thaya. Innerhalb der gestrichelten Linien das Gebiet wo bis jetzt die meisten Funde gemacht worden sind.

die berühmte Fundstelle von Předmost bei Prerau liegt an dieser Durchgangsstraße. Wahrscheinlich wurden die Mammute in Fanggruben gefangen, denn die aufgefundenen Knochen sind von Tieren jedes Alters. Wenn die Mammute mit Wurfwaffen gejagt worden wären, wären natürlich meistens nur die jüngeren Tiere erlegt worden.

Es ist sicher, daß in diesen Fanggruben auch andere Tiere, von denen die Knochen aufgefunden wurden, wie Pferde, Tiger und Wölfe, erbeutet worden sind. Mit Feuersteingeräten wurde die Beute zerteilt, die Felle präpariert, vielleicht auch genäht, und Knochengерäte hergestellt. Diese Geräte sind aus nordeuropäischem Kreidefeuerstein und alpinem Radiolarit angefertigt. Das Material hierfür muß der Mensch von weither herbeigebracht haben, da diese Gesteinsarten in Mähren nicht vorkommen. Die nächstgelegenen Fundstellen für Kreidefeuerstein sind die Mindelmoränen nordöstlich Prerau, in einer Entfernung von ungefähr 100 km; die nächsten Fundstellen für Radiolarit befinden sich in den Karpathen in einer Entfernung von gleichfalls 100 km.

Da die bei Unter-Bisternitz aufgefundenen Mengen dieses Materials sehr erheblich sind, so ist es wahrscheinlich, daß die altsteinzeitlichen Menschen mit dem Wilde größere Wanderungen unternahmen und vielleicht zu bestimmten Zeiten ihr Lager auf den Pollauer Bergen aufschlugen. Auf diese Weise wurde immer mehr Material von auswärts herbeigegeführt.

Die Geräte bestehen zu mehr als 80 v. H. aus Klingen. Einige davon sind retuschiert. Ofters ist eine Kante für das Auflegen des Fingers verstumpft. Nur vereinzelte Klingen weisen die sogenannte „Aurignacretische“ auf. Neben den Klingen treten meistens die wahrscheinlich für das Präparieren von Fellen benützten Klingenträger mit runden Kratzerkappen auf (Abb. 5, Nr. 2). Seltener wurden die Kielkräzer (Abb. 5, Nr. 1) angetroffen. Einige zeigen Übergänge in Bogenstichel. Auch andere Stichel, wie Eckstichel, Kantensstichel, Mittelstichel, Kernstichel und prismatische Stichel sind ziemlich allgemein. Typische Gravettespizen (Abb. 5, Nr. 5) wurden öfters gefunden. Eigentümlich für Unter-Bisternitz sind die vielen schönen Sägen (Abb. 5, Nr. 3 und 4). Verschiedene Geräte sind typisch für die obere Aurignacgruppe,

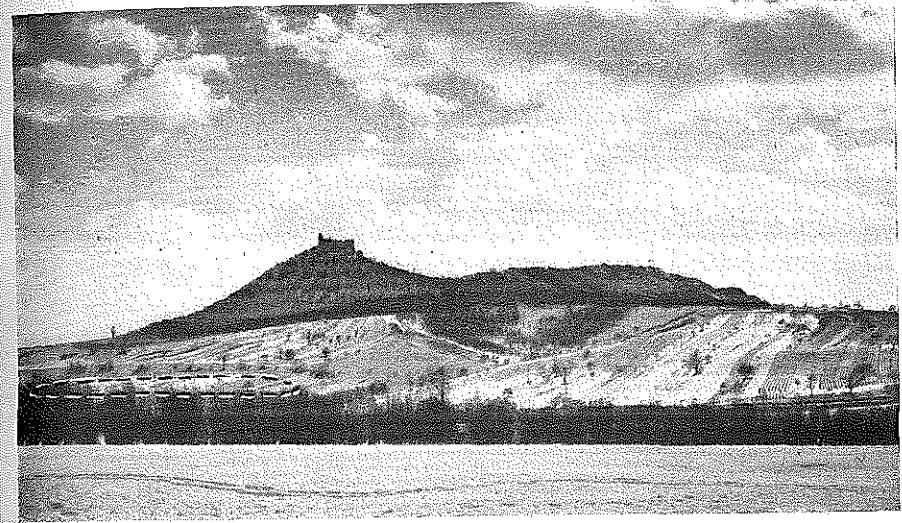


Abbildung 2. Blick von der gefrorenen Thaya auf die Pollauer Berge mit der Ruine Maidenburg. Innerhalb der gestrichelten Linie das in Abbildung 1 wiedergegebene Bild.

wie Gravettespizen, Bogenstichel, prismatische Stichel und Kielkräzer. Andere Geräte, wie Sägen und Zinken sind charakteristisch für die untere Madeleinegruppe. Man kann die Kultur von Unter-Bisternitz deshalb am besten in die späteste Aurignacgruppe einreihen, wofür auch die geologische Lagerung weit oberhalb der Gättelweiger Verlehmungszone oder dem Würm-interstadial spricht. An Knochengерäte wurden Pfeilspitzen, Blätter und eigentümliche lössför-mige Typen gefunden. Von den letzteren weiß man noch nicht, wofür sie benützt worden sind. Sehr interessant sind die von den altsteinzeitlichen Menschen benützten Schmuckfachen. Es fanden sich eine Anzahl durchbohrte Wolfs- und Eisfuchszähne, die man wahrscheinlich als Halskette getragen hat. Aber nicht nur Zahnketten, sondern auch Ketten, gefertigt aus fossilen tertiären Serpulen (Abb. 6) und durchlöchernten tertiären Schnecken wurden oft gefunden. Aus gebranntem Ton hat man Nadeln, einen braunroten Farbstoff zur Körperbemalung hergestellt. Für schwarze Bemalung wurde Graphit und für rote Farben gebrannter Hämatit benützt.

Die wichtigsten Funde dieser Fundstelle waren die Kunstgegenstände. Diese erlauben uns einen Einblick in die Weltanschauung dieser Menschen. Aus der typologischen und geologischen Bestimmung dieser Kultur als späteste Aurignacgruppe kann schon geschlossen werden, daß wir es hier mit einer Bevölkerung zu tun haben, die sehr wahrscheinlich zu der Cro-Magnon-, Aurignac- oder Brünnschasse gehört. Das wurde auch bestätigt durch die menschlichen Schädel-fragmente, die in Unter-Bisternitz gefunden worden sind. Wir haben es hier also mit der berühmten Bevölkerung zu tun, die sich nach der Vernichtung der Neandertaler in der Aurignacschwankung in kürzester Zeit über große Teile des europäischen, asiatischen und wahrscheinlich auch afrikanischen Kontinentes ausgebreitet hat, und deren Eroberungszüge zu den größten aller Zeiten gehören. Eigentümlich für diese Menschen war die „europide“ Gestalt. Aus einer bestimmten Gruppe dieser sind denn auch sehr wahrscheinlich die späteren Indogermanen hervorgegangen. Zu diesen Menschen, die die Erfinder der Wurf- und Schießwaffen sind, gehören die Klingenkulturen der Aurignac-, Madeleine- und wahrscheinlich auch

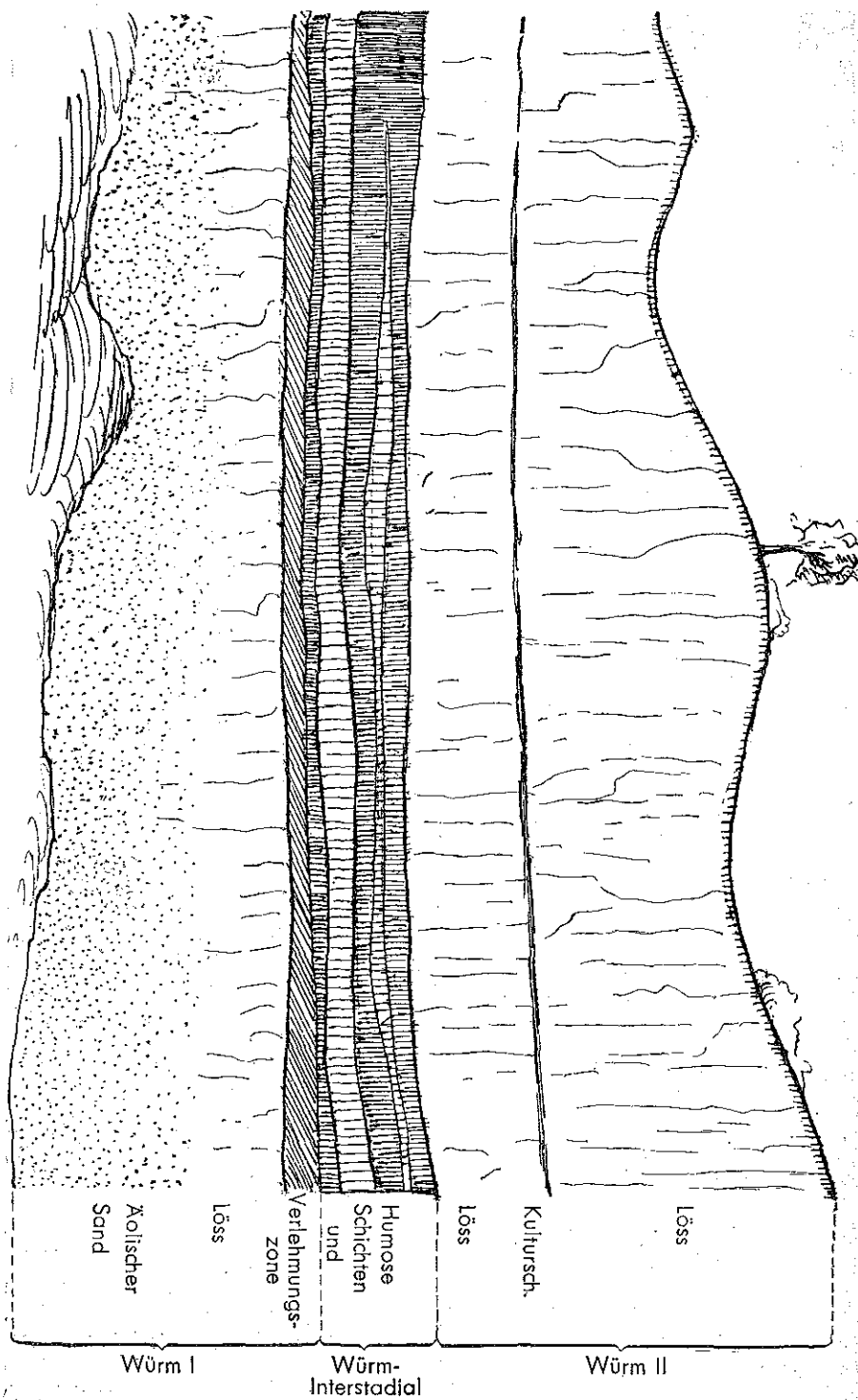


Abbildung 4. In einem tiefen Suchgraben blößgelegte Anhäufungen von Mammutknochen.

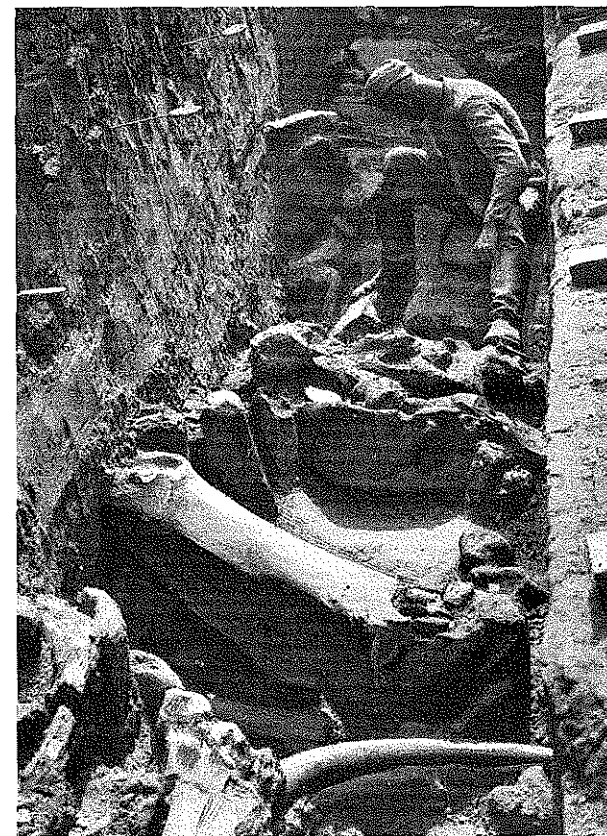


Abbildung 3 (links nebenstehend). Profil aus der Ziegelei von Unter-Wisternitz. Höhe ungefähr 20 m.

Solutreegruppe, sowie die altsteinzeitliche Kunst. Gerade von der letzteren wurde in Unter-Wisternitz viel angetroffen. Die Bewohner dieser Lagerstelle haben keine Zeichnungen auf den Wänden von Höhlen hinterlassen, wie die damaligen Bewohner Südfrankreichs und Nordspaniens; sie haben aus Ton, vermischt mit Fett, eine Masse hergestellt, woraus sie ihre Plastiken gebildet haben. Diese wurden im Feuer gebrannt und sind dadurch bis heute der Vernichtung entgangen. Sie haben meistens eine graue, manchmal eine bläuliche oder bräunliche Farbe. Die Plastiken wurden zum Teil mit der bloßen Hand, zum Teil mit Geräten hergestellt. Fingerabdrücke in dem Ton wurden öfters gefunden. Diese haben ein Alter von mehreren Zehntausenden von Jahren und sind die ältesten, die wir kennen. Der Künstler hat sich an einer bestimmten Stelle des Lagerplatzes aufgehalten, denn hier wurden von uns in großer Zahl Stümpfen von gebranntem Ton angetroffen. Diese lagen oft angehäuft um einen Sitzstein. Eben dort fanden sich öfters Teile von Körperchen, Füßchen oder Köpfchen, die der altsteinzeitliche Mensch wahrscheinlich als mißlungen weggeworfen hat. Meist wurden die Jagdtiere nachgebildet. Zum Pferd gehört wahrscheinlich ein Körperchen ohne Kopf. Weiter wurden durch R. Absolon ein Mammutkälbchen, ein Bär und ein Luchs, und durch uns ein Wisent aufgefunden. Tierköpfchen sind viel öfters angetroffen worden, und

immer zeigen sie am Halsende eine Bruchfläche die manchmal eine Stichspur von einem Gerät aufweist. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie absichtlich von dem Körper abgestochen oder abgebrochen worden sind. So gibt es Tierköpfe von Ren, Nashorn, Tiger, Luchs, Bär und Gule. Abb. 7, Nr. 7, zeigt eine Bärenfigur, die sehr schlecht erhalten ist und aus mehreren Stücken zusammenge缝t werden mußte. Und doch ist der schwere Bärenkörper mit dem typischen Kopf gut dargestellt. Zum Vergleich ist hier die bekannte paläolithische Bärenzeichnung aus der Höhle von Les Combarelles in Südfrankreich abgebildet (Abb. 8, Nr. 5). Abb. 7, Nr. 8, zeigt einen Nashornkopf. Der seitlich etwas gedrungene wuchtige Kopf mit den kleinen Augen ist gut nachgebildet. Auch das schlanke Renntierköpfchen in Abb. 7, Nr. 5, ist sehr charakteristisch. Obgleich das so typische Renntiergeweih natürlich nicht nachgebildet werden konnte, ist die schlanke, aber eckige Gestalt dieses Tieres meisterhaft dargestellt. Auch die Hautfalte unter dem Kopf ist sehr gut getroffen. Zum Vergleich ist eine Ren-Darstellung aus der Madeleinegruppe von Limeuil in Abb. 8, Nr. 4, wiedergegeben. Das Mammutköpfchen der Abb. 7, Nr. 3, ist sehr klein und zeigt deshalb wenig Merkmale. Doch ist es typisch in seiner unbeholfenen Schwerfälligkeit. Es wurde noch ein zweites, sehr ähnliches Stückchen gefunden. In Abb. 7, Nr. 6 wird ein luchsähnliches Raubtierköpfchen dargestellt. Abb. 7, Nr. 1, zeigt den Kopf eines Tigers, ein Tier, das in der Eiszeit in viel kälteren Gegenden lebte als jetzt. Knochen von Tigern sind mehrmals in Würmelszeitlichen Ablagerungen in Europa und auch in Unter-Wisconsin aufgefunden worden. Der Kopf zeigt die typische Schnauze mit Kinn, Maul und Nasenlöchern. Nach demselben Muster sind noch drei andere Tigerköpfe hergestellt worden, von denen eines durch uns aufgefunden wurde (Abb. 7, Nr. 2 und 4). Zum Vergleich damit wird der bekannte „Löwe“ von Les Combarelles abgebildet (Abb. 8, Nr. 3). Wir können schließen, daß hier eine Art Massenherstellung nach einem bestimmten Muster stattfand, eine für die Eiszeit bemerkenswerte Tatsache. Sehr auffallend ist aber das auf Abb. 7, Nr. 1, dargestellte Tigerköpfchen. Es weist zwei tiefe, mit einem dreieckigen Gerät erzeugte Stiche auf. Einer davon geht durch das Auge und einer durch den Hinterkopf. Die Pfeile auf Abb. 7, Nr. 1c, geben die Richtung der Stiche an. Das von uns aufgefundenene Tigerköpfchen besitzt am Hals auch Stichspuren, so daß hier sehr wahrscheinlich der Kopf vom Körper abgebrochen

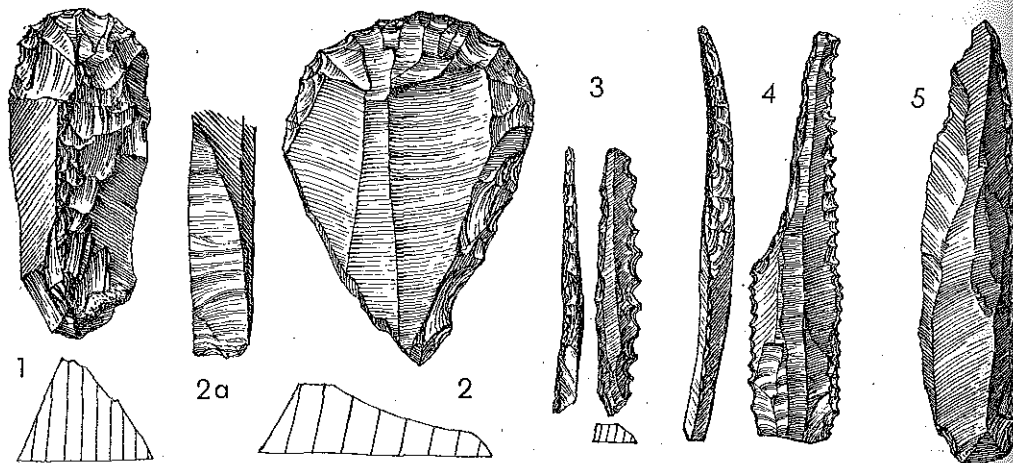


Abbildung 5 (links nebenehend). Geräte aus Feuerstein und Radio-larit. 1 Kleinträger, 2 Klingenträger mit Stichel, 3a Stichelende von vorne, 3a Stichel, 4 Stichel, 5 Gravettstichel. Vergr. 1x.

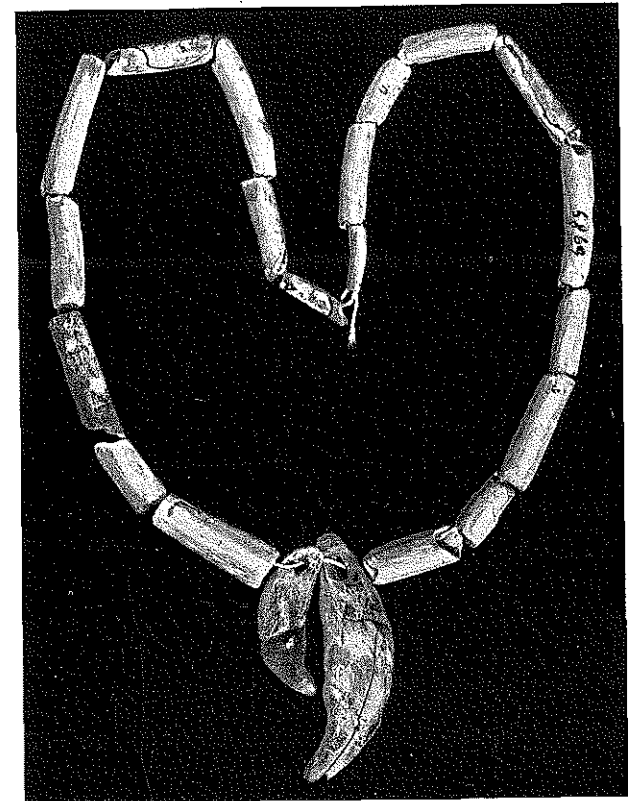


Abbildung 6. Kette von Serpulen und zwei durchlöcherter Holzperle. Zusammengesetzt ungefähr in der Lagerung, in der sie gefunden worden sind.

wurde, wobei der erstere in mehrere Stücken zerbrochen ist. Diese Tatsachen weisen auf magische Gebräuche hin.

Nicht nur Nachbildungen von Tieren, sondern auch die für die Altsteinzeit seltenen Menschen-darstellungen waren hier reichlich vertreten. Im Jahre 1936 fand J. Dania das auf Abb. 9 dargestellte Menschenköpfchen. Es ist aus Elfenbein geschnitten und stellt wahrscheinlich eine junge Frau dar. Es ist sehr typisch durch seine außerordentliche Schmalheit und Feinheit und deutet auf eine hochentwickelte Menschenrasse. Zudem zeigt die Herstellungsweise dieser sowie der anderen Plastiken und überhaupt der Schmuck- und Gebrauchsgegenstände, daß die Bewohner dieser Lagerplätze genau so zierlich und fein gewesen sein müssen, wie das in diesem Köpfchen dargestellt wird. Das lange und schmale Gesicht stimmt mit den Schädeln überein, die hier durch K. Absolon gefunden worden sind.

Wir können an den genannten Köpfchen zum erstenmale die Gestaltung der Weichteile dieser jungpaläolithischen Bevölkerung von Unter-Wisconsin erkennen und sehen, daß sie nicht z. B. mongoloid oder negroid ist, sondern vollkommen zu dem indoeuropäischen Rassenkreis gehört. Das Köpfchen ist die erste deutliche Darstellung eines Menschengesichtes, die bisher in der Altsteinzeit aufgefunden wurde. Auch diese Tatsache ist sehr bemerkenswert, denn aus der Alt-

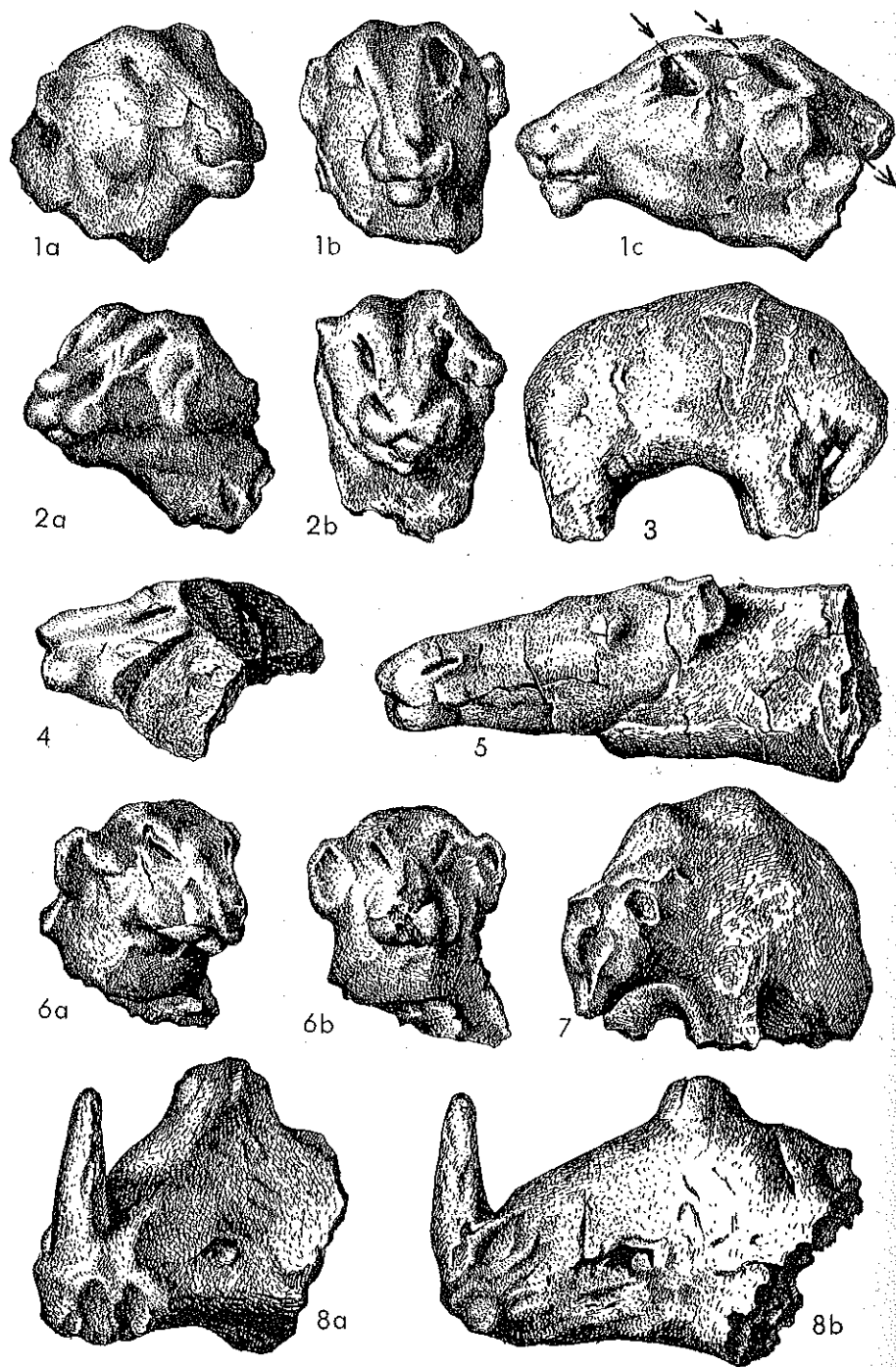


Abbildung 7. Aus gebranntem Ton hergestellte Tierplastiken. 1 Tigerköpfchen. Bei 1c geben die Pfeile die Richtung der Ohren an, Vergr. 1,3×. 2 Tigerköpfchen, Vergr. 1,3×. 3 Mammuthäufchen, Vergr. 1,8×. 4 Tigerköpfchen, Vergr. 1×. 5 Rentierköpfchen, Vergr. 1,8×. 6 Löwe(?)köpfchen, Vergr. 1,3×. 7 Bär, Vergr. 1,2×. 8 Nashornköpfchen, Vergr. 1,8×. 1-3 u. 5-8 nach K. Absolen in „The ill. London News“ von 21. 3. 36. Nr. 4 nach Original.

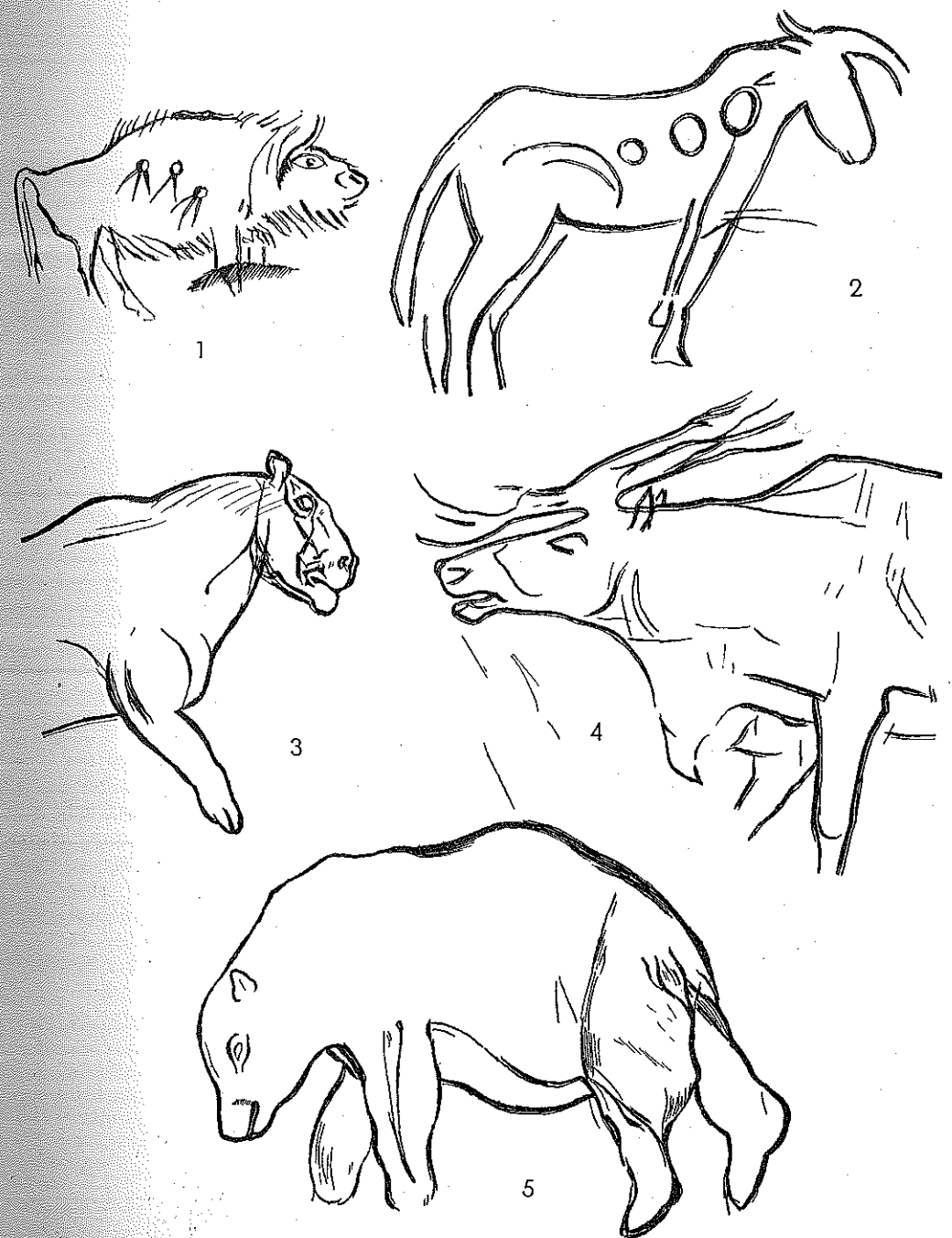


Abbildung 8. Bisons mit drei Pfeilen. Niaux. 2 Pferd mit drei Löchern. Niaux. 3 Löwe, Höhlenwandgravierung, les Combarelles. 4 Ren, Eimeuil. 5 Bär, Höhlenwandgravierung, les Combarelles.

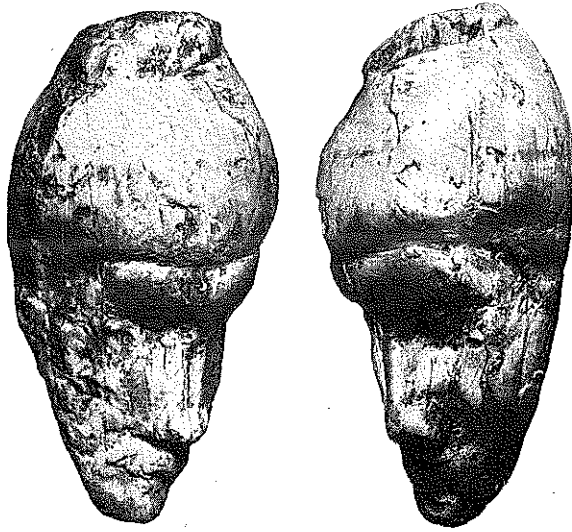
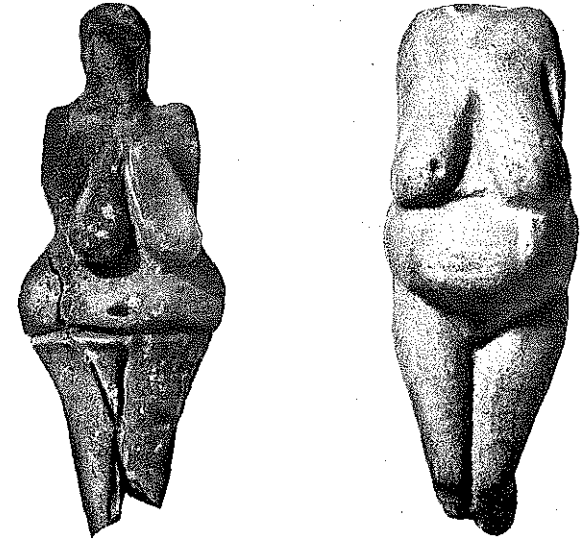


Abbildung 9. Frauenköpfchen aus Elfenbein.
Vergr. 1,6x nach R. Absolon in „The Ill.
London News“.

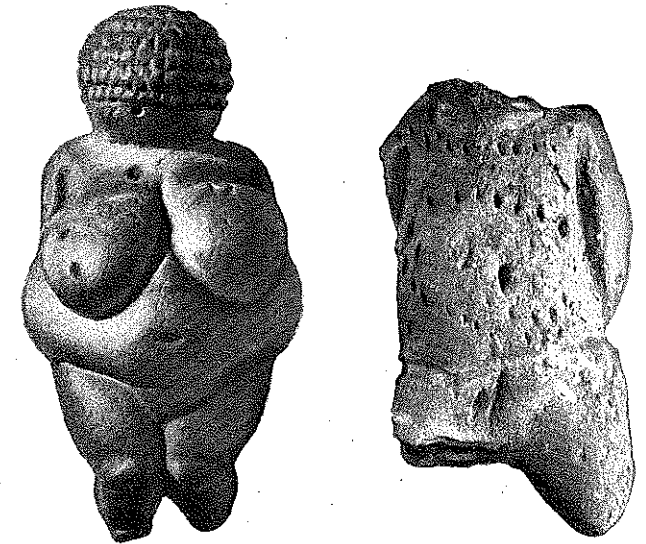
steinzeit sind zwar Tausende von ausgezeichneten und naturgetreuen Nachbildungen von Tieren bekannt geworden und mehr als 150 Nachbildungen von Menschen, doch sind die letzteren immer massen- oder fragenhaft und für das Studium der menschlichen Weichteile fast nicht zu benützen.

Außer dem Köpfchen wurden durch R. Absolon verschiedene menschliche Körperrnachbildungen aufgefunden; unter anderen schematisierte weibliche Körper, ein männlicher Körper ohne Kopf, eine weibliche Darstellung mit wahrscheinlich tätowiertem Bauch (Abb. 10, Nr. 4), und weiter eine sogenannte „Venus“ (Abb. 10, Nr. 1). Die altsteinzeitlichen Venuisse sind typische fettleibige Frauenfiguren mit hervorgehobenen Geschlechtsstücken und schlecht oder fast nicht ausgebildeten Köpfen, Armen und Füßen. Sehr oft sind schwangere Frauen dargestellt. Die Venus von Unter-Bisfernitz ist noch eine der schlanksten. Typisch hierbei ist eine tiefe Kerbe unter dem Nabel und Gefäß, worin vielleicht Federn oder Gras gesteckt gewesen sind, die eine Art von Nöckchen bildeten. Auch von den Venusfiguren sind mehrere Exemplare hergestellt worden. Zerbrochene Fragmente von noch mindestens vier nach demselben Muster hergestellten Plastiken wurden durch R. Absolon aufgefunden. Solche altsteinzeitlichen Frauendarstellungen wurden im Zusammenhang mit der Kultur der Aurignacgruppe an vielen weit auseinander liegenden Stellen aufgefunden, wie u. a. bei Brassempour und Lespuges in Südfrankreich, in der Nähe von Mentone, bei Savignano in Nord-Italien, bei Willendorf in der Ostmark (Abb. 10, Nr. 3), bei Mainz, bei Predmost in Nordmähren, bei Gagario und Kostienki im Dongebiet in Rußland (Abb. 10, Nr. 2), und selbst in der Nähe des Baikalsees in Sibirien. Eine der Frauendarstellungen von Kostienki ist der Venus von Unter-Bisfernitz vielleicht am ähnlichsten (Abb. 10, Nr. 2). Diese Darstellungen zeigen am deutlichsten, wie schnell und gewaltig sich diese Kultur in verhältnismäßig kurzer Zeit verbreitet hat.



1

2



3

4

Abbildung 10. 1 Venus von Unter-Bisfernitz. 2 Venus von Kostienki, Rußland. 3 Venus von Willendorf. 4 Tätowierte Frauenfigur von Unter-Bisfernitz, nach R. Absolon.

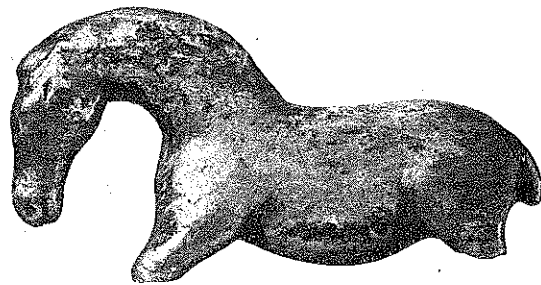


Abbildung 11. Vogelherd, Skulpturen aus Elfenbein, nach G. Mef.

Pferdchen



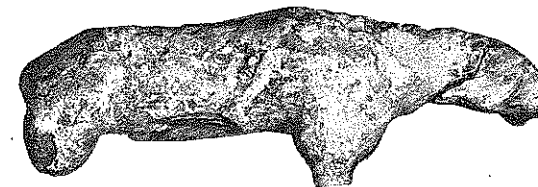
Mammuth

Während die Kunst der jüngeren Altsteinzeit in Westeuropa meistens aus Zeichnungen und Malereien auf Höhlenwänden, Steinen und Knochen bestand, wobei Skulpturen vereinzelt auftraten, wurden solche sowie Plastiken in Mitteleuropa sehr viel gefunden. Beispiele hierfür geben an erster Stelle die mährischen Fundstellen, wie Předmost, Brunn und besonders Unter-Bisternitz und weiter der Vogelherd in Lonetal nordwestlich von Ulm für das Gebiet des schwäbischen und fränkischen Jura.

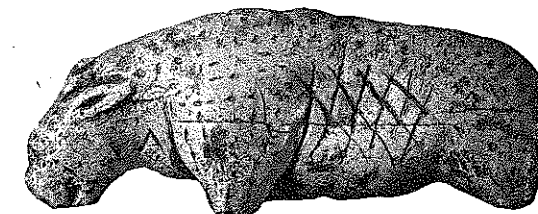
In der altsteinzeitlichen Kunst von Frankreich und Nordspanien hat man eine deutliche Entwicklung nachgewiesen. Breuil hat für diese Entwicklung fünf ineinander übergehende Stufen angenommen und H. Kühn drei. Die zu den ältesten Stufen gehörenden Bilder bestehen nur aus tiefen Umrisslinien und sind einschichtig dargestellt. Sie haben keine oder nur die notwendigsten Innendetails; sie zeigen z. B. nur zwei Füße und den Kopf von der Seite mit nur einem Horn oder Geweih. Diese Bilder gehören zu der mittleren und zum Teil zu der oberen Aurignacgruppe.

Die mittlere Stufe zeigt meisterhaft ausgeführte Darstellungen mit dünnen aber kräftigen Stichelstrichen. Die Tiere sind vollendet perspektivisch dargestellt und sämtliche Innendetails sind unvergleichlich schön wiedergegeben (siehe Abb. 8). Diese Stufe findet ihren Höhepunkt in der unteren bis mittleren Madeleinegruppe. Übergänge zu der ältesten Stufe wurden schon in der oberen Aurignacgruppe gefunden. Die letzten Stufen der oberen Madeleinegruppe zeigen eine Rückbildung zu stark schematisierten Darstellungen, die oft an den primitiven Charakter der ersten Stufe erinnern.

Die Funde von Unter-Bisternitz haben erwiesen, daß auch in den Skulpturen und Plastiken



Bär oder Tiger



Panther (?)

der Altsteinzeit eine Stufenfolge zu erkennen ist. Die älteste Stufe wird durch die Skulpturen, die in der mittleren Aurignacgruppe des Vogelherdes aufgefunden worden sind, vertreten.^{*)} Diese aus Elfenbein hergestellten Skulpturen sind noch meist reliefartig und flächenhaft dargestellt (Abb. 11). Man kann sie nur von einer Seite betrachten. Von allen anderen Seiten wirken sie flach und nicht schön. Die Umrisslinien sind stark unterstrichen, und als Schattenfiguren würden sie auch noch gut wirken. Die Konturen des Pferdchens (Abb. 11, Nr. 1) sind schon meisterhaft dargestellt und lassen auf die große Künsterfaltung schließen, die hierauf folgen wird. Die Innendetails dieser Skulpturen sind noch nicht völlig entwickelt, weisen aber doch schon auf die nächste Stufe hin. Auch die Mammuthskulptur (Abb. 11, Nr. 2) ist schon etwas plastischer entwickelt. Man kann die Skulpturen also ans Ende der ersten Stufe setzen.

Die Plastiken von Unter-Bisternitz dagegen sind vollkommen „dreidimensional“. Sie weisen nichts Reliefartiges mehr auf. Man kann sie von allen Seiten betrachten und sie wirken gleich schön. Sie gehören also in die Stufen der höchsten Künsterfaltung der Altsteinzeit, sind aber noch in den Anfang der mittleren Stufe zu stellen, denn die Nachbildungen aus dem Höhepunkt der Stufe, z. B. die Gravierungen aus les Combarelles (Abb. 8, Nr. 3 und 5), Lameuil (Abb. 8, Nr. 4), oder die Skulptur des Pferdchens von Mas d'Azil, oder die Renntiere von Brimiquet, weisen eine größere Lebendigkeit auf. Die kunsthistorische Zuteilung der Kultur von Unter-Bisternitz zu der spätesten Aurignacgruppe stimmt mit der typologischen Formgestaltung und mit der geologischen Stellung in der Mitte der zweiten Warmvereisung überein.

^{*)} Nach der Meinung der meisten Fachgenossen und nach meiner Meinung gehört die von G. Mef als obere Aurignacgruppe beschriebene Kultur mit Skulpturen in die mittlere Aurignacgruppe.

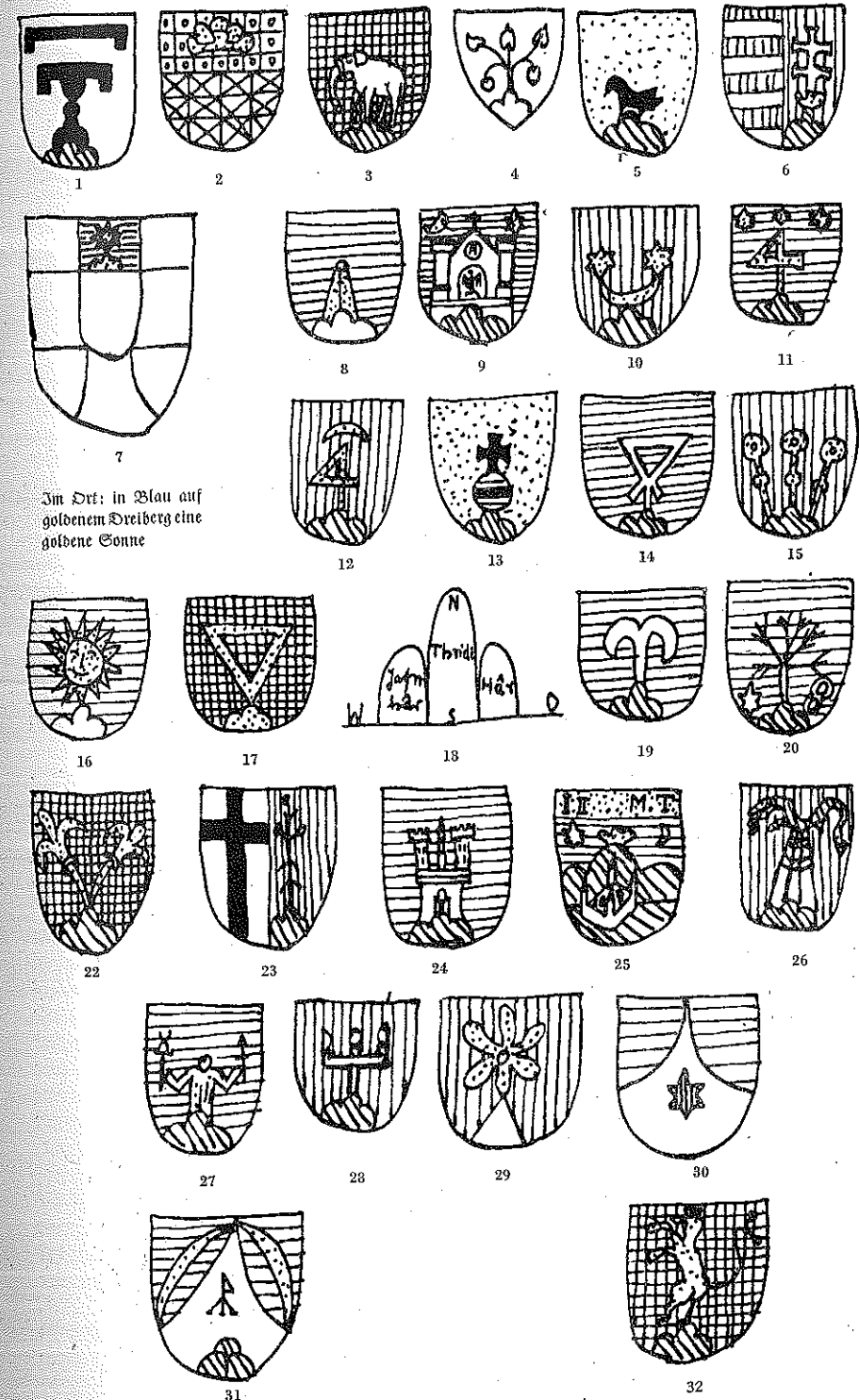
Der Dreieberg ist als Schildbild recht häufig, früher mehr noch als heute. Er ist bereits in den frühen Wappenbüchern des Mittelalters zu finden, so in Jörg Rugenms Wappenbuch von 1492 in dem Wappen der schwäbischen „von Stoffenberg“ (Abb. 1), in Grünbergers Wappenbuch von 1480 in dem Wappen der „von Landsberg“ (Abb. 2), in Nichtenals Chronik des Konzils von Konstanz von etwa 1425 in dem Wappen der Grafen von Helfenstein (Abb. 3) und schließlich in der erheblich älteren Züricher Wappenrolle von etwa 1340 (Abb. 4). Man wird hieraus schließen dürfen, daß der Dreieberg als Schildbild so alt ist wie die Wappenkunst im heutigen Sinne. Er findet sich auch bereits recht früh in Landes- bzw. Herrschaftswappen, so nicht nur in dem als Schulbeispiel eines redenden Wappens oft herausgestellten Schild von Henneberg (Abb. 5), sondern auch im linken Feld (wegen der Herrschaft über die Slowakei) des gespaltenen Schildes von Ungarn (Abb. 6); ferner im „Dre“ – also an hervorragender Stelle – des neunfeldrigen Wappens von Vorarlberg (Abb. 7).

Ist der Dreieberg eine „gemeine Figur“ oder ein Heroldsstück? Die bekannte heraldische Terminologie versteht unter „gemeinen Figuren“ Darstellungen der Natur, z. B. Tiere oder Pflanzen, oder des Kunsthandwerks, z. B. Becher oder Kannen, während ein Heroldsstück durch Teilung des Schildes mittels gerader oder krummer Linien entsteht. Wie der Name sagt und die zeichnerische Wiedergabe bestätigt, werden „drei Berge“ wiedergegeben, oft noch realistisch ausgemalt; also eine gemeine Figur, eine Darstellung der Natur? Nein, sagt die heraldische Fachwelt (vgl. z. B. Hildebrandts Wappenfibel) eine Schildteilung durch krumme Linien, ein Heroldsstück! Wir wollen in diesem Stadium unserer Untersuchung zu der Frage noch nicht Stellung nehmen, sondern am Ausgang dieser Arbeit darauf zurückkommen.

Es drängt sich nun die Frage auf, ob der Dreieberg als bedeutungsloses heraldisches Ornament angesehen werden muß oder ob ihm ein besonderer Sinn zukommt. Auch in dieser Frage hat das Werk von Herbert Meyer „Das Handgemal als Gerichtszeichen des freien Geschlechts bei den Germanen“ (1) wichtige Hinweise gegeben. Nach Meyer (2) ist das Handgemal – ursprünglich das Stammgut des edelfreien Geschlechts, mit dessen Besitz die Allfreiheit verbunden war – später das erbliche Sippenzeichen der Edelfreien, im Gegensatz zu Altmeister Homeyer (3), der das Handgemal als juristische Funktion der Hausmarke ansieht, der Sippenrunne also, die lange vor den Wappen im heutigen Sinne vom gesamten Bauerntum, d. h. praktisch vom ganzen Volke, als Besitz- und Urkundszeichen geführt wurde. Daß Meyers Auffassung neuerdings von Kuppel „Die Hausmarke“ (4) bestritten worden ist – ob mit Recht, würde eine besondere Abhandlung zu klären haben –, ist für unsere Untersuchung unerheblich.

Als feststehend kann Meyers Behauptung gelten, daß die Sippenrunne der Edelfreien den Gerichtspfahl, später den Staffelfein (5) oder die Gerichtssäule zierte, die sich am Ahnengrabe auf dem Stammgut des Edelherren befand. Lassen wir Meyer selbst zu Wort kommen: „Die Stätte des echten Dings nun trägt, wie ich an anderer Stelle zeigen konnte, den Namen Roland, der aus Rodeland = Rosland entstanden ist. Im 13. und 14. Jahrhundert aber gab es am Niederrhein ein Herrengeschlecht, das den Namen Roland (Rulant) führte, der auch in der Form „so dem Roedeland“ auftritt, also sicher nichts mit dem Paladin zu tun hat. Der Burgsitz des Geschlechts bei Düsseldorf heißt noch heute Roland. Der Name hat keine Beziehung zu Rodung, wie die älteste Erwähnung von 1166 „Balkers de Rugeland“ bestätigt. Rugeland kann nur die echte Dingstätte sein.“ (6) Die gleiche Lage ist gegeben beim Riden-, Ru-, Roden-, Roddenberg (Rrs. Soest), nach dem sich ebenfalls Edelherren benannten, deren Titel „Freigrafen“ auf ihren Richterstuhl hinweist. Auch der Berg Rolandsack bei Godesberg wird durch den benachbarten Rodderberg als Dingplatz ausgewiesen.

Nun zeigt das Wappen (Abb. 8) der Edelherren von Roland bei Zahne (7) im blauen Schild



Im Dre: in Blau auf goldenem Dreieberg eine goldene Sonne



Abbildung 21. Aus der Heidelberger Handschrift des Sachsenspiegels.

auf silbernem Dreieck eine goldene abgestumpfte Pyramide. Fahne, dessen Verdienste überwiegend auf dem Gebiet der Genealogie liegen, bezeichnet den Dreieck als Wolke, vermutlich weil seine Vorlage ein altes Siegel war, aus dem nichts über die Farben hervorging. Jeder Heraldiker erkennt aber die Form als Dreieck, der in den allermeisten Fällen grün wiedergegeben wird. Auch würde Gold auf Silber eine schwache Wappenkunst bedeuten, wie sie dem Mittelalter nicht eigen war; gerade am Niederrhein war, ebenso wie in Frankreich, Brabant und Holland, ein starres Festhalten an den Regeln üblich.

Die Pyramide aber ist der alte Staffelsstein des „roten Landes“. Er steht nicht vereinzelt da: in einer anderen Untersuchung (8) habe ich im Wappen von Wolfenbüttel den Gerichtspfahl, und in dem von Rüttich die Gerichtssäule festgestellt. Das Wappen der schwäbischen „von Stoffenberg“ (Abb. 1) ist aus seinem Schildbild allein zunächst nicht ganz klar. Indes weist der Name*) darauf hin, daß es sich um den Staffelsstein auf einem Berge handelt, dessen Darstellung im 15. Jahrhundert – der Begriff des Staffelssteins wurde nicht mehr verstanden – ornamental ausgestattet wurde und nun einen von zwei Turnierfragen überhöhten Kelch wiedergibt. Aus den Wappen der niederrheinischen Roland und der schwäbischen Stoffenberg scheint sich also zu ergeben, daß der Dreieck der Gerichtshügel auf dem Ahnengrabe ist. Die weitere Untersuchung wird erweisen, ob diese Annahme haltbar ist. Zu dem Zwecke sei zunächst einmal die Entwicklung des Gerichtsortes festgehalten:

Wie Herbert Meyer überzeugend ausgeführt hat, befand sich in der germanischen Vorzeit das Gericht am Ahnengrab auf dem Eigengut des edelfreien Geschlechts, wo auf dem Ahnenpfahl – der in der ältesten Zeit menschengestaltig war (9) – das Handgemal, die Sippenrune, als Symbol des Ahn, des ersten Gerichtsherrn, angebracht war. An diesem Ort wurden nach wie vor die verstorbenen Sippenmitglieder beigesetzt wie später in den Burgkapellen des Adels. Vor den Eigenkirchen aber befand sich weiterhin der Gerichtsort, denn der altfreie Edeling war weiterhin Inhaber des Gerichts. Später, als aus der Eigenkirche – wenn daraus nicht eine Burgkapelle oder durch Stiftung ein Kloster wurde – eine Dorfkirche entstand, befand sich die Gerichtsstätte vor der Kirche. Ebenso ging die Entwicklung in den Städten, auch hier befand sich der Gerichtsort vor den Kirchen, wo sich in Norddeutschland später die Rolandsssäule (10) – die noch im 14. Jahrhundert und später Rütlandsäule genannt wurde – als Sinnbild städtischer Gerichtsfreiheit erhob. So finden wir in den alten Reichsstädten mehrere Gerichte nebeneinander, denn der Pfarresprengel war Gerichtsbezirk; so war ein Vorfahre des Verfassers Gottschalk Meunegin um 1250 „Schöffe von St. Severin“ in Köln. Daraus wird auch das Wappen von Münsterberg, Bez. Breslau (Abb. 9) in vollem Umfange verständlich. Es ist zunächst ein redendes Wappen: Das Münster auf dem Berge, ergänzt durch das M im Mundfenster als Anfangsbuchstabe des Namens. Aber wozu denn noch der schlesische Adler in der Tür und Halbmond und Stern im Schildhaupt? Es handelt sich um die Wiedergabe



Abbildung 33. Wappen von Berlin.

des alten Gerichtsortes: der Adler als Zeichen der Obrigkeit, in deren Namen Recht gesprochen wurde, und Mond und Sterne als Gerechtigkeitszeichen.

„... So schweb' ich droben bei den ew'gen Sternen,
Daß ich mich nimmer will vom Recht entfernen.“

... „greift er

Herauf getrostes Mutes in den Himmel
Und heft herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst –

(Schiller, „Wilhelm Tell“, Rütli-Szene.)

An dieser Stelle muß auf das Wappen der Bierwaldfätter Sippe Rütli (11) (Abb. 10) hingewiesen werden, das in Rot auf grünem Dreieck den goldenen Halbmond als Waage der Gerechtigkeit und auf seinen Spitzen zwei goldene Sterne zeigt. Aus diesem Sippenzeichen und dem an „Rütli“ erinnernden Namen ergibt sich, daß dieses Geschlecht einmal zu einer Dingstätte in Beziehung stand. Das Rütli war offenkundig ein alter Gerichtsort, was wiederum bestätigt wird durch die zu vermutende Verwandtschaft der ersten Silbe zu dem eingangs behandelten Wort Rütlandsberg bzw. Rüt-, Rütland.

Es enthalten noch zahlreiche andere Wappen ein Bild gleichen oder ähnlichen Sinnes; als Beispiel seien gebracht die Wappen Einsli (12) (Abb. 11), König (13) (Abb. 12), Landsmann (14) (Abb. 13). Hier wurde das alte Sippenzeichen in einem Geiste umgestaltet, der in geistesgeschichtlich verwandter Weise zur Bildung des Reichsapfels führte, der ebenso wie das Szepter in alten indogermanischen Vorstellungen wurzelt. Weitere Beispiele: Hensler (15) (Abb. 14), Spiegelberg (16) (Abb. 15), Anß (17) (Abb. 16), Zeppold (18) (Abb. 17).

Kehren wir nun zu den Abb. 11 und 12 zurück: sie zeigen auf dem Dreieck die Pard-Rune, ein uraltes Symbol, welches als Zeichen Wodans in zahlreichen Hausmarken wiederkehrt. Mehrere alte Kultstätten sind uns als Wodansberge bekannt, so die Wolsberge bei Siegburg (Bez. Köln), auch der Wodesberg bei Bonn hieß in alter Zeit Wodesberg. Zudem liegt in seiner Nähe, wie bereits erwähnt, Rolandsack und Rodderberg, welches alte Dingstätten sind. Mehrere „Wodans- und Donarsberge in der Pfalz“ hat Christmann (19) festgestellt, der den Nachweis erbrachte, daß nach der Christianisierung die Wodans- in Michaelsberge, die Donars- in Petersberge umbenannt wurden, und daß für diese Kultstätten immer die höchsten Berge ausgewählt wurden. Es scheint so gewesen zu sein, daß immer drei benachbarte Berge zu einem Großheiligtum zusammengefaßt waren, wobei ein Berg dem Wodan, der zweite dem Donar geweiht und der „dritte“ (der höchste?) als Richtplatz bestimmt war. Zum Motiv der „Drei-berge“ meint Hermann Birtch (20):

„Der Brakteat von Badstena zeigt auch deutlich die Dreiteilung der heiligen Jahresreihe nach den drei Jahreszeiten, welche in der eddischen Überlieferung noch als Hár, Jafnhár und Thridi, der „Hohe“, der „Eben-Hohe“ und der „Dritte“, erhalten ist. Die Skaldenüberlieferung der Edda zeigt sich auch hier verdunkelt, indem Gylfag. 2 die Sige der drei Hár, Jafnhár und Thridi, übereinander anordnet, wobei allerdings Thridi der höchste ist. Daß diese Dreieinheit nur die Offenbarungsformen des einen Gottes darstellt, – in der Edda Odinn –, ist sogar dieser späten Quelle noch bekannt (Grimm. 46, Gylfag. 2). Viel zuverlässiger zeigt sich auch hier die Kontinuität der Überlieferung in der symbolischen Volkskunst, welche das Sinnbild der „drei Berge“ in der ältesten Form der jüngeren Steinzeit noch bis ins christliche Mittelalter getreu bewahrt hatte.“

Die von Wirth (21) beigegebene Abbildung (Abb. 18) zeigt die uns vertrauten Formen, die wir heute noch in manchem Wappenschild wiederfinden. Man mag über die religiöse Schlußfolgerung, die Wirth aus seinem überaus reichen Material zieht, geteilter Meinung sein; fest steht: „Hermann Wirth hat als erster diese alten Symbole in ein System gebracht.“ (22).

Wir haben vorher gesehen, daß heilige Berge oft dem Wodan geweiht waren, daß Hausmarken, und Wappen (z. B. Abb. 11 und 12) sein Symbol, die Ward-Rune, bewahrten. Wodan, niederdeutsch Wode, war später bekanntlich der Anführer der Wilden Jagd, der Wilde Jäger wurde aber noch in jüngster Zeit in Norddeutschland Hackelberg genannt. Hackelberg, ursprünglich Hackelbernd, ist von J. Grimm durch „Mantelträger“ erklärt, wie auch Odin, der nordische Wodan, einen Mantel trägt. Auf diesen alten Namen weist vielleicht das Wappen des Schweizer Geschlechts von Hagenberg (23) (Abb. 19) hin, das auf dem Dreieberg ein ebenfalls sehr altes Symbol zeigt, dessen Bedeutung, ob runisch oder Baum (aus dem sich der Ahnenpfehl entwickelte), umstritten ist. Der Baum (Ahnenpfehl) auf dem Dreieberg ist uns z. B. in dem Wappen Dieringer (24) (Abb. 20) deutlich erhalten.

Hier ist noch zu ergänzen, daß im Urkanton Schwyz –, und zwar benachbart den Mythen, deren einstige kultische Bedeutung wahrscheinlich ist –, der Berg Haggenegg liegt, also wieder drei Berge beisammen. Als weiteres Beispiel sei auf Godesberg (= Wodesberg) – Rodderberg – Nolandseck verwiesen; auf der gegenüberliegenden Rheinseite Petersberg (= Donarsberg) – Elberg (früher Aulberg, als alte Dingstätte des Aulgaues bekannt). Der dritte (Thridi) war der Drachensfels, der vielleicht dem Wodan geweiht war. Denn der Drache, der Lindwurm der deutschen Sage, ist der germanischen Mythologie nicht fremd. „Die Schlange ist als Seelentier nicht nur den Germanen bekannt. So tragen denn auch nordische Kultboote auf den Fährern der Toten, auf Wuotan gedeutet (25).“

Kehren wir nun zum Schildbilde „Dreieberg“ zurück, so sehen wir aus den Wappenabbildungen, daß dieser fast immer grün dargestellt wurde. Wiedergaben in Gold und Silber oder Schwarz sind so selten, daß man sie als Ausnahmen außer Betracht lassen kann. Vergleicht man nun die Grundfarbe der Dreieberg-Schilde, so stellt man fast, daß hier drei Farben dominieren, die in der Reihenfolge der Häufigkeit folgen: blau, rot und schwarz. Ist das Zufall, oder können besondere Gründe angeführt werden? Wenn wir den Dreieberg als Darstellung der Dingstätte, des Gerichtsplatzes, erkennen, so muß uns in diesem Zusammenhang eine Zeichnung (Abb. 21) aus der Heidelberger Handschrift des Sachsenspiegels (13. Jahrh.) auffallen. „Richter und Urteiler deuten bei der Zagung auf die Sonne, zum Zeichen, daß sie mit dem Urteilspruch bis zu deren Untergange warten müssen.“ Nun verstehen wir den Anlaß für die Grundfarbe der meisten Dreieberg-Schilde. Das Urteil konnte frühestens bei Sonnenuntergang, der den Himmel rot färbt, oder aber bei blauem Abend- oder schwarzem Nachthimmel gefunden werden. Dies wird auch durch viele Städtewappen bestätigt, so z. B. Traunstein (Abb. 22), Sulda (Abb. 23), Stuhlneißenburg (Abb. 24), Fünfkirchen (Abb. 25), ein lebendes Wappen, welches wie ein Landschaftsbild im Vordergrund eine Stadt mit fünf Kirchen, im Hintergrund gegen Rot einen grünen Dreieberg zeigt, dessen höchster Gipfel eine Krone als Symbol der Herrschaft zeigt, wobei Mond und Stern als Attribute des Rechts nicht fehlen. Auch das Wappen der Stadt Laibach (Abb. 26), das auf silbernem Turm einen grünen Drachen zeigt, ist hier zu

nennen. „Es ist nicht der orientalische Drache, der das Böse verkörpert, sondern – wie der chinesische – ein Abbild der göttlichen Ahnen (26).“

Nun noch zwei Familien-Dreieberg-Wappen, die nicht nur das Vorhergesagte weiter erhärten, sondern auch ihres Schildbildes wegen Aufmerksamkeit verdienen. Das Wappen Schüs (27) (Abb. 27) zeigt in Blau auf grünem Dreieberg einen Mannesrumpf, der Runenstäbe in den Händen hält. Das Wappen Daberzhofen (28) (Abb. 28) bringt in Rot auf grünem Dreieberg einen Ahnenpfehl mit Hausmarke.

Später wurde der Sinn des Dreiebergs nicht mehr verstanden; in jüngeren Wappen der letzten fünf Jahrhunderte handelt es sich also nicht mehr um die Wiedergabe des Gerichtsplatzes, sondern um eine Heroldsfigur, während der Dreieberg alter Wappen als Wiedergabe natürlicher Berge als gemeine Figur angesehen werden muß. In dieser späteren Zeit dürften auch die wenigen Dreieberg-Wappen mit goldenem, silbernem oder rotem Dreieberg entstanden sein; in einigen Fällen handelt es sich auch um fehlerhafte Neuzeichnungen alter Wappen.

Ob Wappen wie von Sefftingen (29) (Abb. 29) und Zoller (30) (Abb. 30) aus einem Dreieberg-Wappen entstanden sind, kann nicht als erwiesen angesehen werden. Möglich wäre eine solche Entwicklung, wenn man eine Form wie das Wappen Schnell (31) (Abb. 31) als Zwischenstufe erkennt. Es dürfte feststehen, daß der Dreieberg vieler alter Wappen in jüngeren Neuzeichnungen, weil nicht mehr in seiner Bedeutung verstanden, ausgelassen wurde, was den Sinn der Wappen gewiß nicht leichter erkennbar werden ließ. Als modernes Beispiel hierfür mag das Hoheitszeichen der Slowakei, Deutschlands Schutzstaat, dienen: Es zeigte ursprünglich – vgl. Wappen von Ungarn Abb. 6 – in Rot auf grünem Dreieberg ein weißes Doppelkreuz mit goldener Krone am Fuße. Das neue Zeichen des jungen Staates zeigt uns das schwarze Doppelkreuz in weißem Kreis auf rotem Grunde. – Der alte Dreieberg gerät in Vergessenheit, und doch war er Symbol der alten Gerichtshoheit, des eigenen Mägelandes, wie die heilumkämpften Rutlandsfäulen in den Städten des frühen Mittelalters, die von den Fürsten regelmäßig dann zerstört wurden, wenn den Städten die eigene Gerichtsbarkeit genommen wurde.

Wilhelm Junk sagt in seinem sonst in mehrfacher Hinsicht sehr wertvollen Buch „Alte deutsche Rechtsmale“ (32). „Die ungewöhnliche Ableitung der Rolandsbilder vom ‚Roten Lande‘ hat bisher so einmütige Ablehnung erfahren, daß sie nicht weiter behandelt zu werden braucht.“ Er bejaht die Frage, ob die Rolande den Paladin Karls des Großen darstellen, in vollster Überzeugung. Nun ist die Ablehnung der von Herbert Meyer zuerst entwickelten Deutung keineswegs so einhellig wie Junk annimmt. Wenn die Rutlandsfäulen wirklich Karls Paladin darstellten, so müßten sie in Westdeutschland, im rheinfränkischen Stammland der Karlinger am häufigsten anzutreffen sein. Dort ist aber keine einzige vorhanden gewesen, sondern nur in Niedersachsen, das am längsten germanisch-heidnische Überlieferungen bewahrt hat.

Als weiterer Beleg für die Behauptung, daß der Dreieberg an alte Dingstätten erinnert, sei das Wappen von Heidelberg (Abb. 32) gebracht, wo am „Heiligen Berg“ bekanntlich ehemals eine Gau-Dingstätte sich befand.

Einen sicheren Beleg für die Richtigkeit dieser Ausführungen stellt das älteste Siegel von Berlin (Abb. 33) aus dem 13. Jahrh. dar. Es zeigt den Dreieberg, belegt mit dem Adler als Hoheitszeichen der Askanier, überhöht von einem Gebäude, das als Gerichtsgebäude (mit Schuld- und Armesündenturm) angesehen werden muß. Es handelt sich nicht um eine Mauerkrone, die in der Heraldik ein sehr junger Schildaufsatz ist. Es liegt in dem Siegel ganz klar der Dreieberg, die alte Gerichtsstätte des flachen Landes, vor, mit dem das Gerichtsgebäude, also die Gerichtsstätte der Stadt, verbunden ist. „Daß alte, ursprünglich dem im Freien stehenden Gericht eigentümliche Rechtswahrzeichen mit in die Städte genommen werden, ist ja nicht selten.“ (33) Es soll nicht behauptet werden, es handle sich nicht um den Dreieberg, sondern um den in der Kunstgeschichte bekannten Dreipaß, eine Form der Architektur, die als Spitze der Kirchenfenster Anwendung fand. Das könnte nur zutreffen, wenn sich die Wiedergabe oben im Siegel als Überhöhung des ganzen fände. Das ist aber nicht der Fall: auf dem Dreieberg erhebt sich das Gerichtsgebäude.

Ich glaube nachgewiesen zu haben, daß wir im Dreieberg ein sehr altes Sinnbild vor uns

haben, welches auf alte Gerichtsstätten, auf die Eigen-Dingstätten der ältesten Grundherren, hinweist. Ich spreche an dieser Stelle schon die Vermutung aus, daß der Dreieberg in mittelalterlichen Adelswappen als freie Abstammung dieser Geschlechter bestätigt.

Nachwort:

Vorstehende Arbeit wurde im August 1939 fertiggestellt. Im Oktober 1939 fand der Verfasser – als Feldgrauer im Westen stehend – noch einen Bodansberg in der Rheinpfalz, den Christmann (18) schon behandelt hat und der die vorstehenden Ausführungen bestätigt. Wenn man etwa 10 km südlich des Pfalzstädtchens Kusel nach Nordosten blickt, so fallen die Umrisse dreier Berge auf, von denen der mittlere (und vorderste) Kemigiusberg heißt. Er hat diesen Namen nach dem Bischof von Reims (St. Nemi), der nach der Taufe Chlodwigs (im Jahre 496) hier missionierte und dabei das umliegende Land für lange Zeit an sein Bistum brachte. Der Berg trug später ein Benediktinerkloster, von dem auf der Kuppe nur ein Schiff der Kirche erhalten ist und als Pfarrkirche benutzt wird. Auf der Nordostseite erhebt sich die Ruine Michelsburg, die uns den Namen des Berges überliefert, den er trug, bevor er – wahrscheinlich bei Gründung des Klosters (1132) – den heutigen erhielt. Daß der Berg, bevor er Michelsberg geheißen wurde, ein Götterberg war, ergibt sich außer aus den logischen Ausführungen des saarpfälzischen Heimatforschers Christmann, vielleicht auch aus dem Namen des benachbarten Ortes Godelhausen. Gode ist – wie wir bereits sahen – Wode. Der Berg – oder einer der benachbarten (westlich vom Kemigiusberg liegen Ort und Berg Diddelkopf – ebenfalls an Dies-Ziu erinnernd) – scheint also zeitweilig auch diesen Namen geführt zu haben.

Die Michelsburg ist die Stammburg der Grafen von Veldeuz, deren Familiengruft sich auf dem Berge in der Kemigius-Klosterkirche auch dann noch befand, als die Burg zerfallen und das Dynastengeschlecht auf anderen Eichen (an der Mosel) residierte. Sehr richtig führt H. Meyer (34) aus: „Und entsprechend . . . finden wir bei den Großen und Edeln des Volks das Recht des Eigenkirchenherrn über die auf eigenem Grund und Boden errichtete Kirche. Hauskirche und Hauskapelle treten an Stelle des heidnischen Ahnenheiligtums. Sie bilden die Begräbnisstätte des Hauses und enthalten die Ahnengräber aus christlicher Zeit.“ Und als Fußnote 92 führt er als Beispiel an, daß die Grafen von Berg, die ihren Stammsitz, den „alten Berg“, zum Kloster Altenberg gestiftet hatten, die Klosterkirche fernerhin als Erbegräbnis benutzt haben. Daß diese Übung keine ungewöhnliche war, wird durch das Verhältnis der Grafen von Veldeuz zu der Kemigius-Klosterkirche bei ihrem alten Stammsitz bezeugt.

*) Der Name „Staufen“ ist von einem Worte abzuleiten, das genau dem ags. *steap* „emporragend, steil“ entspricht; es wird im Beowulf-Epos von der Burg (*steap stambeorh*) und vor allem vom Helme gebraucht (*headosteap helm*, 1245, 2153), „im Kampfe emporragend“. Man könnte hierbei an die Helmzier denken. „Staufen“ und „Staffel“ (*stapel*) sind sprachlich nicht unmittelbar in Beziehung zu setzen; doch könne ein „Stauf“, ein „Emporrager“, selbst ein Gerichtswahrzeichen als Pfahl oder als Hügel gewesen sein. „Stoffenberg“ dürfte dem heutigen „Stauffenberg“ entsprechen.

(1) H. Böhlau Verlag, Weimar 1934. – (2) S. 10 ff. a. a. D. – (3) Homeyer, Die Haus- und Hofmarken, Berlin 1870. – (4) Mfr. Wegner Verlag, Berlin 1939. – (5) Die Arbeit von J. D. Plassmann, „Die Stufenpyramide“. Germanica 1940/3, S. 91 ff., auf die der Verfasser nach Fertigstellung dieser Arbeit hingewiesen wurde, bringt in der Frage Staffelfein-Gerichtssäule neue und wichtige Aufklärungen. – (6) S. 133 a. a. D. – (7) Geschichte der keltischen, keltischen und bergischen Geschlechter, Köln 1848, Bd. 1, S. 369. (8) Steimel, Wappenforschung und Vorzeitkunde, Germanen-Erbe, Februarheft 1939, S. 54–58. – (9) Herb. Meyer, Menschengestaltige Ahnenpfähle aus germanischer und indogermanischer Frühzeit, Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Bd. 58 (1938), S. 42–68. – (10) Eine nicht mehr bewusste Rückkehr zum menschengestaltigen Ahnenpfahl, vgl. Herb. Meyer, Heerfahne und Holandsbild, Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Phil.-histor. Kl. 1939, S. 485 ff. – (11) Neuer Siebmacher, Bd. V, Teil 7, Tafel 95. – (12) Neuer Siebmacher, Bd. V, Teil 7, Tafel 71. – (13) Neuer Siebmacher, Bd. V, Teil 7, Tafel 70. – (14) Neuer Siebmacher, Bd. V, Teil 7, Tafel 70. – (15) Schweizer Archiv für Heraldik, 1915, S. 143. – (16) Zürcher Wappenrolle, Teil 3, Tafel 55. – (17) Neuer Siebmacher, Bd. V, Teil 5, Tafel 2. – (18) v. Neuenstein, Wappenkunde, Bd. II, S. 231. – (19) Germanen-Erbe,

Augustheft 1938, S. 226–233. – (20) Der Aufgang der Menschheit, Eugen Diederichs Verlag, Jena 1928, S. 284/285. – (21) a. a. D. Segt, Tafel 10. – (22) Johann v. Leers, Odal, das Lebensgesetz eines ewigen Deutschlands, Blut und Boden Verlag, Reichsbauernstadt Goslar, 1939, S. 33. – (23) Mandrot, Armorial Neuchâtel, Tafel 17. – (24) Neuer Siebmacher, Bd. V, Teil 10, Tafel 24. – (25) Herb. Meyer, Das Wesen des Führertums in der germanischen Verfassungsgeschichte, Wien 1938, S. 26. – (26) Herb. Meyer, Das Wesen des Führertums, S. 26. – (27) Alter Siebmacher, Bd. III, Bl. 199. – (28) Spencer, Opus heraldicum, Pars specialis, Tafel 20. – (29) Alter Siebmacher, Bd. V, S. 193. – (30) Neuer Siebmacher, Bd. V, Teil 9, Tafel 60. – (31) Stählin, Basler Adels- und Wappenbriefe, S. 91. – (32) Angeljachsen-Verlag, Bremen 1940, S. 182 ff. – (33) Plassmann, a. a. D., S. 96. – (34) Herbert Meyer, Das Wesen des Führertums, S. 31.

Friedrich Leuschner / Eine Kultstätte im Elbsandsteingebirge Beitrag zur Deutung verschiedener Steindenkmäler

Die nachstehenden Ausführungen bringen wir als beachtlichen Hinweis auf die Möglichkeit einer Kultstätte im Elbsandsteingebirge. Wenn auch in solchen Fällen selten sogleich ein vollgültiger Beweis geführt werden kann, so werden die Fragen, die hier sachlich und vorsichtig erörtert werden, doch mit jedem neuen Beitrag einer Lösung zugeführt. Schriftleitung.

Wo hat der vorgeschichtliche Mensch die großen, durch den Lauf der Sonne gegebenen und zum Teil heute noch in unserem Brauchtum verwurzelten Jahresfeste gefeiert? Nach welchem Brauchtum wurden die dafür erforderlichen Kultstätten angelegt? Über diese beiden Fragen kann die religionsgeschichtliche Literatur nur ungenügend Auskunft geben, weil das hierzu erforderliche Beweismaterial sehr lückenhaft ist. Bauwerke fehlen so gut wie ganz. Bodenfunde lassen in den wenigsten Fällen klar erkennen, ob die Fundstelle eine vorgeschichtliche Kultstätte gewesen ist. Ebenso sind altertümliche Sagen und Sturmenamen oder eine in christlicher Zeit errichtete Kirche nur selten ein einwandfreier Beweis dafür, daß der Berg, die Quelle, die Waldflur für Kulthandlungen ausgesucht worden sind. Die folgenden Zeilen geben zu den oben genannten zwei Fragen einen Beitrag, der zugleich zur endgültigen Klärung einer zur Zeit nur den Naturwissenschaftlichen interessierenden Streitfrage anregen will.

Die Gebiete Mittel-, Ost- und Westeuropas, in denen Granit, Sandstein oder Buntsandstein in Blockformen, in Türmen und Mauern vorkommen, enthalten zahlreiche Steindenkmäler: 1. schalen- und sipartige Vertiefungen (über 15 cm Durchmesser), 2. Wackelsteine, 3. Blendplatten (nach Berendt gestürzte, schräg- oder senkrechtstehende Platten mit Schalen auf der ehemaligen Oberfläche), 4. Steintreise und 5. Felsenfenster, die so angelegt sind, daß die Sonne nur an wenigen Tagen und nur zur Zeit des Auf- oder Unterganges hindurchscheinen kann, wobei sie das Fenster auf eine rückwärtige Felsfläche projiziert. Von diesen Steindenkmälern haben nur die schalenartigen Vertiefungen („Opferkessel“), zum Teil auch verschiedene Wackelsteine, seit über einem Jahrhundert Interesse bzw. zwei vollkommen verschiedene Erklärungen gefunden: 1. künstliche Entstehung in vorgeschichtlicher Zeit, 2. natürliche Entstehung durch Verwitterung. Aus den letzten vier Jahrzehnten liegen von naturwissenschaftlicher Seite für die Entstehung der Schalen mehrere Arbeiten vor (1), die in ihren Ergebnissen zum Teil voneinander abweichen, weil nur kleinere Gebiete und meist nur ein Gestein berücksichtigt werden, und weil die Arbeiten – Jüttner und Gürich ausgenommen – auf für unsere Untersuchungen unzureichenden Bestandsaufnahmen beruhen. Außerdem geht man stets von der (wenn auch nicht immer ausgesprochenen) Annahme aus, daß der Mensch nicht in Frage kommt, weil 1. zuviel Vertiefungen vorhanden sind, 2. diese in Gegenden vorkommen, die in vorgeschichtlicher Zeit nicht besiedelt gewesen sind, und 3. Bodenfunde fehlen. In der neueren vorgeschichtlichen Literatur fehlt eine umfassende Bearbeitung. Verstreut finden sich Hinweise, daß der eine

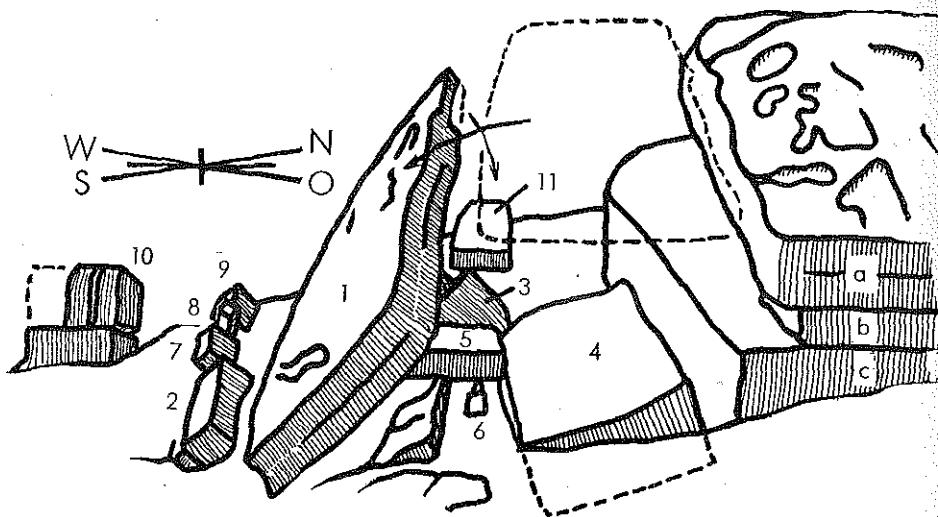


Abbildung 1. Labyrinth Elbsandsteingebirge, Ansicht von SO.

oder andere Stein in vorgeschichtlicher Zeit zu religiösen Handlungen benutzt worden sein könnte, daß vorgeschichtliche Steinmengen beim Bau der Heidenmauer auf dem St. Adltsberg im Elfaß manche Schalen als Wasserbecken angelegt haben könnten u. ä.

An über 1000 Schalen und Eizen des Elbsandsteingebirges habe ich feststellen können (2), daß sie zu etwa 98 v. H. auf ausrichtsreichen, meist vorspringenden Felsen vorkommen, welche meist in Richtungen NW über W bis S abfallen. Ganz selten sind Schalen auf Nordwänden vorhanden. Die Längsachse ovaler Vertiefungen sowie die Abflusseinne weisen vielfach genau nach den Gleichen oder Wenden der Sonne hin. Bei verschiedenen, sehr unregelmäßigen Vertiefungen, die meist in der Nachbarschaft der anderen Vertiefungen vorkommen, ist zu erkennen, daß sie durch Beseitigung von Zwischenwänden aus mehreren kleinen Vertiefungen entstanden sind. Ihre Form erinnert an handkeramische Hüttengrundrisse. Schalen unter 15 cm Durchmesser, sogenannte Näpfschen, habe ich erst in drei Fällen feststellen können. Sie gruppieren sich um je eine große Schale. In zwei Fällen handelt es sich um fingerkuppenartige Vertiefungen, die vielleicht beim Erhöhen des Feuers entstanden sind.

Die eigentümlichen Lageverhältnisse der Schalen sowie deren Beziehungen zu bestimmten Himmelsrichtungen kommen auch bei den anderen Steinendkmälern des Elbsandsteingebirges vor. Sie haben in diesem Umfange von anderer Seite noch keine Erklärung gefunden (3). Da ihre Beschreibung zu viel Raum beansprucht, soll hier nur ein besonders anschauliches Beispiel behandelt werden.

Bestandsaufnahme

An der südlichen Grenze des Staatsforstreviers Nikolsdorf (Kreis Pina) liegt das Labyrinth, ein wegen seiner höhlenartigen Schluchten oft besuchter Felsen. An seiner Südwestecke (4) sind u. a. besonders eigentümliche Felsverschiebungen und -setzungen bemerkenswert (vgl. Abb. 1 und 2). Eine runde 15 m lange, 7 m breite, am Rande 2 m, in der Mitte 3 m starke Felsplatte 1 ruht, nach SW geneigt, auf der kleineren, entgegengesetzt geneigten, mit Blöcken unterbauten und Meißelspuren aufweisenden Schwelle 2. Sie gehört zur obersten Schicht a des nordostwärts vorhandenen höheren Stockwerkes. Dies beweisen ihre Ausmaße, ihre waagerechten Schichtfugen und die Ausbuchtungen an ihrer obersten Kante, zu denen am stehengebliebenen Fels die entsprechenden Merkmale erkennbar sind. Da die Platte 1 in ihrer Mitte am stärksten ist, mußte man annehmen, daß zuerst sie von der darunterliegenden Schicht b abgerutscht sei. Bei der späteren Verwitterung von b hätte sie jedoch mehr nach NO liegen

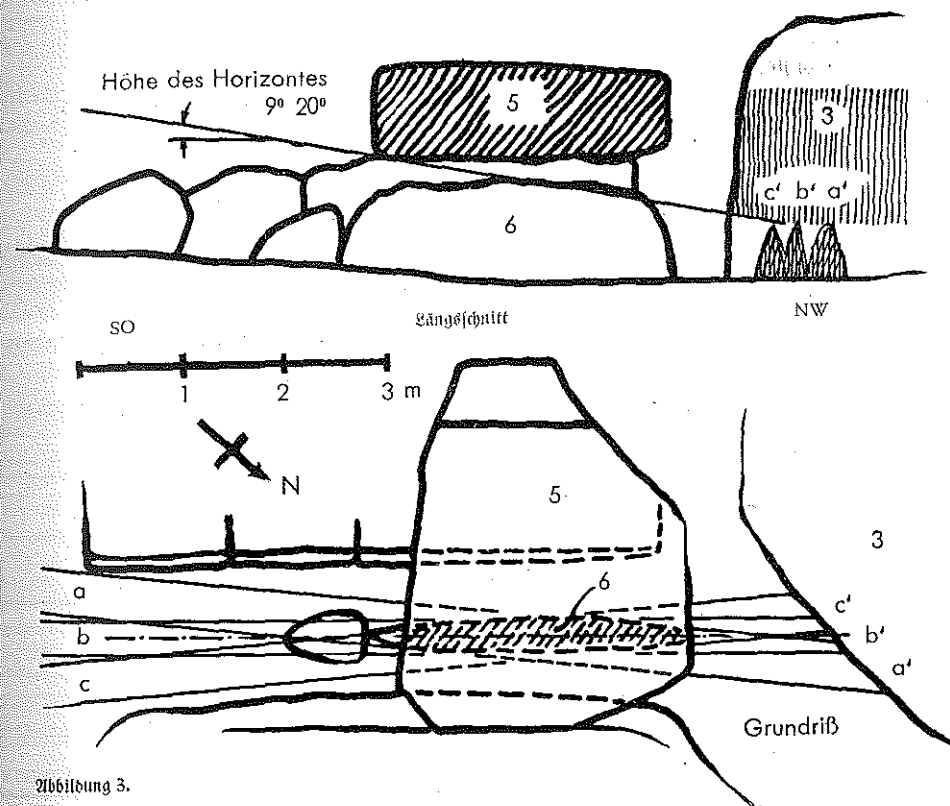


Abbildung 3.

müssen. Ihre jetzige Lage konnte sie nur erhalten, indem sie mitsamt den Schichten b und c infolge Unterhöhlung der Schicht c gestürzt ist. Von b und c sind nur noch kleine Reste vorhanden, von denen der Block 3 die schwere Platte 1 in ihrem Schwerkraft unterstüßt. Block 4 ist nach S geneigt und nicht ganz mitgenommen. Das umgebende Gelände fällt nach S und SW sehr wenig, nach NW dagegen etwa 10 m steil ab.

Unser besonderes Interesse beansprucht ein hinter der Platte 1 befindlicher, genau SO—NW verlaufender 6 m langer grabkammerartiger Gang, der in seiner NW-Hälfte von der 3 m breiten Platte 5 überdeckt wird (Abb. 3 und 4). Diese paßt genau zwischen 1 und 4 und ist selbst sehr eigentümlich aufgelagert. Ihr linkes Auflager A wird durch die nur wenige Zentimeter breite Kante der linken Gangseite gebildet. Da es sich nicht unter dem Schwerpunkt der Platte befindet, und diese rechts bei B nicht auf 4 aufliegt, sondern sich nur anlehnt, müßte sie hier allmählich abrutschen. Dies ist nicht möglich, weil die Platte bei C an der großen Platte 1 hält hat, und weil 1 durch 3 und 2 festgehalten wird. Es ist ersichtlich, daß die Deckplatte sehr geschickt und mit Überlegung eingebaut worden ist. Wo Felsblöcke durch Naturkräfte verlagert werden, geschieht dies immer ohne Berechnung und Überlegung.

Die 3 m lange, sehr schmale Platte 6 steht senkrecht, fast genau in der Gangmitte und parallel zu den Gangseiten. Sie ist rund 15 cm niedriger als der Gang. An ihrem SO-Ende ist ihr ein etwas breiterer, starker Block vorgesetzt. Tatsache ist nun, daß etwa 30 Tage vor bzw. nach den Gleichen die Sonne mehrere Tage lang, aber nur bei ihrem Aufgang wenige Minuten vollständig durch den Tunnel scheint (5). Dabei projiziert sie, wie Abb. 3 zeigt, die Platte 6 auf den senkrecht stehenden Block 3. An den ersten Tagen ist der Schatten breiter (a), nimmt in den nächsten Tagen bis zur Stärke von 6 ab (b) und dann wieder zu (c). Wir können demnach bei genauer Zählung der Tage eines Sonnenjahres dessen Länge durch Messung der Schatten-

breite auf den Tag genau bestimmen, wobei uns sogar mehrere Tage zur Beobachtung zur Verfügung stehen. Abb. 5 konnte infolge ungünstiger Witterung und Zeitmangel erst 11 Tage später aufgenommen werden. Der Schatten von 6 konnte 3 nicht mehr erreichen, weil die Sonne bei 135° schon etwas über dem Horizont stand.

Eine ähnliche Anlage zur Beobachtung und Messung des Jahresumlaufes befindet sich im Sacellum der Externsteine. Zur Sommer Sonnenwende scheint die Sonne ebenfalls für die Zeit ihres Aufganges durch ein rundes Fenster in den einst fast vollständig verdunkelten Raum. In der Literatur wird angenommen, daß zur genauen Zeitbestimmung ein besonderer Punkt am Horizont erforderlich war (Steintischberg) (6). Es bleibt aber unverständlich, warum zu der so einfachen Beobachtung des Sonnenaufganges ein dunkler Raum mit Rundluke notwendig war. Nur Teudt weist daraufhin, daß in dem vierkantigen Loch, das auf dem Ständer sich befindet und das genau in der Sonnenwendlinie liegt, ein scheibenförmiger Schattenweiser gestanden haben könnte. Falls dies zutrifft, konnte die Sonne genau in der gleichen Art wie im Labyrinth die Zeit aufschreiben.

Bei diesem Vergleich fällt auf, daß im Labyrinth die Sonne nicht zur Zeit der Wendan oder Gleichan den Schattenweiser projizieren kann. Dies läßt sich jedoch begründen. Block 4 ist fast genau nach S geneigt, aber nicht ganz mitgenommen. Die Spalte, die ihn vom anstehenden Gestein trennt, verläuft etwa 100° von N nach S gemessen, weicht also erheblich von der Richtung der Spalte ab, die zwischen 1 und dem noch stehenden Massiv der Schicht a bestand. Nun sind noch die schrägliegenden Blöcke 7, 8 und 9 vorhanden (Abb. 1), deren oberste Kanten mit der von 2 in einer Flucht, etwa 105° von N nach S, liegen. Sie bilden zusammen mit 2 ein „Bett“, wie es noch heute in den Steinbrüchen der Umgebung hergestellt wird, wenn eine Wand durch Hohlmachen gefällt wird. Da das Gebäude nach W stärker fällt und das Hohlmachen wahrscheinlich nicht sachgemäß durchgeführt worden ist, hat sich die Platte 1 erst nach S und dann nach SW geneigt. Die unterste Schicht c ist dabei in die Blöcke 3 und 4 zerbrochen. War die Unterhöhlung des Werks weniger Menschen (Gefangener?), so war es nun nicht möglich, die über 500 Tonnen schwere Platte mit den damaligen Hilfsmitteln (Hebebäumen) von SW nach S zu schwenken. Durch die Lage von 1, ebenso durch die SO-NW-Kante von 4, durch den Einbau von 5, vielleicht auch durch die von 1 abgesprengte altarähnliche Platte 11 war man gezwungen, den Schattenweiser in Richtung der Winter Sonnenwende aufzustellen, ohne die Anlage an diesem Tage benutzen zu können.

Unter den Blöcken des Bettes fällt 8 als vierkantig-rechteckig gebrochene Säule auf. Sie ist zwischen 7 und 9 „hineingestellt“ und stammt wahrscheinlich von dem wenige Meter südwärts stehenden Felssturm 10. An dessen SW-Seite ist ein größerer Block abgesprengt worden. Der restliche Teil besitz an der SO- und NW-Seite und auf der Oberfläche je eine senkrecht verlaufende Nille (Kerbe), wie sie heute noch vom Steinbrecher in den Sandstein gehauen wird, um Blöcke bestimmter Größe zu spalten. In den Nillen sowie an den anderen Spaltflächen von Fels 10 und auch Fels 2 sind Meißelspuren erkennbar, deren Form auf ein kleines spitzes Werkzeug schließen läßt (Abb. 6). Mittelalterlicher Steinbruchbetrieb kommt für das Labyrinth nicht in Frage, denn Siedlungen und sonstige Steinbauten sind weit entfernt.

Die fast quadratische Platte 11 ist erst nach dem Sturz von 1 abgesprengt worden. Hätte sie sich auf natürliche Art, also durch Spaltenfrost abgelöst, so müßte sie bei der Sturzhöhe von rund 4 m unbedingt zerbrochen sein. Außerdem müßten ihre Stücke mehr nach SW zu liegen. Ihre jetzige Lage konnte sie nur erhalten, indem sie mit Hilfe eines Holzgerüsts aus Steifen, Hebeln und Keilen langsam auf den Erdboden herabgelassen worden ist.

Auf der schrägliegenden Oberfläche der Platte 1 befinden sich sehr altertümliche, unregelmäßige Schalen, die in ziemlicher Anzahl auch auf dem waagerechten Teil der Schicht a (Abb. 7) sowie an anderen, hauptsächlich nach S und W gelegenen Teilen des Labyrinths vorkommen. Auf schräg oder senkrecht gekippten Blöcken sind Schalen sehr selten. Im Elbsandsteingebirge habe ich trotz jahrelangem Suchen erst sieben Platten (Blendplatten) gefunden, die alle in Richtung SSO bis SW geneigt sind. Eine besonders interessante Platte bei Hertschwald (bei Ebnitz) führt den altertümlichen Flurnamen „Hundskirche“. Hier ist eine etwa 5 m

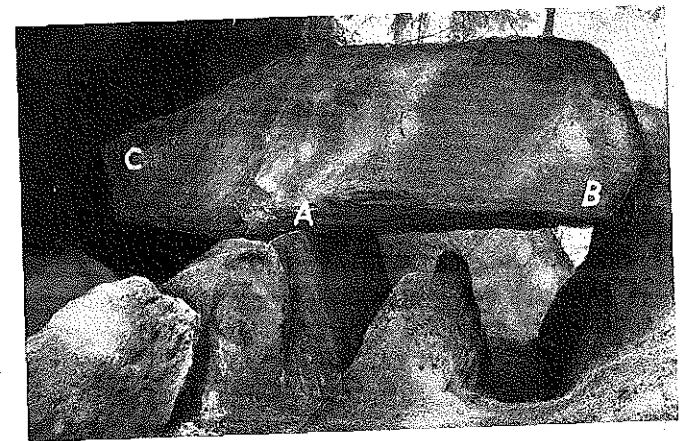


Abbildung 2. Labyrinth, zerstörte Kultstätte. Blick nach W.

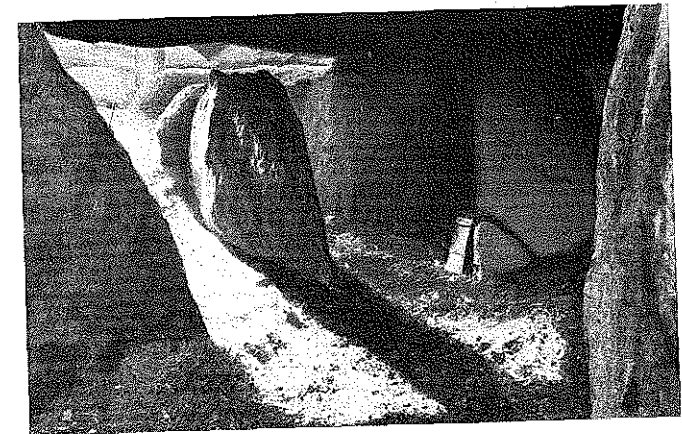


Abbildung 4. Labyrinth, Anlage zur Bestimmung der Länge des Sonnenjahres.

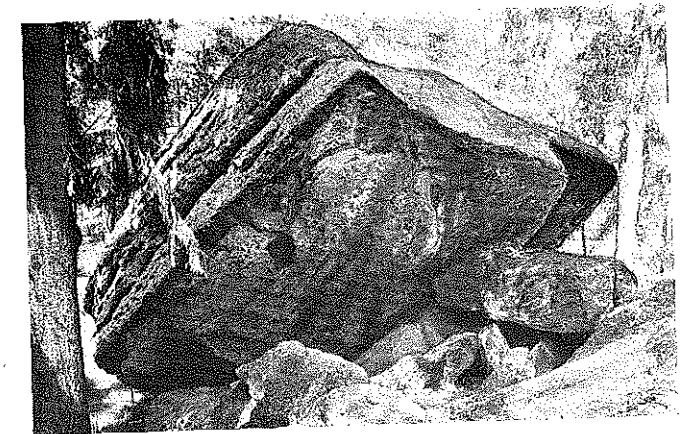


Abbildung 5. Labyrinth, Blick nach SSO. Aufnahme am 4. 3. 1939 8.50 Uhr.

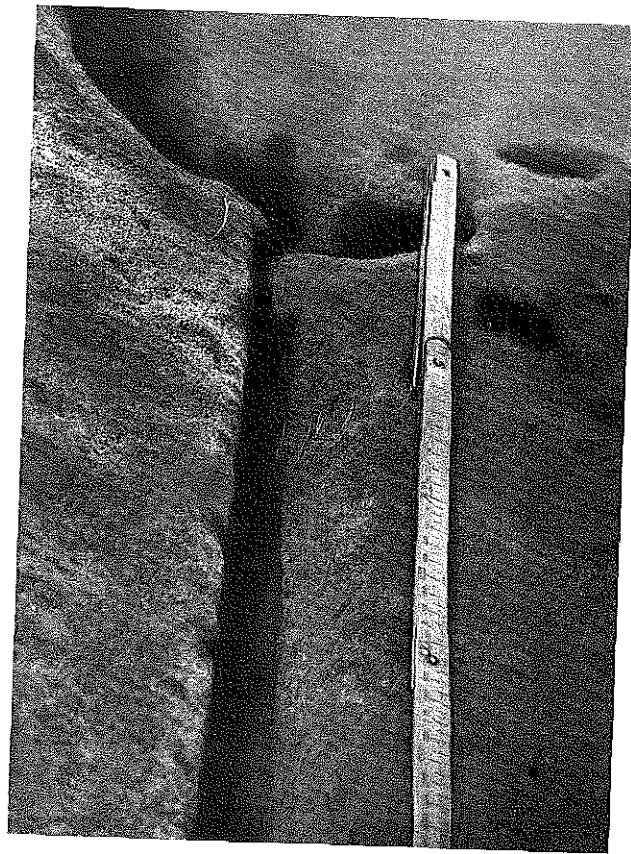


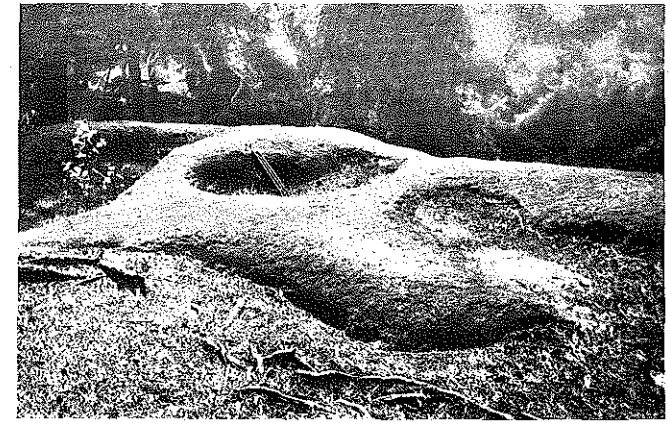
Abbildung 6. Labyrinth, Meißelspuren an einer eingehauenen Mille an Fels 10.

hohe Granitplatte über eine Schwelle gekippt und in den Boden eingelassen (Abb. 8 und 9). Der östliche Teil der ehemals oberen Hälfte ist entfernt, nach W um 90° gekippt und quer vor der Platte über 50 cm tief in den Erdboden eingelassen. Dieser Block paßt mit seinen Abmessungen und seiner Oberflächenform auf das Zentimeter genau in die jetzt vorhandene Lücke. Eine Nachgrabung an seiner SW-Ecke ergab, daß seine jetzige Gesamthöhe der Breite der hinter ihm befindlichen Lücke entspricht. Außerdem war das Erdreich bis auf 30 cm vom Fels weg dunkler gefärbt, was auf künstliche Hinterfüllung bzw. Eingrabung schließen läßt. Zwei ovale Schalen sind vorhanden. – Der Flurname Hundskirche kommt im Raume Pirna-Hirschberg (Sudetengau) zwanzigmal vor (7). In 17 Fällen werden Berg- oder Felseniporne, die meist nach W vorspringen, zweimal einzeln stehende Felsstürme, einmal die steinernen Umfassungen und der Altarbock eines Quellheiligtums so bezeichnet. Weitere nach S gekippte Blendplatten kommen im Riesen- und Hsergeblge vor. Ihre Beschreibung muß einer besonderen Abhandlung vorbehalten bleiben. In den meisten Fällen ergibt eine gründliche Ortsbesichtigung, daß für die Südlage nicht immer der Zufall verantwortlich gemacht werden kann.

Zusammenfassung

In unseren Sandstein- und Granitgebirgen gibt es verschiedene Steindenkmäler, die, soweit sie näher bekannt sind, als Verwitterungsformen, vor Jahrzehnten aber auch als vorgeschicht-

Abbildung 7. Labyrinth, stark unregelmäßige Schalen auf dem stehengebliebenen Teil. Blick nach S.



liche Kultstätten erklärt worden sind. Die vorliegende Beschreibung eines Teiles des Labyrinths im Elbsandsteingebirge soll zeigen, daß auf Grund einer genauen Bestandsaufnahme die Annahme einer Kultstätte berechtigt ist. Im Labyrinth ist eine große, mit altertümlichen Schalen versehene Platte durch Unterhöhlung in Richtung SW auf ein zuvor aufgebautes Bett (Lager) gekippt worden. An ihre Stelle ist ein grabkammerartiger, überdeckter Gang mit einem Schattenweiser so eingebaut worden, daß die Sonne an einigen Tagen des Jahres, aber nur während ihres Aufganges, den Schattenweiser in täglich wechselnder Breite auf eine rückwärtige Felswand projiziert. Wir können somit die Länge eines Sonnenjahres feststellen. Verschiedene Felsen zeigen Merkmale (Meißelspuren, Millen und Spaltflächen), die beweisen, daß (vorgeschichtliche) Steinbrecher die Felsen gespalten haben. Auch die Lagerverhältnisse der Schalen erscheinen gewollt und sinnvoll, so daß es nicht angeht, nur von natürlichen Verwitterungsformen zu sprechen, zumal die hier angeführten Beobachtungen nicht einmalig sind.

Auswertung

Die Felsverschiebungen und Zerstörungen im Labyrinth finden durch die folgende Annahme eine Erklärung. Das Labyrinth bildet unter den Tafelbergen des Gebirges infolge seiner höhlenartigen Gänge und Gassen ein nicht wieder zu beobachtendes Beispiel einer uralten, gleichsam von Gott gebauten Stadt. So ist es denkbar, daß vielleicht schon jungsteinzeitliche Menschen, die als erste Bauern die Kraft und Gewalt der Sonne über ihr Leben spürten, diese Stelle zu einer der ersten Kultstätten des Gebirges bestimmten. Nach Jahrhunderten oder wohl eher Jahrtausenden sind Menschen anderer Rasse gekommen, geistig stärker und in ihrem religiösen Leben freier und selbstbewußter. Sie haben den vielleicht wichtigsten SW-Teil der Kultstätte durch Unterhöhlung zerstört und haben dort für ihre Zeitmessung eine himmelskundliche Beobachtungsstätte errichtet. Infolge der Schrägstellung der Platte konnten die altertümlichen Schalen nicht mehr benutzt werden, wohl aber scheint die Sonne für alle Zeiten auf ihren Grund, was durchaus sinnvoll gewesen sein mag. Mit dieser außerordentlich gewagten Annahme müssen wir uns bescheiden. Alles Detail, alles Fragen nach den Menschen, ihrem Brauchtum und vor allem nach der Zeitstellung der Ereignisse kann erst geklärt werden, wenn umfassende Grabungen ausgeführt werden, die höchstwahrscheinlich nur einige Merkmale für künstliche Bodenbewegungen und kaum Bodenfunde liefern werden. 1. Auf bzw. am oberen Rande der Felsen liegt kein oder nur allerjüngster Verwitterungsboden. 2. Am Fuße der Felsen fließt der sich ständig erneuernde Schutt fortgesetzt abwärts, wobei etwaige Fundschichten bald verschleppt werden. 3. Der vorgeschichtliche Mensch wird auf seinen Wallfahrten in diese Steinlandschaften nur das Nötigste an Keramik und Gerät mitgenommen haben.

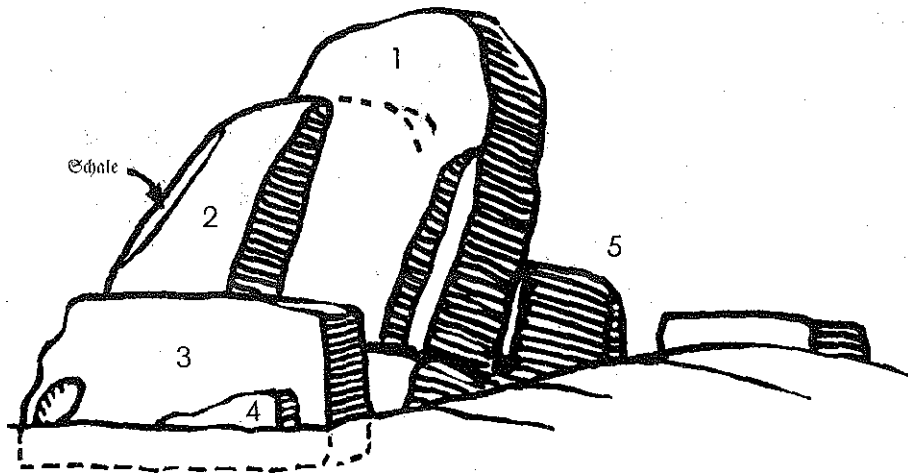
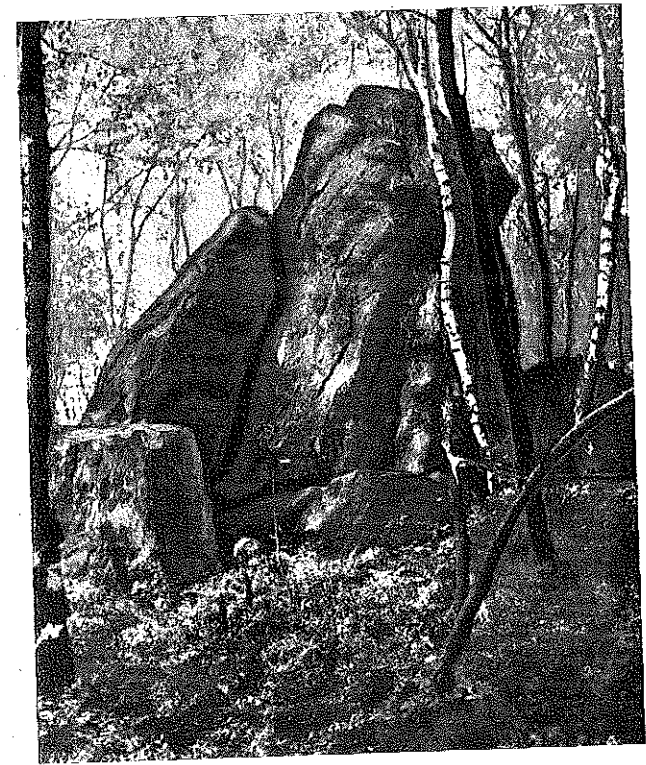


Abbildung 8. Hundskirche bei Hertigswalde. Ansicht von SO.

Er hat hier nicht gesiedelt und hier seine Toten nicht bestattet. Diese geweihten Stätten wird er nur an wenigen Tagen des Jahres aufgesucht haben. Was er an Erstlingsgaben in die Schalen gelegt oder in ihnen verbrannt hat, wird der Wind verweht haben. 4. Kommen Bodenfunde zum Vorschein (8), so sind sie für den Zweifler doch nur ein Beweis dafür, daß vorgeschichtliche Menschen dagewesen sind, um vielleicht – zu jagen, aber nicht, um in Schalen zu opfern. So sind es vorerst nur die Steine, die in stummer, aber eindringlicher Sprache darauf hinweisen, daß neben den Kräften der Natur auch Menschen an ihnen gestaltet und zerstört haben. Wer sich noch nie mit derartigen Steindenkmälern befaßt hat, wird unsere Annahme für ein Hirngespinnst halten. Weil Bodenfunde fehlen, weil man aus Bodenfunden so wenig über die Beziehungen des vorgeschichtlichen Menschen zum Wald, zu Bergen und Felsen herauslesen kann, vor allem aber, weil vor Jahrzehnten Arbeiten erschienen sind, die zwar zum Teil gute Beschreibungen und Beobachtungen enthalten, aber in ihren Schlussfolgerungen von blutrünstigen Opferpriesterinnen u. ä. schwärmen, deshalb wird unsere Annahme abgelehnt werden. Die Mitten und Meißelspuren könnten auch von einem mittelalterlichen Steinbruchbetrieb stammen, die Felsverschiebungen wären das Werk irgendwelcher rätselhafter Naturkräfte. Wer dieser Meinung ist, hat aber auch die Verpflichtung, 1. zu zeigen, auf welche Weise die Natur derartige Steindenkmäler aufgebaut und zerstört hat, und 2. den Gegenbeweis dafür zu erbringen, warum der vorgeschichtliche Mensch auf keinen Fall in Frage kommt. Gelingt dies nicht, dann stehen wir ganz im Anfang einer gewaltigen Aufgabe, deren Ergebnisse sich noch kaum übersehen lassen, wohl aber unser Wissen über den vorgeschichtlichen Menschen weitgehend beeinflussen werden. Die Erkenntnis, daß Menschen im Elbsandsteingebirge und demnach in zahlreichen anderen Gebirgen (Miesengebirge, Fichtelgebirge, Harz, Teutoburger Wald, in Südeuropa usw.) Kultstätten errichtet haben, verpflichtet uns, alles daran zu setzen, in einheitlich geleiteter Gemeinschaftsarbeit die Bestände aufzunehmen, ihre Bedeutung und Zeitstellung durch umfassende Grabungen festzustellen, und vor allem, in der Allgemeinheit die Ehrfurcht zu erziehen, mit der diese nationalen Heiligtümer vor Jahrtausenden betroffen wurden.

Abbildung 9. Hundskirche bei Hertigswalde. Ansicht von OSO.



- (1) Die wichtigsten Arbeiten sind: Blanck, E., in: Intern. Mitteilungen für Bodenkunde, 9 (1919), S. 32–71 und 179–234. – Def., Handbuch der Bodenkunde, 2 (1929), S. 266–275. – Gürlich, S.: Die geologischen Naturdenkmäler des Riesengebietes. Beiträge zur Naturdenkmalpflege, IV, 3 (1914). – Häberle, D., in: Geolog. Rundschau, Sonderband, 1933, S. 167 ff. – Def., in: Bad. Geolog. Abhandlungen, 6 (1934), S. 17 ff. – Jüttner, R., in: Zeitschrift für Geschichte und Kulturgeschichte Schlesiens, 18 (1924/25), S. 33–55. – Kessler, P., in: Geolog. Rundschau, 12 (1922), S. 237–270. – Kzehal, A., in: Zeitschrift des Mähr. Landesmuseums, 6 (1906), S. 235 bis 290. – Siefert, A., in: Sitzungber. u. Abh. d. Naturwiss. Ges. Jts in Dresden, Jg. 1935 (1936), S. 136–152. – (2) Einiges Material in: Über Berg und Tal. Monatschrift. d. Gebirgsf. für die Sächs. Schweiz (1937), S. 36 bis 38. – (3) Vgl. jedoch Neues Jahrbuch für Mineralogie, Jg. 1938, Referate Teil 2 (1938), S. 501 f. – Die von Walter Behl im Mannus 1939, S. 64, beschriebene „Opfertasse“ aus einer Kultstätte auf Island ist sicher ein Ablagerungsprodukt unserer schalenartigen Vertiefungen. Auffällig ist, daß die Abflußrinne nicht so tief ist wie die Schale, Mühlstein unserer schalenartigen Vertiefungen. Auffällig ist, daß die Abflußrinne nicht so tief ist wie die Schale, ein Merkmal, das wir bei fast allen mit Abflußrinnen versehenen Schalen feststellen. – (4) Genaue Lage auf Meß- u. Hölztafel 6150 (1937): rechts = 31 930, hoch = 39 650. – (5) Der genaue Tag, an dem die Sonne in der Achse des Tunnels aufsteht und voll durch ihn scheint, wird sich wahrscheinlich nicht genau feststellen lassen, weil in der Achse der Tunnels infolge eines (abgesehen?) gekrümmten großen Felsens einige Minuten höher liegt als seitwärts. Herr Landmesser Cuaas (Pirna), dem ich auch an dieser Stelle für seine Bemühungen danke, hat für eine 100 nördlich liegende, dem alten Horizont entsprechende, etwa 50 m entfernte Scharte den Höhenwinkel mit 90 20' und die Richtung der Tunnelachse mit 135° (ohne Berücksichtigung der Mißweisung) gemessen. Benutzt wurden ein Einminutenhorizont und ein sehr empfindlicher Kompaß. – (6) Hopmann, J., in: Mannus 1935, S. 143 ff. – Andree, J.: Die dolle und ein sehr empfindlicher Kompaß. – (7) Genaue Beschreibung der Fluren im Nachrichtenblatt für deutsche Stummensprache, 6 (1934), S. 234 ff. u. a. – (8) Bodenfunde erwähnen: Needon, A., in: Jahresscheffe der Ges. für Anthropol. und Urgesch. der Oberlausitz, 2 (1905), S. 21–24. – Mosch, R. S., in: Neues Laus. Magazin, 32 (1855), S. 286. – Gebauer, E., in: Festschr., Prag, 85 (1937), S. 8. – Kzehal, A. a. D., S. 247, Anm. 1.

Die Zundgrube

Anpflanzung von Bäumen als Pflicht der Markgenossen. Im Rahmen des Forschungswerkes „Wald und Baum“ hat das von mir geleitete Deutschrechtliche Institut (Bad Godesberg, Eiltsowstr. 16) die Aufgabe übernommen, das in den mittelalterlichen Weisrümern überlieferte Material über Wald und Baum zu sammeln und durch Veröffentlichung allgemein zugänglich zu machen. Das Institut würde Hinweise auf Holzweistümer, die an versteckter Stelle oder überhaupt noch nicht gedruckt sind, dankbar begrüßen. Eine Sonderfrage, über die weiteres Material dringend erwünscht ist, sei im folgenden kurz behandelt: die Pflicht der Markgenossen, durch alljährliches Anpflanzen und Betreuen junger Bäume „die Mark zu bessern“. Die bisher bekannten und anschließend im Urtext und in moderner Übertragung veröffentlichten Belege entstammen sämtlich dem Bereich Osnabrück-Eingen-Münster und dem knappen Jahrhundert von 1576 bis 1671. Das könnte darauf deuten, daß der Brauch verhältnismäßig jung und örtlich begrenzt war. Wer kennt ältere Bestimmungen gleicher Art? Kurfürst August von Sachsen (1553–1591) hat nach der Angabe von Conrad Sturmboesfel*) „den schönen Brauch verfügt, daß jedes neuvermählte Paar zwei Obstbäume setzen mußte. Das nötige Material hierzu kam aus den Baumschulen zu Stolpen und aus dem Ostvornwerke“. Auch Parallelen hierzu wären von Interesse. Dagegen erstreckt sich unsere Untersuchung nicht auf den bekannten Volksbrauch, bei der Geburt eines Kindes für dieses ein Bäumchen zu pflanzen.

Holtzings Register in der Pippinshuser und Eyselshuser Markede. 1576. (Vgl. J. E. Piper, Historisch-juristische Beschreibung des Marken-Rechtes in Westfalen, Halle 1763, S. 223 f.).

Gefragt: Womit die Markgenossen jährlich die Marke bessern.

*) Illustrierte Geschichte der Sächsischen Lande, Bd. II, 1, Leipzig 1908, S. 221 (Mitteilung von Dr. G. Ulrich).

Darauf eingebracht: Ob wol in alten Zeiten von jedem Zullspenniger jährlich 3 Potten gesetzt sein worden, so setzen sie doch ihunder jährlich um Michaelis wol fünff Potten, damit sie also die Mark zu bessern und nicht zu verwüsten gedencken.

Darauf ihnen von den Holzgrafen befohlen, in deme also fortzufahren, und die Maet-Leute fleißig Aufsicht haben solten bey ihren Eiden, damit ein jeder also seine Potten setzen möge.

(Gefragt: Womit verbessern die Markgenossen alljährlich die Mark?)

Darauf vorgebracht: Obwol in alten Zeiten von jedem Zullspennigen alljährlich 3 Pflanzlinge gesetzt worden sind, so setzen sie doch jetzt alljährlich um Michaelis wohl 5 Pflanzlinge, womit sie also die Mark zu verbessern und nicht wüßt werden zu lassen beabsichtigen. Darauf ihnen von den Holzgrafen befohlen, mit diesem also fortzufahren, und solten die Mal-Leute fleißig Aufsicht halten bei ihrem Eide, daß ein jeder also seine Pflanzlinge setzen möge.)

Nortrupper Mark-Geding. 1577. (Vgl. J. Fr. A. Eodtmann, De iure Holzgravialis praesertim in episcopatu Osnabrugensi, Lemgo 1770, S. 177.)

Item, ein vultwarich Erve sal alle Jaer setten unnd ein jeder by sinen Ehnde to setten plichlich sein up einen Dach, wan guide Plantelsticht is, de innen de Schultte und Maellide, auch veher andere Markgenossen, de dar beinlich to sein, ernennen solten, viff guide unstraffbare eiden Zelgen, unnd ein halbwarich Erve dre Zelgen, alles to Verbetterunge der Mark.

(Gerner: Ein vollberechtigter Erbsitzer soll alle Jahre setzen und ein jeder an seinem Ort zu setzen verpflichtet sein an einem Tag, wenn gute Anpflanzzeit ist, die ihnen der Schultheiß und Malleute, auch vier andere Markgenossen, die dazu geeignet sind, benennen sollen, 5 gute untadelige Eichen-Setzlinge, und ein halbberechtigter Erbe 3 Setzlinge, alles zu Verbesserung der Mark.)

Verkehrungs-Artikel der Hørseler Markengenossen auf dem Nothhölting. 1580. (Vgl. J. Mesert, Beiträge zu einem Münsterischen Urkundenbuche, 1 II, Münster 1823, S. 147.)

Widers verthort und verabscheidet, dat jarlicks ein jeder Erffmann up der Wajr vyff eiden oder boecken Zelgen van synen eigenen Zelgen, wie beßher beschehen, tor rechter Tydt in de Marke potten ... soll, by Verluß einer poena van vyff Mark.

(Des weiteren verordnet und verabschiedet, daß alljährlich ein jeder Erbmann auf Grundbesitz 5 eichene oder buchene Setzlinge von seinen eigenen Setzlingen, wie bisher geschehen, zu rechter Zeit in die Mark pflanzen ... soll, bei Verlust einer Geldstrafe von 5 Mark.)

Holtzings Instruction der Graeffschap und Heerlichkeit Eingen. 1590. (Vgl. J. Fr. A. Eodtmann, angeführten Orts, S. 74.)

En soo men dickwyls bewint, dat veele Potten klein gesett worden en daer dor vergaen, sal een yder nur voortaan syne gesette Potten ofte Heesters wachten en waeren en in dat derde Bladt leveren, op Poene en Breucke alles van eenen gelycken Gulden.

(Und da man oftmals befindet, daß viele Pflanzlinge klein gesetzt worden und dadurch eingehen, soll ein jeder nun fortan seine gesetzten Pflanzlinge oder Bäumchen bewachen und bewahren und zur dritten Belaubung liefern, bei Geldstrafe und Brüche jeweils von einem vollwichtigen Gulden.)

Conceptum ordinationis Holzgravialis Osnabrugensis. 1671. (Vgl. J. Fr. A. Eodtmann, angeführten Orts, S. 102.)

Und welchen also ein Stücke Zimmer-Holz zu seiner Nothdurfft angewiesen, soll zu rechter Zeit des Jahrs mit dreien tüchtigen eichen Potten den Stamm wieder bepflanzen und wenigstens ins dritte Laub liefern, maßen derjenige, so die Potten zu setzen verabsäumen würde, dessentwegen gebührend anzusehen und die Poßung gleichwohl zu verrichten schuldig und gehalten seyn soll.

(Und welchem also ein Stück Bauholz zu seinem Bedarf angewiesen, der soll zu rechter Jahreszeit mit drei tauglichen eichen Pflanzlingen für den Stamm Ersatz pflanzen und wenigstens zur dritten Belaubung liefern, wobei derjenige, der die Pflanzlinge zu setzen verabsäumen würde, deswegen gebührend zu verurteilen und die Pflanzung

gleichwohl vorzunehmen schuldig und gehalten sein soll.)

Kindlingers Handschriftlicher Nachlaß, Band 37, S. 152. (Vgl. Jacob Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, 4. Aufl., Bd. 2, Leipzig 1922, S. 49.)

Für jeden Stamm sollen zwei bekliebene Helstern gepottet und ins dritte Laub geliefert werden.

(Für jeden [gefällten] Stamm sollen zwei wurzelnde Bäumchen gepflanzt und zur dritten Belaubung geliefert werden.)

Kindlingers Handschriftlicher Nachlaß, Band 35, S. 399. (Vgl. Jacob Grimm, angeführten Orts, S. 49.)

... statt der versorten Zelgen bekliebene liefern. (... anstatt der verdorrtten Setzlinge wurzelnde liefern.) Karl August Eckhardt.

Aus der Landschaft

Die Religion in der Vorgeschichte Böhmens.

In der vorgeschichtlichen Abteilung des National-Museums in Prag hat deren Leiter, Dr. J. Neustupný, zur Zeit eine Ausstellung eingerichtet „Die Religion in der Vorgeschichte Böhmens“. In dieser wurden alle Zundstücke (teils auch in Abgüssen) aus Böhmern und Mähren zusammengestellt, bei denen eine Beziehung auf den Kult anzunehmen ist. Zundstücke aus anderen Gegenden wurden allein aus der paläolithischen und der germanischen Zeit mit aufgestellt, da die in Böhmern und Mähren gefundenen Stücke nicht zu einer Verdeutlichung der religiösen Ausdrucksformen der betreffenden Kultur ausreichten. Das Ergebnis dieser Ausstellung ist überraschend, obwohl bewusst auf alle Theorien und Hypothesen verzichtet wurde. Mit größter Deutlichkeit treten die kennzeichnenden Kultgegenstände der einzelnen Kulturen, die jeweils getrennt für sich aufgestellt sind, in Erscheinung. Es liegt nun einmal an der Art der

Bodenfunde, daß wir aus ihnen zunächst einmal nur Rückschlüsse auf den Grabkult gewinnen können. Hinzukommen dann Amulette und ähnliche Zeugnisse des Volksaberglaubens oder der Medizin, einzelne Sinnbilder und bestenfalls einige Kultbilder aus Siedlungs- oder Depotsfunden. Sollte dann das Glück besonders groß sein, tritt noch ein Kultplatz hinzu. Dieser sehr beschränkte Ausschnitt aus dem vielgestaltigen religiösen Leben der alten Völker läßt nur mühsam einen Durchblick auf dieses zu, vor allem, da innerhalb einer Kultur die auf einen Kult bezüglichen Gegenstände nicht einmal ausreichen, um diesen völlig klar erkennen zu können.

Es ist nun das Überraschende, daß trotz all dieser Schwierigkeiten und Beschränkungen in den einzelnen Kulturen gewisse Kultformen ganz besonders stark in den Vordergrund treten. Obwohl man nicht in den üblichen Fehler verfallen darf, die eventuell viel größere Bedeutung derjenigen Kulte zu übersehen, die überhaupt keine Spuren in dem Fundmaterial hinterlassen haben, so tritt trotzdem die Wichtigkeit eines mit einer Frauengöttin verbundenen Kultes in der Bandkeramik, die kultische Bedeutung des Kindes und der Doppelart in derselben Kultur deutlich in Erscheinung. In der Lausitzer und der Rönovitzer Kultur fallen besonders das goldene Kultbeil, die Seelenlöcher bei den Aschenurnen, die Kultgefäße und Tonklappen auf, während die Kulturen der Hallstattzeit (Hallstätter und Plattenfelder) durch die Mondidole in verschiedener Größe aus Gräbern und Siedlungen, durch Kultwagen und zahlreiche Amulette ausgezeichnet sind. Die Latènezeit ist wie üblich durch Amulettanhänger in Menschen-, Tier- und Symbolgestalt charakterisiert. Aus germanischer Zeit sind besonders die Stierfiguren aus Bronze, die drei- und vierarmigen Tonlampen, die Räucherständer und die Hakenkreuze auf Gefäßböden (die an die alte Tradition der eingeritzten Kreuze auf den Böden von Grabgefäßen anschließen) bemerkenswert.

Obwohl eine Anzahl Zeichnungen den einzelnen Kulturen beigegeben sind, die zum Teil nicht ausgestellte Fundgegenstände, zum Teil Planskizzen von Kultplätzen u. ä. darstellen, so wäre es vielleicht wünschenswert gewesen, den wichtigeren Gegenständen jeweils eine

Zeichnung der Fundumstände beigegeben, wodurch eine Vorstellung von der eventuellen Verwendung möglich gemacht worden wäre. Auch hätten Karten der verschiedenen Typen, aus denen deren Entstehung, Verbreitung und Zeitdauer ersichtlich wäre, die Vorstellung von der Entwicklung der Kultformen im böhmisch-mährischen Gebiet noch vertiefen können. Trotzdem muß die Ausstellung als ein bemerkenswerter Versuch gewertet werden, das einschlägige Fundmaterial für die Erforschung der geistesgeschichtlichen Zustände der vorgeschichtlichen Zeiten zur Verfügung zu stellen. Man kann deshalb eine Nachahmung in anderen Landschaften des Reiches nur dringend empfehlen. Auch dem Fachmann geben solche Ausstellungen von oft sehr zerstreut publizierten und aufbewahrten Funden wichtige Anregungen und Vergleichsmöglichkeiten, davon zu schweigen, daß die besten Abbildungen die Anschauung nicht ersetzen können.

Die Zusammenfassung der böhmischen und mährischen Funde ist allerdings deswegen noch besonders interessant, weil in diesen Landschaften in den vorgeschichtlichen Jahrtausenden Kulturströme aus allen Teilen Europas zusammenfloßen. Man kann deshalb nur wünschen, daß die Ausstellung noch bis zum Einzug friedlicherer Zeiten offen gehalten wird, damit sie in stärkerem Maße als bisher von Wissenschaftlern besucht werden kann. Als Anregung wäre noch zu empfehlen, einen Katalog mit Abbildungen, Fund- und Literaturberichten aller aufgestellten Stücke, in oben erwähnter Richtung ergänzt, herauszubringen, wodurch die Ausstellung einen dauernden Nutzen und weitere Wirkungsmöglichkeit gewinnen würde. Hanns-Jörg Boecker.

Die Bücherwaage

Hermann Benzler und Bruno Ketelsen: „Flur, Dorf und Haus im Grenzkirchspiel Medelby“ (Schriften zur Volksforschung Schleswig-Holsteins). Herausg. v. Prof. Dr. Otto Scheel,

Band 5, Verlag Heimat und Erbe, Flensburg. Heimatkundliche Untersuchungen, die sich auf die Erforschung eines engen Raumes beschränken und hier in die Tiefe aller Einzelheiten eindringen, haben zunächst die größte Bedeutung für das Dorf, in diesem Fall für das Kirchspiel selbst. Sie geben den Menschen in diesem Dorf das Bewußtsein einer erfüllten und bedeutungsvollen Vergangenheit; sie lehren sie, ihre engere Heimat bewußter zu erkennen und mit Stolz auf ihre eigenen und ihrer Väter Leistungen zu blicken. Darüber hinaus aber erfüllen sie in vielen Fällen auch eine größere wissenschaftliche Aufgabe, indem sie zur Klärung umfangreicher wissenschaftlicher Fragen eines bestimmten Bereichs beitragen. Das darf man von dieser sehr zuverlässigen und fleißigen Arbeit über das Kirchspiel Medelby mit gutem Gewissen feststellen: sie gibt im Ganzen, und besonders in einzelnen Teilen, wesentliche Beiträge für die wissenschaftliche Kenntnis der Dorfform und des Bauernhauses in Schleswig. Sie zeigt an einem Beispiel, wie sich Flur und landwirtschaftliche Betriebsweise in der schleswig-holsteinischen Gegend entwickelt haben. Dabei wird als wichtiges Ergebnis festgestellt, daß die Grundlagen für Dorf und Haus germanisch und westgermanisch sind und daß Anregungen für die spätere Entwicklung nicht aus Dänemark, sondern im wesentlichen vom Süden her kamen. H. Lorenzen.

Emil Bächler: Das alpine Paläolithikum der Schweiz. Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz. Herausgegeben von der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte, Band II. Gr. 4°. 263 Seiten. Mit 135 Abbildungen auf 115 Tafeln. Verlag C. Birkhäuser & Cie., Basel 1940.

Als die reife Frucht einer Lebensarbeit im wahrsten Sinne des Wortes legt E. Bächler in diesem stattlichen Band, dem eine 115 Tafeln enthaltende Bildermappe beigegeben ist, eine erschöpfende Zusammenfassung der bereits in mehreren Arbeiten veröffentlichten Ergebnisse seiner rund vier Jahrzehnte währenden Forschungstätigkeit in Höhlen in den Kantonen St. Gallen und Appenzell vor. Die Entdeckung einer primitiven Kultur im Wildkirchli im Jahre 1904 leitete mit einem

Schlage die Altsteineiszeitforschung in eine völlig neue Bahn, denn bis dahin hatte man kaum ernsthaft an die Möglichkeit gedacht, daß die Alpen in den Lebensraum des diluvialen Menschen einbezogen waren. Auf die Grabungen im Wildkirchli folgten weitere Entdeckungen, von denen der Nachweis menschlicher Niederlassung in dem in 2445 m Höhe gelegenen Drachenloch ob Bättis im Taminal das größte Aufsehen erregte. Die Beerdigung, von einem „Alpinen Paläolithikum“, wie E. Bächler die in diesen Höhlen aufgefundenen Kultur nannte, zu sprechen, wurde vielfach bestritten, doch haben Untersuchungen in Höhlen in anderen Gebieten der Alpen, vor allem in der Pörschnitz-Höhle in den Karawanken und in der Drachenhöhle bei Mignitz in Steiermark erwiesen, daß man mit altsteinzeitlichen Kulturen in den Hochalpen zu rechnen habe, die von Menschen getragen waren, deren Nahrungsvorsorge und Lebensweise vorwiegend die Jagd auf den Höhlenbären bestimmte. E. Bächler gibt nicht nur eine ausführliche Darstellung seiner langjährigen Grabungen im Wildkirchli, im Drachenloch und im Wildenmannsloch (in der Gruppe der Churfirsten), sondern geht auch auf alle Probleme ein, die sich an den Begriff „Alpines Paläolithikum“ knüpfen. Breiter Raum ist der vielerörterten Frage gewidmet, ob die Knochen eiszeitlicher Tiere aus Höhlen, die Rantenverrundung und Glättung bis zum Hochglanz aufweisen, als Geräte angesprochen werden dürfen. Der Verfasser beharrt entschieden auf dem von ihm von jeher vertretenen Standpunkt, daß diese Veränderungen nur auf den Gebrauch durch den Menschen zurückgehen können. In letzter Zeit wurde von verschiedenen Seiten, z. B. auf Grund umfassender chemischer und mechanischer Versuche die Beweisraft der von E. Bächler, K. Hörmann u. a. geltend gemachten Kriterien bezweifelt. Wie dem auch sei, jedenfalls erscheint es undenkbar, daß der Mensch, dessen Anwesenheit in mehreren Alpenhöhlen (außer den drei von Bächler eingehend untersuchten) hinreichend gesichert ist, nicht Knochen zu verschiedenen Berrichtungen herangezogen haben sollte, am meisten wohl zur Bearbeitung der Felle erlegter Tiere, die Bächler, gestützt auf Gutachten des Verbleichmannes A. Gansser (Basel), für die

Anfänge der Verberel („Primitiv-Verberel“) anspricht (vgl. dazu H. Obermaier in „Forschungen und Fortschritte“ 16, 1940, S. 89, der weitere Hinweis erbringt). Wie aus den zeitweise mit ziemlicher Leidenschaft geführten Auseinandersetzungen hervorgeht, dürfte es kaum möglich sein, das Problem, ob und in welchem Umfange in altpaläolithischen Kulturen in Mitteleuropa Knochengewebe in Verwendung standen, in einer allgemeingültigen Weise zu lösen. So haben z. B. die von H. Japfe (Wien), angestellten Versuche gezeigt, daß durch den Hyänenfraß Knochen in einer geradezu gesetzmäßigen Weise Formen annehmen können, die mit den von R. Hörmann und E. Bächler herausgestellten Typen übereinstimmen (Palaeobiologica 7, Wien 1939, S. 111–146). Nach Bächler scheidet aber Tierfraß für die Formgebung der Knochen in den von ihm untersuchten Schweizer Höhlen aus; dieser ist aber für andere Höhlen in Betracht zu ziehen, z. B. für die Teufelskuden bei Eggenburg in Niederdonau, die H. Japfe das biluiale Vergleichsmaterial zu seinen Versuchen geliefert hat. Es muß daher, auch wenn man E. Bächler hinsichtlich des von ihm ergrabenen Fundbestandes in vollem Umfange zustimmt, vor einer bedenkenlosen Übertragung seiner Ergebnisse auf Fundplätze mit äußerlich ähnlichen Bedingungen gewarnt werden, denn an diesen können ganz andere Verhältnisse herrschen. E. Bächler hält an seiner von ihm wiederholt ausgesprochenen Ansicht fest, daß das alpine Paläolithikum der Schweiz der letzten Zwischeneiszeit angehört. Als Bestätigung werden u. a. die Ergebnisse der Untersuchungen der Schichtproben herangezogen, die A. Eals (Freiburg i. Br.) mittels neuartiger Methoden erzielte. Anlage und Ausgestaltung des Werkes sind vorbildlich; die Funde werden mit wenigen Ausnahmen (in 2 Tafeln mit Zeichnungen) durch vorzügliche Lichtbilder, fast alle in natürlicher Größe, wiedergegeben. In ihrer Gesamtheit stellt diese Veröffentlichung eines Forschers, der zeitlebens verantwortungsbewußt und überzeugt seinen Weg ging (vgl. die Würdigung Bächlers anläßlich seines 70. Geburtstages in Quartär 2, 1939, Seite 153 f.), eine wesentliche Bereicherung des alsteinzeitlichen Schrifttums dar.

Kurt Willwonseder.

Gero Zenker, Germanischer Volksglaube in fränkischen Missionsberichten (Forschungen zur deutschen Weltanschauungskunde und Glaubensgeschichte, Heft 3). O. Trübenmüller, Verlag, Stuttgart-Berlin 1939. RM. 6.—. Nach einer Einleitung „Zur Quellenfrage“ behandelt der Verfasser den Hexenwahn, den Zauberwahn, den Tempelkult und den Götterkult. Eine Zusammenfassung, ein Schrifttums-, Abkürzungs-, Sach- und Namensverzeichnis schließen das Ganze ab.

Es ist sehr verdienstlich und auch notwendig, die fränkischen Missionsberichte einmal unvoreingenommen vom Standpunkt der vergleichenden Mythologie und Kulturgeschichte zu betrachten. Die früheren Darstellungen waren besangen und glaubten den einseitig kirchlich gefärbten Auffassungen der Missionare nur allzuviel. Aber Gero Zenker schießt bei seinem kritischen Bestreben weit über das Ziel hinaus. Wenn es nach ihm ginge, so bliebe von einem urwüchsigen germanischen Glauben überhaupt nichts übrig.

Zu erklären ist das dadurch, daß er sich inbesehung immer nur die extremsten Ansichten seiner Gewährsmänner zu eigen gemacht hat. Unter diesen befinden sich Wilhelm Kramm und Arno Schmießer, deren Werke doch wohl nur mit äußerster Vorsicht zu benutzen sind. An selbständigem Forschen hat es der Verfasser fehlen lassen. Als Quellen gebraucht er moderne Schriften von sehr verschiedenem Wert. Die eigentlichen Grundlagen sind ihm unbekannt geblieben, sonst hätte er wohl, S. 4 f., nicht von „Kapiteln“ des sogenannten Indulus superstitionum gesprochen. Dieser besteht eben nicht aus längeren Abschnitten, die „überschrieben“ sind, sondern aus einer Reihe von kurzen Anführungen wie „De phylacteriis et ligaturis“. Daß er auf der Synode von Eistinae 743 abgefaßt worden sei (S. 24), muß man als unbewiesene Annahme bezeichnen.

Dies ist nur ein Beispiel für die mangelnde Gründlichkeit des Verfassers, der sich dabei gegen manchen unserer verdienten und anerkannten Germanisten ziemlich viel herausnimmt. Wenn man eine solche Sprache spricht, wie Zenker S. 31, Anm. 36, so muß man doch wenigstens auch selbständige Leistungen aufzuweisen haben.

Das Buch mit dem vielversprechenden Titel

ist eine fleißige Zusammenstellung, aber trotzdem geeignet, eher Verwirrung als Nutzen zu stiften. Otto Paul.

Urkunden und Gestalten der germanisch-deutschen Glaubensgeschichte, herausgegeben von J. W. Hauer, I. Band, I. Lieferung, Stuttgart, Kohlhammer, Verlag. RM. 1.20.

Als erster hat der protestantische Theologe Hans von Schubert im Jahre 1925 eine „Geschichte des deutschen Glaubens“ vorgelegt und damit gezeigt, daß es möglich ist, statt Kirchengeschichte Frömmigkeitsgeschichte darzustellen. In einer solchen Glaubensgeschichte erst werden die wirklichen Lebenswerte sichtbar, die allein bildend zu wirken vermögen. Die Darstellung Schuberts, so verdienstlich sie ist, spannt aber den Rahmen zu eng. Die germanischen Grundlagen des deutschen Glaubens werden nur angedeutet, nicht aber voll erkannt. Eine umfassendere Darstellung der germanisch-deutschen Glaubensgeschichte blieb bis heute eine unerfüllte Forderung. J. W. Hauer hat den Gegenstand in Vorlesungen an der Universität Tübingen behandelt und bereitet als 4. Band seiner „Glaubensgeschichte der Indogermanen“ (der erste Band erschien 1937) eine germanisch-deutsche Glaubensgeschichte vor. Als Vorarbeit und Quellenammlung zu diesem Band gibt Hauer jetzt ein in Lieferungen erscheinendes Werk „Urkunden und Gestalten der germanisch-deutschen Glaubensgeschichte“ im Verlage von Kohlhammer, Stuttgart, heraus. Das Gesamtwerk ist auf etwa 50 Bogen in drei Bänden berechnet. Es soll den Quellenstoff von Tacitus Germania bis zur Gegenwart in Auswahl des Wesentlichsten bringen. Den Textstellen werden Erläuterungen angefügt, die zum tieferen Eindringen anleiten. Am Schluß der verschiedenen Abschnitte wird auf das wichtigste Schrifttum verwiesen. Das Inhaltsverzeichnis des Gesamtwerkes zeigt, welch umfangreicher Stoff in dieser Quellenammlung berücksichtigt werden soll. Es macht anschaulich, über welchen Reichtum an eigenwüchsigen Überlieferungsgut wir verfügen. Daß es innerster Besitz des ganzen Volkes werde, und zwar besonders der Jugend, dazu will das Werk helfen. Die vorliegende erste Lieferung enthält ausgewählte Kapitel aus der Germania des Tacitus mit Erklärungen. Otto Huth.

Günther Franz: Der deutsche Bauernkrieg. Neue Ausgabe. H. Oldenbourg, München und Berlin 1939. RM. 8.50.

Vor gut einem Jahr brachte der Verlag E. Hirzel, Leipzig, Wilhelm Zimmermanns: „Geschichte des deutschen Bauernkrieges“ in neuer Auflage heraus. An sich kein Ereignis, das hier registriert zu werden brauchte. Erwähnenswert ist nur die Tatsache, daß Zimmermanns Werk geradezu als die Darstellung des Bauernkrieges für die heutige Zeit hingestellt wurde. Abgesehen davon, daß Zimmermanns Darstellung schon zu ihrer Zeit nicht auf der Höhe der Forschung stand, ist es, gelinde gesagt, eine starke Zumutung, heute dieses Buch als Geschichtswerk für den Nationalsozialismus anzupreisen, da doch jeder einigermaßen mit der Geschichtsliteratur Vertraute weiß, daß Zimmermanns Arbeit von vornherein eine liberale Kampfschrift war, die seit Marx' und Engels Zeiten von jüdisch-marxistischer Seite immer wieder zu Propagandazwecken ausgewertet und zeitweise sogar im Berliner Vorwärts-Haus gedruckt wurde. Es trifft diese klare Feststellung weniger den längst verstorbenen Zimmermann, als vielmehr den Verlag, dem hier ein arger Mißgriff unterlaufen ist, was um so bedauerlicher ist, da E. Hirzel mit der Herausgabe von Heinrich von Treitschkes „Deutscher Geschichte“ eine historische Verpflichtung übernommen hat.

Schon aus diesem Grunde ist die neue Ausgabe des Franzischen Bauernkrieges zu begrüßen. Das Werk des bekannten Jenaer Historikers, das auf fast zehnjährigem Archivstudium beruht, erschien erstmalig 1933/34 (Darstellung und Aktenband) und war hauptsächlich für die wissenschaftliche Fachwelt bestimmt. In vorliegender Neuausgabe hat der Verfasser den wissenschaftlichen Apparat sowie manche nur den Historiker interessierenden ortsgeschichtlichen Einzelheiten weggelassen, wodurch die Hauptlinien der ganzen Bewegung noch stärker hervorgehoben werden. Dies wird einer weiteren Verbreitung des Buches, die im Interesse des historischen Verständnisses dieser größten deutschen Revolution vor der nationalsozialistischen notwendig ist, nur dienlich sein.

Denn seit der Machtübernahme hat die allgemeine Anteilnahme unseres Volkes an ge-

schichtlichen Fragen stark zugenommen, und deshalb bedürfen große Ereignisse, wie in diesem Fall der Bauernkrieg, einer volkshen und trotzdem wissenschaftlich einwandfreien Darstellung, um jedes falsche und einseitige Bild von vornherein auszuschalten. Auch unter Berücksichtigung dieser Tatsache hat Franz eine Darstellung geschaffen, die, in meisterhaftem Stil geschrieben, hervorragend zu nennen ist.

Da genügend fachkritische Besprechungen vorliegen, sollen im folgenden nur wenige Punkte hervorgehoben werden:

Der Verfasser bemüht sich vor allem, zu einem sicheren Urteil über die Ursachen der großen Erhebung zu gelangen. Dabei kommt er zu dem Ergebnis, daß der Bauernkrieg von 1525 nicht für sich als einmaliges Ereignis zu betrachten, sondern nur im Zusammenhang mit den zahlreichen örtlichen revolutionären Erhebungen, die ihm zwei Jahrhunderte hindurch vorausgegangen sind, zu verstehen ist.

Ferner wurde bei der Besprechung der 1. Auflage des Buches dem Verfasser verschiedentlich der Vorwurf gemacht, daß er die wirtschaftliche Lage der Bauern zu günstig geschildert hätte. Dazu trifft Franz die sehr richtige Feststellung, daß darüber sich nie klare und unwiderlegliche Feststellungen treffen lassen, da bekanntlich die vorhandenen Quellen hierüber keine letzte Auskunft geben. Insgesamt bietet die Darstellung von Franz ein lückenloses Bild der gesamten vielseitigen Erscheinungen des Bauernkrieges, zu der jeder greifen wird und muß, der sich mit dieser Zeit und Frage beschäftigt.

Alles in allem eine Darstellung, die wohl als das Standardwerk des Deutschen Bauernkrieges und darüber hinaus als ein Meisterwerk deutscher Geschichtsschreibung überhaupt bezeichnet werden darf.

Drei Karten von den Schauplätzen des Bauernkrieges, eine Zeittafel sowie 13 gut ausgewählte Abbildungen runden die vortreffliche Arbeit ab. H. Köfler.

„Freude durch Laienschaffen im Reservelazarett.“ Herausgegeben in Zusammenarbeit mit der Heeres sanitätsinspektion des DKB. vom Deutschen Volksbildungswerk in der NS. Gemeinschaft „Kraft durch Freude“. Bearbeitet von Franz Kolbrand, Verlag der DKB. „Was mich nicht umbringt, macht mich stärker.“ Unter diesem Nietzschewort steht das Laienschaffen in den Reservelazaretten, wie es vom Deutschen Volksbildungswerk angelegt und verwirklicht wird. Indem der Verwundete an einer Arbeit, und sei sie noch so einfach, erkennt, daß er noch zur vollen Leistung fähig ist, schöpft er neuen Lebensmut und Lebenswillen. In diesem Sinne trägt das Laienschaffen wesentlich zur Genesung bei und bereitet die berufliche Arbeit des Genesenden vor. Zugleich aber wird durch die verantwortungsvolle Lenkung solcher Laienarbeiten zu wahrer Volkskunst hingeführt, ob nun Spielzeug geschnitten, Kasperlefiguren geformt oder Schriften und Sinnbilder gezeichnet werden. Mehrere Ärzte berichten in dieser reich und gut bebilderten Schrift von ihren Erfahrungen mit dem Laienschaffen in Lazaretten, und Franz Kolbrand gibt die Richtlinien für die Arbeit. H. Lorenzen.

*

Einer erstand	Des Speeres Gebieter
In Urtagen,	Gebaren neun
Allgewaltig,	Niesentöchter
Aus Asenstamm;	Am Rande der Erde.

Edda, Kürzere Seherinnenrede

Hauptverleger: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Märkerstr. 16. Anzeigenleiter: Gerda Grüneberg, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11. Buchdruck Kastner & Gallwey, München. Offsetdruck J. P. Himmer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Niedlinger, Augsburg.

Kleine Kostbarkeiten aus Kunst und Geschichte

Herausgegeben von Dr. J. O. Plassmann unter Mitarbeit von Dr. Bohmers, Prof.

Dr. Dirlmeier, Dr. Fuchs, Hagebruch, Dr. W. Müller, Prof. Dr. Paulsen, Dr. Plassmann,

Prof. Dr. Tüll, E. Trautmann, Dr. Werner, Prof. Dr. Wüst.

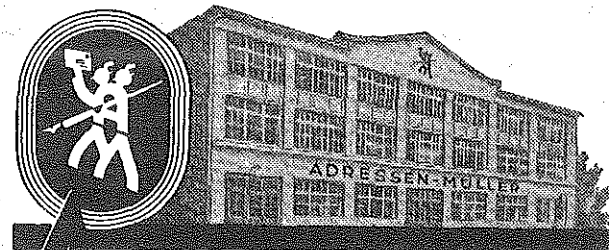
Kleine Kostbarkeiten werden hier dem Schauen und dem Verstehen dargeboten: Nicht als Gegenstände gelehrter Abhandlungen, sondern als Stücke aus einem großen Schatz, in denen sich das goldene Blinken von Gedanken aus Jahrtausenden gefangen hat, die von hier aus ihren Schein über weite Zusammenhänge werfen. Es sind nicht nur die goldenen Schätze des Bodens und der Gräber, sondern auch Bauten von beträchtlichen Ausmaßen, Bilder auf Felsen und nicht zuletzt die leuchtenden und tönenden Altertümer aus dem reichen Lande des Volkstums und der Volkskunst. In ihnen hat uns die germanische Vorzeit ihre reichsten und lebendigsten Schätze hinterlassen. Ihre innige Verwandtschaft mit dem weiten Reiche des indogermanischen Geistes erweist sich hier in ihren kostbarsten und lebendigsten Stücken. Sie seien allen denen dargeboten, die sich von dreitausend Jahren Rechenschaft geben und das völkische Lebensgefühl unserer Tage mit dem Bewußtsein des Ewigen durchdringen wollen. Zu jedem Beitrag gehören zwei bis drei Bilder. Es werden sechzehn Themen behandelt, darunter die Eggensteine, das Jahrmännchen von Bremen, ein Bild von Stilicho, langobardische Kleinode, die Hirschbecken des Thorsberger Moorfundes, das Hammerkreuz auf

Hiddenfee, die Pelasgermauer der Akropolis, Felsbilder u. a.

Das Buch ist unter Mitarbeit bewährter Graphiker als Geschenkwerk sorgfältig ausgestattet.

Hochformat: 12x20 cm, 110 Textseiten auf Bütten, 30 Kunstdruckbildseiten, Ggl. RM. 4.80.

AHNENERBE-STIFTUNG VERLAG / BERLIN-DAHLEM



ADRESSEN- MÜLLER

liefert ADRESSEN
DER WELT

ADRESSEN-MÜLLER hilft werben — schafft neue Absatzgebiete für alle Erzeugnisse oder Leistungen, gleichviel ob Großdeutschland oder Teilgebiete hiervon durch Werbung gewonnen werden sollen. — ADRESSEN-MÜLLER erschließt neue Märkte in allen Ländern der Erde durch Adressen aller Art. — ADRESSEN-MÜLLER fragen ist immer richtig und wichtig! Interessenten erhalten auf Wunsch kostenlos entsprechendes Katalogmaterial bei Bezugnahme auf dieses Inserat.

ADRESSEN-MÜLLER

GROSSDEUTSCHLANDS GRÖSSTES ADRESSENUNTERNEHMEN

DRESDEN-A-16
MACKENSENSTRASSE 11

RUF. 64181 · 60986 · 62997 63408

BERLIN-W-8
MAUERSTRASSE 83-84

RUF. 113866 · 113867



Germanien

Preis RM 0.60

Inhaltsverzeichnis

Heinrich Winter	Feuerbrauch im Odenwald und Speßart. Mit Belegkarten und Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers	81
J. D. Plassmann	Die Stufenpyramide in der Landschaft	100
Die Fundgrube	Die Dreitonnenkuppe bei Lonnig (Kreis Mayen)	109
Die Bücherwaage	Erhard Kemann: Germanen erobern Britannien Jahresheft „Deutsches Ahnenerbe“ 1941	119 120

Das Titelblatt zeigt ein Bildnis des Flavius Stilicho aus dem Elfenbein-
Diptychon im Domschatz von Monza, Gestaltung Eugen Nerdinger.

»Germanien« Monatshefte für Germanienkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und
Vereinsgemeinschaft „Das Ahnenerbe“. Hauptschriftleiter: Dr. J. D. Plassmann, Berlin-Dahlem,
Pücklerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11.

13. Jahrgang, Neue Folge Band 3, Heft 3.

Bezugspreis: Einzelheft M. -60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post M. 1.80. Zah-
lungen: Postscheckkonto Leipzig 9978. - Bezug durch Post sowie durch den Buch- und Zeit-
schriftenhandel. - Beilagen und Anzeigen werden z. B. nach Preisliste 1 berechnet. - Falls
bei Postzustellungen unserer Zeitschrift „Germanien“ Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten
wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag,
Berlin-Dahlem, zu beanstanden.

Heinrich Winter Feuerbrauch an Fasnacht im Odenwald und Speßart

Mit Belegkarten und Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers

Jede Brauchforschung führt zu einer überraschenden Mannigfaltigkeit in den Brauch-
erscheinungen, sofern man sich nur wirklich Mühe gibt und in die Breite und Tiefe zu
bringen sucht. Ein schönes Beispiel hierfür sind die Feuerbräuche an Fasnacht im Oden-
wald und Speßart, die hier geschildert, miteinander verglichen und so bewertet werden sollen.
Der südliche Odenwald beiderseits des Neckar und der nördliche Speßart bilden das hier zu
untersuchende Brauchgebiet, in dem heute noch zahlreiche Feuerbräuche zu Fasnacht lebendig
sind. Es werden hier noch Feuerhaufen aufgerichtet, Feuerräder brennend gesprengt und
Fackeln geschwungen. Falsch wäre es nun, das gesamte Feuerbrauchtum dieser Landschaft
diesen drei verschiedenen Braucherscheinungen zuliebe in drei Hauptgruppen einzuteilen.
Schaut man nämlich näher zu, so erkennt man nicht selten Übergänge von einer Art in die
andere. Da gibt es Feuerräder, die gar keine Räder sind, sondern ausgestopfte Bienenkörbe.
Sie werden nicht immer gerollt, sondern auch an Stangen geschwungen oder auf der Erde
geschleift. Durch senkrecht Aufstellen werden walzenförmige Fasnachträder zu Fasselsäulen.
Diese wieder sind nur ins Riesenhafte gesteigerte Schabfackeln. Umstellt man sie mit Reisig,
so werden aus ihnen kegelförmige Fasnachthaufen. Diese Übergänge von einer Form in die
andere sind anscheinend nicht willkürlich. In vielen Fällen läßt sich der Umwandlungsvorgang,
da er teilweise noch in den letzten drei Menschenaltern stattfand, heute noch festhalten.

Wohl allgemein sieht man im Sprengen des brennenden Rades die alte ursprüngliche Brauch-
form (1). Es läßt sich fast im gesamten Feuerbrauchgebiet nachweisen (Belegkarte 3). Betrachtet
man aber die heute vorkommenden verschiedenen Feuerradformen, dann wird man unsicher,
ob man im Radsprengen den Urbrauch sehen darf. Zwar benutzen heute die meisten Orte zur
Feuerradherstellung ein altes hölzernes Wagenrad, dessen Speichen und Felgenreif sie mit
Stroh umwickeln. Daneben kennt aber der südliche Teil des Brauchgebietes das Stopfen der
Räder, der nördliche Teil das Ausstopfen und Umwickeln von Stroh-Bienenkörben oder Wei-
denkörben (Belegkarte 4). Diese abweichenden Herstellungsarten sind Vorformen des Feuer-
rades. Für den Bienenkorb ist dies recht einfach nachzuweisen. Es gibt nämlich noch zahlreiche
Orte im nordwestlichen Brauchgebiet, die früher nie Wagenräder, sondern nur Bienenfässer
benutzten (Belegkarte 4). Das nördliche Brauchgebiet im Odenwald hat aus dem Bienen-
korb heraus ein riesiges Strohrad entwickelt. Aber auch das Stopfen (nicht Umwickeln!) der
Holzräder im südlichen Brauchgebiet geht seiner Arbeitsweise nach ebenfalls auf das Stopfen
eines Bienenkorbes zurück. Da hier eine richtige Brauchwertung wesentlich von der ver-
schiedenen, mehr oder minder ursprünglichen Brauchherstellung abhängig ist, seien hier einige
örtliche Einzelbeschreibungen mit Bildaufnahmen geboten.

Das Sprengen der Bienenkörbe.

Bienenfässer ohne Boden werden mit Stroh ausgestopft. Damit das Stroh aber beim Rollen
nicht herausrutscht, steckt man vor dem Ausstopfen in das obere und untere Ende des Bienen-
fasses zwei gekreuzte Hölzer hinein (die Holzspitzen gehen durch die Wandung des Bienenfasses
hindurch). Auch werden die Bienenfässer vor dem Stopfen naß gemacht, damit sie länger dem
Feuer Widerstand leisten können. Derartige Bienenkörbe werden angezündet und brennend
frei ins Tal vollen lassen. (Ortsbelege: Altenbach, Urjenbach, Eiterbach, Lampenhain, Ripp-
weiler usw.) Manche Orte stopften früher bis zu 30 Bienenfässer an Fasnacht aus und spreng-
ten sie ins Tal (Grein). Mitunter wurden auch 2 bis 3 Bienenfässer auf eine Stange auf-
gehoben und gemeinsam gerollt. Das Herausrutschen des Strohes wird ebenfalls verhütet
durch Einschneiden viereckiger Löcher in die Wandung des Bienenfasses. Beim Stopfen preßt
sich das Stroh durch diese Löcher etwas heraus und bekommt so den nötigen Halt. Auch kann

nun leichter Luft hinzutreten, so daß derartige Bienenkörbe gut abbrennen (Ortsbelege: Brombach, siehe Bild 1 und 2).

Eine Vergrößerung des Bienenfasses wird erzielt durch äußeres Anbringen von Strohlagen um den Bienenkorb. Diese größeren Bienenfässer werden zum Abbrennen auf Stangen geschoben. Zwei Burschen fassen die beiden Enden einer solchen Stange und schwingen den brennenden Bienenkorb im Kreis. Dabei laufen sie den Berg hinab, so daß in der Luft Feuerfahnen entstehen. Diesen Brauch, den man früher in Rothenberg, Ober-Sensbach, Grein und anderen Orten übte, nannte man das Sprengen des „Fassembouzes“. (Vgl. Bild 3.)

Weitere Strohummwicklungen verwandeln den Bienenkorb allmählich in ein Rad, das riesenhafte Ausmaße erhalten kann. Vergleiche hierzu die Abbildung 4 des Fassemrades von Weiher. Diese Herstellungsart war früher im nördlichen Brauchgebiet die übliche. Statt des Bienenkorbes in der Radmitte wurden auch Weidenkörbe ohne Boden benutzt.

Das Stopfen der Fassemräder.

Die einfachste Form des gestopften Strohrades kennt der kleine Odenwald (der südlichste Teil des Brauchgebietes). Durch die Nabe eines alten Wagenrades wird zunächst die etwa 8 bis 10 Meter lange Leifstange gesteckt. Dann werden kleine, etwa 1,50 m lange „Strohbalzschling“ quer durch die Speichenöffnungen des Rades gesteckt und fest gegen die Radmitte gestopft. (Ein „Strohbalzschling“ ist ein festes Strohband von Halmlänge, das 8 bis 10 cm Durchmesser besitzt und mehrfach mit Strohringen gebunden ist. Es gleicht der später besprochenen Schabfackel alter Art.) Die beiderseits überstehenden Enden bekamen früher Wiedenbindung. Heute nimmt man hierzu meist Draht. Der Felgentranz ist nicht immer mit Stroh bedeckt. Dieses Fassnachstrad gleicht somit einer Walze von etwa 1,50 m Länge und der Radhöhe als Durchmesser. Seine Herstellung ähnelt vollkommen dem Stopfen eines Bienenkorbes, wenn man an die Stelle der Strohwandung des Bienenkorbes den Felgentranz des Rades setzt. Auf diese Weise werden heute noch die Fassräder von Unter-Schönbrunn, Moosbrunn, Schwanheim und Nedar-Kasenbach hergestellt.

Die gleiche Bauweise haben die Fassnachsträder des Spessarts. Auch hier werden die Kornhalme quer in die Speichenöffnungen gelegt und dort nach der Achse zu fest gestopft und durch Wiedenflechtung in ihrer Lage festgehalten. So entsteht eine Walze von der Länge der Kornhalme als Walzenbreite. Beim Anzünden wird beiderseits ein Wiesbaum hineingesteckt und das Rad talwärts geführt. So wird das Rad in Neuhütten und Wiesetal, neuerdings auch in Habichtstal hergestellt.

Etwas abweichend hiervon geschieht das Radstopfen in Grein, Darsberg und Brombach. Vor dem Stopfen werden lange Strohtrudeln hergestellt. Nur handgedroschenes Stroh ist verwendbar, das die Dorfjugend heischt und in eine Scheuer bringt. Hier wird das Stroh zunächst getrippelt, damit es flechtfähig wird. Anschließend werden Strohnester hergestellt. Die Burschen springen mitten in das getrippelte Stroh hinein, schließen die Beine fest zusammen, wodurch sie einige Halme mit den Füßen fassen, und drehen sich auf der Stelle sprunghaft herum. Dabei wickelt sich das Stroh um ihre Füße und Beine, schließlich auch um die Oberschenkel. In manchen Orten (Brombach) wälzen sich die Burschen im Stroh weiter, bis ihnen dieses an die Brust reicht. Dann kriechen sie mühsam aus dem Stroh heraus. Dieses Strohnest wird darauf von zwei Burschen oben und unten gefaßt und auseinander gezogen. Die dadurch entstehenden Strohfelle werden durch Schwingen fester gedreht. Mit diesen Strohtrudeln wird das Rad gestopft. Beiderseits läßt man die Trudeln gleichlang überhängen. Erst wenn das Stopfen beendet ist, werden die herausragenden Enden durch je zwei Bindungen an die Leifstange gehalten, so daß eine Strohwalze von 4-5 m Länge entsteht. Auf diese Weise wird das Rad alljährlich in Brombach bei Hirschhorn hergestellt. Grein und Darsberg sind kleine Dörfer mit wenig Bauernhöfen und wenig Stroh. Dort werden die Strohtrudeln deshalb vor dem Stopfen auf halbe Länge zusammengelegt und verdreht. Dann erst stopft man sie durch das Rad, so daß hier die Strohwalze nur eine Länge von 2-2,50 m erhält.

Alle Strohräder in Walzenform werden auf einen Berg geschafft, dort angezündet und zu-

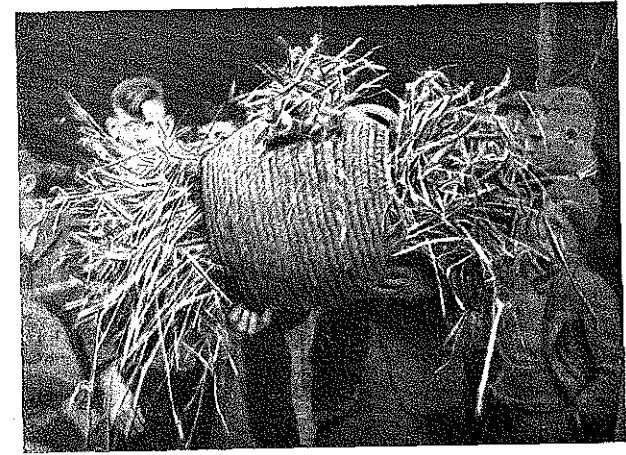


Abbildung 1. Das ausgestopfte Bienenfass. Deutlich erkennt man, daß das Stroh teilweise aus den oberrechten Löchern herausragt. Hierdurch wird das Herausziehen des Strohes beim Abrollen verhindert. (Brombach bei Hirschhorn.)

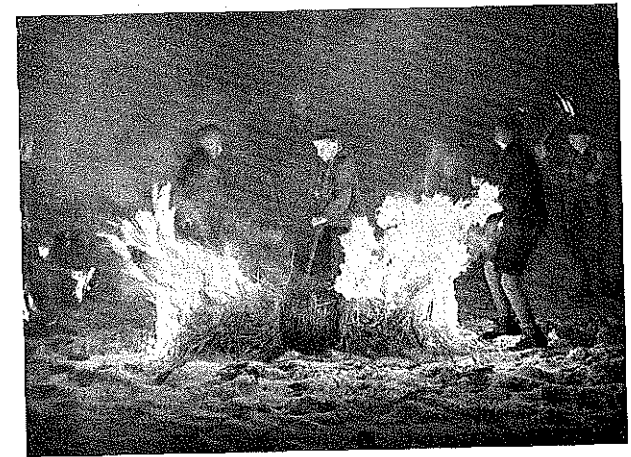


Abbildung 2. Das Bienenfass ist angezündet und wird gleich darauf abgerollt. (Brombach bei Hirschhorn.)



Abbildung 3. Ein Bienenfass, das auch äußerlich Strohummwicklung besitzt, wird auf einer Stange brennend geschwungen. Diesen Brauch nennt man: Sprengen des Fassembouzes. (Rothenberg im Odenwald.)

nächst an der Leitstange brennend hin- und hergewälzt. Erst wenn die Walze kurz gebrannt ist, zieht man die Leitstange heraus und sprengt das Rad frei ins Tal. Strohräder aber, die durch Umwicklung eines Bienenfasses oder Korbes entstehen, sind keine Walzen, sondern hohe Radscheiben. Sie können daher nicht frei gesprengt, sondern müssen an der Leitstange geführt werden. Das Fasselrädcl in Gönz bei Amorbach ist eine nicht unwichtige Sonderform der Feuerwalze. Zu seiner Herstellung wird weder ein Rad noch ein Korb benötigt. Eine etwa 5 m lange Stange wird auf zwei Böcke gelegt. Um die Mitte der Stange kommt nun eine Welle Holz von etwa 50–60 cm Länge. Sie wird mit Strohseilen an die Stange gebunden und mit „Kien“ ausgestopft. Außen herum legt man um sie eine Bürde Stroh (Halme in der Richtung der Stange), die mit Weiden, meist viermal, ringförmig aufgebunden wird. Auch das Stroh stopft man mit Kien aus. Dieses Fasselrädcl wird von den Burschen quer zum Hang brennend hin- und hergetragen und dann auf den Boden gelegt. Das Fasselrädcl wird somit nicht gerollt! Es erübrigt sich, die heute weit verbreitete Form der Strohräder, die durch Umwicklung der Speichen und Felgen mit Stroh entstanden sind, eingehend zu erwähnen. Derartige Räder müssen an einer Leitstange geführt und können nicht frei gesprengt werden.

Fackelschwingen.

Heute scheint das Fackelschwingen an Fasnacht im Odenwald ein dem anderen Feuerbrauchtum nur beigeordneter, nebensächlicher Brauch zu sein. Dies war früher nicht so. Wie die Belegkarte 5 zeigt, nennt man heute noch im südöstlichen Teil des Brauchgebietes den gesamten Feuerbrauch, auch wenn Fasnachtshäusen und Strohräder abgebrannt werden, Fackeln. Von mehreren Orten dieses Landschaftsteiles wissen wir, daß früher hier als einziger Feuerbrauch nur Fackeln geschwungen wurden (Ortsbelege: Strümpfelbrunn, Dielbach, Weisbach u. a.). In Neckar-Orbach besteht heute noch der Feuerbrauch nur im Fackelschwingen.

Auch Material und Herstellungsweise der Fackeln haben sich geändert. Sieht man von gekauften Pechfackeln oder behelfsmäßig hergerichteten Reiserbesen ab, werden heute fast allgemein Eichenschälfackeln verwendet. Man gewinnt diese durch Klopfen der bei der Eichentolgewinnung im Schälwaldbetrieb abfallenden Eichenzweige (Bild 10). Aller scheinen die Schälfackeln zu fein, die heute im Südostteil des Brauchgebietes noch hergestellt werden, aber auch hier langsam den Schälzweigen weichen müssen. Da die Schälfackeln für die Brauchwertung von Bedeutung sind, sei hier ihre Herstellung und Verwendung geschildert.

Die echte Schälfackel besteht ganz aus Stroh ohne Verwendung eines versteifenden Stöckes. Möglichst lange Strohhalme werden zu festen Bündeln von 8–10 cm Durchmesser zusammengefaßt, die zur Versteifung 8–10 feste Strohbringe erhalten. Diese Schälfackeln entsprechen den „Strohbaischlingen“, die man zum Stopfen der Fasselräder im Kleinen Odenwald benötigt. Durch Ineinanderstecken der Strohhalme können die Schälfackeln bis zu einer Länge von 2 m etwa hergestellt werden (Ortsbelege: Gutfenbach, Neckar-Kasenbach, Dielbach, Strümpfelbrunn). Durch Einstecken eines kurzen Holzstieles in das untere Fackelende erhält man einen besseren Griff (Weisbach). Derartige geschmeidige Fackeln werden brennend „gewechselt“. Früher schlug man mit ihnen auf einander los (Neckar-Kasenbach). Im Bestreben, die Fackel länger und länger werden zu lassen, konnte man auf den versteifenden Holzstiel nicht verzichten. Man wickelte Stroh um Holzstangen, die bis zu 4 m Länge besaßen (Schöllbrunn, Mülsen, Schwanheim, Michelbach). Mit der wachsenden Länge aber verlor die Fackel ihre Handlichkeit und Geschmeidigkeit. Nur mühsam konnte man sie brennend noch ein wenig schwingen. Mit ihnen räucherte man im Abenddämmern des Fasnachtssdienstages die hohen Obstbäume (Winterhauch). Nicht unwichtig scheint es zu sein, daß einige Orte in der Fackel einen Fasselbooz oder einen Strohbooz sehen (Ortsbelege: Altenbach, Michelbach, Schwanheim). Früher beherrschte die Strohackel wahrscheinlich das ganze Brauchgebiet. Spuren von ihr finden wir auch im westlichen Teil des Odenwaldes (Juhöhe, Ober-Laudenbach, Mörlenbach, Großbreitenbach, Affolterbach, Eiterbach). Wir treffen sie beim Halseuer im Vogelsberg (Herbstlein) und beim Hulseuer in der Rhön. Hier wird die brennend geschwungene Strohackel auch Hulsewäddchen genannt (Hutten, Kreis Schlüchtern).

Abbildung 4. Das Rad ist beträchtlich gewachsen. Man sieht gerade, wie ein Strohseil durch das Bienenfass hindurchgesteckt wird, um die außen aufgelegten Strohlagen aufzubinden. (Weiber.)



Abbildung 5. Durch die etwas erweiterte Radnabe wird die Leitstange gesteckt und ausgewogen, damit das Rad einen geraden Lauf erhält. (Wein im Odenwald.)

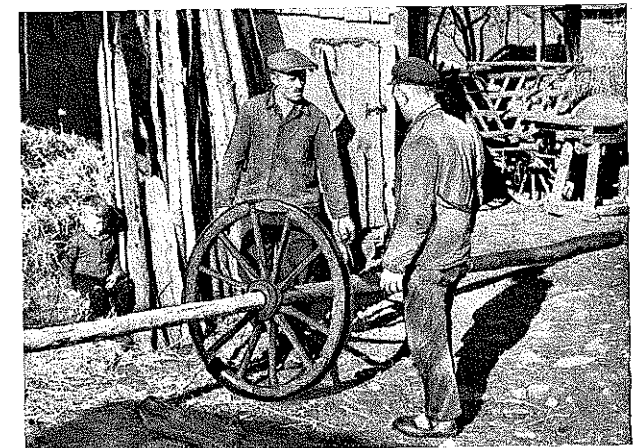


Abbildung 6. Nesterbauen. In Brombach wägen sich die Burschen beim Nesterbauen im Stroh, bis ihnen dieses an die Brust reicht.



Eine weitere Längenfelgerung leitet von der Strohsackel zur Fasselsäule und schließlich zu den Fasnachtshäufen über.

Strohsäulen.

In Großbreitenbach bei Mörlenbach im Odenwald wurde bis etwa 1910 regelmäßig eine Fasselsäule abgebrannt. Eine etwa 10 m hohe Holzstange bekam durch 3 oder 4 unten schräg angebrachte Hölzer ein Fußgestell. Stange und Fußgestell wurden vollkommen in Stroh eingepackt. Um dieses fest an die Stange zu pressen, legte man mehrere 30 und mehr Meter lange Strohrudeln wendelartig dicht an dicht um die Stange (Bild 12 und 13).

Der Stabaus in Neuleiningen (Pfalz), der nicht an Fasnacht, sondern einige Wochen später am Sonntag Lätare hergestellt, im Umzug durch das Dorf getragen und dann an einen Abhang angelehnt verbrannt wird, ähnelt der Fasselsäule in Großbreitenbach, aber auch dem Fasselrädle in Gönz sehr. Zur Herstellung des Stabaus werden zunächst mehrere Drähte, die später zur Aufbindung dienen, in Abständen von etwa 50–60 cm hintereinander auf den Boden gelegt und an ihren Enden beschwert. Über diese Drähte kommt eine starke Lage Stroh, etwa 10–12 m lang und 1–1,50 m breit. Auf das Stroh legt man Rebwellen, auf diese eine starke, 10–12 m lange Stange. Die Stange wird dann ebenfalls mit Rebwellen und mit Stroh überdeckt. Darauf bindet man mit den bereits dafür gerichteten Drähten Stroh und Rebholz auf die Stange fest, so daß äußerlich gesehen eine mächtige Strohwalze entstanden ist. Diese wird nun nicht gefahren oder liegend getragen, sondern schräg in einem Winkel von etwa 60 Grad aufgerichtet, auf sinnvoll, aber höchst einfach hergestellten Holzböcken von zahlreichen kräftigen Burschen und Männern mühsam durch das Dorf getragen und dann verbrannt. Fasnachtshäufen.

Heute kennt fast das ganze Feuerbrauchgebiet auch das Aufrichten und Abbrennen eines Häufens. Früher sollen manche Orte, die heute einen Fasnachtshaufen abbrennen, an seiner Stelle nur Bienenkörbe gerollt (im Westteil des Brauchgebietes) oder nur Sackeln geschwungen haben (südöstlicher Odenwald). Bemerkenswert ist, daß der Aufbau der Fasnachtshäufen heute grundsätzlich in zwei verschiedenen Bauweisen erfolgt, und daß diese sich gegenseitig ausschließen (Vgl. die Belegkarte 6). Im Norden, Osten und Süden des Feuerbrauchgebietes errichtet man Regelhäufen, im Westen und in der Mitte Kofthäufen. Es würde hier zu weit führen, alle örtlich meist voneinander abweichenden Bauarten hier aufzuzählen und bildmäßig zu belegen. Es möge ein kurz gefasster Überblick genügen.

Alle Fasnachtshäufen, einerlei ob es sich um Regel- oder um Kofthäufen handelt, bauen sich um eine Mittelstange auf, die häufig eine Fichte oder Kiefer mit Wipfel, eine sogenannte Fasnachtmaie ist. Geht diese Mittelfichte ausnahmsweise einmal nicht durch den ganzen Haufen hindurch, so wird sie dem Haufen wenigstens aufgesteckt. Häufen ohne Fasnachtmaie sind ganz selten.

Die Regelhäufen entstehen dadurch, daß man um die Mittelstange kegelig Reisig schichtet. Die Kofthäufen errichten um die Mittelstange zuerst einen Holzrost, der auf Stöckeln über der Erde gelagert wird. Auf dem Rost wird dann das Reisig in der üblichen Art geschichtet.

Mannigfaltig sind die Spielarten beider Häufenbauweisen. Heute recht selten, aber wahrscheinlich sehr alt, ist das Umwickeln der Mittelstange mit Stroh, bevor Reisig darum aufgeschichtet wird. (Geschieht noch in Olfen und manchmal beim Johannisfeuer in Rülk im Speßart.) Diese Strohummwicklung um die Mittelstange bildet eine Brücke zu den Strohsäulen. Die Mittelsäule kann auch durch laminartiges Aufschichten kurzer Brennholzschleiter eingehüllt werden, wie dies noch ab und zu in Grasellenbach geschieht. (Auf ähnliche Weise werden die hohen Funkenbauten im Boralberg errichtet, vgl. Richard Wolfram, Funken-sonntag im Boralberg, Germanien, 1938, S. 198 ff.) In Strümpfelbrunn umstellt man die Mittelstange mit Hölzern in zweistöckigem Aufbau, so daß hier der Häufenbau zunächst dem Errichten eines Kohlenmeilers sehr gleicht. Vorn deckt man die Häufen außen grün (mit grünen Fichten- oder Kiefernzästen) ab, so daß sie wie grüne Regels aussehen, aus deren Spitzen Fichtenwipfel heraus schauen, an denen nicht selten noch ein Strohfrazz hängt. Statt des



Abbildung 7. Strohrudeln in Grein.

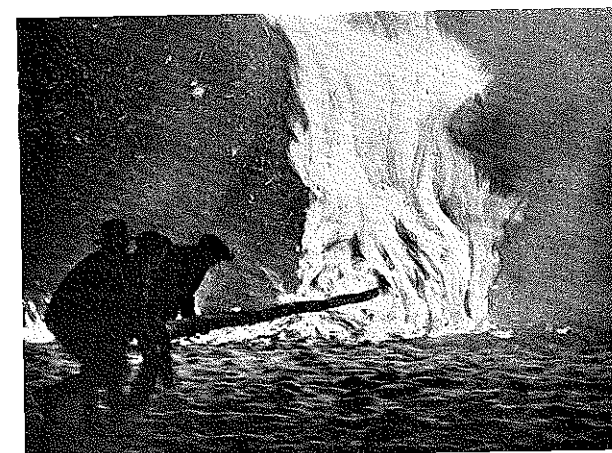


Abbildung 8. Zunächst wird das Strohbad brennend hin- und hergewälzt. (Brombach bei Hirschhorn.)

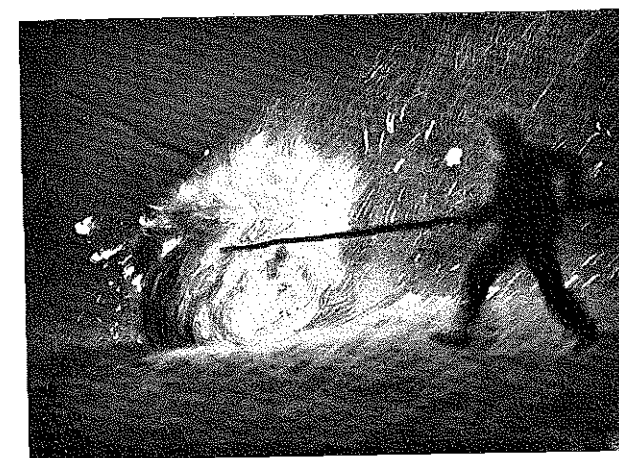


Abbildung 9. Ist das Rad auf ein Drittel seiner ursprünglichen Länge zusammengebrannt, wird die Leitstange herausgezogen und das Rad frei ins Tal gesprengt. Anfangs springen Burschen an beiden Seiten nebenher, um mit langen Stangen dem Rad die richtige Laufrichtung zu geben. (Brombach.)



Abbildung 10. Räuchern der Obstbäume mit brennenden Schabfackeln am Abend des Fasnetdienstages. (Winterhauch.)

Bipfels kann auch ein Strohwiß aufgebunden oder ein Strohbooz aufgesteckt sein. Etwas abweichend von der allgemeinen Bauweise ist der Radhaufen auf der Juhöhe, der in manchen Jahren um den eigentlichen Haufen noch einen großen Reisigring besitzt. Er bildet den Kranz eines liegenden Nades. Der Dachhaufen in Dfen baut sich um zwei mit Stroh umwickelte Stangen auf, die in einem Abstand von 2-3 m auseinander stehen. Zwischen sie kommen unten entweder Strohlündel, oder es wird eine Querstange in etwa 1,20 m Höhe durch die Strohummwicklung der beiden Säulen gesteckt. An diese Querstange lehnt man dachsparrenartig kurze Stangen, so daß ein Hohlraum entsteht, zu dem ein Zugang ausgespart wird. In diesen Raum bringt man an Fasnet Stroh. Beim Weiterbau wird um die Strohsäulen und über dem Dachraum dörres Reisig aufgeschichtet. Schließlich schauen aus dem Haufen nur noch die Spitzen der strohummwickelten Säulen heraus. Auf diese werden vorm Anzünden zwei Strohpudden, eine männliche und eine weibliche, aufgesteckt. Früher wurden diese Booze erst kurz vor dem Anzünden bekleidet, indem jeder Bursche und jedes Mädchen ein Stück der eigenen Verkleidung dafür abgab. Um das brennende Feuer bildeten die Mädchen einen Kranz, liefen um es herum und sprangen dabei hoch.



Abbildung 11. Klopfen einer Eichen-schälholzackel. (Rothenberg im Odenwald.)

Das Streben nach genügendem Luftzug für das Feuer führte zu einer ganzen Reihe mehr oder minder guter Lösungen, die den einfachen Kegelhaufen allmählich in einen ausgesprochenen Krosthaufen verwandeln. Die einfachste Art ist, an die vom Wind betroffene Seite unter den Haufen einen Arm voll Stroh zu schieben und den Haufen hier anzuzünden. Besser ist es, tunnelartige Gänge auszusparen, die nach der Haufenmitte zuführen und dort unter Umständen in einen größeren Hohlraum münden. Diesen Hohlraum und die Gänge zu ihm stopft man mit Stroh aus und zündet dieses an. (Geschieht so in Wahlen und in Dfen.) Deutliche Übergänge zum eigentlichen Krosthaufen finden sich im Kleinen Odenwald. In Michelbach wird in der Haufenmitte entweder ein Hohlraum aus drei kurzen zeltartig zusammengestellten Stangen gebildet oder ein kleiner Krost auf 4 Stöckeln hochgelegt. Der Krost wird aber beim weiteren Aufbau völlig eingebaut. In Unter-Schönbrunn werden 4 Tore gebildet, die aus je zwei senkrechten Stöckeln, einem darüber gelegten Querholz und zwei Streben bestehen, die nach der Haufenmitte gerichtet sind. Die Tore öffnen sich nach den vier Seiten.

Der eigentliche Krosthaufen kann ein Bipfelhaufen sein. Dann ist der Krost allseitig auf drei



Abbildung 12. Die strohumrundene
Fasselsäule wird aufgerichtet.

oder vier Stüekeln hochgelegt (Mörlenbach, Josenbach u. a.). Häufiger sind aber die Hanghaufen, deren Kof nur auf der Falsseite auf zwei oder mehr Stüekeln hochgelegt ist, auf der Bergseite aber, das natürliche Gefälle benutzend, sich direkt auf den Hang stükt. Kofthaufen sind weit verbreitet. Wir kennen sie aus der Schweiz (2), aus dem Taunus (3), dem Speffart beim Johanniszfeuer usw. Mit Feuerrad, Fackel und Fasnachtshaufen sind die heutigen Feuerbräuche an Fasnacht im Odenwald erfasst. Früher wurden auch Scheiben geschlagen. Wir wissen dies aus dem Lorsch Codex. Das berühmte Reichskloster Lorsch brannte am 21. März (!) 1090 ab, da eine glühende Holzscheibe beim Scheibenschlagen des Volkes sich in einer Holzschindel des Kirchturmes versing, dort zündete und das ganze Kloster einäscherte. Vor wenigen Jahren noch wurde in Dlfen von einer Familie das Scheibenschlagen geübt. Diese Familie ist aber aus der Schweiz eingewandert. In Michelbach im Kleinen Odenwald war das Scheibenschlagen zwischen den Jahren 1900 und 1914 sehr im Schwung. Es war von einem Lehrer eingeführt worden. Eine Sonderform des Fasnachtsfeuers sind die Baumfeuer. Vielleicht kannte sie auch der Odenwald. Nach einer allerdings unsicheren Mitteilung sollen früher in Hezbach mit Stroh ausgestopfte Bienenkörbe auf hohe Bäume gesteckt und angezündet worden sein. Heute noch



Abbildung 13. Die Fasselsäule brennt.
Kinder umspringen sie mit brennenden
Strohfaekeln, die sie schwingen.

schafft man beim Halfeuer am Hufelsonntag (1. Fastensonntag) in Herbsteln im Vogelsberg Stroh auf hohe Bäume. Am liebsten sucht man sich dafür Wildkirschbäume aus, in deren Krone manchmal ein ganzer Wagen voll Stroh gestopft wird, so daß der Stamm eine Riesestrohkegel zu tragen scheint. Da in Herbsteln Jahr für Jahr an 4 Stellen außerhalb des Städtchens derartige Feuer abgebrannt werden, finden sich geeignete Bäume immer schwieriger. Fehlen sie ganz, begnügt man sich damit, Stroh auf Hecken zu bringen und es dort abzubrennen.

Verhalten des Volkes beim Feuerbrauch.

Für eine Beurteilung der Feuerbräuche ist das Benehmen des Volkes bei ihrer Durchführung wichtig. Das Abbrennen geschieht nach dem Abendessen, das im Odenwald am Fasnachtsdienstag besondere Zusammensetzung aufweist. Es werden aufgetragen: Kräppel, Hufel und in den Hufeln gekochtes Rauchfleisch, möglichst geräucherter Blutswartenmagen. Diese geschmacklich nicht gut abgestimmten Speisen ist man, damit es „fasseler“, d. h. damit die Lebensmittel im Laufe des Jahres nicht ausgehen, Menschen, Tiere und alle Früchte gedeihen. Man darf aber nicht alles aufessen, sondern muß von jeder Speise einen Rest auf dem Tisch zurück-



Abbildung 14. Diese Strohfüße, Stabaus genannt, wird auf primitiven Holzböcken in schräger Lage durch die Dorfstraße getragen.

lassen. Darüber wird das Tisch Tuch meist in ganz bestimmter Weise geschlagen und ein Fenster geöffnet. In der Nacht kommen dann angeblich die „Engel“ oder die „Armen Seelen“ (Böckelsbach), um sich satt zu essen. Nur ganz selten und in der Überlieferung alter Leute erfahren wir, daß man früher der Ansicht gewesen sei, Frau Holle komme über Nacht ins Haus (Mimbach).

Dieses eigenartige Speisenopfer, das heute noch in vielen Familien zahlreicher Odenwaldorte dargebracht wird, hebt den nun folgenden Feuerbrauch über seinen natürlichen Rahmen hinaus. Es ist noch nicht lange her, da nahm der Bauer seine Leute nach dem Abendessen mit auf die Wiese hinter seinem Haus, zündete einen großen Strohhaufen an und schwenkte ihn über die Wiese, die Felder, Bäume und Menschen (Alfalterbach – alter Zäpfelbrauch!). Drei Verbund Stroh wurden in unmittelbarer Nähe des Hofes verbrannt und dabei die Flammen beobachtet. Schlagen diese hoch gegen den Himmel, dann glaubte man, daß der Hof im kommenden Jahr keinen Feuerschaden erleiden werde (Ober-Laudenbach). Heute noch hält es keinen echten Odenwälder im Haus, wenn draußen die Feuer brennen und die Räder gesprengt werden. Wer noch gut zu Fuß ist, geht bis hin zum brennenden Haufen. Die anderen



Abbildung 15. Beim Aufbau des meilerähnlichen Kegelhaufens in Strümpfelbrunn. Beachte die beiden Holzlagen übereinander.

schauen von fern zu, wollen aber dennoch vom Feuerschein getroffen werden. Schon beim Aussehen des Feuerplatzes achtet man sehr darauf, daß das Feuer vom ganzen Ort aus gut gesehen werden kann. Da dies bei den weit auseinanderliegenden Höfen in den langgestreckten Tälern des südlichen Odenwaldes nicht immer möglich ist, errichten solche Orte mehrere Zasnachtsaufen, manchmal bis zu 7 Stück in einem Dorf! Auch die kleinen Kinder werden am Zasnachtsabend nicht in die Betten gebracht. Auf dem Arm ihrer Eltern schauen sie dem Feuer zu, das sie mit ihrem Schein bestrahlt. Und wenn man die Alten nach dem Warum fragt, dann antworten sie einheitlich: „daß es fassete!“ Man versteht darunter, daß es keine Seuche und keine Hungersnot gäbe für Mensch und Vieh, daß der Viehstand sich hebe und die Feldfrüchte gedeihen (4).

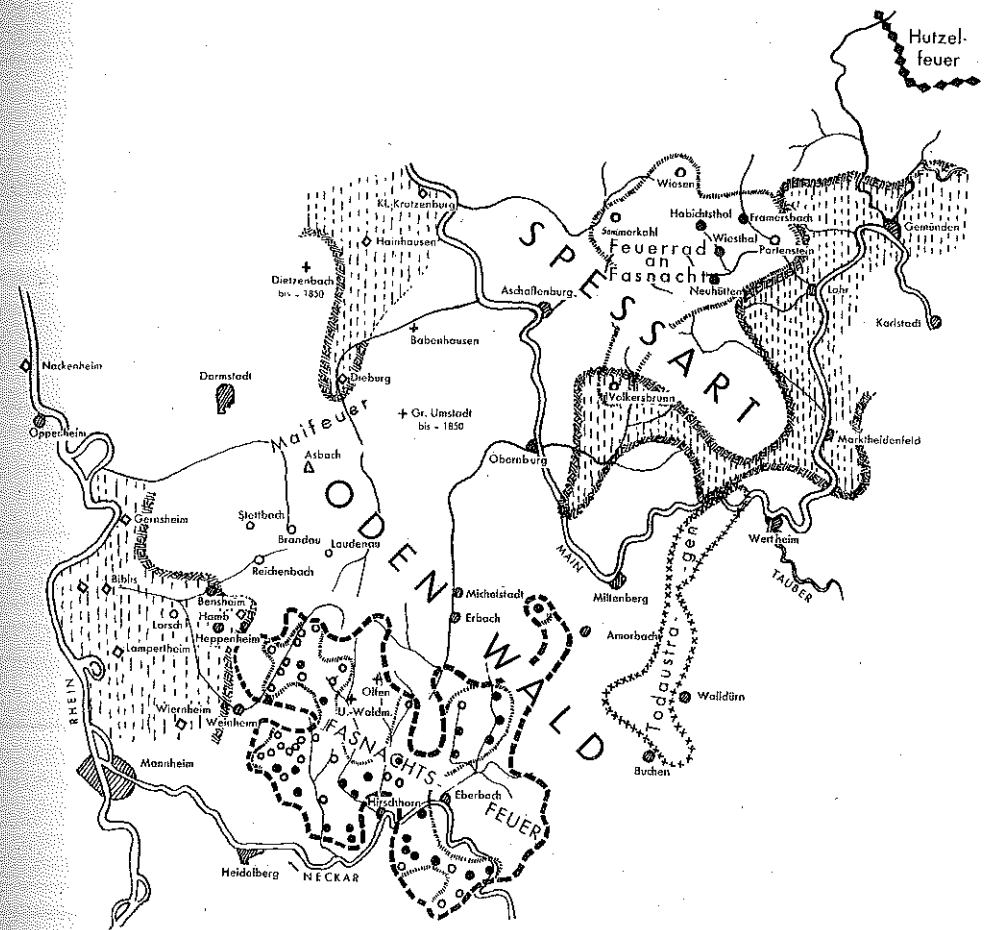
Im Odenwald ist das Feuerspringen nur wenig verbreitet. Etwas mehr wird das Anschwärzen geübt. Nicht selten werden die Feuer umtanzt. Dabei legt man Wert auf recht tolles Herumspringen und lautes Schreien. Zäpfeln fehlen bei keinem Feuer. Sie werden brennend kreisförmig, seltener in Achterform geschwungen. Dann wirft man sie im hohen Bogen fort, springt ihnen nach, ergreift sie und schwingt sie aufs neue. In Unterschönmattenwaag läßt man auch glühende Zunderschwämme (Baumschwämme) kreiseln. In Wahlen werfen die Burschen, die

sich beiderseits des brennenden Haufens aufgestellt haben, die Fackeln über den Haufen der Gegenpartei zu.

Die Mittelsichte, um die die meisten Haufen gebaut sind, hat besondere Bedeutung. Manche Odenwaldorte nennen sie „Fasnachtsmäte“. An ihrem Wipfel hängt nicht selten eine ausgestopfte Strohfigur, die Fassenbooz oder Heze genannt wird. Fehlt der grüne Wipfel, dann hängt statt seiner am oberen Stangenende ein grüner Fichtenzweig, oder man steckt einen Strohreis auf. – Beim Johannisfeuer in der Westphön wird der Reisighaufen um eine Birke errichtet. Sie ist der „Johannes“! (Michellau). Beim Martinsfeuer in Oberlahnstein wird das Brennholz zwischen vier Pfähle turmartig aufgeschichtet. Die Pfähle nennt man hier Apostel! Wir haben bereits erwähnt, daß man früher in Rothenberg, Ober-Sensbach und Grein im Odenwald brennende Bienenkörbe auf Stangen schwang und dieses „Sprengen des Fassenboozes“ nannte. Im Engabir wird im Februar zur Zeit der Dorfweihen auf einer Bergeshöh der „Strohmann“ verbrannt. Es ist dies ein senkrecht gestellter mächtiger Baumstamm, der mit Stroh umwickelt und mit Weiden gebunden ist. Dieser „Strohmann“ gleicht vollständig der besprochenen Fasselsäule in Großbreitenbach, dem Stabaus in Neuleiningen und dem „Mann“, der am Funkensonntag im Lautertal (Pfalz) brennend ins Tal geschleift wird.

Die Benennungen der Strohfiguren und Strohwalzen mit „Mann“ oder „Booz“ sind recht eigenartig. Sie wären verständlich, wenn sie an die Stelle wirklicher Mannsdarstellungen getreten wären. Es ist aber kaum anzunehmen, daß eine verhältnismäßig leicht und mit geringen Mitteln herstellbare menschlich aussehende Strohfigur beim Absinken des Brauches sich in eine unförmig große, nur mühsam und mit vielem Aufwand an Zeit und Material herzustellende Strohfigur verwandelt hat oder zum riesigen Fasnachtsbaufen oder zum strohumwickelten Bienenkorb geworden ist. Es scheint vielmehr richtiger zu sein, daß diese Gebilde mit der Zeit mannähnlicher wurden durch Aufstecken ausgestopfter Strohfiguren usw., weil man sie als „Mann“ bezeichnete. Aber wie kamen die Strohfiguren, Strohwalzen, Bienenkörbe, Fasnachtsfackeln und Fasnachtsbaufen zur Mann- oder Boozbenennung? Wir müssen da die vielen anderen Brauchgestalten in unsere Betrachtung einbeziehen, die durch Umwicklung mit Stroh hergestellt werden. Es sind dies vor allem die Strohfiguren an Fasnacht (5), die Strohfiguren, auch Winter oder Tod genannt, am Sommertag, die vielen Strohfiguren der Mittwinterzeit, die Strohfiguren bei der Kirchweihe und viele andere. In eingehenden Untersuchungen (6) habe ich des öfteren nachzuweisen versucht, daß alle Manngestalten dieser Art früher durch wendelartige Umwicklung von Strohtudeln oder Strohzipfeln hergestellt wurden, also in der gleichen Art, wie z. B. die Fasselsäule von Großbreitenbach und im verkleinerten Maßstab die Schabfackeln.

Eine weitere Gemeinsamkeit zwischen Strohwalze und wirklichem Strohmann besteht darin, daß beide angezündet und beide brennend gewälzt oder kreisförmig geschwungen werden. Bei den Strohfiguren und Strohwalzen allein ist dies sinnvoll, bei den lebendigen Strohfiguren aber höchst sinnlos und grausam. Deshalb ist heute das Anbrennen der lebendigen Strohfiguren fast ganz ausgestorben. Auch hat man dort, wo der Brauch bisher noch geübt wurde, den brennenden Strohmann sogleich wieder gelöscht, doch sind bis in die 80er Jahre des letzten Jahrhunderts vereinzelt Todesfälle dabei vorgekommen (in Zeilroß in der Westphön und in Uttingen im westlichen Mainfranken). Meistens wurde der Brauch umgewandelt. Man läßt den Burschen aus dem Strohkleid schlüpfen und verbrennt dann das Stroh. So geschieht es heute vielfach mit der Wintergestalt im Sommertagsumzug Südhessens und der Pfalz. Es kommt aber auch vor, daß man nur einen Teil des Strohkleides, nämlich den leicht absehbaren spitzen Strohhut, verbrennt (Brombach bei Hirschhorn). Es muß aber in diesen Fällen das Strohkleid leicht abnehmbar sein. Dies gelingt, wenn man nicht den Burschen selbst mit Stroh umwickelt, sondern ein fegeles Gestell außen mit Stroh abdeckt. Wahrscheinlich hat der Spitzhut aus Stroh, den früher alle Strohfiguren und Strohfiguren (1) trugen, zu dem fegeles Gestell geführt. Es kann dieses nämlich als eine den ganzen Körper unsichtbar machende Kopfbedeckung angesehen werden. Unsichtbarmachung des Trägers aber wird im Brauch gefordert.



Belegkarte 1. Feuerbrauch im Odenwald und Spessart. — Faschachtsfeuer im südlichen Odenwald. [---] Feuerad im Odenwald und Spessart an Fasnacht. ● Feuerad heute. ○ Feuerad früher. ◇ Johannisfeuer. ××× Tobaustagen. + Maifeuer. △ Petersfeuer am 22. Februar. Hugelfeuer in der Westphön am ersten Fasten Sonntag.

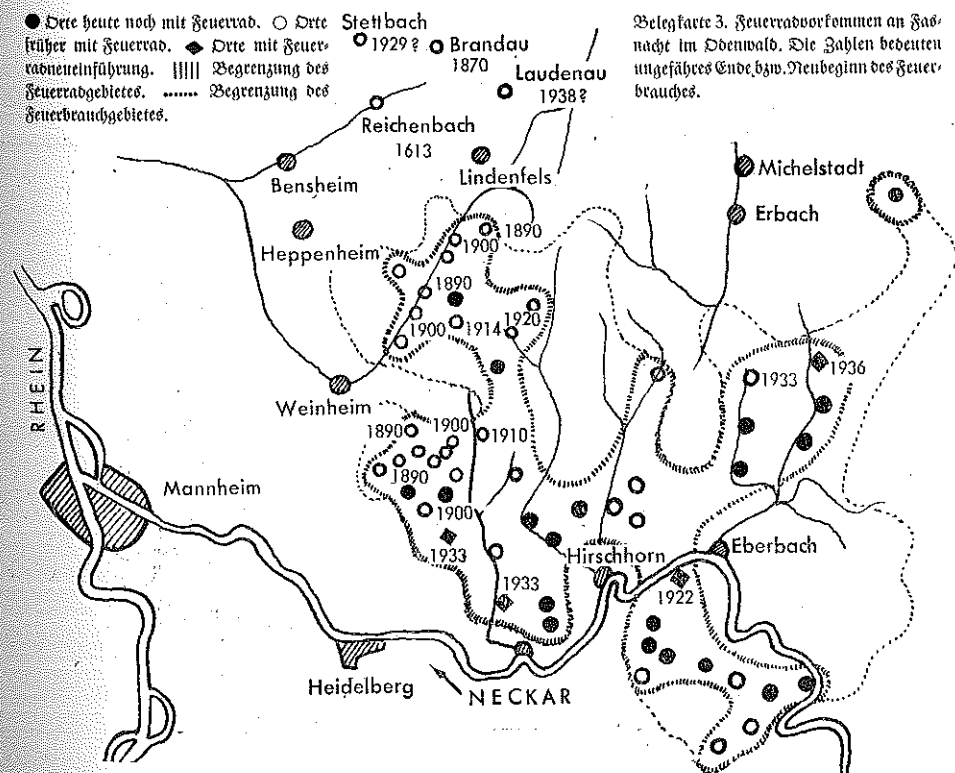
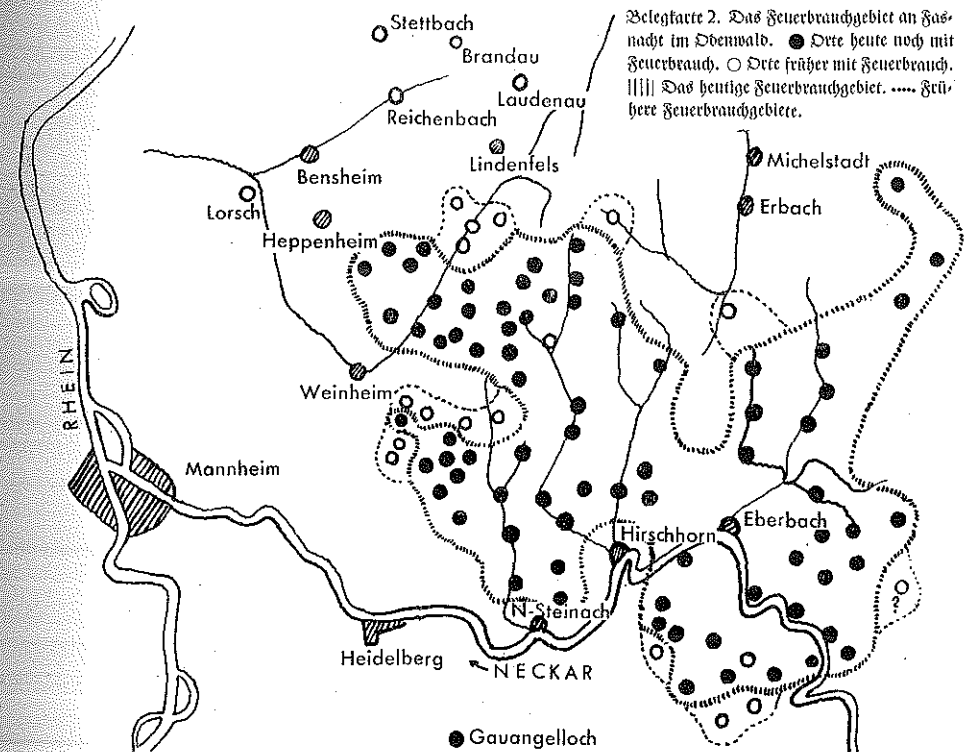
Mit diesen Überlegungen ist aber das Verbrennen der alten Strohfiguren nicht sinnvoller geworden. Sie haben uns nur gezeigt, wie man später versucht hat, diese Unsinnigkeiten durch Wandlungen im Strohkleid einigermaßen zu beseitigen. Das Verbrennen dieser Gebilde bekommt erst dann Sinn und Berechtigung, wenn man in die Strohfiguren keine Menschen, sondern an ihre Stelle eine Stange, einen Baumstamm, einen Bienenkorb usw. steckt. Dann aber haben wir die Strohfiguren, Fasnachtsräder und Fackeln unserer Frühjahrsfeiern. Wir dürfen dies sicher, denn die Mittelstange der Fasnachtsbaufen wird ja auch „Mann“ (Johannes oder Apostel) genannt. In den Strohfiguren aber, so nehmen wir heute mit ziemlicher Gewißheit an, können wir eine Nachbildung des Sonnenlaufes erblicken. Die strohumwickelten Stangen und Körbe sind somit Nachgestaltungen der Sonne und der Sonnenbewegung. Sie reichen in eine Zeit zurück, als man diese noch „gottfächlich“ sah. Erst später fasste man die Sonne in „gottmenschlicher“ Gestalt. Dies mag dann dazu geführt haben, in die Stroh-

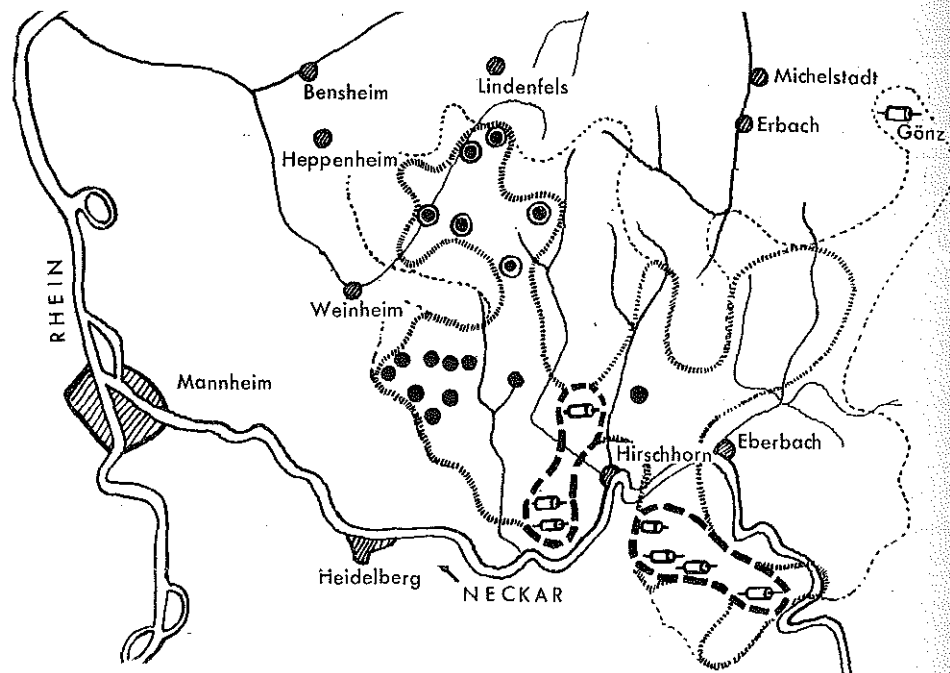
umwicklung oder in die Korbflechtung einen Menschen zu stellen. Nun war der Weg frei zu Brauchhandlungen, die beim Festhalten am Feuer aus dem Urglauben sinnlos werden mußten. Zum Nachweis dafür, daß unser Weg und die dabei gewonnenen Erkenntnisse richtig sind, könnten zahlreiche Brauchparallelen angeführt werden, aus denen wir sehen, daß der Mensch glaubte, durch Umlegen von Stroh oder Weidengeflecht machtvoller zu werden. Sicher führt das Umschnallen des Koppels beim Soldaten und das Ungürten des Priesters über den Strohgürtel vieler Brauchgestalten hin zum alten Strohwendelkleid. Zwar hält heute der Fasnachtsgesck (Seck-Drehen, Umwinden) seine Rede aus der Bütte und hat dadurch das Recht zur Aussage sonst unerlaubter Dinge. Noch gibt es Orte, in denen der „Kerweparver“, der manchmal im Joddelkleid kommt, seine „Predigt“ aus einem Weidenkorb heraus hält (Hornbach, Nieder-Liebersbach, Gronau, Zell u. a.). Vereinzelt trifft man an Fasnacht Korbmasken (Dörzenbach), die eine Parallele zur Strohmaste bilden.

Bevor wir die vergleichenden Betrachtungen abschließen, sei auf eine bisher übersehene Tatsache hingewiesen. Bei allen Feuerbräuchen scheint ursprünglich das Bestreben geherrscht zu haben, ein Feuer in der Luft abzubrennen. Zwar sind die Kosthaufen technisch bedingt. Man hat sie zur Vermehrung der Luftzufuhr über die Erde gehoben. Aber warum stopft man Stroh in Baumkronen, schwingt Bienenkörbe auf Stangen, schlägt mit Fackeln Feuerkreise und errichtet hohe Strohsäulen? Und dies alles geschieht auf einer Bergeshöhe, von der man brennende Räder gewissermaßen vom Himmel herab auf die Erde rollt. Das Feuer wird nicht auf der Erde abgebrannt, sondern in der Luft dargebracht, im Bereich des Windgottes, im Bereich der Sonne.

Unser Untersuchungsweg hat uns weit zurückgeführt bis an die Wiege unseres Volkes, vielleicht sogar darüber hinaus in Zeiten, die noch jenseits unserer Volkwerdung liegen. Dabei wurde trotz der Brauchwandlungen, die wir aus den heute noch vorkommenden Brauchvarianten erschließen konnten, eindeutig klar, daß unser Volk sich durch die Jahrtausende seine alte Glaubenshaltung, den offenen Blick für alles Naturnotwendige und das Bejahen der uns umgebenden Ordnung bewahrt hat, Wesensfremdes auszuschneiden und immer wieder aufs neue sein Leben zu gestalten vermochte. Und wenn in den Frühjahrsnächten die Feuer auf den Bergen lodern, dann sehen wir darin nicht das Verbrennen lebendiger, wenn auch nun ausgedienter Kräfte, sondern das Leuchten einer kommenden, glückvollen Zeit.

(1) Albert Becker berichtet in den Hess. Bl. für Volkskunde, 1907, S. 149, daß am Jankensontag im Lautertal (Pfalz) von den Konfessionen (die Träger des Brauches sind) eine Fichte oder Lärche gefällt wird, um deren Stamm man Stroh wickelt und mit „Bitten“ festhält. „So wird der Mann hergestellt, der am Jankensontag auf Bergeshöhe verbrannt wird. In Kreimbach wird der brennende Mann – wohl in Erinnerung an das früher übliche rollende Rad – zu Sal geschleift.“ – (2) Bomar beschreibt in der Schweizer Volkskunde II., S. 216, einen Fasnachtshäufen in Glavayer: „In den Ecken eines mit einer Hacke in den Boden eingeristeten Quadrates werden vier frisch geschlagene, entästete Sännchen gesteckt, die etwa 1,50 m über dem Boden in Astgabeln auslaufen. Auf diesen ruhen vier Stangen, und der so gebildete Rahmen wird mit einem Kist junger Rundhölzer ausgefüllt, die ebenfalls grün und saftig sein müssen, um der Flamme erst anhelmszufallen, wenn das Feuer Stroh und Reisig verzehrt hat.“ In Unter-Engstingen im Elmattal ist das Mittfassfeuer ein Holzrost auf vier hohen Pfahlstangen mit einer Stroh-puppe. Vgl. Abb. 319 in Schweizer Volkskunde I. – (3) Kehrle berichtet in Volksprache und Volkskunde in Nassau II, 1872, S. 143, von typischen Kosthaufen beim Fasnachtfeuer. Ebenfalls Friedr. Wölflinger in Volk und Scholle, 1938, S. 89, in Halsefer im Nassauischen: „Die Feuerhaufen werden zumelst am Abhang errichtet. In Ober-Glabenbach werden zwei Pfähle mit Gabeln eingeschlagen, darüber liegt quer eine dickere Stange, auf dieser wieder viele dickere Knäppl, dann wird Reisig, Holz, alte Weihnachtsbäume und sonstiges Brennmaterial aufgeschichtet. Früher kam obenauf ein Strohmann. In Eppenschied wird der Haufen auf 6 Pfählen aufgeschichtet.“ – (4) Ähnliche Glaubensvorstellungen finden wir auch bei den Johannisfeuern des Speßarts und der Rhön: Alle, die sich mit dem Rücken gegen das Feuer stellen, bekommen keine Rückenschmerzen während der Entearbeit. Wer früher in Stadt-Prozelen am Mahl mit einem Rittersporn in der Hand über das Feuer sprang, war gegen Augenleiden geschützt. In Stadt Rothensfeld wurden die Feuerpringer in ihrem Leben nicht totgeschossen. Vom Feuer nahm man Holzbohle mit beim als Heilmittel für krankes Vieh. – (5) Vgl. Friedr. Wölflinger im Jahrbuch der Volk- und Heimatforschung 1933/38, Darmstadt, S. 170 ff. Die dort angegebenen Ortsbelege könnten um ein Vielfaches vermehrt werden. – (6) Vgl. vor allem die Veröffentlichung des Verfassers in „Deutsche Volkskunde“, 1940, 4. Heft, mit vielen Abbildungen.

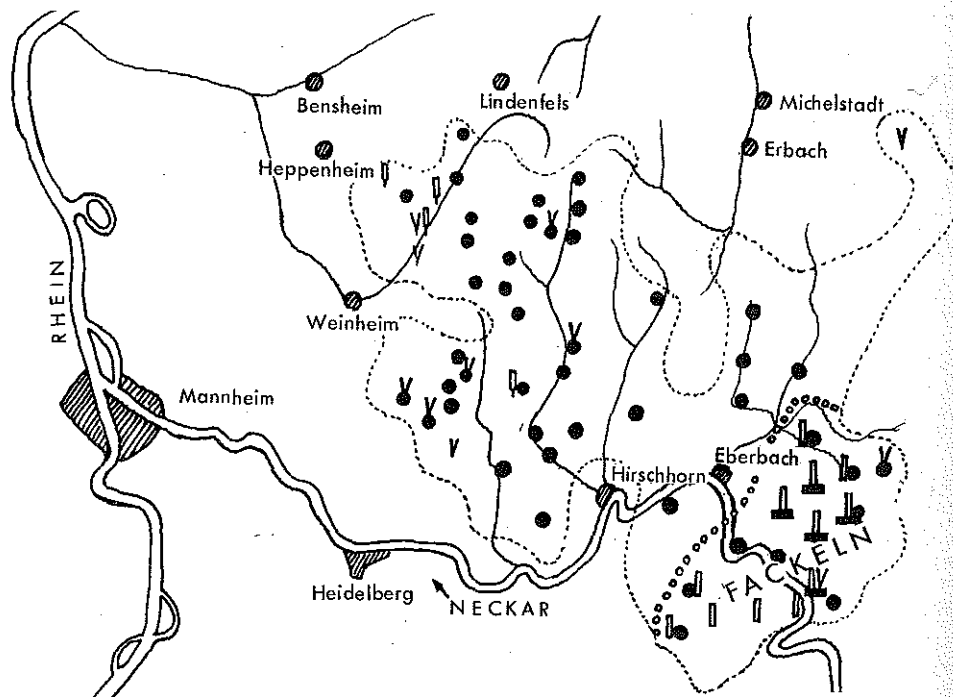




Belegkarte 4 (links nebenstehend).
Die alten Formen des Feuerrades.
● früher nur Bienenkörbe, keine
strohumwickelten Holzräder. ⊙ frü-
her Rad aus strohumwickeltem Bie-
nen- oder Weidenkorb. — Stroh-
räder in Walzenform, durch Stop-
fen, nicht durch Umwickeln des Ra-
des entstanden.



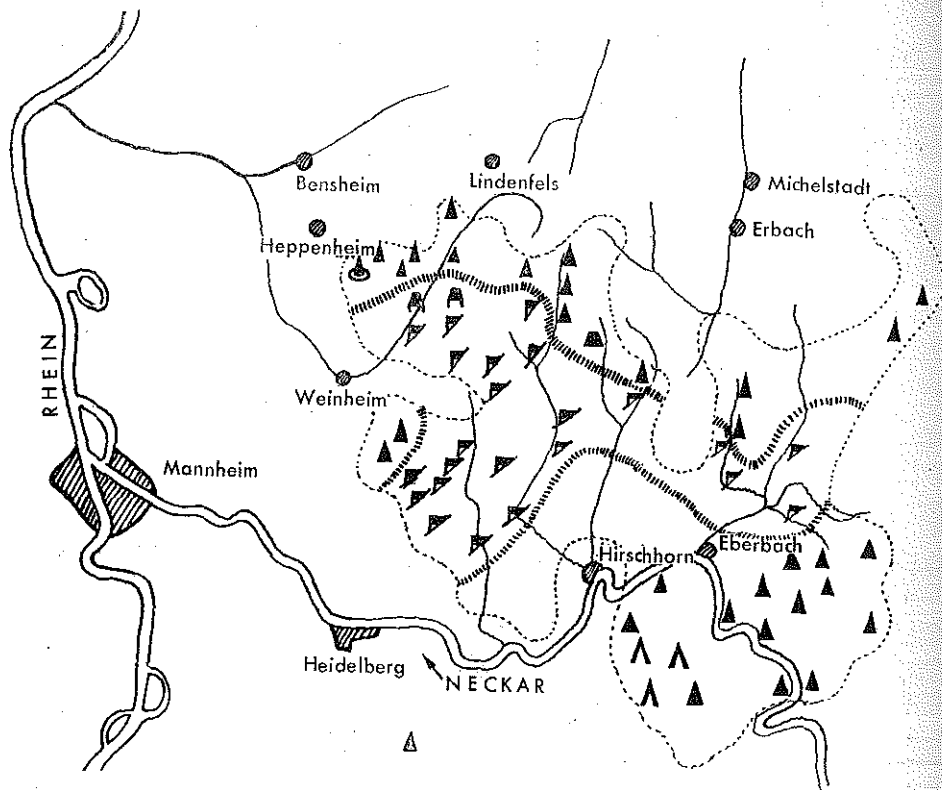
Abbildung 16 (rechts nebenstehend).
Strohmänner an Faschnacht in Erbsel.



Belegkarte 5 (links unten). Fackel-
schwingen an Faschnacht im Odenwald.
|| alte Schabfackel. || früher nur
Fackelschwingen an Faschnacht. oooo
Gebiet, in dem der gesamte Feuer-
brauch „Fackeln“ genannt wird.
|| Strohweisch an Stock. V alter
Besen. ● Schabfackel. Beachte
das Vordringen der Schabfackel in
das Gebiet der Schabfackel im Süd-
westteil des Feuerbrauchgebietes.
(Kleiner Odenwald und Winter-
hauch.)



Abbildung 17 (rechts nebenstehend).
Winter und Sommer beim Hansel-
fingerhupspiel in Forst in der Pfalz.
Beide kämpfen mit Holzschwertern.



Belegkarte 6. Die Formen des Hasnachthausen im Odenwald. ▲ Regelhausen. ▣ Kasthausen. ▢ Dachhausen. A Übergang vom Regelhausen zum Kasthausen. ▣ Spitzelkroßhausen. ▤ Gangroßhausen. |||| Grenze zwischen Regel- und Kasthausenform.

J. D. Plassmann / Die Stufenpyramide in der Landschaft

In meinem Aufsatz „Die Stufenpyramide“ (Germania 1940, S. 91–102) habe ich den Versuch gemacht, das von Herbert Meyer aus der rechtsgeschichtlichen Literatur erschlossene Rechtsinnbild der „Pyramis“, des „Stapels“ oder des auf einem Stufenunterbau aufgerichteten Gerichtspfahles als Vorlage einer sehr großen Zahl spätmittelalterlicher Notariatszeichen zu erweisen. Ich habe dabei die Überzeugung ausgesprochen, daß diese Zeichen „in der Zeit ihrer Entstehung noch eine greifbare Wirklichkeit wiedergegeben haben, nämlich die Gerichtsstätte, den „Stapel“ oder die „Pyramis“ des Nuodlieb, die wohl alle auf das alte „Handgemal“ zurückgehen“ (S. 101). – Daß solche Stufenpyramiden noch als greifbare Wirklichkeit bestehen und in ihrer Gestalt zuweilen ihren Abbildern in den Notariatszeichen greifbar nahekommen, war mir damals noch nicht bekannt, ja noch kaum vorstellbar. Mein durch den Krieg bedingter Einsatz in Frankreich hat mich nun im letzten Sommer in eine Landschaft geführt, in der solche dreif- und auch mehrstufigen Pyramiden noch in überraschender Fülle vorhanden sind, und zwar noch als lebendige Kultstätten, wenn auch, soweit ich feststellen konnte, ohne eine Beziehung zum Rechtsbrauch. Diese Landschaft ist wohl das urälteste volks- und glaubensgeschichtliche Rückzugsgebiet Westeuropas überhaupt, nämlich die Bretagne (1), das Land der Dolmen und Menhire.

In diesem Lande, das seit seiner Wiederbesiedlung durch die keltischen Flüchtlinge aus Britannien im 5. Jahrhundert tausend Jahre lang ein selbständiges Herzogtum gewesen ist, lebt der vorchristliche, keltische Kult unter christlichen Formen in ungewöhnlicher Lebendigkeit und Dauerhaftigkeit fort; neben den gewaltigen Denkmälern der Steinzeit, die teilweise römisch-gallische und später christliche Zutaten aufweisen, gibt es noch die heiligen Quellen, an denen heute noch, wie in der Vorzeit, religiöse Feiern und Volksfeste abgehalten werden. In sehr vielen – ich möchte fast sagen den meisten – Dörfern oder Städtchen gibt es dort nun eine besondere Art von Kreuzen, die alle auf einem Stufenbau aufgerichtet sind, und bei denen oft das eigentliche Kreuz erst auf einen steinernen Pfahl oder eine Säule aufgesetzt ist; man hat durchaus den Eindruck, daß der Stufenbau mit der Säule das ältere und ursprünglicher ist, und daß, wie übrigens auch bei manchem Menhir und auch Dolmen, das Kreuz ein jüngerer Zusatz ist. Es seien hier einige von diesen Stufenpyramiden im Bilde wiedergegeben. Abbildung 1 zeigt einen geradezu monumentalen Stufenbau in dem Dorfe Tréboul (bei Quimper); der dreistufige Unterbau, der allein schon Mannshöhe hat, trägt oben auf einem besonderen Fuß eine hohe Säule, an die das Bildwerk der Maria mit dem Kinde angelehnt ist. Die aus Bruchstein mit Mörtel errichtete Stufenpyramide macht einen sehr alten Eindruck; über das Alter konnte ich zwar auch aus der am Säulensockel enthaltenen Inschrift nichts feststellen, doch ist, auch nach Aussage der Dorfbewohner, der ganze Bau einschließlich der Säule zweifellos viel älter als das darauf gesetzte Kreuz, das modernen Ursprungs ist. Die Verbindung von Stufenpyramide und Kreuz an sich ist sicher alt, wenn auch vielleicht nicht das Ursprünglichste.

Der Name, den diese Stufenpyramiden in der Bevölkerung führen, ist „Calvaire“, Kalvarienberg; man hat also in dem Stufenunterbau später eine Wiedergabe des Berges gesehen, auf dem das Kreuz Christi aufgerichtet wurde. So nahe dieser Gedanke bei einer religiösen Deutung liegt, so wenig beweist er für den ursprünglichen Sinn dieser Bauten, in denen wir auf jeden Fall Sinnbilder aus dem Bereiche des Kultes erblicken dürfen. Hat man auf die Menhire und die Dolmen, Jahrtausende nach ihrer Entstehung, später christliche Kreuze gesetzt, so darf man auch eine Zeit annehmen, in der vielleicht auch die Stufenpyramide für sich bestanden, nur mit einem steinernen oder vielleicht auch hölzernen Pfahl gekrönt. Es scheint nämlich, daß die ursprüngliche Bekrönung des Stufenbaues, wie bei dem „Stapel“, auch hier zunächst ein hölzerner Stamm war, der erst später in Stein ausgeführt worden ist. So zeigt es uns der Calvaire vor der Kirche von Perros-Guirec (Nordküste), bei dem die drei Stufen sich in der oberen und in der unteren Hälfte wiederholen, und der eine in Stein ausgeführte Säule trägt, die aber mit ihren Astansätzen deutlich wie ein Baumstamm gebildet ist (Abb. 2). Er erinnert an die von mir in mehreren Beispielen abgebildeten Notariatszeichen, die einen Baumstamm mit Astansätzen auf dem Stufenbau zeigen (a. a. O. Tafel II, a, b, c). Im übrigen besteht der Unterbau hier aus zwei verschiedenen Staffeln, in denen sich die Dreistufigkeit jeweils wiederholt. Auch hier ist das eigentliche Kreuzifix wieder als eine Zutat, deutlich getrennt, auf den Pfahl aufgesetzt. – Eine bezeichnende Sonderform des Kreuzes finden wir jedoch in dem gleichen Orte an einem zur Kiste führenden Wege (Abb. 3). Es ist das sogenannte „Keltkreuz“, eine Bechelform, die in der Bretagne nicht gerade alltäglich ist, und die man wohl häufiger in Irland und Schottland findet. Hier ist ebenfalls das Kreuz deutlich von dem hohen Pfahl getrennt; es trägt aber keinen Bekreuzigten, sondern ist in der rein symbolischen Ausführung gehalten, die sicher wohl die ursprünglichere ist.

Aber die Bedeutung dieser Stufenkreuze war aus dem Munde der Einheimischen nichts weiteres zu erfahren, als daß es eben „Kalvarienberge“ seien. Die Frage nach der Bedeutung der Stufen fand nur in ganz wenigen Fällen die freilich übereinstimmende Beantwortung, „auf diesen Stufen habe früher der Priester gestanden und gepredigt“. Wenn das keine spätere Zweckdeutung ist, so könnte es sich als Erinnerung daran erhalten haben, daß der Gaugraf „auf den Stapel“ trat, „um jedermanns Klage zu richten“ (a. a. O. S. 94). Von dem Alter der Stufenkreuze hat man im Volke kaum eine Vorstellung; aber auch die Literatur, die ohnehin sehr spärlich ist, schweigt sich fast völlig darüber aus. Eine kleine Schrift von Paul Gruyer

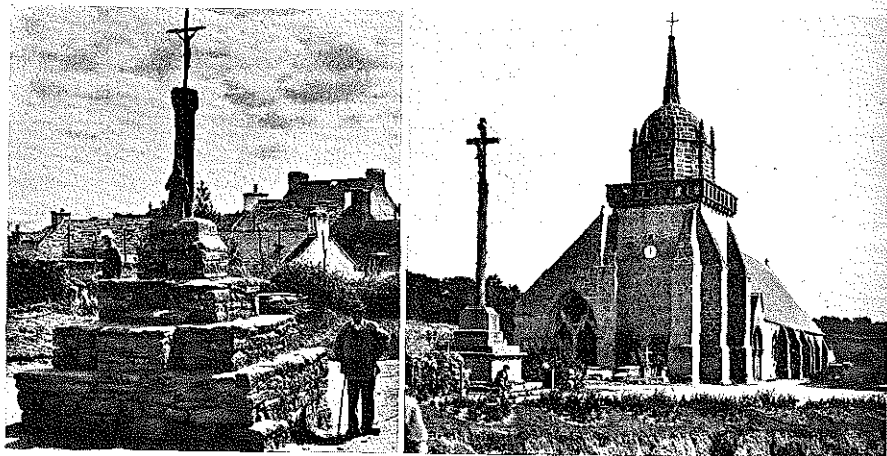


Abbildung 1 (links). Stufenpyramide in Tréboul (Bretagne). Aufnahme Billard. Abbildung 2 (rechts). Stufenkreuz zu Perros-Guirec. Aufnahme Real-Photo.

über die „Calvaires Bretons“ (2) befaßt sich fast ausschließlich mit einer späteren, sehr üppigen Entwicklungsform dieser Kreuzstätten, die im 16. Jahrhundert zu einer Art von Freiluftaltären mit außerordentlich reichem Figurenschmuck und selbst mit reichen, in mehreren Stufen umlaufenden Reliefs geworden sind. Wesentlich ist auch hier noch immer die Ordnung durch eine oder mehrere hohe Säulen; neben die mit dem Christuskreuz treten häufig zwei seitliche Säulen mit den beiden „Schächern“ (Larrons). Aber auch die mittlere Säule läuft sehr oft zu einer Art von Dreizack aus, indem auf einem Querbalken die beiden Seitenfiguren (Maria und Johannes) neben das Kreuz treten. Diese üppigen Spätformen, die im figürlichen Schmuck die überreife Spätgotik erkennen lassen, sind aber sicher Endstufen einer Entwicklung, an deren Anfang die einfache Stufenpyramide mit dem Pfahl oder dem Kreuzpfahl gestanden haben dürfte. Den Calvaire von Tronoën (Finistère), den Gruter (S. 8) für den ältesten dieser Art hält, setzt er in das Ende des 15. Jahrhunderts (Abb. S. 32). Er ist ein gewaltiger, fast kubischer Steinblock, dessen mittlere und obere Stufe durch Reliefs aus der Passionsgeschichte ausgefüllt sind. Das erste genaue Datum, 1550, trägt der Calvaire von Guenno bei Josselin in Morbihan, dem auch der Name des Künstlers, J. Guillonie, beigelegt ist (Gruter S. 9, Abb. S. 41). Die Zahl 1554 trägt der von Plougouven bei Morlaix, und die Zahlen 1581–1583 der von Guimiliau (Finistère). Alle drei sind fast wie steingewordene dramatische Massenszenen aus einem der damaligen Mysteriespiele, hoch überragt von den Kreuzpfählen, deren mittlere (Croix ornée) durch die auf Querbalken stehenden Seitenfiguren häufig eine lebensbaumähnliche Struktur gewinnt (Skizze 4). Ob diese Dreifüßigkeit mit dem dreistufigen Unterbau in Zusammenhang steht, der sich oft, vor allem in Plougastel-Daoulas (Gruter S. 47), zu einem kleinen Tempel entwickelt hat, will ich dahingestellt sein lassen. Ein weiteres Beispiel aus der Bretagne des 15. Jahrhunderts, das sogleich behandelt werden soll, könnte es vermuten lassen.

Gruter scheint nun, durch eine Reihe von Bildbeispielen unterstützt, diese Kreuzdarstellungen unmittelbar aus dem mit einem Kreuze gekrönten Menhir ableiten zu wollen. Zu einem guten Teile hat er damit gewiß recht, wie die Abbildungen einer Reihe von Menhiren beweisen, die zum Teil ganz unmittelbar zu einer Croix ornée umgearbeitet sind. Aber eine auch nur ange deutete Dreifüßigkeit habe ich noch bei keinem einzigen Menhir gefunden, und so müssen die Kreuze auf den Dreistufenpyramiden doch wohl einen besonderen Ursprung haben, woraus

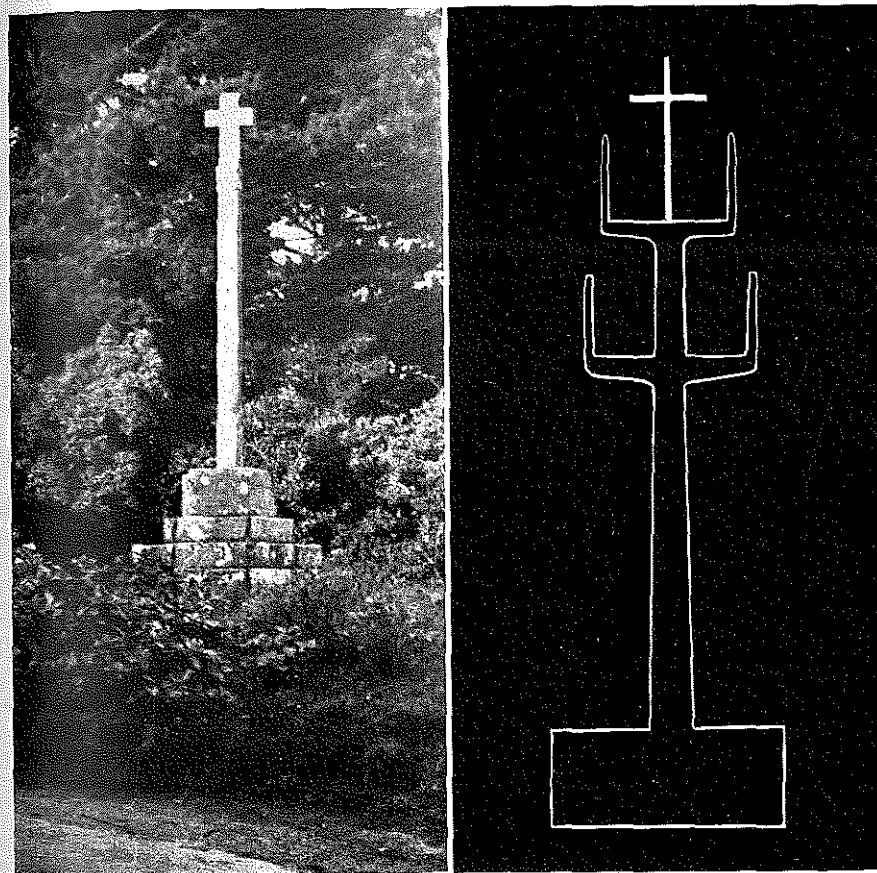


Abbildung 3 (links). Keltenkreuz zu Perros-Guirec. Aufnahme Pfaffmann. Abbildung 4 (rechts). Aufbau der Croix ornée.

dann freilich vielleicht eine Urv verwandtschaft zwischen dem Menhir selbst und der Dreistufenpyramide vermutet werden könnte. Einen wichtigen Hinweis gibt uns hier das den Mai darstellende Blatt aus dem Kalender der Anne de Bretagne (Le livre d'heures de la reine), das in dieser Zeitschrift zweimal abgebildet worden ist (1938, S. 147, und 1940, S. 443) – beide Male nach der unvollständigen lithographischen Wiedergabe von 1841, weshalb ich hier (Abb. 5) noch einmal eine Wiedergabe nach dem Original der Pariser Nationalbibliothek bringe. Das Blatt ist nicht, wie vermutet wurde (3), flämischen Ursprunges, sondern im Auftrage der Herzogin Anna im 15. Jahrhundert von einem einheimischen bretonischen Künstler geschaffen (4), gibt also ein bretonisches Motiv wieder, was in diesem Zusammenhange wichtig ist. Der dreistufige Unterbau mit dem darauf gesetzten Baumstamm, dessen Rinde, wie viele unserer Maibäume, eine spirallig nach oben verlaufende Einkerbung zeigt, ist eine auffallende Parallele zu den Dreistufenpyramiden mit dem Kreuzstamm, dessen Dreifüßigkeit bei den großen Croix ornées durch die Querbalken mit den Seitenfiguren hervorgehoben wird. Daß dieser Stamm häufig mit Astansätzen versehen („épineux“) ist, hebt P. Gruter (5) besonders hervor; wenn er diese als „Pestkreuze“ bezeichneten Kreuze (bret. Kroaziou-ar-Vossen) alle auf die Zeit einer großen Pestepidemie zu Ende des 16. Jahrhunderts zurückführen will, so mißdeutet er freilich einen viel älteren Zug.

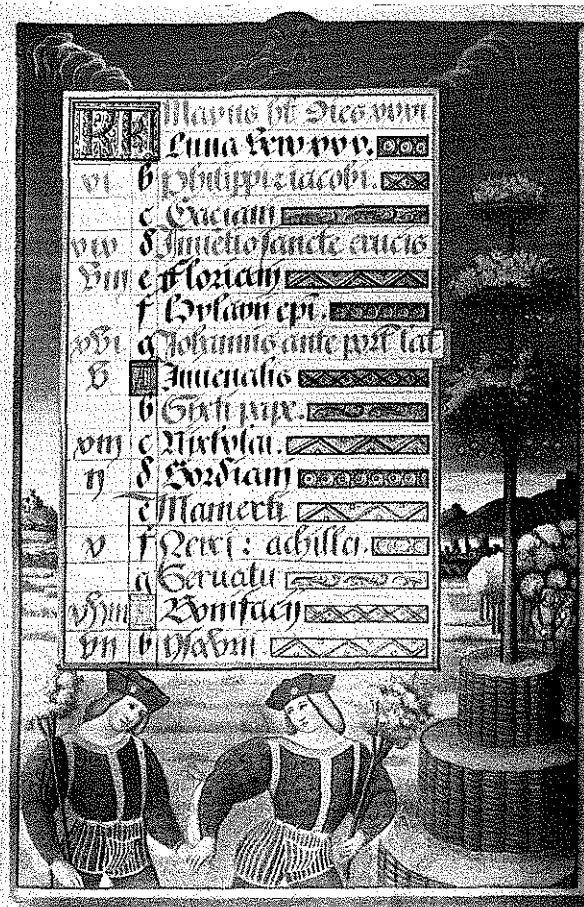


Abbildung 5. Der Mai im Stundenbuch der Herzogin Anne de Bretagne. Nationalbibliothek Paris.

Wir dürfen daher wohl die aus der Dreistufenpyramide hervorgegangenen „Calvaires“ als eine Sonderform mit eigenem Ursprung betrachten, denn auch die von Gruyer gebrachten Abbildungen zeigen, daß sie als die schlichtesten und damit altertümlichsten gelten können (Le Golgoët, 15. Jh., S. 34; Locronan, 15. Jh., S. 40; Châteaulin, S. 27; Lanrivouaré, S. 59; Plouezoc'h, S. 60; Paimpol, S. 61; die drei letzteren haben noch hölzerne Kreuze auf dreistufigem Unterbau). – Ist nun die Stufenpyramide, die hier neben den Menhiren zum Unterbau der „Calvaires“ geworden ist, eine urkeltische Überlieferung, oder haben wir es mit germanischem Einfuhrgut zu tun? Diese Frage kann erst entschieden werden, wenn einmal alle Denkmäler dieser Art in der Bretagne und in Frankreich vollzählig aufgenommen, untersucht und verglichen worden sind, wozu es mir an der Zeit fehlte. Bei der besonderen Bedeutung, die gerade diese Wahrzeichen in der germanischen Rechtspflege hatten, liegt der Gedanke an eine Ausbreitung über die Grenzen des germanischen Siedlungsbereiches (6) hinaus sehr nahe. Daß sie fast nur in der Bretagne erhalten sind, erklärt sich hinreichend daraus, daß diese bis vor kurzem ein sehr verkehrsarmes Land war; da aber, wie ich beobachten konnte, fast alle Dreistufenkreuze an Wegkreuzungen oder Wegeabzweigungen liegen (7), so mußten sie anderswo um so eher dem Verkehr zum Opfer fallen.

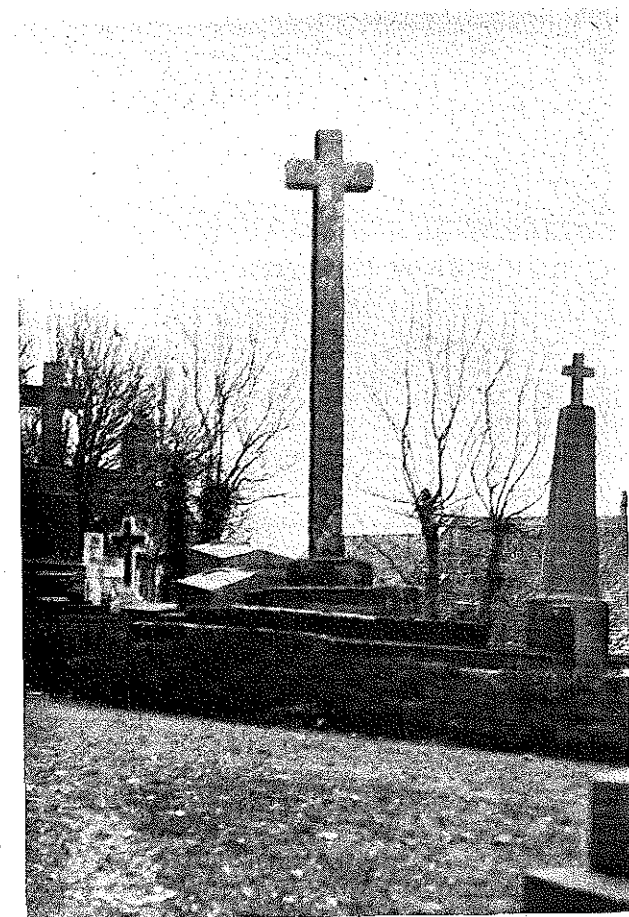


Abbildung 6. Stufenkreuz an der Westseite der normannischen Kirche zu Querequille (Cotentin). Aufnahme Pfaffmann.

Den Weg, den dies Kult- und Rechtswahrzeichen aus den germanischen Ländern westwärts genommen haben könnte, vermöchte ich schon jetzt durch die mir bekannt gewordenen Beispiele in ganz großen Zügen zu belegen. Man findet die Dreistufenkreuze auch außerhalb der Bretagne noch hie und da in der angrenzenden Normandie; an besonders eindrucksvoller Stelle auf der äußersten Nordwestspitze der Halbinsel Cotentin bei dem alten Dorfe Querequille, in dem eine der ältesten normannischen Kirchen steht, die noch dem 10. Jahrhundert angehören soll (Abb. 6). Daß das alte germanische Rechtswahrzeichen aber in Gestalt einer zwölfstufigen Pyramide von ansehnlicher Höhe noch vor 300 Jahren auf dem Marktplatz des alten Paris stand, zeigt uns der Stich (Abb. 7) in Martin Zellers großer Topographia Galliae, die 1655 bei Caspar Merian in Frankfurt erschienen ist und zu der unter dem Namen „Merian“ bekannten, in 10 Bild- und 10 Textbänden erschienenen Beschreibung eines großen Teiles von Europa gehört (8). Wie in unserer Abbildung 1, ist der Stufenbau in Paris von einer Säule gekrönt, auf die ein hohes Kreuz gesetzt ist; es wird also klar ersichtlich, woraus in diesem Falle der „Calvaire“ entstanden ist. Leider wird in dem Text zu Zellers Topographie nichts von der Pyramide und ihrer Bedeutung erwähnt, obschon der Rechtssprechung der Stadt Paris längere Ausführungen gewidmet sind. Das alte Wahrzeichen gehörte also damals wohl schon einem vergangenen Rechtszeitalter an.

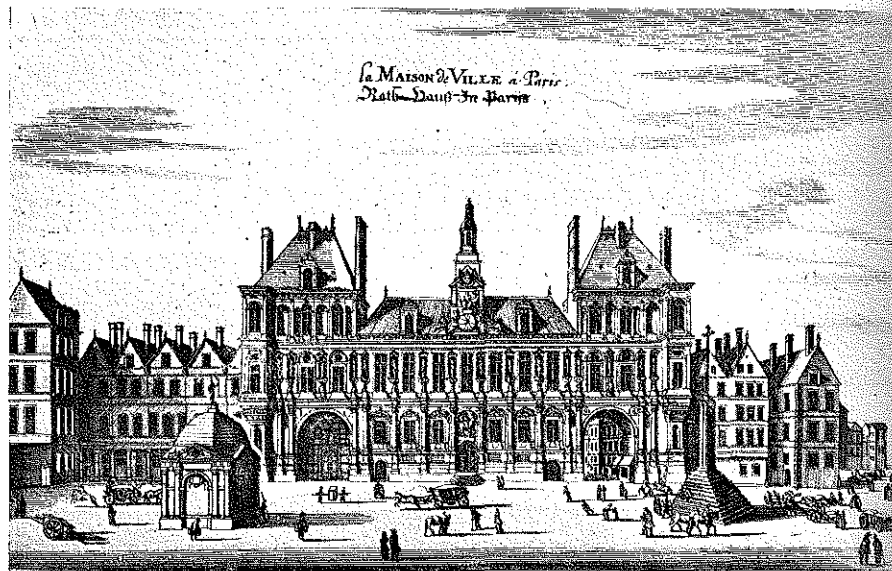


Abbildung 7. Stufenpyramide vor dem alten Rathaus zu Paris, nach Merian. Aufnahme Ahnenerbe.

In das Gebiet des Alten Reiches führt uns dann ein Ausschnitt aus der Merianschen Darstellung der Stadt Cambrai, die damals noch zum Westfälischen Reichskreise gehörte (Abb. 8). Sie besaß, wie der Stich zeigt, zwei Dreistufenkreuze; das eine stand links neben der mit Ziffer 7 bezeichneten Kirche vom hl. Grabe (S. Sépulchre), das andere auf dem mit 23 bezeichneten Großen Markt (9), an dem auch das mit 21 bezeichnete Rathaus steht. Ist das letztere Kreuz zweifellos das bürgerliche Rechtswahrzeichen, so erscheint es um so bedeutsamer, daß die andere Stufenpyramide gerade vor der Kirche vom hl. Grabe steht; man darf hier doch wohl an den von Herbert Meyer (10) angenommenen ursprünglichen Charakter des Stufenmals als Ahnen- und Totenmal denken. Damit dürfte denn auch wieder die häufige Aufstellung an Wegkreuzungen oder Weggabelungen zusammenhängen (7). Auf anderen Städtebildern der Merianschen Topographie sind Stufenkreuze kaum festzustellen; allerdings ist das auch nur bei den verhältnismäßig seltenen Stadtplänen möglich, die einen Blick aus der Vogelschau wiedergeben. Auch auf dem großen Plane der ebenfalls zum Westfälischen Kreise gehörenden Stadt Lüttich ist ihr altes Wahrzeichen nicht zu sehen; doch steht eine auf drei Stufen gesetzte Säule als Wappenbild in dem beigegebenen Stadtwappen, eingefast von den Buchstaben L G.

Schon damals wird das germanische Rechtswahrzeichen seine frühere Bedeutung eingebüßt haben und zum großen Teil verschwunden gewesen sein. Der Dreißigjährige Krieg hat wohl auch diese alte Überlieferung zerstört. Wenn sich manches davon in den altertümlichen Rückzugsgebieten der Bretagne erhalten hat, so ist das dort kaum eine Sondererscheinung, sondern wie die Denkmäler einer viel fernerer Vorzeit, wohl ein spätes Überbleibsel aus einem früheren germanischen und westeuropäischen Gesamtbesitz. Eine völlige Bestandsaufnahme wird diese Frage vielleicht der Lösung näherbringen.

*



Abbildung 8. Cambrai im 17. Jahrhundert. Stufenkreuze bei 7 und 23. Nach Merian. Aufnahme Ahnenerbe.

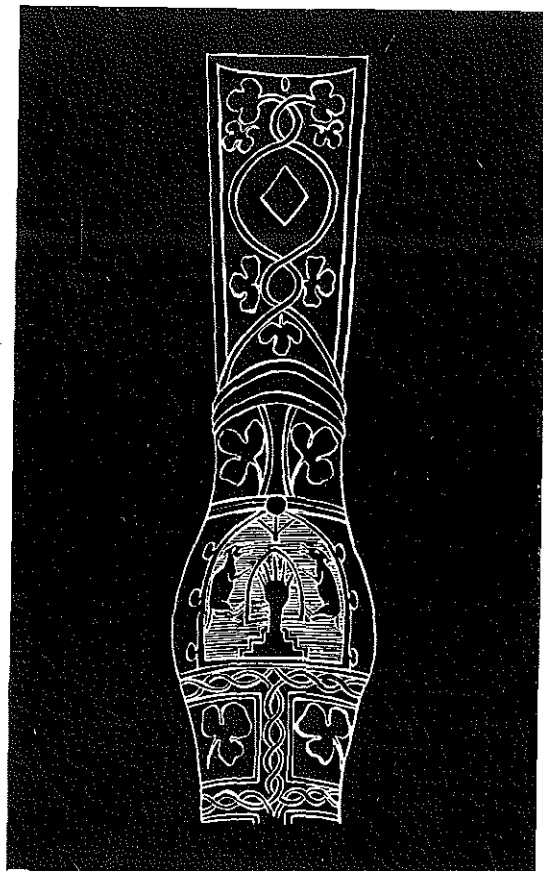


Abbildung 9. Zeichnung auf einer irischen Harfe des 13. Jahrhunderts (Trinity-College Dublin).

Nachtrag

Nach Abschluß dieser Arbeit stieß ich auf ein höchst bedeutsames und altertümliches keltisches Bildzeugnis, das ich auf die Dreistufenpyramide beziehen möchte, die damit sich als alter keltischer Besitz erweist. Es ist die Zeichnung auf einer irischen Harfe (Clarsach) aus dem 13. Jahrhundert, die sich im Trinity-College in Dublin befindet (Abb. 9, nach Hermann Birth, Der Ausgang der Menschheit, Bildbeilage VI, wo sich eine Gesamtaufnahme der Harfe befindet). Unter einem Spitzbogen steht dort eine dreistufige Pyramide, aus der sich nach oben eine Hand emporstreckt. Darüber steht ein Zeichen, das in der Form der germanischen Man-Nune entspricht; vielleicht sind die Kleeblätter oben und unten eine sinnfällige Wechselform dieses sinnbildlichen Zeichens, das demnach, wie das Kleeblatt, das Wahrzeichen Irlands wäre. Wenn wir mit Herbert Meyer in dieser dreistufigen Pyramide das Ahnengrab oder das „Handgemal“ sehen, so gewinnt die Hand darauf eine ganz besondere Bedeutung. Ist es die Hand des Ahnherrn selbst, die sich sinnbildlich aus dem Grabe reckt, und die derjenige, der die „Handfeste“ vollzieht, sinnbildlich ergreift? Dazu wären auch meine Ausführungen über das aus der Man-Nune entstandene Handsymbol des germanischen Königszepters zu vergleichen (Über einen angeblich slawischen Kultgegenstand, Germanien 1940, Seite 352). Auf jeden Fall dürfte ein Zusammenhang mit dem weit verbreiteten Sagenmotiv der aus dem Grabe

wachsenden Hand gegeben sein; in diesen Sagenmotiven leben ja häufig mythische Bilder oder bildhafte Begebenheiten fort. Die Hand ist jedenfalls ein auf vielen Grabdenkmälern anzutreffendes Symbol. Vielleicht hängt auch die Stufentreppe selbst mit einem anderen Märchenmotiv zusammen: daß nämlich das verwunschene oder mißachtete Königskind jahrelang „unter einer Treppe“ haust (Aschenputtel, Alferleirauh). Sollte auch hierin, wie im Dornröschenmotiv, ursprünglich ein Erablegungsmythos stecken?

(1) Einen guten Überblick über den gegenwärtigen Stand der sprachlichen, völkischen und kulturellen Fragen des Landes gibt die kleine Schrift von E. Weißgerber, Das Bretonentum nach Raum, Zahl und Lebenskraft; Halle/Saale, 1940. Darin auch ein Überblick über die Geschichte der Bretagne. — (2) Paul Guiper, Les Calvaires Bretons, Paris, bei Henri Laurens (ohne Jahreszahl). — (3) Otto Huth, Beltberg und Beltbaum (Germanien 1940, S. 441 ff.), Abb. 2, versteht diese Angabe selbst mit einem Fragezeichen. — Die Laubbüschel, die die beiden höflich gekleideten Männer vorne und die Schar im Hintergrunde tragen, gehören auch im deutschen Brauch zur Frühlingsfeier. Sie werden auch von etlichen Gestalten des Nürnberger Schenckartlaufes getragen. — (4) Nähere Angaben darüber sind in der Einführung zu der großen Faksimile-Ausgabe des Stundenbuches in der Bibliothèque Nationale in Paris enthalten. Die genauen Notizen sind mir leider bei einem Autounfall verlorengegangen. — (5) S. 13: Le fût de la croix ornée, au lieu d'être lisse, est „épineux“, comme un tronc d'arbre non écoré et qui a gardé l'amorce de ses branches. — (6) Die Keltisch-romanische Sprachgrenze verläuft heute etwa westlich von St. Julien bis östlich von Vannes; früher verlief sie nicht unerheblich weiter östlich. Vgl. E. Weißgerber, a. a. O., S. 13 ff. und die Karte auf S. 14. — (7) Schon daraus schließe ich auf eine Beziehung der Stufenpyramiden zum Totenkult. In Kreuzwegen und auch an Weggabelungen halten sich im Volksglauben Geister und Zauberer auf, auch das Wilde Heer zieht darüber hinweg, Totenbreiter sind dort aufgestellt. Vgl. Erich Reisl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde, S. 421. Schon die antike Totengöttin Sekete wird „Schattenherrscherin des Kreuzweges“ genannt; vgl. meine Orphischen Hymnen (Jena 1928), S. 4 und 116. — (8) Topographia Galliae, oder Beschreibung und Contrafaktung der vornehmsten und bekantesten Oerter, in dem mächtigen, und großen Königreich Brandenburg. Durch Martinum Zellernum. Frankfurt am Mayn, In Verlag Caspar Merlans. MDCLV. S. 35 ff. — (9) Der erläuternde Text ist in außerordentlich schlechtem Französisch geschrieben. So heißt das Rathaus „La maison de la ville“, unter 23 steht „La grand marche“. Wenn hier nicht „le grand marché“, der große Markt gemeint ist, so könnte man an „la grande marche“ denken, die große Stufe, womit vielleicht die Stufenpyramide selbst gemeint wäre. — (10) Freiheitsroland und Gottesfrieden, S. 18.

Die Zundgrube

Die Dreitonnenkuppe bei Konig (Kreis Mayen). Für die Frage der Entstehung mittelalterlicher Gerichts- oder Dingplätze mit ihrem oft künstlich erhöhten Standort, der Gerichtssäulen und Steine sind Beispielen von Gerichts- und anderen Versammlungen an vorgeschichtlichen Grabhügeln und Steinen von besonderer Bedeutung. Die Arbeiten von Herbert Meyer haben hier wesentliche Zusammenhänge sehen gelehrt. Die folgenden Zeilen sollen eine solche Gerichtsstätte an vorgeschichtlichen Hügeln bekanntmachen und auf einige Literatur hinweisen, die bisher für diese Frage noch nicht in Betracht gezogen wurde.

Bündert man von Koblenz aus auf der alten Trierer Heerstraße über die Höhen des Malselberges hinweg, so gelangt man bei der Grenze der drei Gemarkungen Bassenheim, Konig und Ochsendung zur sogenannten Dreitonnen-

kuppe, einer beherrschenden Höhe mit weitem Blick hinüber zu den Naarher Bergen und bis zu den Höhen des Westerwaldes und des Hunsrück. Der Platz führt den Namen Dreitonnenkuppe nach drei Grabhügeln, die hier früher lagen, von denen jedoch zwei dem Straßenbau Ende des vorigen Jahrhunderts zum Opfer gefallen sind. Ältere Leute erinnern sich noch an das Vorhandensein aller drei Hügel. Heute ist nur noch einer erhalten. Er liegt südlich der Straße, etwa 20 m von dieser entfernt und ist durch den Ackerbau ziemlich verschleift, besitzt aber immerhin noch eine Höhe von etwa 4 m und eine Länge von etwa 30 m (Abb. 1). Der Name Dreitonnenkuppe (Namensableitung siehe Anm. 8) wird volksetymologisch als „Dreitonnenkuppe“ gedeutet, wobei man die Entstehung dieser drei Hügel drei Nonnen zuschreibt, die zur Strafe für sittliche Verfehlungen von ihren Ordensoberen dazu verurteilt worden seien, in ihren Schürzen drei große Erdbäufen auf die Höhe zu tragen und mit ihren Füßen festzustampfen.

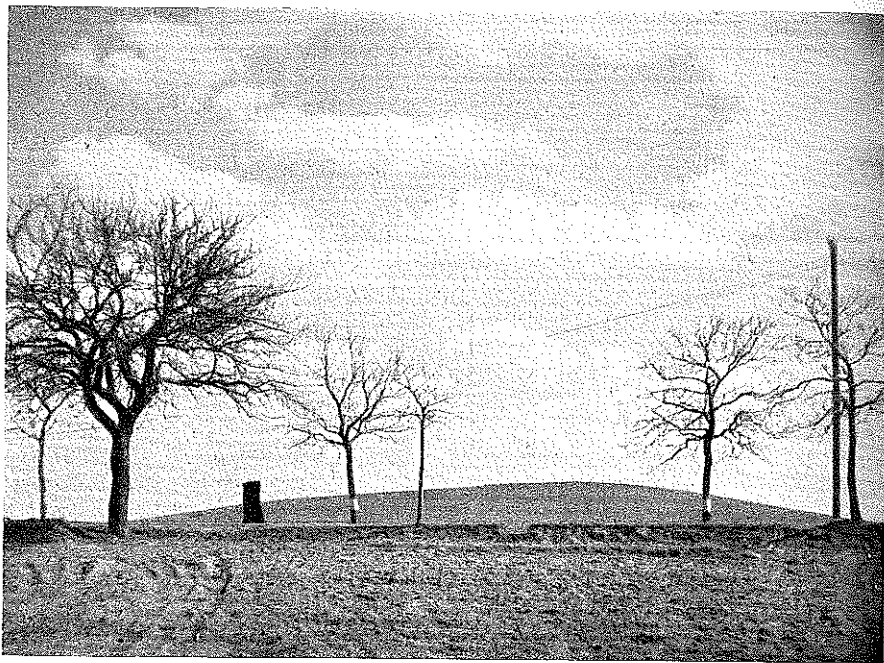


Abbildung 1. Die Dreitonnenkuppe bei Konnig. Aufnahme Verfasser.

Unmittelbar an der Straße steht heute ein rund 2 m hoher, vierseitiger Basaltpfiler, ein richtiger Menhir, der an der Straßenseite die mit Farbe aufgemalte Bezeichnung „Dreitonnenkuppe“ trägt (Abb. 2). Mehrere alte Leute mußten mit Sicherheit zu berichten, daß der Stein vor etwa 50 Jahren noch auf dem Hügel selbst stand und erst später von dort an die Straße kam. Seit dem 14. Jahrhundert läßt sich ein Hochgericht auf den „drei Sonnen“ nachweisen. Im Jahre 1335 wird es zum erstenmal erwähnt, wobei die drei Sonnen noch „Thumbe“ genannt werden. In diesem Jahre verpfändete Graf Heinrich von Birneburg die Gerichtsstätte samt den Gerichten und Rechten von Münstermaifeld (Kreis Mayen) und auf dem Bubenheimer Berge (Bubenheim, Landkreis Koblenz) für 1000 Pfund Heller an den Erzbischof Balduin von Trier (1). Die Verpfändung wird erst 1412 mit 2000 Gulden wieder gelöst (in der Urkunde von 1412 heißen die Sonnen noch „Tombe“ (2); dann aber 1419, als der Name sich bereits in „Thunne“ gewandelt hat, für 6000 Gulden erneuert (3) und im Jahre 1545, wo in der Urkunde der Name wieder „Thumb“ lautet, mit dem

Lehen der Pellenz vom Churfürsten von der Pfalz dem Churfürsten von Trier zurückgestellt (4).

In einem Weistum des Hochgerichtes zu Konnig vom Jahre 1489 werden dann auch die drei Steine bei diesem Gericht zum erstenmal erwähnt:

„Diß ist das Weystumb der dryer Heymburgen und Lantman der Durffer Lemen, Dieblich und Konnig... wan eyn Man uff den Leib gefangen wirdt und den Tod verurteilt... so soll eyn Amptman zu Monster in tun furen und liefern zu Konnig an die drye stein“ (5).

Danach hat es den Anschein, als ob 1489 die Steine selbst in Konnig sich befanden. In einem Weistum (Staatsarchiv Koblenz 1 C 4660) aus dem Jahre 1624 wird ausdrücklich erwähnt, daß die Steine zu Konnig vor dem Badhaus lagen. Ferner wird in dem Weistum übereinstimmend von den Bürgermeistern der drei Orte bezeugt, daß jeder der drei Steine einem anderen der genannten Orte gehörte. 1820 lagen die Steine vor dem Gemeindefeuerhaus in Konnig und 1840 war nur noch einer vorhanden (6, 7), der dann auf den Hügel gebracht und später an die

Straße gesetzt wurde, wo er heute noch steht. In den Eiflia Illustrata von Schannat und Bärtsch (6) wird ausdrücklich erwähnt, daß auf jedem der drei Hügel ursprünglich ein Stein stand. Allerdings bleibt die Quelle dieser Angabe unklar, doch scheint die Annahme an sich sehr berechtigt. Für eine alte Tradition spricht es, daß man den einen Stein noch im vorigen Jahrhundert wieder dahin zurückgebracht hat. Die Gerichtsstätte auf den drei Sonnen war, wie die Volksüberlieferung weiß, auch Nichtstätte, und da die Steine, wie aus dem Weistum von 1489 hervorgeht, in einer gewissen Beziehung zum Hinrichtungszeremoniell gestanden haben, so scheint die Annahme doch gerechtfertigt, daß die Steine ehemals bei den Hügeln standen, und daß Gerichts- und Nichtstätte an dieser Stelle eins war. Vielleicht kann ein eingehenderes Urkundenstudium die Frage der genauen Ausstattung des Gerichts an den drei Sonnen noch klären.

Daß es sich bei diesen drei Sonnen um vorgeschichtliche Grabhügel handelt, steht außer Zweifel (8), wenn auch eine genaue Zeitbestimmung natürlich nicht gegeben werden kann. Eine Ausgrabung des erhaltenen Hügels ist noch nicht vorgenommen. Die Grabhügelsitte herrscht im Gebiet des Neuwieder-Beckens und seinen Randgebieten, wozu auch das Maifeld im weiteren Sinne gehört, von der Bronzezeit an bis zum Schlusse der vorgeschichtlichen Zeit überhaupt. Vermutlich gehören die Hügel auf der Dreitonnenkuppe der sogenannten Hunsrück-Eifelkultur an, wie auch die Hauptmasse der an der gleichen Straße liegenden Grabhügel im Bassenheimer Wald, die im Frühjahr 1939 ausgegraben wurden (9). Einige hundert Meter von der Dreitonnenkuppe entfernt wurde eine latènezeitliche Siedlung freigelegt (unveröffentlicht). Der jüngere Abschnitt der Hunsrück-Eifelkultur läuft zeitlich mit der keltischen Latènekultur parallel, ist von dieser mannigfach beeinflusst und wird stellenweise von ihr stark überlagert (10).

Wenn die Steinsäulen ursprünglich bei den Grabhügeln standen, so werden wir sie als Menhire zu betrachten haben. Im engeren Gebiet des Neuwieder-Beckens sind allerdings bisher noch keine Menhire bei Grabhügeln bekannt, doch haben verschiedene Aus-



Abbildung 2. Der Menhir bei der Dreitonnenkuppe.

grabungen Anhaltspunkte dafür geliefert, daß bei oder auf den Grabhügeln gewaltige Holzpfeiler standen; so bei Bonefeld (Kreis Neuwied), wo die Reste eines mächtigen Holzpfeilers in der Hügelmitte beobachtet wurden (11). Die Hügelgräber im Bassenheimer Wald zeigten mehrfach am Kopfende des Beistatteten neben der Grabgrube eingelassene Holzpfeiler. Die Steinsäule, der Menhir, stellt dann, wie sich dies auch anderwärts erweisen läßt, nur eine besonders eindrucksvolle und dauerhafte Wechselform des hölzernen Grabpfeilers dar.

Die Stätte auf der Dreitonnenkuppe bietet heute keinen ursprünglichen Anblick mehr, aber selbst die heutige Gestalt gewährt noch ein eindrucksvolles Bild dieser Gerichts- und Nichtstätte, die damit zweifellos noch mit zu den schönsten Deutschlands zählt (12).

J. Möder
Nachtrag. Die Bezeichnung „Thumb“ für die drei Gerichtshügel mit dem Rechts- wahrzeichen führt uns unmittelbar an die alte Bedeutung und in die Vorstellungswelt des germanischen Rechtes hinein, wenn man anstatt der Herleitung von dem lateinischen „tumba“ ein germanisches Wort darin wiedererkennt. „Thumb“ ist im allgemeinen die oberdeutsche Wiedergabe des im niederdeutschen Gebiete gebräuchlichen Wortes „Dom“

(für eine bischöfliche Hauptkirche); wobei dies Wort zum mindesten wie ein germanisches behandelt worden ist. So dürfte auch diesem moselfränkischen „Thumb“ das altsächsische „dōm“ entsprechen; dies aber bedeutet „Gericht“, ursprünglich wohl „Gerichtsstätte“ (gotisch dōms, altnordisch dōmr, althochdeutsch tuom, altfries. dōm). In diesem Sinne dürfte das Wort in dem norwegischen Rünenliede gebraucht sein: „láti ek hēlgum dōme“, „ich verneige mich vor dem heiligen Gerichtszeichen“; ein Brauch, der noch viel später vor der Patroklusäule im Dom zu Coesfeld, die eine richtige Gerichtssäule war, geübt wurde. Da in fast jedem Dom eine besondere Gerichtshalle war (häufig „das Paradies“ genannt), so wird das Wort schon früh, wenn es wirklich vom lateinischen „domus“ abgeleitet sein sollte, auf das germanische Wort zurückgeführt worden sein. Das zeigt ja auch die ganz lautgerechte Verhochdeutschung in „Thum(b)“. – In übertragenem Sinne bedeutet dann „dōm“ auch „Richterspruch, Urteil“ (altniederländisch doem), dann auch „rechtliche Verfügungsgewalt“, endlich „der Toten Sarg“, das heißt das Urteil der Nachwelt über den Gefallenen (vgl. E. H. Sehr, Wörterbuch zum Heliand, S. 76). Hier möchte man an eine unmittelbare Beziehung zum neu aufgeschütteten Grabhügel denken, auf dem oder an dem das „Urteil“ über den Toten gefällt wurde, wie es bei der Beisetzung des Beowulf im Epos geschieht.

Plassmann

(1) W. Gänther, Codex diplomaticus Rheno-Mosellanus, III, 334. – (2) W. Gänther, IV, 154. – (3) W. Gänther, IV, 212. – (4) W. Gänther, V, 282. – (5) W. Gänther, IV, 694. – (6) Schannat und Bärsch, Eiflia Illustrata III, 1. Band, 2. Sektion, S. 162. Nachen und Leipzig 1852. – (7) P. J. Seul, Das Maifeld und die Kirche zu Lönning. Programm der Herbst-Schulprüfung in dem Königl. Gymnasium zu Koblenz. Koblenz 1840, S. 36 ff. – (8) Für den Grabcharakter spricht auch der Name der Hügel: Sonne, Thunne, Sonbe, Thumbe hängt mit dem lateinischen tumba zusammen (?). – (9) W. Neß in Rheinische Vorzeit in Wort und Bild. Jahrgang 2, 1939, Heft 2/3, S. 144 f. – (10) Vgl. W. Kersten und E. Neuffer, Bilder zur Rheinischen Vorgeschichte. Frankfurt a. Main 1937, S. 13 f. – (11) H. Lehner, Hölzerne und verzierte Menhire auf vorgeschichtlichen Gräbern. Germania V, 1921, S. 6 ff. – (12) Herr Dr. H. Neu-Bonn machte mich darauf aufmerksam, daß im Hunsrück in einer ganzen Reihe von Fällen im Mittelalter bei vorgeschichtlichen Grabhügeln Gericht gehalten wurde. Nähere Untersuchungen fehlen.

Fasnachtsbrauchtum aus dem Etschland

Wenn auch das Fasnachtsbrauchtum Südtirols längst nicht so ausgeprägte Form angenommen hat wie die Bräuche Nordtirols, wo es, wie etwa bei dem Inntaler Schemenlaufen, zu großen weitbekannten Umzügen kommt, so ist es doch wert, nun zur bevorstehenden Umsiedelung der Volksdeutschen aus diesem Gebiet, in Erinnerung gebracht zu werden. Pflicht aller Volkskundler und Heimatfreunde aber ist es, diese Bräuche in den neuen Siedlungsgebieten weiterleben zu lassen und, wo

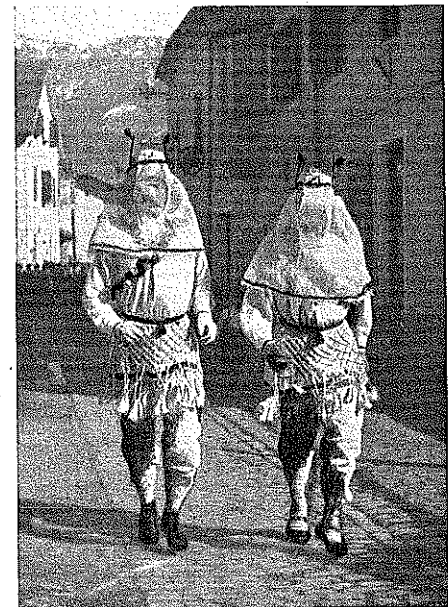
Abbildung 1. Zusefweibele (Prad, Sinitzsgau).



Abbildung 2 (oben). Zusefmandln fangen einen Burschen (Prad). Abbildung 3 (unten). Zwei Schimmel (Prad).

es nötig ist, zu bereinigen. Denn manches hat sich im Laufe der Zeit in diese Bräuche eingeschlichen, was nicht dazu gehört. Im nachstehenden Aufsatz ist nur das Wertvolle erwähnt, denn was hat es zum Beispiel für einen Wert, wenn dabei ein Inder mit einem Elefanten, oder ein Neger mit einem Krokodil darin vorkommt?

Das Zusefrennen in Prad (Sinitzsgau) findet am „Unsinnigen Donnerstag“ statt. Es hat seinen Namen von den „Zusefeln“, das sind verkleidete Burschen, die an diesem Tage das Dorf unsicher machen. Es gibt „Zusefmandln“ und „Zusefweibelen“. (Zusef, vielleicht von ahd. Hagazusa, Heze). „Alte Zusef“ nennt man in Südtirol alte, schmutzige, zerlumpfte Weiber. Es fällt nun auf, daß diese „Zusefeln“ keineswegs zerlumpt aussehen, sondern es sind lichte Gestalten, die blumengeschmückte Gewänder anhaben und mit ihren umgehängten Schellen und Rollen den Frühling wecken sollen (Abb. 1). Die Zusefeln ma-



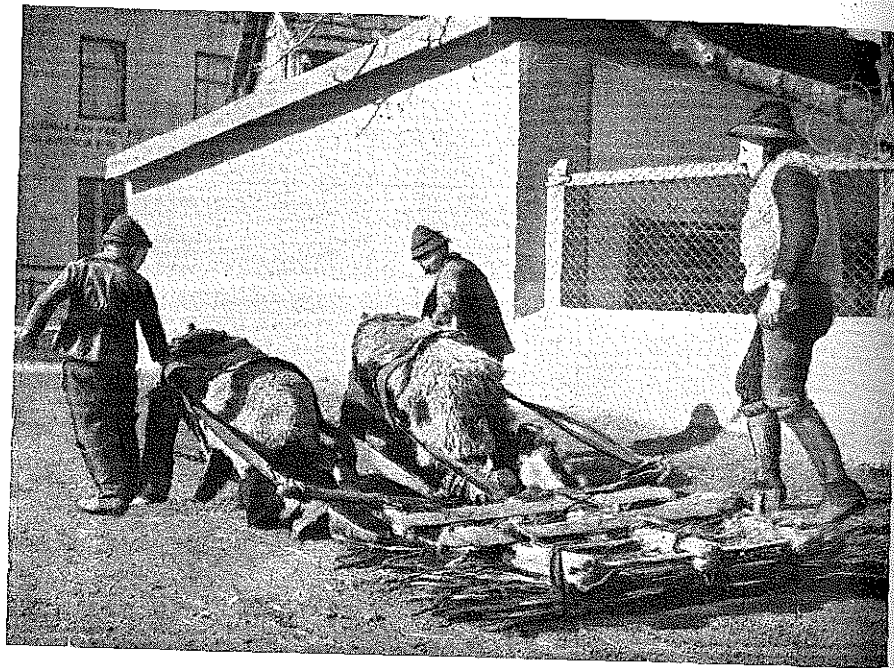


Abbildung 4 (oben). Die Egge (Prad). Abbildung 5 (unten). Der Sotlmütze (Prad).

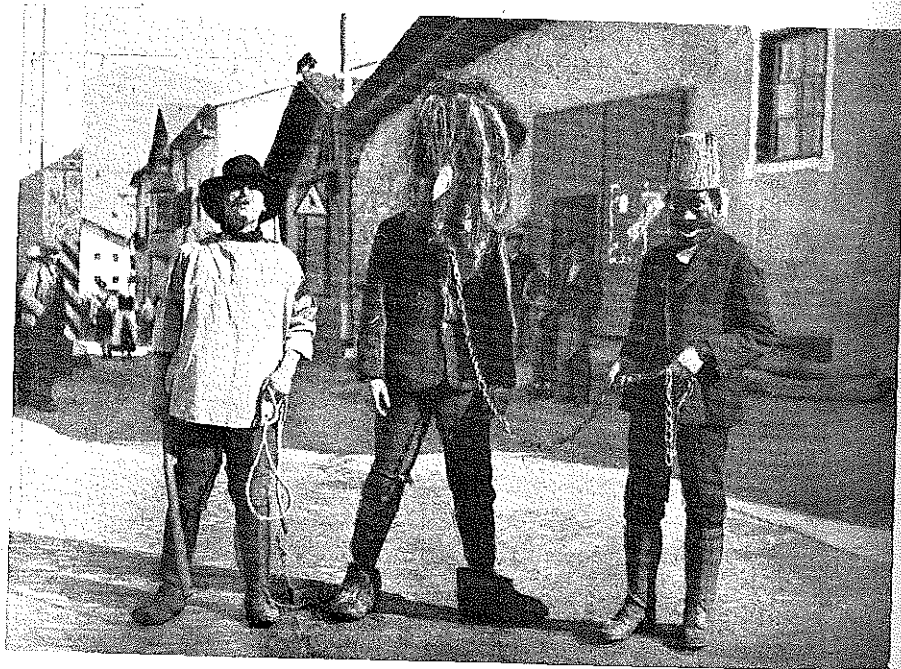
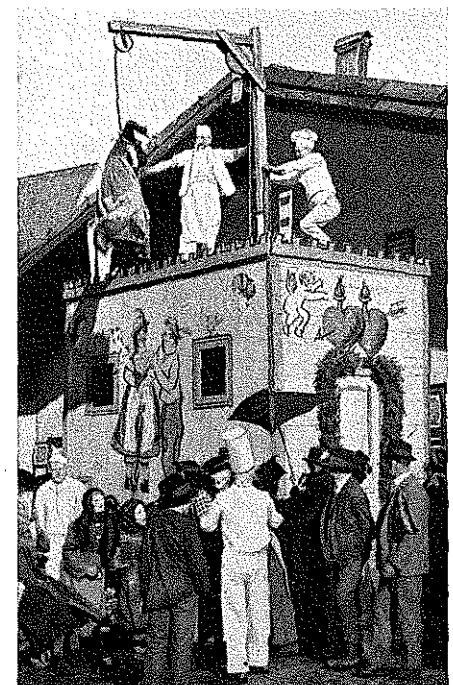


Abbildung 6 (oben). Mäherburschen fangen eine alte Jungfer (Sterzing). Abbildung 7 (unten links). In einen Strick gebunden wird ein altes Weib auf die Mühle hinaufgezogen (Sterzing). Abbildung 8 (unten rechts). Die Alte wird kopfüber in die Mühle gesteckt (Sterzing).





chen Jagd auf andere Burschen und wen sie fangen, der muß sich im Wirtshaus mit Wein von ihnen loskaufen (Abb. 2). Ebenso verummmt, jedoch außerdem noch mit welkem Schleier über dem Kopf versehen sind die „Schimmel“, die früher einen Pflug durch die Gassen zogen (Abb. 3). Dann erscheint eine Egge, die von zwei mit Fellen behängten und auf Händen und Füßen kriechenden Burschen gezogen wird, der ein Sämann folgt. Ein Frühlingsfinnbild, das auch in anderen Umzügen vorkommt (Abb. 4). Eine vielbeachtete Figur ist der von zwei Männern an Ketten und Stricken geführte „Tollwütige“; sein mit einer Rüben Nase gezielter Kopf ist dicht mit Baumbart umhängt. Die beiden Männer haben ihre Mühe und Not, ihn durch die Straßen zu zerrn, denn immer wieder versucht er auszubrechen und sich von seinen Fesseln zu befreien. Es ist ein Sinnbild des Winters, der nun endgültig überwunden ist (Abb. 5). Das „Zufelrennen“ bricht abends mit dem Bebeläuten ab, denn

Abbildung 9 (oben), Abbildung 10 (unten). Der „Egerhansl“ verkündet die unliebsamen Ereignisse des Dorfes (Tramin).



Abbildung 11. Dem Winter folgt von bekränzten Kindern umgeben der „Bär“ (Tramin).

nun hat der Böse Gewalt über die „Zufeln“ (über die Lichtgestalten) und würde sie entführen.

Die „Altweibermühle“ von Sterzing wird dort inmitten eines großen Umzuges, der alt und jung anlockt, alle zehn Jahre am Faschingssonntag aufgeführt. Die „Mühle“ ist auf einem von Pferden gezogenen Wagen aufgebaut, wie ein Häuschen mit Fenstern und Türen, jedoch mit großen Windmühlensflügeln; oben auf dem Dach steht ein galgenförmiger Aufzug. Als alte Weiber verummte Burschen treiben sich in den Straßen umher, durch die der Zug geht, und verstecken sich nicht ungern in solchen Häusern, wo wirklich unbeliebte alte Jungfern wohnen. Müllerburschen suchen nun die alten Jungfern; und wenn sie eine gefunden haben, so wird die Widerstrebende zur Mühle geschleppt oder auf Karren hingefahren. Dort angelangt, wird sie unter dem Hallo der Zuschauer an einen Strick festgebunden und mittels des Aufzuges auf die Mühle gezogen, wo sie von einem anderen Müllerburschen nicht gerade sanft kopf-

über in die Mühle geworfen wird. Nun beginnen sich die Flügel der Mühle zu drehen und gleichzeitig sinkt ein Zeiger auf einem Zifferblatt mit der Altersangabe 40, 30, 20, 10 Jahre, um auch den Außenstehenden die geheimnisvollen Vorgänge im Innern der Mühle anzudeuten. Als bald rinnt unten am Boden der Mühle ein „Wässerlein“ heraus, wozu ein echter Tiroler, als er mein fragendes Gesicht sah, bemerkte: „Sieht hat sie ge . . . , sieht muß sie bald kommen.“ Wichtig öffnet sich nun die Tür, und strahlend jung und schön tritt ein Mädchen ins neue Leben, um gleich von begehrenden Burschen armen in Empfang genommen zu werden (Abb. 6, 7, 8, 9).

In diesem Umzug ist noch der „Mooswagen“ bemerkenswert, in dem alte Jungfern aufs Sterzinger Moos gefahren werden, um dort hin als Strafe für ihr unnütz gewesenes Leben verbannt zu werden. Dort hört man sie des Nachts jammern, und gar mancher Fuhrmann, der sich verspätet hatte, wurde von ihnen ins Moos gezogen (Moos, Sumpfwiese).



Abbildung 12. Ein altes Weib führt eine ausgestopfte Puppe mit Fruchtbarkeitsmännern (Tramin).

Ein Bärenreiter mit Fleckergewand und einem Bären an der Kette, sowie ein Ehepaar mit einem Kinderwagen, in dem Zwillinge sind, haben noch Sinngehalt.

Der „Egethansl“ von Tramin wird als einziger Umzug dieser Art heute noch aufgeführt und hat im ganzen Unterland viel Zulauf, nachdem im Laufe der Jahre dort alle Umzüge aufgelassen worden sind. Er wird am Faschingsdienstag abgehalten und bringt, neben der Darstellung des ganzen Arbeitsjahres des Bauern und einer Altwelbermühle, als Hauptfigur den „Egetmann“ oder „Egethansl“. Es ist dies eine Strohpuppe in Jack und Zylinder, die in einer Kutsche im Zuge mitgeführt wird. Neben dem Strohmann sitzt

seine Braut, ein mit weißem Schleier als Mädchen verkleideter Bursche. An den Hauptplätzen des Dorfes, an den Brunnen hält die Kutsche, und der „Egethansl“ gibt nun die ganzen unliebsamen Ereignisse kund, die sich im letzten Jahre im Dorfe zutragen; das heißt, an seiner Stelle liest sie ein Bursch aus einem Buch vor (Abb. 10). Die Mädchen haben aber schon Tage vorher Angst, denn am Aschermittwoch frühmorgens hängt der Strohmann an der Tür oder am Fenster irgend eines mißliebigen Mädchens, welches nun des Spottes des ganzen Dorfes gewiß ist. Sinnvoll ist auch die weißgekleidete Gestalt des Winters, dem ein in Feuerblätter gehüllter „Bär“ folgt. Dieser Bär wird von

blumengeschmückten Kindern umgeben und ist demzufolge wohl als neues Jahr zu deuten (Abb. 11).

Eine zweite ausgestopfte Puppe, die von einem als altes Weib verkleideten Burschen geführt wird, hat Bezug auf die Erweckung der Fruchtbarkeit der Felder (Abb. 12).

Arthur Scheler.

Die Bücherwaage

Gerhard Niemann: Germanen erobern Britannien. Die Ergebnisse der Vorgesichte und der Sprachwissenschaft über die Einwanderung der Sachsen, Angeln und Jüten nach England. Schriften der Albertus-Universität, Geisteswissenschaftliche Reihe, Band 27. Ost-Europa-Verlag, Königsberg, 1939. 143 Seiten. RM. 5.80.

Die Arbeit ist eine sehr fleißige Zusammenstellung der Quellen geschichtlicher, sprachwissenschaftlicher und vorgeschichtlicher Art für die Besiedlung Britanniens durch die germanischen Völker der Sachsen, Angeln und Jüten. Nur eine vergleichende Schau der verhältnismäßig spärlichen und unsicheren geschichtlichen Nachrichten, des ziemlich reichhaltigen vorgeschichtlichen Fundmaterials sowie des sprachlichen Befundes kann uns ein einigermaßen zuverlässiges Bild davon geben, in welchen Teilen des Festlandes die drei germanischen Völker ursprünglich gesessen haben, und von wo aus sie auf die britannische Insel übergesetzt sind. Die verschiedenen Auffassungen, die einander besonders in der Beurteilung des vorgeschichtlichen Stoffes und in der Jüten-Frage oft widersprechen, werden ihrem wesentlichen Gehalte nach dargelegt und im allgemeinen richtig und objektiv gegeneinander abgewogen. Auf manchen Gebieten, so vor allem bei der Bewertung der altenglischen Mundartunterschiede, bleibt freilich noch ein hohes Maß von Unsicherheit im Endergebnis. Die vorgeschichtlichen Funde geben da einen festeren Untergrund, und so kann zusammenfassend festgestellt werden, daß der Hauptstrom der sächsischen Siedler weniger aus der sächsischen Urheimat in Holstein, als aus dem

später von ihnen in Besitz genommenen Gebiete zwischen Weser und Elbemündung nach Britannien gefahren ist. Ich möchte hierzu betonen, daß die meist als völlig sagenhaft behandelte Nachricht Widukinds von Corvey, die Sachsen seien zuerst zu Schiffe in Hado-laun, also im Lande Habeln, gelandet, durch die vorgeschichtlichen Funde auf sicheren Grund gestellt wird. Die Angeln sind nach der Überzeugung des Verfassers unmittelbar aus ihrer schleswigschen Heimat nach Britannien übergesetzt, um dort die nördlich des Sachsengebietes liegenden Landstriche bis zum Firth of Forth zu besiedeln. Bemerkenswert ist, daß überall der Siedlungsstrom von den Flußmündungen stromaufwärts auf der Flusachse erfolgt, worin ich eine ganz bezeichnend germanische Art der Landnahme und der Staatenbildung sehe. Etwas zweifelhaft bleibt immer noch die Frage der Herkunft der Jüten, die wohl mit den in fränkischen Quellen genannten Saxones Eutii gleichzusetzen sind, die im Mündungsgebiet des Rheines wohnten und sich zu Beginn des 6. Jahrhunderts der Herrschaft des Frankenkönigs Theudebert unterstellten.

Zu Einzelheiten möchte ich bemerken, daß es nicht einzusehen ist, warum Hodgkins Annahme einer über acht Menschenalter hinaus zurückreichenden Überlieferung der Epos unmöglich sein soll (S. 19, Anm. 57). Das Beowulf-Epos zeigt doch, daß bei den Engländern geschichtliche Überlieferungen oft noch weiter zurückgreifen. – Die Behauptung von Kahrstedt (S. 40), daß Chauken und Sachsen ein und derselbe Stamm wären, halte ich für ganz unmöglich, zumal wenn man Muchs Gleichsetzung von Chauken = Hugen, also Franken, die doch außerordentlich wahrscheinlich ist, annimmt. Man kann solche Behauptungen, die aller sicher bezeugten geschichtlichen Überlieferung widersprechen, nicht einfach, wie es auch Sackenberg tut, auf vorgeschichtliches Fundmaterial gründen; das heißt denn doch die Beweisraft der Vorgeschichte überschätzen. Wenn man auch annimmt, daß der Name der Saxones bei Ptolemäus aus Aviones entstellte ist, so kann man doch nicht einen ganzen Völkernamen, der eine lebendige Tatsache ist, aus einem verdorbenen Text herleiten wollen (ebd.).

Zu der Feststellung (S. 90), daß seit der nor-

mannischen Eroberung das Romanische einen starken Einfluß auf das Altenglische ausübte, muß immer wieder gesagt werden, daß die damit verbundene Wortheinfuhr zahlenmäßig sehr gering war; die Hauptmasse der romanischen Wörter im Englischen stammt aus späteren gelehrten Wortbildungen. Der Verfasser stellt (S. 93 ff.) die Auffassungen von Brede und Frings, von der ursprünglichen Einheitlichkeit der westgermanischen Sprachfläche gegenüber den gotisch-bairischen Sprachinflüssen, die gegenteilige Auffassung Necksels in allzu negativem Sinne gegenüber. Gewisse Sonderheiten des Wortschatzes, wie im Bairischen der alte Dual *ös* und *enk*, beschränken sich nicht auf das Bairische und Gotische; sie sind auch in abgegrenzten niederdeutschen Sprachbezirken vorhanden, wie im Westfälischen des Bestes Necklinghausen (*it* und *ink*). Wenn Neckel die Sonderformen des Alemannischen im Gegensatz zu Brede, der sie für Relikte einer ursprünglich westgermanischen Sprache hält, als „Einsprengsel, deren Heimat im Norden liegt“, hält, deren Träger in der Hauptsache erobernde Einwanderer waren, so möchte ich in diesem Falle Neckel beipflichten. Die Glurnamenforschung wird solche Einsprengsel noch in größerer Zahl sichtbar machen und vielleicht auch häufiger noch die Urheimat der Eindringlinge erkennen lassen. Wenn es z. B. bei Horstmar in Westfalen ein Dorf Schagern gibt, das zufällig durch eine Urkunde kurz nach 800 als altes Scagahornon erwiesen wird, so möchte ich in diesem vom altfriesischen Wortschatz abweichenden Namen ein unmittelbar aus Jütland kommendes Einsprengsel vermuten, zumal der Ort ein sehr alter Mitterort war. Seine politische Macht ging an die Mitter von Horstmar über, die nachgewiesenermaßen fränkischer Herkunft waren, also die spätere Erobererschicht darstellen. Was das Alemannische angeht, so darf man darauf hinweisen, daß der sehr viel spätere Zug der sog. Walser den Namen der Sachsen bis hinauf in das Engadin getragen hat (Misog und Oberjagen). Mit solchen Zügen können natürlich auch Dialekteigentümlichkeiten gewandert sein. — Zu verschiedenen Stellen sei noch darauf hingewiesen, daß es das (nicht der) *Litus saxonicum* heißen muß. — Alles in allem stellt die Arbeit

ein weit verzettelttes Forschungsmaterial in sehr brauchbarer und übersichtlicher Weise zusammen.

J. D. Plassmann

Jahrweiser „Deutsches Ahnenerbe“ 1941. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem. Zum erstenmal und als erster seiner Art ist der Jahrweiser „Deutsches Ahnenerbe“ erschienen, in der Eigenart seiner Stoffauswahl und seiner reizvollen Lebendigkeit gleich fesselnd für den Freund lebendigen Volkstums und deutscher Geschichte, wie für den wissenschaftlich Wertenden anregend und geeignet, ganz allgemein Auge und Herz für die Sicht und den Umgang mit diesen Dingen zu wecken. Naturgemäß gliedern Bilder aus dem Brauchtum des Jahreslaufes und seinen Festen, die als Erbe altgermanischen Lebens Jahrtausende unserer Geschichte durchwirken, den Jahreskreis in seine mannigfachen Hoch- und Feiertage zwischen Aufstieg und Abstieg, zwischen den Sommer- und Winterwenden der Sonne. Durch klare und knappe Deutung jedes Brauches hebt sich das einzelne Bild aus dem Hintergrund der germanischen Erbwelt heraus und wird aus dem größeren Zusammenhang verständlich. Wir sehen ferner altgermanische Darstellungen unserer Sinnbilder und einiger Gestalten aus Kult, Mythos und Sage. In diesem Rahmen volkstümlicher Abbildungen stehen Ziffergestalten der deutschen Geschichte, weisen Bildzeugnisse aus jener Zeit auf bedeutsame historische Ereignisse und erinnern Denk- und Mahnmale an Kampf und Sieg und heldisches Sterben in großer deutscher Vergangenheit.

Durch treffend gewählte Dichtungen, Eieder oder Aussprüche großer Deutscher erhalten die Bilder weiteren Bezug und geistige Tiefe, erhält beispielsweise selbst die Abbildung eines sehr schönen germanischen Schwertgriffes über seine rein dingliche Bedeutung und Schönheit hinaus etwas von geheimnisvoll mythischem Leben. Jedes einzelne der Blätter, die mit ganzseitigen Abbildungen durchstreut sind, gibt durch die Art der Anordnung und Aufteilung von Bild und Text einen ausgewogenen, harmonischen Gesamteindruck, in den sich selbst die erläuternde Beschriftung, die gelegentlich einen Vers vertritt, auf eine leichte, gefällige Weise einfügt. Sigrid Hunte

DIE WELTLITERATUR

1941, Heft 1

Junge Dichtung

Inhalt:

AUFSÄTZE. Dr. Siegwalt Benatzky: Junge Dichter an der Front. Leutnant Werner Schütt: Unbekannte Soldaten dichten. Uffz. Dr. Hans W. Hagen: Zum Drama der deutschen Gegenwart. Dr. Bernh. Payr: Franzosen klagen an.

GEDICHTE von Hans Baumann, Hans Ernst Schneider, Sigismund Banek, Herybert Menzel, Karl Josef Keller, Paul Filter, Walter Zettl, Ellen Niehaus-Steinbach, Ingeborg Teuffenbach, Erich Landgrebe, Lenz Grabner, Kurt Eggers, Erich Kernmayr (zur Zeit unveröffentlicht).

PROSA-TEXTPROBEN aus Willi Steinborn: Nachgelassener Brief des Gottfried G. Hans Ernst Schneider: Königliches Gespräch. Wolfgang Hultsch: Weg im Kreise (noch unveröffentlicht).

BUCHBESPRECHUNGEN von Bernh. Payr, Siegwalt Benatzky, Hans Franke, Eberhard Ter-Nedden. Siegwalt Benatzky: Fussenegger, Die Leute auf Falbeson, Der Dichter in der Gemeinschaft (B. Faust, Gottesgabe — Ph. Faust, Das Haus — H. A. Vowinkel, Der Kampf im Forst — Th. H. Köhler, Der junge Daniel — B. Müller, Leben ohne Traum — St. Andres, Der Mann von Asteri). Krieg von unten, herausgegeben von Dr. E. Traugott. Späne: Eine kritische Betrachtung von Uffz. Dr. H. W. Hagen.

Bezugsbedingungen: Die „Weltliteratur“ erscheint monatlich. Bezugspreis 90 Pf. zuzügl. Bestellgeld vierteljährlich; Einzelnr. 30 Pf. Umfang: 32 S. DIN A 4. Probehefte: Kostenlos.

Preis 30 Pfennig

SCHWERTER-VERLAG / BERLIN-DAHLEM

Hauptgeschäftsführer: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Pötkerstr. 16. Einzelgelenker: Gerda Gräbeberg, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11. Buchdruck: Kistner & Callwey, München. Offsetdruck: J. P. Hummer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Nerdinger, Augsburg.



Das Erbe der Ahnen

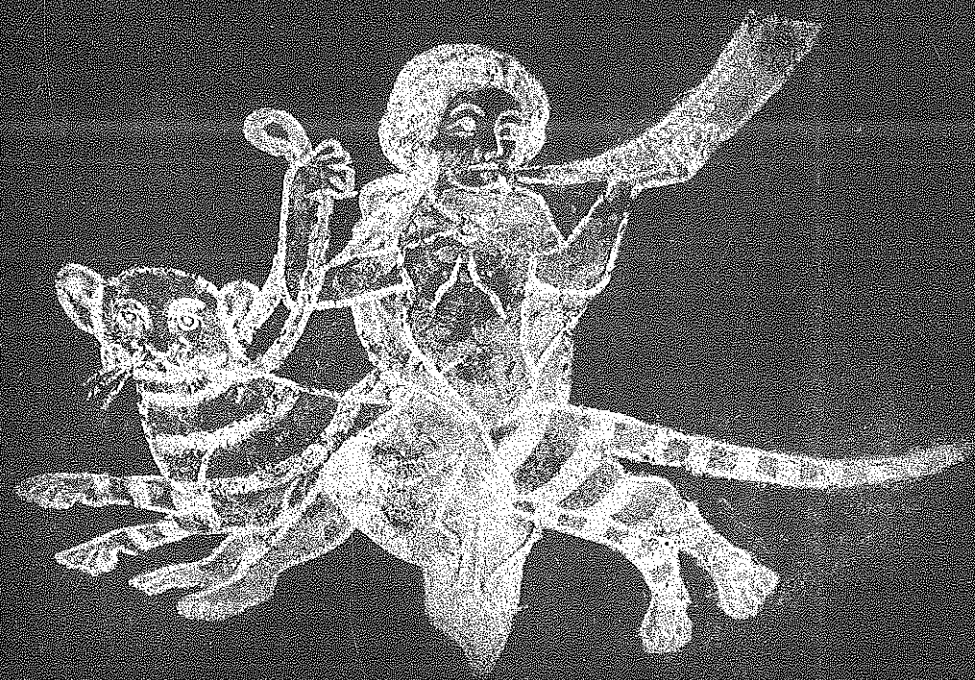
dem deutschen Volke in Wort und Bild zugänglich zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfaßt daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere

Ahnen auch heute empfangen:

Erbe, Glauben, Tat.

Ahnenerbe-Stiftung Verlag Berlin-Dahlem

Verlags-Prospette erhalten Sie in jeder guten Buchhandlung oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7/11, ohne Berechnung



Germanien

Monatshefte für Germanenkunde

Heft 4 / April 1941

RM 0.60

Inhaltsverzeichnis

Friedrich Mößinger	Der Hiesiger, ein Zeichen alemannischer Einheit	122
Erika Kohler	Eierlesen, ein Kampfspiel zur Osterzeit	127
Alfred Dieck	Holzgestalten aus Vor- und Frühgeschichte im großgermanischen Lebensraum	133
Adolf Hofe	Der nordische Stabkalender in Hamburger Besitz	140
General von Rabenau	Vom Sinn des Soldatentums	152
Die Fundgrube	Die Leiter als Sinnbild	153
	Zur Begriffsbildung von Kultur und Zivilisation	154
	Zum Zeichen der beiden Schwäne	155
	Amerikanische Altertümer, die uns angehen	156
Erwecker der Vorzeit	Leopold Weber. 75. Geburtstag	158
	Dr. Ernst Wachler. 70. Geburtstag	159
	Hermann Wille. 60. Geburtstag	160
Die Bücherwaage	Helge Jungberg: Die nordische Religion und das Christentum	160
Den Umschlag gestaltete Eugen Nerding, Augsburg, unter Verwendung eines Motivs aus dem Dom zu Schleswig.		

»Germanien« Monatshefte für Germanenfunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“. Hauptschriftleiter: Dr. J. D. Plafmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11.

13. Jahrgang, Neue Folge Band 3, Heft 4.

Bezugspreis: Einzelheft RM. -.60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post RM. 1.80. Zahlungen: Postcheckkonto Leipzig 9978. - Bezug durch Post sowie durch den Buch- und Zeitschriftenhandel. - Beilagen und Anzeigen werden z. B. nach Preisliste 1 berechnet. - Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift „Germanien“ Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, zu beanstanden.



Eine der seltsamsten Gestalten unserer Frühlingsbräuche im südwestlichen deutschsprachigen Gebiet ist der Hügler. Name, Aussehen und Gebaren befremden auf den ersten Blick gleichermaßen und geben der Deutung mancherlei Rätsel auf. Eine vertiefte Betrachtung aber, die den Rahmen weit genug spannt, ermöglicht eine gute und sinnvolle Eingliederung in größere Zusammenhänge und damit eine einleuchtende Erklärung der einzelnen Züge und des Gesamtgehaltes dieses Brauches. Zwar wer nur auf den Namen sieht, kommt nicht weiter. Er wird uns in verschiedenen Formen überliefert: Hügler (Wögisheim, Laufen), Hierlagiger, Hierzagiger (Hirzfelden), Hüzgiger, Hüzegiger (Dessenheim, Oberhergheim), Hügira (Nizheim), Hügür, Hüzgür (Läufelfingen), Högür (Wittnau), Hünsgüriger (Bubendorf?) (1). Ob in ihm das Wort „Hirsch“ steckt und damit die Erinnerung an uralte Hirschmasken, ob „Hüzen“ von „hüpfen, aufspringen“ oder von „ruppig aussehen“ kommt, ob „Hüer“ mit Heier oder Begierde oder gar mit „g'hür“ = geheuer zusammenhängt, ob „giger“ als dürrer hagere Gestalt zu deuten ist, mag hier dahingestellt bleiben, da alle diese Deutungen im Rahmen des gesamten Brauches eine gewisse Berechtigung beanspruchen können. Wohl aber sind uns diese im letzten Grunde dasselbe bedeutenden, vom Ursprung her gleichen Namen sehr wichtige Hinweise auf die ursprüngliche Einheit des Brauches in den drei alemannischen Gebieten Baden, Elß und Schweiz. Schon diese Namen zeigen uns, was nun auch an dem Brauche selbst zu erhärten sein wird, daß weder der Fluß noch irgendwelche staatliche Grenzen die Einheit des Volkstums trennen, ja darüber hinaus sehen wir gerade an diesem Brauch, daß auch Geschichte, die Jahrhundertlang verschiedene Wege geht, das Volk selbst mit dem ihm eigenen wurzelechten Brauchtum nicht ändern kann. Der Hügler ist uns deshalb wertvoll als Sinnbild der Volkseinheit am Oberrhein, wie auch die Faschnachtsfeuer, das Scheibenschlagen und manche andere Bräuche.

Mit dem Brauch verbunden sind an jedem Orte Heischesprüche, die zwar sehr verschieden sind, aber doch sehr charakteristische Gemeinsamkeiten besitzen, die uns nun, anders als die Namen, zu einer Deutung hinleiten. Einige Brauchshilberungen mögen hier folgen. In Nizheim wird ein Knabe ganz in Stroh gehüllt und mit einer Krone von Dornen im Dorf umhergeführt. Seine zwei Begleiter singen:

Hit isch Mittelfasta,	dr war da nit verratscha.
ma stellt das Licht in Kasta.	Gan is nur a Pfluma,
Wia dr Winter isch so kalt,	dr war da nit veruma.
drei rote Nödle vor dem grüna Wald.	Gan is nur an Ei.
Gan is (uns) nur a Biera (Birne),	Und wenn dr uns kei Ei gan,
dr war da nit verwirra.	so müß ech dr Itis d'Hiagner hola!
Gan is nur a Zwatscha (Zweitsche),	Hügira, gump (spring) uf!

Bei diesen Worten springt der Strohmann in die Höhe, so daß die Glöckchen klingen, die am Stroh befestigt sind. In Oberhergheim beginnt der Spruch ähnlich:

Hit isch Mittelfaschte!	Guter Wind, der geht so kalt,
Sie wuren is Röchli backe!	Drei Nödle vor dem grüne Wald!

Dann folgen Reime, die auch sonst in Heischesprüchen öfter vorkommen: Pfsanne krachen, Messer wehen, Schelle oder Schlüssel klingen. Der Schluß aber lautet:

Wenn ihr uns denn gar nichts wollt gä (geben),
müß ih dr Hüzgiger d' Jüngst Tochter nä (nehmen).

In Wögisheim ist der Hügler schön in Strohselle gewickelt, er hat hinten einen Strohschwanz mit einer Schelle, vor dem Gesicht eine Larve und auf dem Kopf einen schwarzen Zylinderhut.

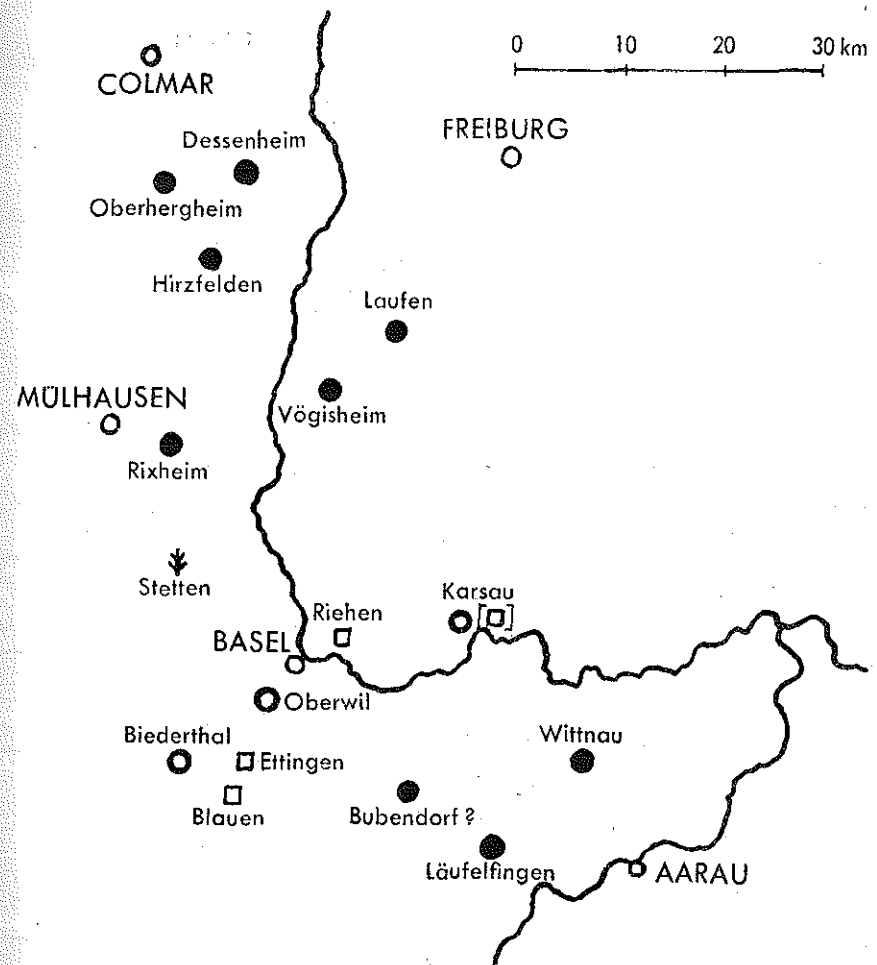


Abbildung 1. ● Hügler (Stroh). ○ Strohmann ohne Namen. □ Moosmann. ✕ Bäumchen. Abbildung 3 auf Seite 121. Zur Faschnacht zieht der Hügler mit seinem großen Kindergefolge durch das Dorf Wögisheim. Aufnahme Hans Kieglaff

Die Reime sind denen von Oberhergheim nicht unähnlich. Die Begleiter teilen dort, wo sie Gaben erhalten, kleine Sträußchen aus, die hinter dem Spiegel aufbewahrt werden. In Wittnau klingt der Spruch etwas anders:

Högüri Gari, Stodfisch und Gari,	gend is Anke, düe mer ech danke,
hinderm Hus und vor am Hus,	gend is Brot und Mehl,
stechen enander d'Augen us.	dr H. frist all Röchli gern.
Düri, düri Bire, hinderm Ofen füre.	Dr H. het e Maie, gend is au Eier,
Wenn der is nit weit ge (geben),	dr H. het e höche Burst (Borste),
düe mer ech d'Kas ins Für schlo,	gend is au e Leberwurst!

Wenn nun auch ähnliche Sprüche in anderen Gegenden häufig sind und sich von Fasnacht über Vätare bis in den Mai verfolgen lassen, so ist doch der Zug von den drei Nödlein beachtenswert. Er kommt in vielen hier nicht angeführten Sprüchen vor und findet sich auch in verwandten Wendungen beim Sommerfingen in Schlesien:

Kute Kestla, kute wacha uf dam Stengel!

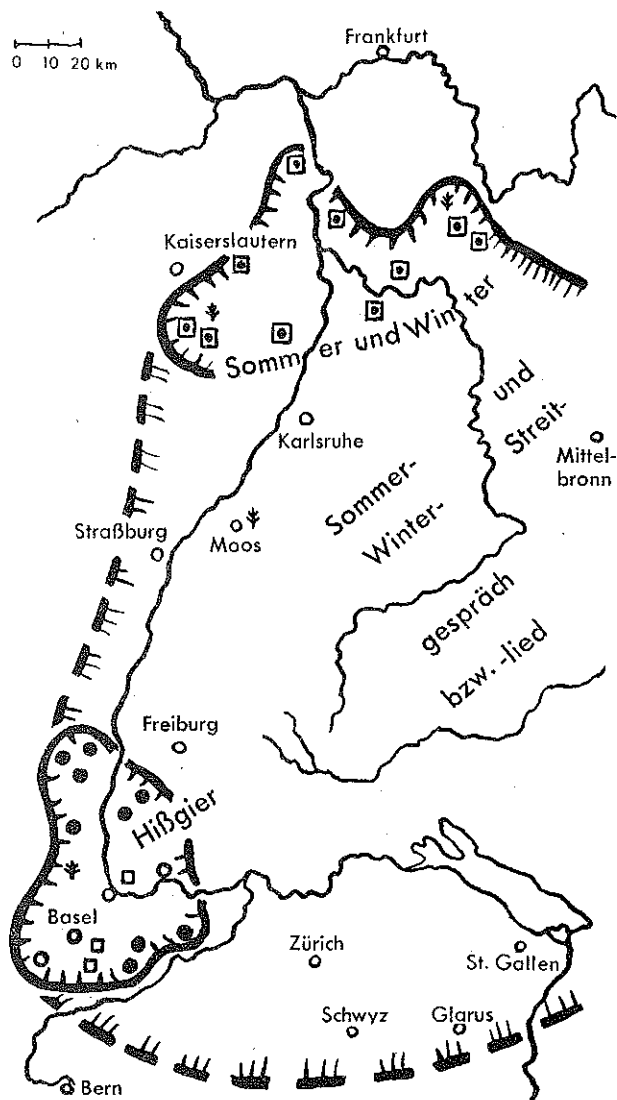


Abbildung 2.

oder in Horchdorf in Oberfranken beim Tobastragen:

drei Belglein blau, drei Mößlein rot... Drei Mößlein habm mer suna.

Schon Zehle (2) hat darauf hingewiesen, daß es sich hier um ein Frühlingsymbol handelt; dies läßt sich noch deutlicher machen, wenn wir an den „Dreisproß“ erinnern, der als Lebensbaum zu deuten ist. Sehr beziehungsreich sind hierzu einige Fassungen des bekannten Tannhäuser-Liedes, wo der dürrer Stab als Lebensbaum des Sängers „Traut drei rothe Mößlein / Tag, drei wunderschöne Blueme“ (3), und wo in einer anderen Fassung aus Obersteiermark die geheimnisvolle Symbolkraft noch durch das Gold erhöht wird: „Der dürrer Bam triabet wühl aus an green Graß, und über die Mittin drei guldene Zwerge“ (Zweige) (3). In Biederthal und Oberwil (4) ist der Name Hißgier in den vorliegenden Berichten nicht genannt, obwohl die Gestalt als Strohmann herumgeführt wird mit Sprüchen, die den bekannten fast gleich sind.

Abbildung 4. Sommer- und Winter-
spiel (16. Jahrh.?) Nach: Deutsche
Gasmacht (M. E. G. Kraft d. Freude)



In auffälliger Weise ähnelt Spruch und Brauch in Ettlingen, Blauen und Niehen (5) bei Basel dem Hißgier-Brauch, ohne daß dieser Name bekannt ist. Hier heißt die Gestalt „Mieshma“ (Moosmann), wobei anzunehmen ist, daß sie auch in Moos gehüllt ist, denn sie wird in Niehen bärenartig geschildert. Der „Miesma“ in Karsau (6) bei Schopshelm allerdings ist eine Strohfigur, gehört also trotz seines anderen Namens und Heißespruches in den hier behandelten Kreis.

Das Nebeneinander der Stroh- und Moosgestalt im gleichen Brauch, auseinandergenommen in den verschiedenen Orten des Hißgier-Gebietes, lenkt nun unseren Blick auf eine Reihe von Bräuchen, wo beide Gestalten noch vereinigt sind und als Jahresgestalten sinnvoll im Frühlingsumgehen. Allgemein bekannt, wenn auch nicht ganz urförmlich, ist der Heidelberger Sommertag. In ältester Form hat sich der Brauch in der Pfalz erhalten, besonders in der Gegend von Annweiler (7). Hier ist der Winter mit einem Strohschwanz versehen wie der Hißgier in

Bägisheim. Nicht weniger altertümlich sind Sommer und Winter in Dienheim (8) bei Oppenheim, wo außer dem Schwanz auch die Schelle und das hüpfende Tanzen bekannt ist. Die Größe dieser Gestalten, die aus älterer Zeit noch von Nordheim besonders berichtet wird (9), wird auch aus der Schweiz gemeldet (10). Im Odenwald hat sich in Brombach bei Hirschhorn und in Watterbach (8) bei Amorbach das Moos als Bekleidung des Sommers in Gestalt von langen Bärappsträhnen noch finden lassen. Auch das Bewickeln mit Strohköpfen und das Austeilen von Sträußchen ist noch üblich. Die im Odenwald und in der Pfalz mitgetragenen geschmückten Tannenbäumchen führen in Stetten (11) im Elsaß zu Mittfasten in einem Mädchenumzug wieder, zu dem ein Lied gesungen wird, das nicht nur engste Beziehung zu den Hissgiersprüchen, sondern auch zu den rheinhessischen und pfälzischen Sommertagsliedern hat. Wenn dabei auch der Maie genannt wird, der „in die Mitte kommt“, so muß daran erinnert werden, daß auch im Wittnauer Spruch der Maie deutlich genannt wird und daß der Vers:

Stechen enander d'Augen aus

nicht minder deutlich an den Sommer- und Winterkampf gemahnt, wo eine Zeile „Stech em Winter die Augen aus“ ganz ähnlich lautet. Es muß also gefolgert werden, daß der seltsame Brauch des Hissgiers in langer und wohl schon sehr weit zurückreichender Entwicklung sich aus dem uralten Kampfspiel des Sommers und Winters herausgebildet hat und als Rest eines ursprünglich sinnvollen kultischen Geschehens gelten kann. Er stellt eine vereinfachte oder verarmte Form dar, bei der sich entweder der Strohmann oder der Moosmann allein erhalten hat.

Beide Bräuche, der Sommer- und Winterumzug im Odenwald, in Rheinhessen und in der Pfalz und der Hissgier in Baden, im Elsaß und in der Schweiz, sind ihrerseits wieder höchst altertümliche Frühformen des Sommer- und Winterspiels, das uns aus älterer Zeit für weite Strecken Deutschlands, vor allem seiner südlichen Landstriche, überliefert ist. Ich nenne aus dem süddeutschen Gebiet neben Schweizer Belegen (12) noch Moos (13) bei Bühl (Baden) und Mittelbronn (O.A. Gaildorf) (14). Der tiefe mythische Gehalt, der geheimnisvolle Sinnbildcharakter von Stroh und Grün, die unheimliche eindrucksvolle Wirkung ist hier geschwunden. Beide Gestalten zeigen äußerliche Attribute, der Sommer helle Kleider, Rechen, Ähren, Blumen, der Winter dicke Fellkleidung mit Pelzkappe und Knüppel. Nur das oft vorhandene geschmückte Bäumchen erinnert als Lebens- und Fruchtbarkeits Sinnbild an den alten Inhalt. Im übrigen ist das Ganze zu einem belustigenden Theater geworden, Reime und Rekreime fliegen auf, und das früher mythische Bäumchen steht brav und künstlich, mit gedrehtem Stamm auf einem Dreifuß, um der „Schauspieltruppe“ auch die Aufführung in den gepflasterten Straßen einer Stadt zu ermöglichen. Demgegenüber ist im alemannischen Südwesten des Reiches im Hissgier ein Rest vorzeitlicher Größe bis in unsere Tage hinübergerettet.

(1) Bägisheim: Memannia 1898, 107 f.; Zeits. in Badische Heimat 1923, 107. Eufen: Memannia 1898, 108. Hirschhorn: Jahrbuch des Vogesen-Clubs 1896, 188 f. Dessenheim: Zeitschr. f. Volksk. 1933, 241 Anm. Oberhergheim: Pfannenschmid in Revue nouvelle d'Alsace-Lorraine 1884, 693; Jahrbuch . . . 1894, 223. Hissheim: Pfannenschmid 1884, 693. Eufelsingen: Schweiz. Arch. f. Volksk. 1897, 188, ebda. 1928, 3. Wittnau: Schweiz. Idiotikon II, 1885, 411; Schweiz. Arch. 1897, 188. Bubendorf: Schweiz. Idiotikon II, 1885, 411. Hier auch kurze Nachrichten über den Hissgier in Nidwalden und Entlibuch und der Nachweis, daß er schon um 1760 als Gastgast-Buß bekannt war. (Ist das Ortsnomen Bb als Bubendorf richtig?) - (2) Badische Heimat 1923, 107 f. - (3) John Meier, Deutsche Volkslieder 1, 1935. Tannhäuser-Volkslied. - (4) Biederthal: Pfannenschmid 1884, 156 f.; Jahrbuch 1887, 123. Oberwil: Schweiz. Arch. 1903, 305. - (5) Ettlingen, Blauen: Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. 1895, 386/7. Nieben: Schweiz. Arch. 1908, 228. - (6) Karau: E. H. Meyer, Bad. Volksleben 1900, 91. - (7) Bertram, Hoff. Blätter XXXII 1929, 62 ff. - (8) Germannien 1940, 226 - (9) Hoff. Blätter XXXIV 1935, 15. - (10) Schweiz. Idiotikon II 1885, 411. - (11) Elsaß. Monatsschrift (Zabern) 1911, 389. - (12) Uhlend, Schriften z. Gesch. d. Dichtung . . . III, 1866, 40 (aus Glarus und den Kantonen Schwyz und St. Gallen nach J. v. Eschsch). - (13) E. H. Meyer, Bad. Volksleben 1900, 89. - (14) Kapff, Württ. Jahrb. 1905, II, 56.

Erika Kohler / Eierlesen, ein Kampfspiel zur Osterzeit

In einigen schwäbischen Dorfgemeinden hat sich bis in die jüngste Gegenwart der östliche Brauch des Eierlesens erhalten. Das Kampfspiel, das zumeist am Ostermontag stattfindet, war ehemals über den ganzen großschwäbischen Raum verbreitet; außerdem liegen Berichte aus Mitteldeutschland vor, während das Spiel im Norden sehr früh untergegangen sein muß oder nur vereinzelt bekannt war (1).

Die „Eierlesete“ war, und ist in den wenigen Fällen heute noch, ein ausgesprochenes Gemeinschaftsfest, an dem alle Dorfgemeinden und die Bevölkerung der Umgegend lebhaften Anteil nehmen. Träger des Spiels ist immer der wehrfähig gewordene Jahrgang der Jungmannschaft des Dorfes. Die entsprechenden Jahrgänge der Mädchen sind nur mittelbar beteiligt.

Den Verlauf des Wettspiels konnte ich 1937 in zwei Gemeinden miterleben, in je einem Dorf des mittleren Neckartals und der schwäbischen Alb. In Kiebingen/Neckar (Kreis Tübingen) ist der Brauch tiefer im Volksleben verwurzelt, obwohl er, um die nötige Spielerzahl zusammenzubringen, nur alle zwei Jahre durchgeführt wird. In Egesheim (Kreis Tuttlingen) wird das „Eierschuppen“ alljährlich, wenn auch in einfacher Form veranstaltet, weil die Jugend zäh daran festhält.

Schon mehrere Wochen vor Ostern wird in Kiebingen mit den Vorbereitungen begonnen: die Burschen üben sich im Lauf und Wurf; denn der Wettkampf fordert von den Ausführenden keine geringen körperlichen Anstrengungen. Der beste „Springer“ und der sicherste Werfer werden ermittelt. Sie haben den Kampf auszutragen. Die Mädchen besorgen eine gut gewachsene junge Fichte sowie Tücher und Bänder als Baumschmuck.

Am Ostermontag gehen nach dem Frühgottesdienst je zwei Burschen mit einem großen Korb durchs Dorf und sammeln Eier. Jede Bäuerin spendet gerne ein paar Eier zum Wettspiel, so daß über 300 zusammenkommen. Die vier Sammler legen 101 ungekochte Eier in der seit alters üblichen Ordnung auf der Gemeindefeldwiese aus: in eine lange Reihe mit etwa 60 cm Abstand. Die übrigen werden zur Wirtschaft gebracht, in der das Fest bei Eiermahl und Tanz seinen Abschluß findet.

Am frühen Nachmittag sammeln sich vor der Dorfwirtschaft die Träger des Wettspiels. Im geschlossenen Zug, den geschmückten Baum voraus, geht es unter den Klängen der Dorfmusik hinaus auf die Festwiese (Abb. 1) (2). Der Baum wird beim einen Ende der Eierreihe in die Erde gepflanzt (Abb. 4 im Hintergrund). Die Festordner mit farbigen Bändern sperren die Kampfbahn ab. Dann treten auf der nahen Straße die beiden Wettkämpfer an. Ein Schuß! Der „Springer“ eilt im Lauffschrift auf dem seit langem vorgeschriebenen Weg nach Mottenburg, um dort bei einem bestimmten Kaufmann „a Gickle Bombole“ (eine kleine Düte Süßigkeiten) zu holen. Der Leser macht sich flink ans Werk, läuft mit dem ersten Ei vom Baum aus der Reihe entlang und wirft es von der bezeichneten Stelle aus (Abb. 2) in die Fruchtwanne, die mit Spreu gefüllt am Ende der Reihe von einem Burschen gehalten wird (Abb. 3). Er steht in einem vorgezeichneten Kreis, den er nicht verlassen darf, und bemüht sich, die Eier, die nicht zielgerecht geworfen sind, mit der Wanne noch aufzufangen. Mehr als zwölf Fehlwürfe sind nicht gestattet, sonst geht auf alle Fälle der Preis an den Käufer. Auch ist dem Leser nur einmal erlaubt, zwei Eier zumal aufzusammeln. Jedes Ei, das in den Korb fällt, wird alsbald von einem Kameraden herausgenommen, damit es vom folgenden nicht zerbrochen wird. Zuerst erfordert das Werfen Übung und Geschicklichkeit; ist doch der Abstand für einen Zielwurf erheblich groß. Nach der Mitte der Eierreihe verringert sich die Entfernung zur Wanne bei jedem Lauf, und die Eier fliegen in schneller Folge in die Spreu. Der geübte Leser kann es sich dann wohl leisten, das eine oder andre Ei in die Zuschauermenge zu „pfeffern“, und welches Freudengeschrei, wenn es auf einem schönen Sonntagsgewand zerplatzt! Gegen Ende des Kampfes flacheln die Kameradinnen durch Zurufe den Leser zu immer eiligerem Lauf auf und werfen neugierige Blicke in Richtung Mottenburg, ob der „Springer“

noch nicht sichtbar ist. Ein Schuß kündigt ihn an und die Spannung steigert sich: wird der Läufer oder der Werfer den Kampf gewinnen? – Der Sieger wird umjubelt, er erhält den Festbaum (Abb. 4), und mit Musik zieht die Jungmannschaft ins Dorf zurück zu Eiermahl und Tanz.

Die heutige Spielüberlieferung läßt deutlich erkennen, daß das Eierlesen ein altes, volkstümliches Auslesespiel ist, bei dem sich aus der Gruppe der jüngsten Wehrfähigen die fähigsten im Kampfe messen. Das Spiel fällt in den Frühling, in die Jahreszeit, in der das arbeitsreiche Brauchtum geradezu vom Grundgedanken des Kampfes gegen den zu besiegenden Winter beherrscht wird. Das österliche Sinnbild, das Ei, ist der Gegenstand, man möchte sagen das Sportgerät des Kampfspiels und zugleich die Festspeise. Die Träger des Festes übernehmen selbst den Heisegang, wie sie auch für die gewissenhafte Durchführung des Kampfes verantwortlich sind. Beachtung verdient außerdem das Ziel des Läufers, das in den meisten schriftlichen Überlieferungen, so auch beim Kiebinger Spiel, eine Wirtschaft oder ein Kaufladen im Nachbarort ist; dagegen wird aus anderen Gemeinden berichtet und in Egesheim heute noch so gespielt, daß der „Springer“ zu einem bestimmten Punkt der Markungsgrenze eilt. Der Baum war nicht nur der Ausgangspunkt, wie in Kiebingen, er war ebenso das Ziel beim Wettspiel. So berichtet E. Meier (Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche 1852, 394) vom Eierreiten, daß am Ziel ein mit Bändern geschmückter Malbaum aufgestellt war, den der Sieger als Preis erhielt. Ebenso wird beim Pfingstritt in Wurmlingen (Kreis Tübingen) zum Baum geritten, um nur noch ein Beispiel aus der unmittelbaren Umgebung Kiebingens zu wählen. Oder es stand der Baum in der Mitte des Festplatzes, wie ursprünglich in verschiedenen schwäbischen Gemeinden der bessarabischen Volksgruppe, die nunmehr umgesiedelt wird. Dort hat sich das Eierlesen seit Bestehen der Kolonie in fast unveränderter Form erhalten und ist nach dem völkischen Erwachen zu einem Kernstück deutscher Volkstumpfpflege geworden, ja, es wurde sogar von Gemeinden nichtschwäbischen Stammesstums übernommen. Wiederum liegt die Durchführung des Wettspiels in der Hand der wehrfähig gewordenen Burschen, der sogenannten Kameradschaft, die je nach Stärke des Jahrgangs 4 bis 6 Läufer stellt. Die Eier – es sind 100 – werden im Rechtskreuz oder im Sechsstern auf die „Steppe“ gelegt; in bestimmten Abständen, die örtlich verschieden sind, liegen bunte Eier dazwischen. Im Mittelpunkt steht heute die Fahne, die noch vor dem Weltkrieg von einem Burschen in grasgrüner Festtracht getragen wurde und die den früheren „Osterbaum“ ersetzt (Abb. 5) (3).

In Sarata (4) fassen sich zu Beginn des Spiels die vier Läufer, die überall Tracht tragen, an den Händen und laufen auf ein Signal von der Fahne aus zum Grundei, das am Ende der Eierreihe liegt und stets ein buntes sein muß. Jedes folgende weiße Ei tragen sie einzeln zum Kreis und werfen es einem Mädchen in die Schürze, die es dann in den Korb legt (Abb. 6). Früher und heute noch in einigen Nachbargemeinden werden die Eier in den Korb geworfen, den ein kleiner Junge aufhält. Jedes bunte Ei fliegt in die Luft oder in die Zuschauermenge, die in ein jubelndes Geschrei ausbricht. Während des Eier sammelns spielt im Kreis die Musik, eine Ziehharmonika von Trommeln begleitet. Nach jedem farbigen Ei wird ein Tanz der „Springer“ um die Fahne ausgeführt (Abb. 7). Aus anderen Orten wird berichtet, daß die Burschen auf Tischen tanzen müssen und darnach einen Trunk erhalten. Ist das letzte Ei aufgelesen, stellen sich die Läufer wieder um die Fahne und laufen auf ein Zeichen zum Grundei, werfen es in die Luft und eilen zurück. Wer zuerst ankommt, ist Sieger und erhält die Eier. Auch hier wird das Fest mit Eiermahl und Tanz beschlossen.

Sehen wir von der Entwicklung in der jüngsten Vergangenheit ab, in der das Spiel in der Volksgruppe Bessarabiens zum Ausdruck der deutschen Gesinnung wurde und deshalb das Wesen des reinen Wettspiels verlor, so ist der Grundgedanke durchaus der gleiche wie beim Kiebinger Spiel: Auslese des Tüchtigsten unter den Rekruten durch sportliche Leistung in Lauf und Wurf. Die Spielart ist jedoch geschlossener, weil sich die gesamte Spielhandlung auf dem Festplatz vollzieht, in deren Mittelpunkt der Festbaum aufgerichtet ist. Jedem der Wettkämpfer ist dieselbe Aufgabe gestellt, 100 Eier im Lauf aufzulesen und abschließend das



Abbildung 1 (oben). Tübingen, Kreis Rottenburg, Aufmarsch zum Eierlaufen. Aufnahme Institut für Volkskunde, Tübingen. Abbildung 2 (unten). Aufnahme Institut für Volkskunde, Tübingen.



Abbildung 3. Aufnahme Institut für Volkskunde, Tübingen.

Grundel so hoch wie möglich zu werfen. In dem Tanz der „Springer“ um den Baum dürfen wir sicher einen ursprünglichen Überlieferungszug erblicken. Zu diesen zwei Spielformen gesellt sich eine dritte, die bis vor wenigen Jahren in Stahringen am Bodensee (5) geübt wurde, und die, obschon sie den Wettkampfscharakter eingebüßt, ein altes Kernstück des Spiels erhalten hat: das Eierreiten. Der Veranstalter war zuletzt ein Verein, der unter seinen Mitgliedern die nötigen Eier sammelte. Auf einem freien Platz des Dorfes erstellte er einen mit Tannengrün geschmückten Torbogen und brachte in der Mitte einen Ring von etwa 1 m Durchmesser an. Das Spiel wurde durch eine festliche Ansprache, die auch aus andern Orten bekannt ist, eröffnet. Dann ritten die Eierwerfer, in einheitlicher Kleidung, die Taschen mit gekochten – früher natürlich ungekochten – Eiern gefüllt, den Torbogen an und warfen aus einer gewissen Entfernung ein Ei durch den Ring in ein aufgehaltenes Netz. Die Zahl der zu werfenden Eier war nicht mehr vorgeschrieben. Daß auch das Eierreiten ursprünglich ein Wettspiel war, zeigt die abgegangene Spielform, von der Birlinger (6) aus der Saulgauer Gegend berichtet. Zwei Reiter, von denen der eine die vor-

Abbildung 4. Kiebingen, Kreis Nottensburg. Eierlauf. Der Sieger mit dem gewonnenen Baum. Aufnahme Institut für deutsche Volkskunde, Tübingen.



geschriebene Wegstrecke zurücklegen, der andre eine Anzahl Eier von Pfählen einsammeln muß, tragen den Wettkampf aus.

Ungeachtet der vielen, meist recht unvollständigen Darstellungen im Schrifttum, deren Untersuchung auch über Verbreitung und Alter des Eierlesens Aufschluß geben wird, bietet die lebendige Überlieferung verschiedene Wechselformen mit Zügen eines frühen Auslesespiels, das im südwestdeutschen Raum bis an die Schwelle der Gegenwart ein festgewurzelter Frühlingsbrauch war.

(1) Daß das Spiel auch im Norden einst geübt wurde, zeigt der Beleg aus dem 16. Jahrhundert, den Bolte in der „Zeitschrift f. dt. Volkskunde“, Neue Folge III 47, veröffentlichte: 1537 wurde in dem westfälischen Dorfe Herzebrod bei Biedenbrück ein Eierlesen gefeiert. Ebenso berichtet Hüfer im Gymnasialprogramm von Bellen 1893 vom Eierlesen in einigen Orten des Kreises Warburg und den angrenzenden heßischen Dörfern. – Eine Verbreitungskarte ist in Vorbereitung. – (2) Die Bilder 1–6 sind Aufnahmen des Instituts für Deutsche Volksforschung und Volkskunde, Tübingen; 7–9 wurden von einem Volksdeutschen aus Bessarabien zur Verfügung gestellt. – (3) Nach einer Mitteilung von Im. Schöck, Sarata. – (4) Nach mündlichen Mitteilungen eines Volksdeutschen aus Sarata. – (5) Nach einer mündlichen Mitteilung von Marth. Vogel. – (6) Volkskümmlches aus Schwaben 2, 86 f.

Alfred Dieck / Holzgestalten aus Vor- und Frühgeschichte im großgermanischen Lebensraum

Ortliches und zeitliches Vorkommen, Aussehen.

Siebzehn Holzgestalten oder Holzsäulen sind bisher in Mooren gefunden worden. Sie verteilen sich über ein räumlich weit verbreitetes Gebiet, das vom Bodensee als Südgrenze nach Norden bis nach Südnorwegen reicht; die Westgrenze wird durch die Funde aus Grönland gegeben und die Ostgrenze durch den Fund von Jankowo in Posen. Zeitlich sind die Funde einzugliedern vom Ende der jüngeren Steinzeit bis ins Mittelalter hinein. Die Funde sind bis auf den von Humber – ein kleines Schiff, auf dem acht etwa 35–40 cm hohe phallische Gestalten stehen (s. Abb. 1) – unter sich gleich. Es sind einzelstehende Pfähle oder Gestalten.

a) Der Pfahl von Ekelmoor, Jütland (1) war aus Eiche. Er war ausgehöhlt und wieder mit kleinen Holzstückchen angefüllt. Er stand verkehrt auf einem Steinhaufen. Um ihn lagen Gefäße und Scherben. Die Anlage stammt aus der jüngeren Steinzeit.

b) Die Gestalt aus Buchau (2) besteht aus Eiche. Sie stammt aus dem Ende der Bronzezeit. Nähere Fundumstände sind ungewiß.

c) Bei Rosbjerggaard bei Hobro (3) fand man in einem alten Föhrenwäldchen folgendes: An einem Baum lag ein feuergeschwärztes Bronzegefäß; unter ihm befanden sich Feuerbrände. An einem anderen Baum stand der Unterteil eines Tongefäßes; in der Nähe lagen Scherben. Nicht weit davon fand man zwei größere und mehrere kleinere gewölbte Steinhaufen. Teils unter, teils auf den Steinen lagen u. a. Gefäßscherben und ein geschnitztes Trinkhorn. Auf einem dieser Haufen fand man nebeneinanderstehend zwei Pfähle, die am unteren Ende zugespitzt waren. Die anderen Enden waren vermodert. Es sind wohl die Reste eines Holzbildes oder zweier Pfähle ähnlich den Alken. Aus welchem Holz die Pfähle waren, wird im Fundbericht nicht gesagt; waren sie aus Föhrenholz, weil eine Gegenfälligkeit zu den Föhren des Fundplatzes nicht erwähnt wird? Die Anlage stammt aus der Zeitspanne vom Ende der Bronzezeit bis zum Beginn unserer Zeitrechnung.

d) Auch die Gestalt vom Broddenbjärgmoor (4), Amt Viborg, stand auf einem Steinhaufen. Zu Füßen dieser Gestalt stand im Steinhaufen ein Lehmgefäß. Die Gestalt, die aus Eiche ist, ist nach dem Gefäß zu schließen eisenzeitlich.

e) Bei Kjævang, Seeland (5), wurde ein Holzblock unbekannter Holzart mit Löchern für Beine, Arme und Phallus (?) gefunden. Das Gesicht mit den Haaren ist sehr gut erkennbar. Die Herstellungszeit ist unbekannt.

f) Bei Spangholm (6), Bendssyssel, wurden wenigstens 50 Gefäße zusammenstehend gefunden. Inmitten der Gefäße war ein 64 cm langer Eichenholzpfehl eingerammt. Er ist an einem Ende zugespitzt; am anderen sind zwei Seitenzweige fortgeschnitten. Die Anlage stammt aus der älteren Kaiserzeit.

g) Pörsendorf (7), Thüringen. „Der Kessel wurde im Jahre 1859 in der Torfstecherei zu Pörsendorf ungefähr 20 Fuß tief in der Erde aufgefunden, rings um denselben standen 7 Urnen, wovon nur diese nebst ihrem Inhalt gut erhalten, die anderen aber von den Arbeitern zerstochen waren. Dahinter lag eine Gestalt von Holz, mit breitem Gesicht, scharf geschnitzten Augen, eingedrückter Nase und ausgebreiteten Armen, welche letztere beim Aufheben der Gestalt herausfielen, das Gesicht aber von der Luft zerrissen wurde. In der Nähe hatte eine große Eiche gestanden, welche ebenfalls in der Erde lag, der übrige Raum war leer.“

– Nach Angabe des Herrn Voigtritter (am 17. 5. 1876) lag das Holzbild nicht hinter, sondern mit im Kreise, aber umgefunken am Boden. Die Arme waren von Eschenholz, die Figur selbst Eichenholz. Die Arme waren auch geschnitzt, Finger nicht mehr bemerkbar. Im Kreise drinnen lag noch ein Naturstein (Kalkstein) in Form eines Vogelkopfes, ca. 1 Fuß lang, –, 10/15“

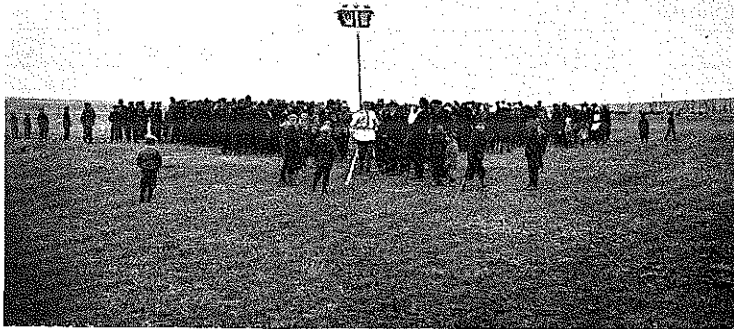


Abbildung 5. Eierlesen in Lichtental. 1933. Aufnahme Institut für deutsche Volkskunde, Tübingen.

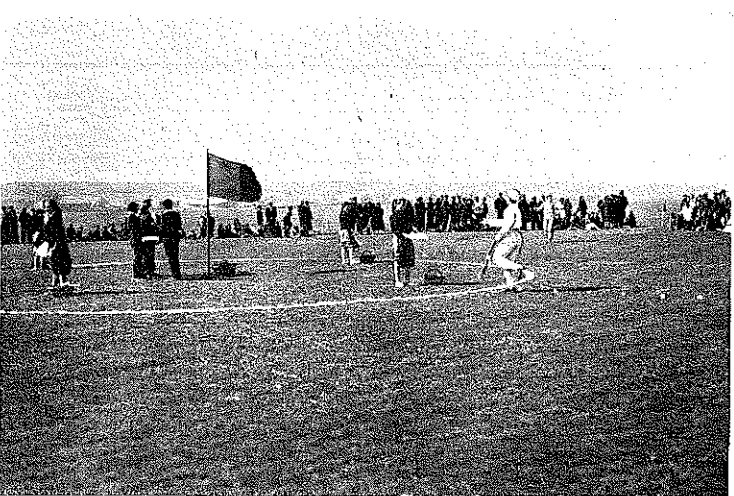


Abbildung 6. Eierlesen in Sarata 1937. Aufnahme Institut für deutsche Volkskunde, Tübingen.

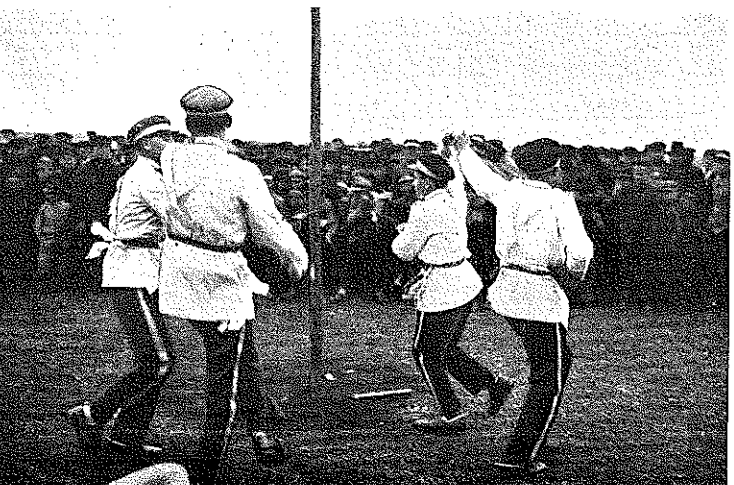


Abbildung 7. Tanz der Läufer, Lichtental 1933. Aufnahme Institut für deutsche Volkskunde, Tübingen.

davon lag im Torfmoor ein menschliches Gerippe (8)“. Die Anlage stammt aus der älteren Kaiserzeit.

h) Alt-Friesack (9) ein Eichenbild; vermutlich slawisch.

i) Behren-Lübbin (10), Mecklenburg; Eichenholzpfahl; vermutlich aus dem 10.-12. Jahrh.

k) Jantowo (11), Posen, Eichenkopf mit ausgehöhltem Hals; vermutlich aus dem 10. bis 12. Jahrhundert.

l) Holderneß (12), England; ein kleines Boot mit acht bewaffneten phallischen Gestalten; die Schnitzerei – wohl eisenzeitlich – ist aus Fichte.

m) Holzgestalt (13) oder Holzpfahl im Edinburgher Museum (14).

n, o, p) øyvaagellid (15), Südnorwegen; drei Holzgestalten oder Holzpfähle (14).

q, r) Sneedborffs ø, Grönland (16). In einem Grab wurden zwei Holzpfähle gefunden (14).

Deutungsversuch des Fundes vom Humber.

Auf den Felsbildern (17) in Bohuslän an der Nordwestküste Schwedens finden wir verschiedenlich Schiffe eingeritzt, in denen Einzelmänner stehen. Sie haben eine sehr große Ähnlichkeit mit der wohl eisenzeitlichen Schiffsschnitzerei von Holderneß in Ostengland.

Folgende dieser Schiffsrizungen möchte ich mit der Schnitzerei in Verbindung bringen:

Balger, I. 3 (Abb. 2), wo je 6 Gestalten in derselben Haltung wie in Holderneß stehen. I. 17, 1 (Abb. 3) wie eben. I. 8, 2 (Abb. 8), wo 8 deutlich erkennbare und 7 angedeutete Gestalten sich im Schiff befinden; sie sind ebenso wie auf I. 3 (Abb. 6), wo 4 solcher Gestalten erkennbar sind, schon mehr stilisiert. Einen weiteren Schritt zur Stilisierung bildet II. 5 (Abb. 4), wo die zweimal 3 Gestalten durch einen senkrechten Strich und zwei Vollkreise (Kopf und Körper) angedeutet werden. Die letzte Stufe dieser Stilisierung ist in den Strichen mit Kopf zu erkennen auf II. 47 (Abb. 5) und bei Kossinna (Abb. 7), Grabstein von Willfara-Schonen (Deutsche Vorgeschichte, 5. Aufl., S. 91). Hierbei ist allerdings zu berücksichtigen, 1. daß vermutlich zwischen diesen Felsbildern und dem Bild aus Fichtenholz 500, wenn nicht 1000 Jahre liegen; 2. darf nicht unbeachtet bleiben, daß auf den hier in Frage kommenden Felszeichnungen die Schiffsinassen nie phallisch dargestellt sind, dagegen die acht Gestalten aus Holderneß an der Mündung des Humber mit größter Wahrscheinlichkeit phallisch waren.

Die Einzelgestalten und ihre Deutung. – Heilige Bäume, heilige Pfähle.

Die Ehrung oder Verehrung der Holzgestalten wird zurückgeführt auf einzelstehende Pfähle und ursprünglich in frühindogermanischer Zeit auf heilige Bäume (18). Dem wird man beipflichten. Wie Detering gezeigt hat, ist dieser alte heilige Baum die Eiche gewesen. Sprachliches, Naturgeschichtliches, Heilmittelfundliches, Brauchtumkundliches und vor allem die Bodensfunde (Holzreste und Gegenstandsverzerrungen) sprechen dafür.

Die „Irminful“ und die Weltensäulen.

Mit den alt-heiligen Bäumen in Zusammenhang gebracht werden die Irminful und die Weltensäulen. Näheres hierüber zu sagen erübrigt sich, da das Schrifttum hierzu trotz seiner Vielgestaltigkeit sich im großen und ganzen bejahend ausgesprochen hat (19).

Holzgestalten – Götzen?

Diese Holzgestalten sollen nach weit verbreiteter Meinung (20) germanische Fetische, Götzen oder Kultbilder gewesen sein. Diese Annahme ist aber auf Grund der Massenseelenforschung kaum noch aufrecht zu erhalten (21). Es ist eher anzunehmen, daß diese Bilder, wenn es Götzen gewesen sind, sie nicht von unseren germanischen Vorfahren verehrt wurden. Sie sind dann höchstens Verehrungsgegenstände andersrassiger Höriger gewesen (21). Haben sie aber doch im Brauchtum unserer Vorfahren eine Rolle gespielt, dann ist eher anzunehmen, daß sie als Symbole dienten (22, 23).

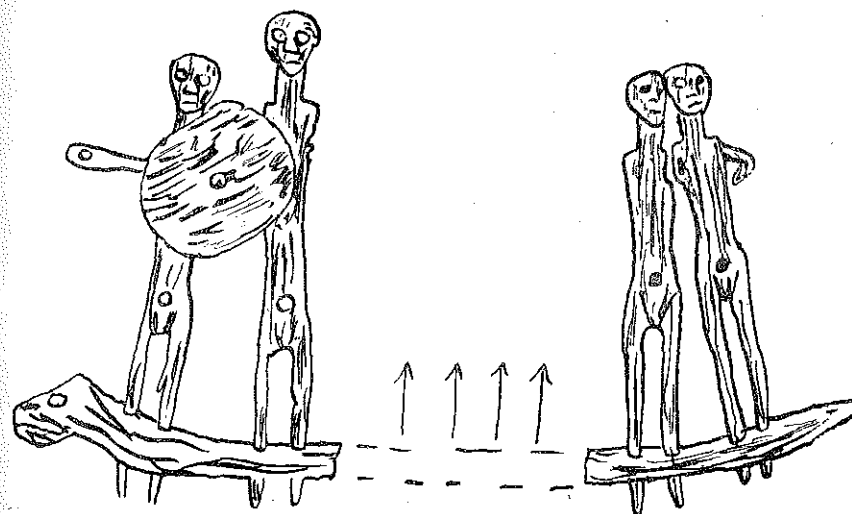


Abbildung 1.

Almgren, „Niel. Urf.“ Seite 65 Ost-England Mündung des Humber (ursprünglich 8 bewaffnete phallische Gestalten).



Abbildung 2.



Abbildung 3.



Abbildung 4.



Abbildung 5.



Abbildung 6.

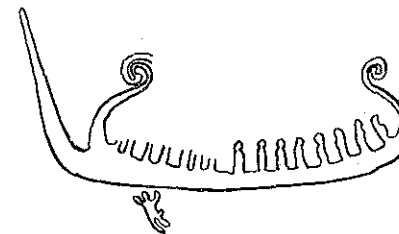


Abbildung 8.

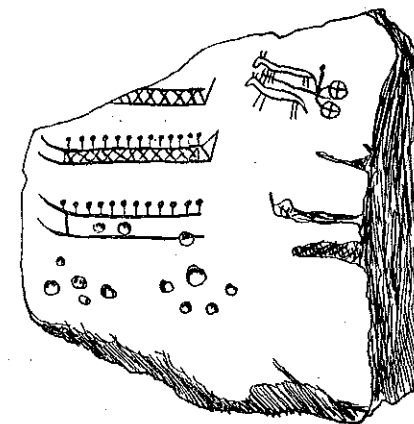


Abbildung 7.

In Harbardsljoth 57 werden für Island Wegmarkierungen durch Holzpfähle bezeugt. Noch im 18. Jahrhundert waren geschnitzte Wegweiser auf Island in Gebrauch. Höchstwahrscheinlich waren sie verschieden gestaltet, wie jetzt noch in den Alpen, um ohne Beschriftung dem Wanderer das Zurechtfinden zu ermöglichen. Von zwei solchen Pfählen (vielleicht einem Zwillingswegweiser) wird - wie wir noch weiter unten sehen werden - in Havamal Str. 49 berichtet, daß sie aus Spott bekleidet wurden.

Wenn die Annahme zu Recht besteht, daß wenigstens ein Teil (24) der im germanischen Gebiet gefundenen Holzgestalten als Grenz- oder Wegpfähle zu deuten ist (25), dann könnte dafür sprechen, daß sie gern auf Steinhaufen gestellt wurden, wohl um weithin sichtbar zu werden. Dafür könnte auch sprechen, daß sie - soweit sie menschliche Gestalt besitzen - phallisch dargestellt werden. Denn die griechischen Hermen, die doch erwiesen als Grenz- bzw. Wegzeichen gedient haben, sind ebenfalls phallisch. In dieselbe Reihe möchte ich auch die Stenfloten stellen, die phallisch geformten Steine, die häufig in Norwegen und n. W. auch in Schweden vorkommen.

Daß sowohl die Gestalten als auch die Steine phallisch geformt wurden, hängt wohl mit einer Frühform der später zum Wanenglauben gewordenen Weltanschauung zusammen. Doch möchte ich mich an dieser Stelle gegen die u. a. von Mogk (26) vertretene Ansicht wenden, solche Gestalten und Phallusformungen hätten dazu gedient, „um die Fruchtbarkeit der Erde zu fördern“. Hier wie auch sonst im Brauchtum ist m. E. eher ein symbolisches als zauberhaftes Denken beim nordischen Menschen anzunehmen, wie uns auch durch die Sinnbildforschung immer wieder bestätigt wird.

Trifft es zu, daß solche Gestalten als Weg- oder Grenzzeichen zu erklären sind, dann ist auch verständlich, warum verschiedentlich in ihrer Nähe Gefäße, Feuerstellen usw. gefunden wurden. Dann sind diese Gefäße nicht Opfer an die Kultgestalt, sondern Reste von Mahlzeiten, die anlässlich irgendeiner Besprechung an dieser leicht auffindbaren und obendrein heiligen (27) Stelle stattfanden. Zu bemerken ist noch, daß die alten Wegsäulen und Grenzsteine durchweg Säulenform haben.

Bemerkenswert ist auch in unserer Beobachtungslinie die eigenartige Anlage zweier Dörfer in der Gegend. Beide Dörfer, die zuerst 966 erwähnt sind, heißen Saubach. Sie liegen rechts und links eines Baches, des „Spring“. Eines der Dörfer gehört zum Amt Wendelsstein, das andere zum Gericht Steinburg. In ihrer Nähe ging ehemals die Handelsstraße Leipzig-Regensburg. An ihr steht der „lange Stein“. War er ein solcher Grenzstein, der zwei Gebiete so scharf trennte, daß die Grenze noch in der Verwaltungsart der beiden Dörfer sich widerspiegelt? Ein Hinweis auf ähnliche Verhältnisse mag uns auch noch der „Opferstein“ von Buschlaub/Göthelitz, Kr. Weiskensfeld, sein, der genau auf der Gemarkungslinie steht. Unerwähnt soll aber nicht bleiben, daß bis noch weit ins Mittelalter hinein auch lebende Bäume, meist Eichen, als Grenzzeichen angesehen wurden (28).

Holzgestalten - Merkmale für Beratungsplätze?

Wie eben schon gesagt, glaube ich, daß die Kunde bei einigen Holzgestalten davon Zeugnis ablegen, daß dort Beratungen stattfanden. Bestärkt werde ich in dieser Deutung dadurch, daß auch jetzt noch vielfach das Merkmal alter Beratungsplätze ein hölzernes oder steinernes Bild oder ein Pfahl oder ein Stein ist. Ich meine die Bauernsteine und Rolandsäulen. Hierbei wäre einmal der einzelstehende Bauernstein als Versammlungs- bzw. Beratungs-ort anzusehen (z. B. Kirchdeblau, Saalfeld), andererseits der Bauernsteinfranz als Umgehung oder Sitzsteinreihe für die Teilnehmer zu erklären (z. B. Koppach, Kreis Querfurt). Die Rolandsäule (29) würde als städtisches Gegenstück dem einzelstehenden Malfstein, Bauernstein gleichzusetzen sein. Zu beachten ist, daß die ältesten Rolande (30) pfellerartig sind! Als vorgeschichtliche Gegenstücke kämen für die einzelnen Steine die Holzgestalten in Frage.

Als Gegenstücke zu den Bauernsteinfränzen seien aus der Vorgeschichte erwähnt die Steinringe der Art wie Stonehenge und die Holzringe von Woodhenge, Wiltshire (31) und Woodhenge, Norwich (31), und aus der Frühgeschichte das Umhaseln von Beratungs- und Kampfsplätzen.

Daß eine Verbindung zwischen der städtischen Form der Rechtsäule (Roland) und der ländlichen Form (Steinerne Jungfrau und wie die alleinstehenden besonderen Steine auch genannt werden) besteht, erscheint mir durch Brauchtum gesichert, das in ähnlicher Form bei beiden vorkommt. Erwähnt seien folgende Orte:

Thorsberg (hier noch alte Säule auf dem Thingplatz, auf dem Markt abgehalten wird). Paderborn (Jodestein, hier Latare ein Volksfest). Gerbstedt (Hoyerstein, hier noch 1512 am 8. September ein Jahrmarkt). Hamburg (am Roland findet Markt statt). Halle/S. (am Roland findet Markt statt: die „Halle'sche Messe“, die infolge der Bürgerunruhen Anfang des 15. Jahrhunderts von der Leipziger Messe abgelöst wurde). Magdeburg (Markt am Standbild Kaiser Ottos (?)). Dölau (Steinerne Jungfrau, hier müssen die Pfarrer der drei umliegenden Orte abwechselnd predigen). Bucha (Bauernstein = „Kaufstein“, an dem Käufe und andere Verträge abgeschlossen wurden). Domnitz (noch 1865 wurde durch dreimaliges Pochen mit einem Eichenholzhammer an die Hofstür zur Versammlung am Bauernstein aufgerufen). Werben (am Bauernstein versammelt sich die Gemeinde). So in den meisten Dörfern, wo Bauernsteine sind. Stralsund (Verlobungen an dem „Stein auf dem Markt“ öffentlich verkündet). Greifswald (wie Stralsund). Lübeck (wie Stralsund). Hachpfüffel (Stein auf dem Ackerstück, an dem früher das „Pfiffelsche Gericht“ abgehalten wurde). Bels (auf dem Dorfplatz ein Stein, an dem das alte Zehngericht stattfand (32)). Halle/S. (1482 ist der öffentliche Tanz, „so alle Jahr vor dem Rolande gehalten worden, abgeschafft“). Magdeburg (Rolandspiel). Brandenburg-Neustadt (im Kopfe des Rolandes eine flache Mulde, in der seit je Donnerbart wächst). Buch (zu Pfingsten wird der Rolandskopf mit einer Blätterkrone geschmückt). Prenzlau (auf dem Kopf des Rolandes 4 Löcher mit Bleispuen. Trug er eine Schale, in der ebenfalls Pflanzen wie in Brandenburg wuchsen? Hierfür kann sprechen, daß alte Nachrichten von einem Lorbeerfranz berichten. Oder wurde er nur ebenso wie der in Buch geschmückt?). Langenberg (zu Pfingsten Tanz an der Rolandsäule; alte Sagen führen dies auf heidnisches Brauchtum zurück). Questenberg (erinnert sei an das Questenfest, dessen einer Teil oben auf dem Gipsberg, dessen anderer im Ort stattfindet; allerdings ist m. W. mit dem Roland kein Brauchtum verbunden, ebenso auch nicht mit dem Bauernstein, der neben dem Roland liegt). Die Spielrolande sind wohl eine Abart des Ringreitens und gehören nicht in diesen Zusammenhang (33).

Brauchtum, wie die Benutzung des Rolandes als „Schwarzes Brett“ (Nordhausen), Prangerpfahl (Pösen und Plösch), dergleichen als Stelle, wo nach einem Brand die Feuerherde hingebraucht werden mußten, um sie dem rechtmäßigen Eigentümer zurückzugeben (Gardelegen), hängen mit der Rechtsbedeutung des Rolandes zusammen.

Aber nicht nur Brauchtum, auch Sagen, die um Rolandsäulen, Bauernsteine und sonstige Steine spielen, zeigen, daß die von mir vermutete Sinneinheit dieser Steine besteht (34).

Karnevalsgezeiten, die sowohl im heutigen Brauchtum auftreten, als auch auf den Felszeichnungen in Bohuslän (35) zu erkennen sind, glaubt Märgren (36) mit Rolandsäulen in Verbindung bringen zu können. Dieser Meinung kann ich mich nicht anschließen. Wenigstens haben sie nichts mit der hier angedeuteten Herkunftslinie der Rolande zu tun.

Schriftliche Nachrichten. - Köpfe auf Pfählen oder Bäumen.

Eine Anzahl von schriftlichen Nachrichten spricht davon, daß Pfähle oder Bäume bei den Germanen eine Rolle gespielt haben sollen. Ein Teil dieser Nachrichten besagt, daß im Anschluß an „Opfer“ die Köpfe der getöteten Tiere a) an Bäume gehängt (Teutoburger Wald und Uppsala) oder b) auf Pfähle gesteckt (Alt Tartusch, Ibn Fadlan, Thule 19, 370) wurden. Die Nachrichten lauten: Zu a): Aber die Schlacht im Teutoburger Wald: „Daneben lagen

Bruchstücke von Waffen und Gliedmaßen von Pferden; zugleich hingen an Baumstämmen angeheftet die Köpfe (37, 38)" (Tacitus, Annalen I, 61). Über den heiligen Hain von Uppsala: „Die Körper aber werden in einem Hain aufgehängt, der zunächst dem Tempel liegt... dort hängen auch Hunde und Pferde neben den Menschen (38)." (Adam von Bremen IV, 27.) Zu b): „Alt-Tartufski erzählt: Sie feiern ein Fest, an dem sie alle zusammenkommen, um den Gott zu ehren und um zu essen und zu trinken. Wer ein Opfertier schlachtet, errichtet an der Tür seines Gehöftes Pfähle und tut das Opfertier darauf, sei es ein Hind oder ein Widder oder ein Ziegenbock oder ein Schwein (39)".

Ibn Fadlan berichtet: „Darauf nimmt er eine Anzahl Kinder und Schafe, schlachtet sie, gibt einen Teil des Fleisches an die Armen, trägt den Rest vor jene große Statue und vor die um sie herumstehenden kleinen und hängt die Köpfe der Schafe und Kinder an jenes Holz auf, das in der Erde aufgerichtet steht (40)."

Thule 19, 370 lesen wir: „Sie (König Waldemar und der Wendenfürst Mjuskat = Miklot) schlugen sich bei der Stadt, die Urk heißt; König Waldemar errang dort den Sieg, aber Mjuskat floh und fiel darnach. Die Dänen nahmen seinen Kopf und steckten ihn auf einen Pfahl vor der Stadt." (Vgl. dazu die von Peter Paulsen behandelte Bronzezeit zu Gnesen mit der Abbildung des auf einen Pfahl gesteckten Kopfes des hl. Adalbert; Germanien 1940, S. 15. Schriftleitung.)

Diese Nachrichten sind im Kern wohl richtig. Stehen mit ihnen die Nachrichten der Sagas (41) in Verbindung, die berichten, daß auf Island Stangen mit Pferdeköpfen als Neidstangen errichtet wurden? Doch möchte ich diese für reine Spottstangen halten. Ich glaube nicht, daß es Stangen sind, „die apotropäische Kraft haben, also zweifellos Überbleibsel alter, primitiver Kultbilder sind" (42). Wenn ich auch nicht leugnen will, daß die Neidstangen Islands eine spottflüchtige Spätform einer weisevollen Frühform sein mögen, so halte ich die Neidstangen selber aber für eine abseits des religiösen Denkens und Fühlens stehende Verspottungsart. Wissen wir doch aus den Epithamen und Spottversen der Sagas, wie spitz und scharf, aber auch manchmal wie gutmütig-herzlich der Spott der Wikinger war. Ein Zeugnis ihres Schabernacks sei hier besonders hervorgehoben, weil er sich ebenfalls um Holzgestalten – vermutlich Wegweiser, s. o. – drehte. Im Havamal 49 lesen wir: „Weg gab ich mein Gewand auf der Heide draußen zwei Holzmännern; Wie Necken sahen sie aus, als sie die Kleider hatten, beschimpft ist der nackte Mann." Wer denkt da nicht unwillkürlich an die Figur im Kopenhagener Hafen unweit der bekannten kleinen Nixe aus Andersens Märchen, die einen sich nach dem Bad Abtrocknenden zeigt und der man vor einigen Jahren im kalten Winter zum „Erwärmen" einen alten Bademantel umhängte. Muß man denn hinter allem dumpfbrütenden Fetischismus sehen?! Sinnvolle Ehrung des Erhabenen – und gutmütiger Scherz haben im Verhältnis zum Allgewaltigen bei Völkern unseres Blutes stets beieinander gewohnt.

Im Zusammenhang mit der Sitte, Köpfe von Tieren nach ihrer Welherötung aufzustechen, weise ich auf die mittelfeinsteinzeitliche Fundstelle von Meiendorf bei Hamburg hin. Hier wurde ein Pfahl mit aufgestecktem Kienierschädel gefunden. Der Ausgräber, Prof. Kust, bringt ihn laut Zeitungsmeldung mit dem Giebelsschmuck der niedersächsischen Bauernhäuser in Verbindung. Ist es richtig, in diesem Zusammenhang auf den sprechenden Kopf des Pferdes Gallada über dem Torweg in dem bekannten alten Märchen hinzuweisen? Steht mit ihnen auch die weitverbreitete Sitte in Verbindung, die Pferdennachgeburt auf Eichen aufzuhängen? (Vgl. J. D. Pfaffmann, Neues vom alten Wodan; Germanien 1936, S. 387 ff.).

Hochstapfeiler.

Eine weitere Gruppe von Nachrichten berichtet von den Hochstapfeilern (43). Auch sie sind wohl auf den Weltenbaum zurückzuführen. Allerdings tritt bei ihnen noch eine zweite Herkunftslinie hinzu, nämlich die rein bautechnische Bedeutung. Auch bei ihnen ist es unangebracht, sie, besonders wenn sie noch mit dem Bild Thors geschmückt sind, für Fetische zu erklären. Der Schmucktrieb spielt eine große Rolle. Wissen wir doch von anderen Gegen-

ständen, die mit mythologischen Gestalten verziert waren (z. B. Schilden (44) und Stühlen (45)); auch diese werden doch nicht für Fetische erklärt!

Daß die Hochstapfeiler eine große Rolle im Brauchtum im Norden spielten, ist nicht zu leugnen. Die Sagas sind voll derartiger Andeutungen. Trifft sie doch auch das norwegische Christenrecht mit seinen Verboten. Ihre Bedeutung näher aufzuzeigen, ist hier nicht der Platz. Es sollte nur darauf hingewiesen werden, daß der bisherigen Deutung eine andere und m. E. begründetere gegenübergestellt werden kann.

Originalhochstapfeiler sind m. W. bisher noch nicht gefunden; es sei denn, daß die beiden oben genannten Säulen aus den Gräbern an der Ostküste von Grönland als Reste solcher Pfeiler zu deuten sind.

- (1) Elemen, Urgeheiligliche Religion I Nr. 106. Feddersen, To Mosefund Aarbøger f. nord. Oldkynd. og Hist. 1881 S. 376. – (2) Reinert, Das Federseemoor als Siedlungsland der Vorzeitmenschen, S. 142. Detering, Die Elche, Kallischverlag 1939. Detering bringt dieses Holzbild m. W. zum erstenmal im oben angeführten ausgezeichneten Buch in diesem Zusammenhang. – (3) Schulz, Mitteldeutsche Volkheit, Halle, Vandenhoeck und Ruprecht 1935, Heft 1. – (4) Goltzer, Handb. d. germ. Mythol., Leipzig 1895, S. 603. S. Müller, Nordische Altertumskunde II, 180. Helm, Altgermanische Religionsgeschichte I, Nr. 106. de Vries, Altgermanische Religionsgeschichte I, 136. Detering, a. a. D. Schulz, a. a. D. Feddersen, a. a. D. 371. – (5) Helm, a. a. D. I Nr. 107. Feddersen, a. a. D. 380 f. – (6) Glob, Acta archaeologica VIII S. 186 f. Detering, a. a. D. S. 114 Anm. und Abb. 38. – (7) Altien der Großherzoglichen Bibliothek Jena (C, 4a) 1829/1868 S. 32. Altien des germanischen Museums Jena betreffs Posenborn. Göde-Höfer-Schlesche, Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens, Würzburg 1909, S. 276 ff. Schulz, a. a. D. Neumann, Thüringer Jahrbuch 1934, Heft 2. Detering, a. a. D. – (8) Dieck, Die Bedeutung der Moor- und Wasserfunde der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung unter besonderer Berücksichtigung der Holzgestalten, Moorscheiben und Menschopferberichte. Dissertation an der Martin-Luther-Universität Halle 1939, S. 10 ff. Dieck, Die Moorscheiben im frühgermanischen Lebensraum, ihre Vorkommen und Bedeutung (Mannusbibliothek 1941, Bd. 4; Vorbericht demnächst in „Forschungen und Fortschritte"). – (9) Feddersen, a. a. D. S. 381 ff. Helm, a. a. D. Nr. 107. Detering, a. a. D. von Kauf, Korrespondenzblatt d. Gesamtvereins deutscher Geschichte- und Altertumsvereine 1858 Nr. 11, S. 104 ff. Albrecht, Elawische Bildwerke, Mainzer Zeitschrift 1928 S. 46 ff., hier weiteres Schrifttum. – (10) Vögele, Alt. d. Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin 1910 S. 370 u. S. 381 ff. 70 Abb. 16. Detering, a. a. D. Albrecht, a. a. D., hier weiteres Schrifttum. – (11) Detering, a. a. D. Albrecht, a. a. D., hier weiteres Schrifttum. – (12) Feddersen, a. a. D. S. 383 ff. Helm, a. a. D. Nr. 107 Anm. 126. – (13) Feddersen, a. a. D. S. 383. Helm, a. a. D. Nr. 107. – (14) Näheres ist z. B. nicht in Erfahrung zu bringen. – (15) Berge, „Husgudar i Noreg" in Norst Jettelatur 1921 S. 9 ff. de Vries, Altgerm. Religionsgeschichte I, 136. – (16) Helm, a. a. D. Nr. 107 Anm. 126. Grath, Undersogelses-Reise til Østlyst af Grönland, Kopenhagen 1832, S. 101 ff. VIII Abb. 3; das Buch war mir z. B. nicht zugänglich. – (17) Balzer, Hällristningar från Bohuslän. 1. u. 2. Serie, Göteborg 1881–90 und 1891–1908. Norden, Felsbilder von Ostgotland. Hagen i. W. 1923. Almgren, Felsbilder, S. 18 ff. – (18) Detering, a. a. D. – (19) Aus der Fülle des Schrifttums sei lediglich folgendes erwähnt: Jung, Inseln und Nolandssäulen. Mannus 17. D. S. Reuter, Germanische Himmelstunde, München 1935. Wäldenhoff, Germania, S. 525. Dreik, Inseln und Gudekötter. Nordische Welt, 3. Jg., Heft 4; in diesem Aufsatz werden die Juppiter-Gigantensäulen in den Betrachtungsbereich der Inseln gebracht. Im Zusammenhang dazu sei die freundliche Mitteilung von Herrn Leusch-Halle gebracht, der bei Instandsetzung alter Kunstwerke feststellen konnte, daß im frühen Mittelalter in Miniaturen, der Plastik und der Glasmalerei – die Felsmalerei macht eine Ausnahme – der Stamm des Christuskreuzes grün dargestellt wurde. – (20) S. Müller, Nordische Altertumskunde II, S. 180. de Vries, Altgermanische Religionsgeschichte I, S. 136 f. Helm, Altgermanische Religionsgeschichte I, S. 216. – (21) f. auch Detering, a. a. D. S. 114 u. Anm. 51. – (22) So auch als Deutungsmöglichkeit von de Vries, Altgermanische Religionsgeschichte I, S. 137. – (23) Als gleichlaufende Erscheinung sei hingewiesen auf die Auffassung z. B. der Christusdarstellungen der evangelischen Konfession (vorwiegend im nordischen Gebiet! Abzusehen ist von den Folgen der Religionsknechtung der Gegenreformation) gegenüber der kultbildhaften Auffassung der katholischen Konfession („Katholische Rasse" des Papstes, Sommer 1938). – (24) Die späten slawischen Gestalten stehen hier nicht zur Besprechung. – (25) f. auch Detering, a. a. D., der m. W. zum erstenmal auf diese Deutungsmöglichkeit hingewiesen hat. – (26) Mogk, Germanischer Bilderatlas S. II. – (27) Grenz-bäume und -pfähle sind rechtshellig! Siehe Grimm, Rechtsaltertümer. v. Althofen, lex Frisionum. – (28) Vgl. von Suttner, Germanische Grenzfluren, im Archiv für Anthropologie 1909, S. 208 ff. – (29) Bei der Ableitung der Nolandssäule von dem heiligen Baum bzw. Pfahl greife ich zurück auf eine Deutung, die J. Grimm bereits 1815 angeführt (Kleine Schriften, Gütersloh, Bd. 8, S. 493), aber 1851 wieder fallengelassen hat (Vorlesung vom 14. 8. 1851: Kleine Schriften, Bd. 2, S. 359). Siehe auch u. a. Hylitz in Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung XV, 1894, S. 680. Nordische Welt, 1936, Heft 1. – (30) Als umfassende Zusammenfassung über Nolandssäulen mit reicher Schrifttumsangabe ist zu nennen: Görlitz, Ursprung und Bedeutung der Nolandssäulen, Herrn Oberbürgermeister i. R. Dr. Görlitz sei an dieser Stelle für freundliche Auskünfte gedankt. Hingewiesen sei auch auf Almgren in der Kronprins-Gustaf-Abol-Festschrift, Stockholm 1932. – (31) „Lustbild und Vorgeschichte", Hansalustbild S. m. b. S., Berlin 1938, S. 11 f. und 42 f. –

(32) Hier wie auch an anderen Orten steht neben dem Stein die Dorfbinde. Es treffen sich also wie bei den Grenzbezeichnungen die zwei Linien: der lebende Baum und der tote Stein als Sinnbild des alten Lebensbaumes. — (33) Gegen R. Feldmann, *Die Holandsbilder Deutschlands*, Halle 1904. — (34) Betreffs Holandsagen sei hingewiesen auf den Aufsatz von Ebers, *Steinerne Helden in Brandenburg*, *Zeitschr. f. Heimatpflege* 1931, S. 189 f. und Hoebe, *Deutsche Nolande*, 1934. — (35) Gegen Mogk, *Elemen* usw. — (36) Almgren, „Zure lang i Ståmlinge de tygsta Holands-foderna och andra jättebilder“ in *Arkeologiska studier*. Almgren, *Felozteckningar*, S. 348; dort weiteres Schrifttum. — (37) Vgl. u. a. den Aufsatz von J. D. Plassmann, „Die Menschenopfer nach der Varaischlacht“, *Germanien* 1934, S. 110 ff. — (38) f. Dieck, a. a. O. Dieck, „Gab es Menschenopfer bei den Germanen“ (*Mannus* 1941, Heft 2/3. — (39) G. Jacob, „Arabische Berichte von Gesandten an germanischen Fürstentümern aus dem 9. und 10. Jahrhundert“, *Leipzig* 1929, S. 29. — (40) Grähn, *Abn-Fosjans* und anderer Araber Berichte über die Russen älterer Zeit. Petersburg 1823, S. 9. Der vollständige Bericht, der von Dr. Zelt Salibi-Zogan vor über zehn Jahren in Persien entdeckt wurde und Wervollstes über die germanischen Stämme in Russland enthält, ist jüngst veröffentlicht worden; vgl. die Besprechung durch H. J. Graf, *Germanien* 1941, S. 40. — (41) u. a. Thule 3, 169 f. — (42) Helm, a. a. O. Nr. 108. — (43) Deiering, a. a. O. S. 111. Haupt, *Aus dem Posener Land*, Jg. 1909, S. 313 ff. Helm, a. a. O. I S. 108. Die vielfachen Erwähnungen in den Sagas u. a. Thule 7, 18. — (44) Thule 3, 239 f. — (45) Ebenfalls in den Sagas. Die genaue Angabe ist mir z. B. nicht möglich, da ich zur Wehrmacht eingezogen bin.

Adolf Hofe / Drei nordische Stabkalender in Hamburger Besitz

Die drei Kalenderstäbe, die ich in einer vergleichenden Untersuchung behandle, werden zur Zeit in Hamburg aufbewahrt (1), und zwar befinden sich zwei in Museums- und einer in Privatbesitz. Stabkalender, insbesondere Runenstabkalender, gibt es in deutschen öffentlichen Sammlungen nur in einer beschränkten Anzahl, aber Stücke in Privathand finden sich in Deutschland außerordentlich selten.

Der Besitzer des einen nordischen Stabkalenders ist der Zahnarzt Dr. med. Schaedel in Hamburg. Nach seinen Angaben ist der Stab wohl von dem Großvater seiner Frau erworben, der mehrere Reisen nach Norwegen unternahm und manche Seltenheiten mitbrachte. Der Stab besteht wahrscheinlich aus Eschenholz und ist 90 cm lang, 3,9 cm breit und 1,5 cm dick. Von der Gesamtlänge entfallen 9,3 cm auf einen Griff, der beim Anfaß an den übrigen Stab etwa $1\frac{1}{4}$ – $1\frac{1}{2}$ cm, am oberen Ende 3 cm breit ist. Hier ist der Griff durchbohrt, damit er an einem durchgezogenen Bande aufgehängt werden konnte. Unten und oben ist der Stab von längerem Gebrauch etwas abgenutzt und an einigen Stellen wurmförmig, aber sonst von guter Erhaltung. Die Einkerbungen auf dem Stabe befinden sich auf den beiden Breitseiten. Die Ausnutzung des Platzes ist nicht gleichmäßig, indem auf der einen Seite 8,8 cm, auf der anderen 13,2 cm frei von Kerbungen gelassen sind. Da der Inhalt der Kerbungen auf beiden Seiten den gleichen Umfang hat, sind die Kerbungen auf der zu zweit genannten Seite etwas enger zusammengedrängt. Die ganze Länge der beiden Breitseiten durchläuft eine tiefe Kerbe, die nach unten einen schmalen Raum für die kurzen Kerbstriiche, nach oben einen größeren Raum für die bildhaften Einkerbungen abtrennt. Auf der scharfen Kante, die durch eine Breitseite und eine Schmalseite gebildet wird, sind durch kleine Kerben auf jeder Seite des Stabes je 182 Striche gebildet. Jeder siebte Kerbstrich ist von der Kante über die Schmalseite weitergeführt, so daß durch sie auf jeder Einkerbungsseite je 26 Teilabschnitte entstehen. Die Reihenfolge der Einkerbungen verläuft auf diesem Stabe von rechts nach links, wie es ja auch bei den eigentlichen Runenkalendern solche mit rechtsläufigen und mit linksläufigen Runen gibt.

In ähnlicher Weise ist der verwandte Stab geformt, der im Museum für Völkerkunde in Hamburg als Nr. 14 162 : 1 aufbewahrt wird. Nach dem Museumskatalog wurde er 1875 als „Wätschschläger“ erworben. Die Angabe bietet nichts Überraschendes, wenn man hört,

daß die nordischen Kalenderstäbe öfter als Mangelhölzer benutzt wurden; natürlich sind durch solchen Gebrauch besonders die Ecken abgeschliffen und die Einkerbungen vielfach undeutlich geworden. Unser Stück ist wahrscheinlich nach dem Erwerbungsort in der Literatur (2) als Stab von Stavanger bezeichnet.

Der Stab ist 90 cm lang, 5,8 cm breit und 1,5 cm dick und nach Meinung des Werkmeisters, gehilfen Fritz Wagner beim Museum aus Nadelholz, wahrscheinlich Lärche, gearbeitet. Auch hier ist jede Breitseite durch einen die ganze Länge durchlaufenden Strich in eine breite Fläche für die eingekerbten Figuren und eine schmale für die senkrechten Kerbstriiche eingeteilt. Diese Kerbstriiche sind nicht wie bei dem erstgenannten Stabe in die Kante gefeilt, sondern in flacherer Weise zwischen dem Längsstrich und der Kante eingeschnitten. Wegen der Abnutzung des Stabes sind manche Kerbstriiche nur undeutlich, andere gar nicht mehr zu erkennen. Selbst wenn dies der Fall ist, erkennt man aber an dem Abstand, daß auch auf diesem Stab jeder 7. Kerbstrich besonders gekennzeichnet ist, und zwar durch kleine dreieckige Einkerbungen, die über dem betreffenden Kerbstrich oberhalb des Längsstriches stehen. So sind auch hier auf der einen Seite 26, auf der anderen, da durch Gebrauch eine Ecke abgegriffen ist, 25 Teilabschnitte entstanden. Der Inhalt der Einkerbungen ist auf diesem Stabe von links nach rechts zu lesen.

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß die einzelnen Kerbstriiche sich auf die Tage und die Markierung bei jedem 7. Strich sich auf die Wochen eines Kalenders beziehen. Da wir es mit immerwährenden Kalendern zu tun haben, bezeichnen die Markierungen beim 7. Strich nicht etwa die Sonntage, sondern sie entsprechen dem Buchstaben A in der Reihe der Sonntagsbuchstaben der mittelalterlichen immerwährenden Kalender. Da die Sonntage und damit auch die anderen Wochentage in jedem Jahr wechselt, mußte man sich zur Bestimmung der Wochentage in jedem Jahr merken, auf den wievielten Kerbstrich innerhalb der Siebenerabschnitte die Sonntage fielen. Es bedeutet natürlich daselbe, ob man feststellt, daß auf unseren Kalenderstäben z. B. in einem Jahr die Sonntage auf den 3. Kerbstrich in den Siebenerreihen fallen, oder ob auf einem immerwährenden mittelalterlichen Kalender die Sonntagsbuchstaben des Jahres durch den Buchstaben C oder auf einem Runenkalender durch die Rune þ mit dem Zahlwert 3 ausgedrückt werden. Von den beiden Gruppen der Stabkalender, solche mit Runen und solche mit Kerbstriichen für die Tage, zerfällt jede wieder in eine Gruppe mit Angabe und eine ohne Angabe der Goldenen Zahl. Unsere beiden Stäbe gehören zu der einfacheren Gruppe, die die Tage durch Kerbstriiche ausdrückt und keine Goldenen Zahlen enthält. Die Bezeichnung der Goldenen Zahlen, aus denen man die Neumonde und damit auch die anderen Mondphasen des Jahres ablesen konnte, war besonders wichtig für die kirchlichen Kreise, damit man aus der Mondstellung zu Frühlingsanfang das Osterfest und damit die übrigen beweglichen Feste berechnen konnte. Dieses Bedürfnis bestand für die Laien weniger, und über die Mondphasen konnte man sich durch einen Blick zum Himmel leicht vergewissern. Für einfache Bedürfnisse genügte daher ein Kalender, der die Tageseinteilung im Jahreslauf und die Stellung der Wochentage darbot.

Einfache Stäbe mit Kerbstriichen, die Jahres- und Wocheneinteilung kenntlich machen, sind zwar aus vorchristlicher Zeit im Norden nicht überliefert, müssen aber, da sie bei vielen primitiven Völkern vorhanden sind, auch bei den nordgermanischen Völkern angenommen werden. Es wäre auch nicht einzusehen, wie man durch Jahrhunderte der christlichen Zeit an dem gekerbten Stabkalender festhielt, wenn er nicht auf alter volkstümlicher Überlieferung beruht hätte. Der römisch-christliche Kalender brachte als besonderen Inhalt die über das ganze Jahr verteilten festliegenden Festtage der Heiligen, die für die wichtigsten in der ganzen Kirche dieselben sind, für sogenannte Lokalheilige aber in den einzelnen Diözesen mannigfache Unterschiede aufweisen. Das Datum dieser Heiligentage von einem Kalender ablesen zu können, war nicht nur für jedermann wichtig, weil die Beachtung und das Feiern dieser Tage von der Kirche mit allen Mitteln, vor allem durch Kirchenbußen, erzwungen wurde, sondern weil diese Heiligentage durch Jahrhunderte die Grundlage der historischen Chronologie darstellten. Wie im mittelalterlichen Deutschland drückte man auch im Norden seit Einführung des Christentums

(In Dänemark und Norwegen etwa im 11., in Schweden etwa im 12. Jahrhundert) ein Datum fast ausschließlich durch die Bezeichnung „sundsoviel Tage vor oder nach dem nächstgelegenen Heiligenfeste“ aus. Wie man im Gegensatz zu dem geschriebenen Kalender der Kirche im Norden an den gekerbten Holzstöcken oder an geritzten Kalenderringen festhielt, blieb die volkstümliche Überlieferung auch in einem anderen Punkte erhalten. Der römisch-christliche Kalender begann das Jahr mit dem 1. Januar. Besonders bei jüngeren Stabkalendern findet man auch diesen Jahresanfang und demnach auf der einen Seite des Stabes die Zeit vom 1. Januar bis 30. Juni, auf der anderen Seite die Zeit vom 1. Juli bis 31. Dezember eingekehrt. Wie für die Germanen der neue Tag am Abend begann (daher die Zählung nach „Nächten“ anstatt nach „Tagen“), so begann für sie das Jahr mit Wintersanfang (daher die Zählung nach „Wintern“ anstatt nach „Jahren“). Wenn daher wie besonders der älteren Stabkalender auch unsere beiden Stücke auf der einen Seite die Zeit vom 14. Oktober bis 13. April, auf deren anderen vom 14. April bis 13. Oktober, also ein Winter- und ein Sommerhalbjahr enthalten, so stellt dies ein Kompromiß zwischen dem gelehrten Kirchenkalender und der alten heimischen Überlieferung dar.

Der von der kirchlichen Auffassung verfolgte Sonderzweck, die Germanen zur Kenntnis und Beachtung der kirchlichen Feiertage zu erzielen und anzuhalten, konnte auch bei einem beliebigen Jahresanfang erreicht werden. Die Hauptsache war, daß die Verfasser der Stabkalender bei einem bestimmten Heiligtage als Ausgangspunkt angingen und weitergehend die Zeitabstände bis zu den weiteren Festtagen kannten. Um dies zu erreichen, wurden Merkmolein über diese Zeitabstände festgelegt, da die älteren Stabkalender keine Monatsseinteilung besaßen und daher ein Ausdrücken eines Datums nach moderner Art durch Tag und Monat nicht möglich war.

Eine solche Formel, die im 26. Kapitel des Kirchengesetzes von Erzbischof Johannes dem Jüngeren von Drontheim von 1280 festgesetzt ist, lautet in etwas verkürzter Übertragung und unter Hinzufügung der modernen Datierung in Klammern folgendermaßen: Vom 13. Tag in der Julzeit (6. Januar) sind 19 Nächte bis Pauls Messe (25. Januar) von da 8 Nächte bis Lichtmess (2. Februar), von da 22 Nächte bis Mathias (24. Februar), von da 16 Nächte, im Schaltjahr 17 Nächte bis Gregor (12. März), von da 13 Nächte bis Marias Messe (Mariä Verkündigung) (25. März), von da 22 Nächte bis Magnus (16. April), von da 9 Nächte bis zum Wittgangstage (Martus) (25. April), von da 7 Nächte bis Philippus und Jakobus (1. Mai), von da 2 Nächte bis zur Kreuzmesse (3. Mai), von da 12 Nächte bis Halward (15. Mai), von da 33 Nächte bis Botulf (17. Juni), von da 7 Nächte bis Johannes (24. Juni), von da 5 Nächte bis Peter (29. Juni), von da 3 Nächte bis Ewisthun (2. Juli), von da 6 Nächte bis zur Messe der Männer von Sella (8. Juli), von da 13 Nächte bis Margarete (20. Juli), von da 2 Nächte bis Maria Magdalena (22. Juli), von da 3 Nächte bis Jakobus (25. Juli), von da 3 Nächte bis zur ersten Lohsmesse (29. Juli), von da 5 Nächte zur späteren Lohsmesse (3. August), von da 7 Nächte bis Laurentius (10. August), von da 5 Nächte bis Marias Messe (Mariä Himmelfahrt) (15. August), von da 9 Nächte bis Bartholomäus (24. August), von da 15 Nächte zur späteren Marien-Messe (Mariä Geburt) (8. September), von da 6 Nächte zur Kreuzmesse (14. September), von da 7 Nächte bis Mathäus (21. September), von da 8 Nächte bis Michael (29. September), von da 29 Nächte bis Simon und Juda (28. Oktober), von da 4 Nächte bis Allerheiligen (1. November), von da 10 Nächte bis Martin (11. November), von da 12 Nächte bis Klemens (23. November), von da 7 Nächte bis Andreas (30. November), von da 6 Nächte bis Nikolaus (6. Dezember), von da 15 Nächte bis Thomas (21. Dezember), von da 4 Nächte bis zum Jultage (25. Dezember).

Aus dieser Formel des Erzbischofs Johannes sieht man, wie sehr er auf die heimische Überlieferung Rücksicht nimmt. Er rechnet die Abstände zwischen den Festen nach Nächten, bezeichnet den 6. Januar nicht als Epiphania oder Heilige Drei Könige, sondern als dreizehnten Tag in der Julzeit (d. h. nach Beendigung der germanischen 12 heiligen Nächte) und spricht nicht von Jesu Geburt am 25. Dezember oder einem ähnlichen Ausdruck für dieses Fest, sondern vom 13. Tag i iolon und von 4 Nächten vom 21. Dezember till iola dags. (Jul ist ja bis auf den heutigen Tag in Skandinavien die Bezeichnung für unser Weihnachten geblieben.) Diese einfache Art, das Jahr einzuteilen, geht von der germanischen Art aus, Zeitabstände zu zählen, indem beim ersten Abschnitt der Ausgangstag und der Endtag mitgezählt werden. Weiterhin wird dann der Unterschied zwischen Ausgangstag und Endtag gezählt. Das Verfahren ist im Katalog des Erzbischofs Johannes allerdings nicht konsequent durchgeführt, sondern der Abstand zwischen dem 25. April und dem 1. Mai mit 7 Tagen, zwischen dem 8. und 20. Juli mit 13 Tagen ist um 1 Tag zu hoch, der zwischen dem 25. und 29. Juli mit 3 Tagen um 1 Tag zu

niedrig angesetzt. Wenn schon das Vorbild Fehler enthält, ist es kein Wunder, daß auch auf Kalenderstäben – abgesehen von einzelnen Versetzen des Schnitzers – wegen falscher Zählung des Abstandes falsche Datierungen von Festtagen entstehen. Das zeigt sich auch bei unsern beiden Stäben. Beim Stabe aus dem Hamburger Museum (Künftig M. abgekürzt) liegt der erste Fehler vor, weil der Tag der Apostelteilung statt auf den 15. Juli auf den 14. Juli gesetzt ist. Der Schnitzer hat diesen Fehler nicht bemerkt, sondern unter Berücksichtigung der ihm bekannten Zeitabstände weitergezeichnet. Daher stehen sämtliche folgenden Festtage bis zum Ende dieser Stabsseite, nämlich der 19., 21., 24., 28. Juli, der 2., 9., 14., 23., 28. August, der 7., 13., 20., 28. September, der 6. Oktober zwar in richtigem Abstande vom 14. Juli und in richtigen Abständen untereinander, aber die richtige Datierung wäre jedesmal 1 Tag später. Beim Stabe von Dr. Schaedel (Künftig Sch. abgekürzt) stehen folgende Festtage an falscher Stelle: Magnus am 17. statt 16. April, Georg am 24. statt 23. April, Apostelteilung am 14. statt 15. Juli, Klemens am 22. statt 23. November, Barbara am 5. statt 4. Dezember, Nikolaus am 7. statt 6. Dezember; wahrscheinlich auch der 13. statt 14. Februar, wenn sich dieser Tag auf den selten vorkommenden Heiligen Valentinus bezieht.

Aus den Stäben ist auch zu erschließen, von welchem Jahresanfang der Schnitzer ausgeht. Weil die Germanen nach Wintern rechneten, war bei den älteren Stäben meistens der 14. Oktober der Jahresanfang. Da das Jahr mit 365 Tagen, 52 Wochen und 1 Tag umfaßt, muß bei den Kalendern, bei denen die Reihe der Sonntagsbuchstaben oder Wochentagsbuchstaben durch Nomen oder Buchstaben ausgedrückt ist, der Jahreseschlußtag und der Jahresanfangstag dasselbe Zeichen tragen. Das zeigt sich beim römisch-christlichen Kalender und den nach ihm eingerichteten meistens jüngeren Stabkalendern – auch bis auf wenige Ausnahmen bei allen Nomenkalendern – darin, daß der 1. Januar mit dem Anfang der Zeichen für die Sonntagsbuchstaben beginnt und der 31. Dezember das gleiche Zeichen trägt. Da für unsere beiden Stäbe der 1. Januar kein Jahresanfang ist, bezieht sich die Reihe für die Sonntagsbuchstaben nicht auf diesen Tag, sondern auf den Anfang der Sommer- bzw. Winterjahreshälfte. Der Stab M. reicht in der Winterhälfte nur bis zum 6. April, da die Ecke mit den folgenden Tagen weggegriffen ist. Da aber beim 6. April die Markierung für den Anfang der Sonntagsbuchstaben steht, mußte auch der 13. April solch Zeichen getragen haben. Nun fängt auch die andere Stabsseite beim 14. April wieder mit dem gleichen Zeichen an. Also zeigt sich hier das Zusammenfallen oder der Jahresanfang am 14. April. Beim Stabe Sch. ist wohl wegen eines Versehens des Schnitzers der 13. Oktober nicht eingekehrt. Er hätte sonst ebenso wie der 6. Oktober die Markierung für den Anfang der Sonntagsbuchstaben getragen. Da auf der anderen Stabsseite der 14. Oktober wieder mit diesen Zeichen beginnt, ist hier der Zusammenfall, also die Jahresgrenze. Der Stab Sch. beginnt also sein Jahr nach älterer Zählungsart mit dem 14. Oktober. Daß wir es in beiden Fällen mit Stäben norwegischen Ursprungs zu tun haben, wird schon durch die Überlieferung über den Herkunftsort wahrscheinlich gemacht, kann aber aus dem Kalenderium näher bewiesen werden. Folgende Festtage weisen auf norwegische Spezialheilige hin. 11. Januar, Brettiva oder Brictiva (auf beiden Stäben), eine Heilige wahrscheinlich irischen Ursprungs, deren Tag schon im 11. Jahrhundert in Norwegen unter den Heiligtagen erwähnt wird. 17. statt 16. April, Magnus (nur auf Stab Sch.). Magnus Erlandsøn, Jarl der Orkneyinseln, die ein Suffraganbistum der Erzbischofs Diözese Drontheim bilden, wurde 1115 ermordet. 15. Mai, Halward (auf beiden Stäben). Halward, ein naher Verwandter des Heiligen Olaf, wurde mit Speeren getötet. Dann band man ihm einen Mühlstein um den Hals und warf ihn in die See. Er war der Hauptheilige der Diözese Oslo, hatte eine Kirche in Bergen und war in ganz Norwegen hochangesehen. Über den 2. Juli wird noch zu sprechen sein. 8. Juli, Sunniva (auf beiden Stäben). Nach der Legende Tochter eines irischen Königs, floh sie mit Männern und Frauen über See, wurde durch Sturm nach Norwegen verschlagen und suchte auf der Insel Sella Zuflucht in einer Höhle. Benachbarte Bewohner mauerten sie in der Höhle ein. Die Überreste sollen 996 gefunden und im 11. Jahrhundert in der Domkirche zu Bergen beigesetzt sein. 3. August, Olaf (auf beiden Stäben). Der Gedenktag des Königs Olaf des Heiligen von Norwegen, gestorben 1030, wurde am 29. Juli in allen skandinavischen Ka-

lenden vermerkt. In Norwegen unterscheidet man aber vom 29. Juli als dem ersten oder größeren Dlafstage den 3. August als den späteren oder kleineren Dlafstag zur Erinnerung an seine translatio (Aufhebung oder Überführung der Gebeine).

Die Stäbe lassen sich aber in Norwegen noch genauer lokalisieren. Einar Legow (a. a. O.) zeigt, daß von den erhaltenen norwegischen Stabkalendern sich eine größere Zahl nach den Festtagszeichen beim 2., 8. und 10. Juli in 3 Gruppen einteilen läßt. Der Beschreibung, die Legow von der 2. Gruppe gibt, entspricht die Darstellung der genannten Tage auf dem Stabe M. Der 2. Juli, Mariä Heimsuchung, zeigt ein Kreuz mit einem den rechten Kreuzesarm umfassenden Halbkreis. Das Zeichen beim 8. Juli (Sunniva), ein Halbkreisabschnitt auf einer Stange, kann man am ehesten mit einem aufgespannten Regenschirm vergleichen. Da als Sunnivas Zeichen eine Höhle oder ein Felsen genannt wird, wo sie und ihr Gefolge den Märtyrertod fanden, sieht Legow den Halbkreisabschnitt als eine Darstellung dieser Höhle an. Der 10. Juli wird in dieser Gruppe durch eine Sense dargestellt und soll den Bauern an den Beginn der Erasmahd erinnern. Der Heilige Knut, König von Dänemark, gestorben 1086, dem der Tag gewidmet ist, hat daher im Norden häufig den Beinamen Senses-Knut erhalten. Auf dem Stabe M. ist der Sensesstiel dargestellt, das schmale Sensesblatt dagegen ist nicht eingeschnitten, vielleicht weil der Schnitzer ein Versehen beging oder eine undeutliche Vorlage einfach nachschnitt, ohne sich über den Sinn des Tages Klarheit zu verschaffen. Wie Legow diese zweite Gruppe als „südliche Sunniva-Gruppe“ bezeichnet und dem Bistum Bergen als Ursprungsgebiet zuweist, so muß auch für den Stab M. das gleiche Ursprungsgebiet angenommen werden. Nicht ganz so deutlich liegen die Verhältnisse beim Stabe Sch. In der dritten Gruppe Legows wird der 2. Juli durch einen Bischofsstab gekennzeichnet. Der Heilige Svithun, ein englischer Bischof, der Schutzpatron des Domes in Stavanger und des ganzen Bistums Stavanger, hat also die übliche Festtagsbezeichnung des 2. Juli, Mariä Heimsuchung, völlig beiseite gedrängt. Das Zeichen auf dem Stabe Sch. stellt ebenfalls einen Bischofsstab dar. Die dritte Gruppe Legows zeigt beim 8. Juli, hier Killian gewidmet, eine Sense und beim 10. Juli, dem Tage Knuts, eine Harke, beides Hinweise auf die beginnende Heuernte. Auf dem Stabe Sch. ist der 10. Juli überhaupt nicht, der 8. Juli durch eine Stange und darüber einen Kreis mit 3 Strahlen dargestellt. Dies Zeichen entspricht offenbar dem sonst bei Sunniva überlieferten Emblem einer dreizinkigen Gabel und kennzeichnet also diesen Tag wieder als Sunniva gewidmet. Legow bezeichnet seine dritte Gruppe als Svithuns-Gruppe und weist sie dem Bistum Stavanger zu. Wie Legow von einer gewissen Überschneidung der Gebiete der Verehrung der beiden Heiligen Sunniva und Svithun spricht, so zeigt die Anordnung der heiligen-Darstellungen bei den drei genannten Tagen, daß der Stab Sch. offenbar in einem Gebiet entstanden ist, das als Grenzgebiet sowohl vom Bistum Bergen wie vom Bistum Stavanger beeinflusst wurde.

Was die Entstehungszeit der beiden Stäbe betrifft, so ist sie für den Stab M. festgelegt, weil die eingetriebene Jahreszahl 1644, wie dies auch bei manchen anderen Stäben der Fall ist, das Entstehungsjahr wiedergibt. Daß sie nicht nachträglich, etwa von einem späteren Besitzer, hinzugefügt sein kann, geht aus der Art ihrer Verbindung mit den Festtagszeichen hervor. Diese vier Zahlen haben die ungefähre Größe der Festtagszeichen, und drei von ihnen stehen geradezu an Stelle von Festtagszeichen. Die 1, aus einer langen senkrechten Kerbe gebildet, steht beim 14. April (Calixtus, fürste sommerdag), die erste 4 beim 25. April (Markus) und die zweite 4 beim 1. Mai (Philippus und Jakobus). Man könnte auch sagen, daß die beiden Zahlzeichen 4 wie ein auch sonst als Festtagszeichen vorkommendes Kreuz gebildet sind, vor das noch ein senkrechter Abstrich gesetzt ist. Der kleine senkrechte Strich auf dem rechten „Kreuzesarm“ der zweiten 4 könnte vielleicht als ein Hinweis auf einen sprossenden Baum angesehen werden, der auf anderen norwegischen Stäben beim 1. Mai vorkommt. Die 6 aus der Jahreszahl 1644 steht etwa beim 18. April, ohne einen bestimmten Festtag zu bezeichnen. Angaben, aus denen die Entstehungszeit des Stabes Sch. festzulegen wäre, habe ich nicht gefunden. Man kann nur sagen, daß dieser Stab wegen des Jahresanfanges am 14. Oktober eine ältere Tradition bewahrt.

Folgende einzelne Festzeichen sind noch zu besprechen. Auf beiden Stäben finden sich natürlich viele Embleme der betreffenden Heiligtage, häufig die Gegenstände, mit denen die Heiligen nach der Legende gemarkert worden sind. Besonders bei Stab M. finden sich aber auch manche als graphisch zu bezeichnende Zeichen, bei denen eine Herleitung aus einem Bilde schwierig oder gar nicht zu finden ist. Von ähnlichen Zeichen auf englischen Stäben sagt Schnippel (Die englischen Kalenderstäbe S. 35): „Mit den meisten derselben mag sich in konventioneller Übung eine bestimmte Bedeutung oder auch eine Beziehung auf einzelne Tage verbunden haben, bei anderen kann man nur vermuten, daß sie rein individuellen Erinnerungen als Merkzeichen dienen sollen.“ Als ein solches Zeichen verwendet der Schnitzer von Stab M. häufig ein Rechteck oder ein schräges Viereck über einem Kreuz oder auf einem einfachen Strich. Dieses Rechteckzeichen, das zwölfmal vorkommt, ist offen und geschlossen geschnitten und mit Strichen und Punkten verschiedenartig gekennzeichnet worden. Beim 2. Februar könnte dies Zeichen als Kandelaber (Lichtmeß), beim 12. März vielleicht als ein Buch (Gregor als Kirchenlehrer) aufgefaßt werden. Wie das Zeichen beim Sommeranfang, 14. April, der sonst durch einen belaubten Baum oder einen Baum mit aufwärts gerichteten Zweigen dargestellt ist, durch die Zahl 1 der Jahreszahl ausgedrückt wird, so findet sich auch bei Winteranfang, 14. Oktober, nicht das übliche Zeichen, ein entlaubter Baum oder ein Baum mit abwärts gerichteten Zweigen, sondern ein frei geformtes Zeichen. Als ein besonderes Festzeichen für einige höhere Festtage erscheint auf Stab M. ein Kreuz mit einem tief eingeschnittenen Dreieck darüber. Dieses Zeichen steht beim 25. März (Mariä Verkündigung), beim 3. Mai als schräg gelegtes Kreuz (Kreuzfindung), beim 7. (statt 8.) September (Mariä Geburt) und beim 13. (statt 14.) September (Aufrichtung des Kreuzes).

Beim Stabe Sch. steht sechsmal als Festzeichen ein Hauptstrich mit schräg nach oben gerichteten Seitenstrichen. Beim 14. April mit je vier Seitenstrichen ist es das übliche Zeichen für den Sommeranfang, beim 2. Februar mit je drei Seitenstrichen ein Leuchter mit Lichtern, also Beziehung auf Lichtmeß, beim 25. April (Markus) mit drei Seitenstrichen links und einem rechts vielleicht ein Hinweis auf den Rückflug, da dieser Vogel mit dem Markustage in Verbindung gebracht wird, beim 14. (statt 15.) Juli mit je vier Seitenstrichen eine Darstellung der Apostelteilung, beim 8. September mit je 3 Seitenstrichen ein ungewöhnliches Zeichen für Mariä Geburt und beim 21. Oktober mit je 2 Seitenstrichen wohl ein Hinweis auf die Pfeile der Ursula. Auffälligerweise zeigt der 14. Oktober als Winteranfang nicht entsprechend dem Sommeranfang einen Baum mit abwärts gerichteten Zweigen, sondern einen langen Strich und darüber ein kleines Kreuz in einem breit gekerbten Kreis. Das viermal erscheinende Zeichen, ein Bogen mit vier Zacken oder Strahlen, erweist sich als ein Bischofsstab und steht beim 17. Juni (Botulf), 2. Juli (Svithun), 11. November (Martin) und 7. (statt 6.) Dezember (Nikolaus). Ein dreimal auftauchendes Zeichen wie ein großes lateinisches P ist schwer zu deuten. Ausgangspunkt kann der 12. Mai sein. Von den Heiligen dieses Tages, Pankratius, Nereus und Achilleus, die im Norden als „heilige 3 böndere“, als die heiligen 3 Bauern und Wetterheiligen, verehrt werden, gilt Pankratius besonders als Kriegermann; man könnte daher dieses Zeichen als einen Schwertgriff auffassen. Dem würde entsprechen, daß beim 23. April (Georg) das übliche Symbol dieses Heiligen, die Lanze, auch mitunter in die ritterliche Waffe des Schwertes umgedeutet wurde. Ob eine ähnliche Deutung für die Heiligen des 12. Juni im norwegischen Kalender, Basilides und Genossen, oder für den Heiligen dieses Tages auf den schwedischen Kalender, den Missionar Eskil, möglich ist, kann ich nicht entscheiden. Das Zeichen eines Striches, gekreuzt mit einem Malzeichen, bedeutet beim 6. Januar wahrscheinlich den Stern der Heiligen 3 Könige und beim 3. Mai (Kreuzfindung) das schräg zum Hauptstrich gelegte Kreuz.

In der Erklärung des Kalendariums bezeichne ich die verschiedenen Rechteckformen des Stabes M. mit Rechteckzeichen. Wenn auf dem Stabe Sch. der Tag vor gewissen Festtagen einen kleinen einfachen Strich als Sigillenzeichen trägt – der Stab M. kennt die Bezeichnung der Sigillie, Vortag oder Vorabendfeier vor höheren Festtagen, nicht –, so setze ich zu dem betreffenden Festtage ein Sternchen. Die Datierung, auch wenn sie falsch ist, ist so wiedergegeben,

wie die Stäbe sie enthalten. Diejenigen Deutungen, die mit einem Fragezeichen als möglich bezeichnet sind, kommen meistens auf anderen Stäben vor. Wenn auch die Stäbe das Jahr mit dem 14. April bzw. 14. Oktober anfangen, lasse ich die Deutung des Inhalts beider Kalendarien aus Gründen der praktischen Anordnung mit dem 1. Januar beginnen.

Januar

Stab M.		Stab Sch.	
1. Kreuz mit Rechteckzeichen.	Beschneidung des Herrn.	*1. Strich mit Dreieck darüber (das rituelle Beschnittungsmesser?)	Desgl.
6. Strich mit Rechteckzeichen.	Heilige 3 Könige.	*6. Strich mit Stern.	Desgl.
11. Strich mit schmalem, links spitzem Zeichen darüber.	Brettiva.	*11. Strich.	Desgl.
		13. Strich mit quadrierter Tafel (Abschlusszeichen?)	Schluss der 20 tägigen Julfestzeit.
		*17. Oben abgeplatteter Strich.	Antonius.
		20. Kreuz.	Jabian und Sebastian.
25. Kreuz mit offenem Viereckzeichen.	Pauli Befehung	25. Doppelkreuz.	Desgl.

Februar

2. Kreuz mit offenem Rechteck (Kandelaber?)	Lichtmess.	3. Nach links gebogener Strich mit Dreieck oben links.	Desgl.
3. Nach rechts gelehntes Kreuz.	Blasius.	*2. Leuchter mit Lichtern.	Desgl.
5. Strich mit Rechteckzeichen.	Agathe.	5. Nach links gelehnter Strich mit Spitze links oben.	Desgl.
		13. Strich, oben links ein nach rechts offener Bogen.	Kotahelliger od. statt dem 14. Febr. Valentinus.
		*15. Beil (?)	Bischof Siegfried (m. Beil getötet)
24. Strich mit offenem Rechteckzeichen.	Matthias.	24. Nach links gelehntes Kreuz.	Desgl.

März

12. Strich mit Rechteckzeichen. (Buch?)	Gregor als Kirchenlehrer.	1. Strich.	Albinus.
		12. Kute (?)	Gregor als Schulmeister.
		Von den Bauern auch als Besen aufgefaßt im Hinblick auf Frühjahrsreinigung.	
25. Kreuz mit tief geschnittenem Dreieck darüber.	Maria Verkündigung.	17. Kreuz.	Vertrud.
		*25. Nimbus oder Gloriole.	Desgl.

April

Stab M.		Stab Sch.	
14. Senkrechte Kerbe. Zahl 1 der Jahreszahl.	Siburtius, erste Sommerdag.	14. Baum mit aufwärts gerichteten Zweigen.	Desgl.
		17. Hakenstange oder Enterhafen.	Magnus.
		Auch als Spitzhacke aufgefaßt wegen Beginn der Feldarbeiten.	
25. Zahl 4 der Jahreszahl.	Markus.	24. Schwertgriff (?)	Georg
		25. Ruckucksflug (?)	Desgl.

Mai

1. Zahl 4 der Jahreszahl.	Philippus und Jakobus.	1. Speerspitze (?) oder sprossender Baum (?)	Desgl.
3. Nach rechts gelehntes Kreuz mit tiefgeschnittenem Dreieck darüber.	Kreuzfindung, Kreuzmesse im Frühling.	*3. Strich, gekreuzt mit schräggestelltem Kreuz.	Desgl.
		12. Schwertgriff.	Pantratus, Ne-reus u. Achilleus.
15. Strich mit Mühlstein darüber.	Halward.	*15. Strich mit Mühlstein darüber.	Desgl.
		25. Strich.	Urban.

Juni

17. Offenes Buch (?)	Botulf als Kirchenlehrer.	12. Schwertgriff (?)	Basilius u. Genossen od. Esfil
24. Strich mit offenem Halbkreis darüber. Taufkessel (?) Halber Sonnenkreis = Mittsommer (?)	Geburt Johannes des Täufers.	*17. Krummstab.	Desgl.
29. Verbindung von Schwert und Schlüssel.	Peter u. Paul.	*24. Strich mit Sanduhr darüber.	Desgl.
		Teilung des Sommers (?)	
		29. Schlüssel.	Desgl.

Juli

2. Strich mit Halbkreis rechts.	Maria Heimsuchung.	*2. Krummstab.	Swithun.
8. Strich m. Halbkreissegment.	Sunniva.	8. Strich mit Kreis und 3 Strahlen darüber. Umbildung einer dreizinkigen Gabel.	Desgl.
10. Strich (Sensenfahne ohne Senfenblatt.)	Knut.		
14. Kreuz mit 2 rechtwinklig stehenden Strichen unten links.	Apostelteilung.	14. Strich mit je 4 schrägen Strichen rechts und links.	Desgl.

Stab M.		Stab Sch.	
20. Kreuz mit senkrechtem Strich auf linkem Kreuzbalken.	Margarete.	20. Kreuz.	Desgl.
22. Kreuz mit offenem Rechteckzeichen darüber.	Maria	22. Kreuz mit je 1 schrägen Strich rechts und links.	Desgl.
25. Doppelkreuz. Oberer Kreuzbalken ein Schwert (?)	Magdalena.	25. Strich mit stärkerem rechten und kleinerem linken Schrägstrich. Pilgerstab (?)	Desgl.
28. Kreuz mit Streitag.	Jakobus.	*29. Strich mit Aht.	Desgl.
	Olaf (mit Aht erschlagen).		

August

2. Schräg nach rechts gelegenes Kreuz mit kleinerem Streitag.	Olafs translatio.	*3. Strich mit kleinerer Aht.	Desgl.
9. Krost.	Laurentius (auf Krost gebraten).	*10. Krost.	Desgl.
14. Strich m. Rechteckzeichen und gloriolenartiger Verzierung.	Maria Himmelfahrt.	*15. Strich mit leichtem Bogen und Viereck darüber.	Desgl.
23. Kreuz mit Querstrich rechts und gebogenem Messer (?)	Bartholomäus (mit einem Schabmesser geschunden.)	*24. Strich mit 2 Querstrichen links und gebogenem Messer (?)	Desgl.
28. Strich mit doppeltem Rechteckzeichen.	Entscheidung Johannes des Täufers.		

September

7. Kreuz mit tief eingeschnittenem Dreieck darüber.	Maria Geburt.	*1. Strich mit Kreis darüber. Mühlsstein (?) wegen Beginn des Kornmahls.	Agidius.
13. Kreuz mit tief eingeschnittenem Dreieck darüber.	Kreuzerhöhung im Herbst.	*8. Strich mit je 3 schrägen Strichen rechts und links.	Desgl.
20. Holzagt.	Mathäus.	*14. Großes Kreuz.	Desgl.
28. Waage.	Michael (wägt die Seelen).	*21. Holzagt.	Desgl.
		*29. Doppelkreuz.	Desgl.

Oktober

6. Strich m. unbekanntem Zeichen.	Brigitta.	4. Strich.	Franziskus.
14. Strich mit flachem Bogen nach rechts, senkrechtem Strich und schrägem Strich darüber.	Kalixtus, erste Winterdag.	7. Kreuz.	Desgl.
		9. Kreuz.	Dionysius.
		14. Langer Strich mit kleinem Kreuz im Kreis darüber.	Desgl.

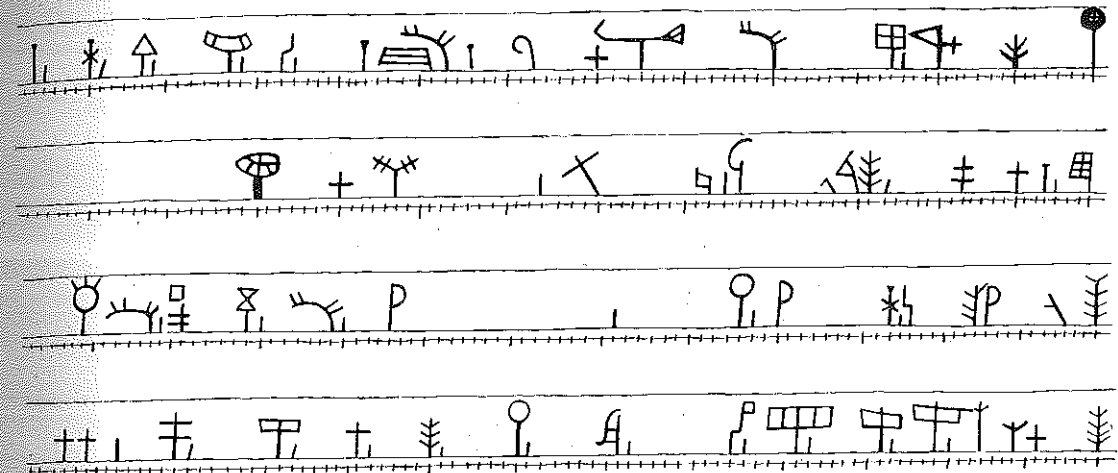


Abbildung 1. Norwegischer Kalenderstab. Die beiden oberen Reihen enthalten die Winterseite, die beiden unteren die Sommerseite. (Die in der Abbildung nach unten weitergeführten siebenten Striche bedeuten, daß diese über die Kante auf der Schmalseite weitergeführt sind.)

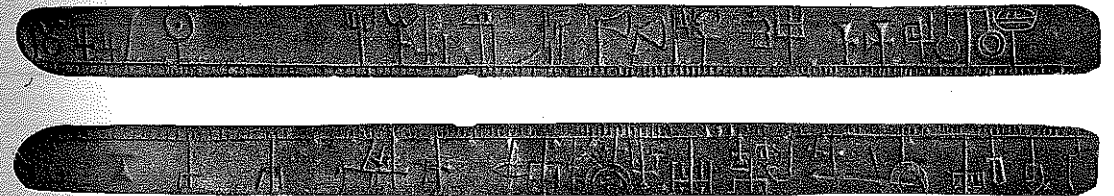


Abbildung 2. Norwegischer Kalenderstab. Oben die Sommerhälfte, unten (selber Kopf stehend) die Winterhälfte.

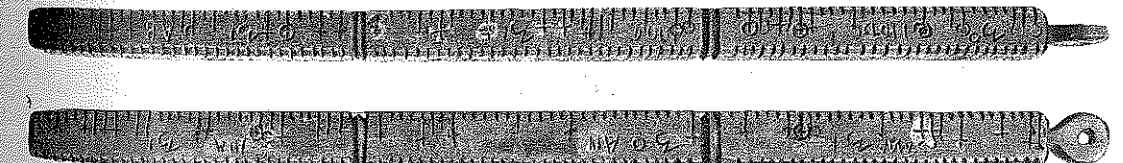
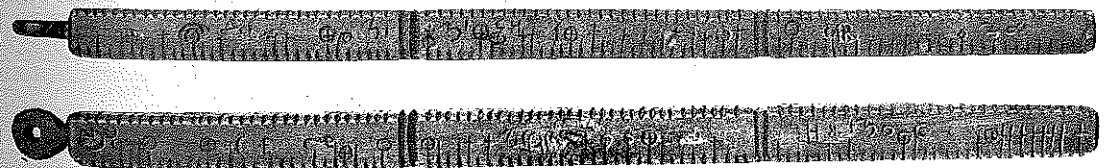


Abbildung 3 und 4. Kalenderstab aus Karelien. Abbildung 3 unten September, Oktober, November; oben Dezember, Januar, Februar. Abbildung 4 oben März, April, Mai; unten Juni, Juli, August.



21. Strich mit offenem Rechteck und Pfeilen der Ursula (?)	Ursula und ihre 11 000 Jungfrauen.	21. Pfeile der Ursula (?)	Desgl.
28. Strich mit Lanzen spitze.	Simon u. Juda.	*28. Lanzen spitze m. Kreuz rechts.	Desgl.

November

1. Strich mit verziertem Rechteckzeichen.	Allerheiligen.	*1. Quadrierte Tafel.	Desgl.
11. Wänschals mit Schnabel (?)	Martin.	11. Krummstab.	Desgl.
23. Anker.	Klemens.	22. Strich mit Anker.	Desgl.
25. Kleines nach rechts gelehntes Kreuz.	Katharina.	25. Kreuz.	Desgl.
30. Fischangel. Hinweis auf das Fangen der Zulfische.	Andreas.	30. Fischangel.	Desgl.

Dezember

4. Strich mit Bogen nach rechts und 2 Punkten.	Barbara.	5. Oben abgeplatteter Strich.	Desgl.
6. Strich mit Rechteckzeichen darüber.	Nikolaus.	7. Krummstab.	Desgl.
8. Unbekanntes Festzeichen.	Maria Empfängnis.	8. Unbekanntes Festzeichen.	Desgl.
13. Strich mit Querstrich und Lichtern (?)	Lucia.	13. Oben abgeplatteter Strich.	Desgl.
21. Großes Kreuz mit Strich und Rechteck links und Dreieck rechts.	Thomas.	*21. Fackel (?), Lanzen spitze (?).	Desgl.
25. Kreuz mit großem Festzeichen und kleinem Kreuz darüber.	Jesu Geburt.	*25. Strich mit großem Festzeichen.	Desgl.
29. Kleines Dreieck mit kleinem Bogen darüber. (Unklar, ob Festzeichen.)	Thomas v. Becket		

Man sieht, daß in den Festtagszeichen beider Kalender nur wenige und zum Teil fragliche Hinweise auf die Jahreszeit und die durch sie bedingten Arbeiten zu erkennen sind. Wenn man die Festzeichen der beiden Kalenderstäbe miteinander vergleicht, erkennt man, daß Stab M. nur 3 oder 2 Tage als Sondergut besitzt, nämlich den 28. August (Enthauptung Johannes des Täufers), den 10. Juli (Knut) und vielleicht den 29. Dezember (Thomas von Becket, Erzbischof von Canterbury). Der Stab Sch. enthält dagegen 15 Festtage mehr als Stab M., von denen folgende erwähnenswert sind. Der 13. Januar (20. Tag nach Jul) ist ein Festtag, der auf den schwedischen Kalendarien kaum fehlt. Der 1. März (Albinus) ist häufiger auf schwedischen und selten auf norwegischen Stäben eingekerbt. Der 15. Februar gehört dem schwedischen Spezialheiligen Siegfried, Bischof von Västerås, gest. 1045, und der 12. Juni würde, wenn er sich auf Eskil bezieht, ebenfalls einen schwedischen Spezialheiligen, nämlich einen angelsächsischen, in Schweden Ende des 11. Jahrhunderts gestorbenen Missionar, bezeichnen. Für die Lokalisierung des Stabes Sch., den ich oben in ein Grenzgebiet der Bistümer Bergen und Stavanger gesetzt habe, scheint mir daher noch die Vermutung am Platze zu sein, daß der Stab vom schwedischen Kalender beeinflusst, also wohl in einem nicht weit von der

schwedischen Grenze entfernten Grenzgebiet der beiden genannten Bistümer entstanden ist. Der dritte Kalenderstab wird ebenfalls im Hamburgischen Museum für Völkerkunde, und zwar unter der Katalognummer 12. 120 : 12 aufbewahrt. Von der Gesamtlänge von 65 cm entfallen 61 cm auf die gekerbten Flächen und 4 cm auf einen zierlichen Griff, durch den ein Loch zum Aufhängen des Stabes geböhrt ist. Er besteht nach Meinung von Fritz Wagner aus Birkenholz. Er ist wie die englischen Elog-Kalender vierkantig gearbeitet und bezeichnet ebenso wie diese die einzelnen Tage mit scharfen Kerben auf den Kanten. Es enthält also jede Seite des Stabes drei Monate, die voneinander durch zwei sehr tiefe Kerbeinschnitte getrennt sind. Goldene Zahlen und Unterscheidung der Kerben zur Feststellung der Sonntags-Buchstaben kennt der Stab nicht; über den Tageskerben stehen bei den betreffenden Tagen die Festtagszeichen. Auf den vier Flächen, die alle vom Griff aus von links nach rechts zu lesen sind, stehen in den einzelnen Dritteln die Namen der Monate mit den ersten 2, 3 oder 4 Buchstaben in russischer (i. unten) Schrift und die Zahl ihrer Tage eingekerbt. Eigenartig ist, daß die Stellen, wo die Zahl der Monatstage eingeschnitten ist, ebenso dunkel wie die Einkerbungen der Festtagszeichen aussehen, dagegen die Stellen, wo die Monatsnamen stehen, so hell und tief liegend sind, daß man den Eindruck bekommt, daß hier andere Einkerbungen weggeschnitten und dann erst die Anfangsbuchstaben der Monatsnamen eingekerbt seien.

Der Stabkalender stammt nach Mitteilung des Hamburgischen Museums für Völkerkunde aus Bartolampi in der Nähe des Pää-Järvi-Sees, der in Karelien unter dem 66. Breitengrad östlich der finnischen Grenze liegt. Der Stab hat größte Ähnlichkeit mit jenem, der als Fig. 19 bei Ritzberg (a. a. O.) abgebildet ist und ebenfalls aus dieser Gegend stammt. Wir kommen damit in ein Gebiet, das außerhalb des germanischen Volkstums liegt. Es ist aber bekannt, daß der schwedische Stabkalender sich nach Finnland ausbreitete und hier bodenständig wurde. Die ganze Art dieser Stäbe aus Nordwestrußland – Ritzberg (a. a. O. S. 10) weist auf die teilweise Ähnlichkeit mit den finnischen Formen und teilweise mit den englischen Formen sowie auf eine gewisse Ähnlichkeit mit der Kennzeichnung der Heiligtage in Dalarne hin – zeigt, daß wir es hier mit einer äußersten Ausstrahlung der nordisch-germanischen Kalenderstäbe zu tun haben. Weiter östlich bei den Syrjänen und Samojeden ist ein ganz anderer Typ eines Kalenderstabes heimisch, der sechskantig ist und von einer dickeren Mitte sich nach den beiden Enden hin verzweigt.

Ist die äußere Form dieses Stabes germanisch beeinflusst, so entspricht natürlich der Kalenderinhalt den Festtagen der russisch-katholischen Kirche. Wenn Ritzberg (a. a. O. S. 10) meint, daß der russische Kalenderstab am 1. März beginnt, so weist der in Hamburg befindliche Kalenderstab auf den 1. September als Jahresanfang hin. Hier sind nämlich außer einem monatelähnlichen Zeichen die Buchstaben NO, sicherlich Abkürzung für russisch nowo = neu, eingekerbt und damit der Neujahrstag gekennzeichnet. Es stimmt dies mit dem Umstand überein, daß die Russen bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts zwar das Jahr mit dem 1. März, seitdem aber wie die Byzantiner mit dem 1. September begannen. Da die Russen erst seit 1700 den Jahresanfang am 1. Januar übernahmen, ist der Kalenderstab älter als 1700; eine Möglichkeit für nähere zeitliche Festsetzung vermag ich nicht zu erkennen. Das Jahr ist also folgendermaßen auf die vier Flächen des Stabes verteilt. 1.: 1. September bis 30. November; 2.: 1. Dezember bis 28. Februar; 3.: 1. März bis 31. Mai; 4.: 1. Juni bis 31. August. Entsprechend der großen Zahl der russisch-katholischen Festtage sind in den Kalenderstab viele Festtagszeichen eingekerbt worden. Es sind dies der 5., 6., 7., 8., 9., 14., 16., 23., 25., 26., 27., 30. September, der 1., 2., 4., 5., 7., 18., 20., 22., 23., 26., 28. Oktober, der 1., 3., 6., 8., 13., 14., 20., 21., 22., 23., 24., 25., 26., 27., 28., 30. November, der 3., 5., 6., 7., 9., 12., 13., 15., 20., 21., 25., 26. Dezember, der 1., 6., 7., 10., 11., 14., 15., 17., 18., 20., 22., 24., 25., 27., 28., 30., 31. Januar, der 1., 2., 4., 8., 11., 12., 14., 17., 20., 28. Februar, der 1., 2., 5., 9., 11., 12., 13., 17., 24., 25., 26., 30. März, der 1., 12., 17., 23., 24., 25., 26., 30. April, der 1., 2., 3., 7., 8., 9., 14., 15., 20., 21., 23., 24., 25., 26., 29. Mai, der 1., 2., 3., 8., 9., 12., 19., 23., 24., 25., 26., 28., 29. Juni, der 1., 2., 5., 8., 9., 10., 11., 13., 15., 20., 24., 25., 27., 31. Juli, der 1., 3., 6., 8., 13., 15., 16., 21., 23., 24., 27., 29., 30., 31. August. Ein weiteres Eingehen auf diese

Zeichen, unter denen ein Kreuz und ein Kreuz im Kreis überwiegen, würde zur russischen Ikonographie gehören, also außerhalb des Rahmens dieser Untersuchung liegen. Endlich noch ein Wort zur Bezeichnung unserer drei Kalenderstäbe. Die Gattung der beiden zuerst behandelten normwegischen Stäbe wird in Norwegen als primstav bezeichnet. Diese Bezeichnung ist insofern nicht richtig, als das Wort prim, abgeleitet von primatio = Erneuerung des Mondes, nur für solche Stäbe gerechtfertigt ist, auf denen das Ablesen des Neumondes und damit auch der übrigen Mondphasen durch die Anbringung der Goldenen Zahl ermöglicht wird. Man sollte daher den fast ausschließlich schwedischen Kalenderstab mit Runen als runstav, den Stab mit Anbringung der Goldenen Zahl in Kerben als primstav und den mit Tageskerben ohne Goldene Zahl als rimstav bezeichnen, denn rim ist das alte nordische Wort für Zeitrechnung. Unsere Untersuchung handelte also, wenn auch der dritte Stab eine abgeleitete Form darstellt, von drei nordischen Almstäben.

(1) Verarbeitete Literatur: H. Grotefend: Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit. 3 Bde. 1891-98. E. Schnippel: Über einen merkwürdigen Runenkalender im Großherzoglichen Museum in Oldenburg. 1883. E. Schnippel: Die englischen Kalenderstäbe. 1926. A. Münch: Om vore forefædres ældste Tidregning, Primstaven og Merkedagene. Norsk Folkekalender for 1848. G. R. Magnussen: Description of a Norwegian Calendar. Cambridge 1878. Sinar Legov: Primstavet og belgendetelse. Norsk folkekultur. 10. Jahrg. 1924. Nils Lihberg: Runstavens upkomst. Fataburen 1921. — (2) Eine Untersuchung des Stabes liegt nicht vor. Eine Abbildung befindet sich bei Georg Buschan: Illustrierte Völkerkunde, II. Teil, Stuttgart 1926. Die der Abbildung zugrunde liegende Abzeichnung ist allerdings nicht ganz genau. Auch der Hinweis auf den Maßstab (1/10 nat. Länge) ist nicht zutreffend, da bei einer Länge von 17,1 cm in der Abbildung die wirkliche Länge des Stabes 171 cm betragen müßte.

*

General von Rabenau / Vom Sinn des Soldatentums

Vertrauen

Die ganze soldatische Haltung will von Grund aus als seelisch begründet aufgefaßt werden. Man nehme nur einmal den Begriff des Vertrauens. Vertrauen entsteht nur aus der Kraft des Glaubens, ist mehr noch als Begeisterung. Die charakteristische Haltung des Soldaten enthält die innere Bewährung des Willens, der seelischen Kraft, der heroischen Einstellung zu den Aufgaben der Nation. Diese Haltung soll und sie darf Vorbild sein. Nur soll man sich dabei vor einem hüten: vor einer bis zur Schematisierung gehenden allzu starken Typisierung des Begriffes der soldatischen Haltung. Bewiß soll man im Äußeren den Soldaten an seiner Zucht, sagen wir ruhig Manneszucht, schon am Gang, an der beherrschten Körperhaltung erkennen. Eine gesucht lässige Sporthaltung, erst recht ein äußerliches Sichgehenlassen paßt nicht zum Soldaten. Das Äußere soll Ausdruck bewußt gewordener seelischer Kraft und ständiger Selbstbeherrschung sein. Aber diese echte seelische Beherrschtheit darf nicht zum Krampf werden, äußerlich nicht und erst recht nicht innerlich. Auch der Soldat hat das Recht, sogar die Pflicht, Persönlichkeit zu sein und zu werden. Alle sind eins, aber nicht alle sind seelisch gleich, weshalb man auch niemals Nichtsoldaten zwingen sollte, unbedingt wie Soldaten zu sein. Man soll auch nicht innerlich versuchen, jedem einen ihm wesensfremden Zwang anzutun.

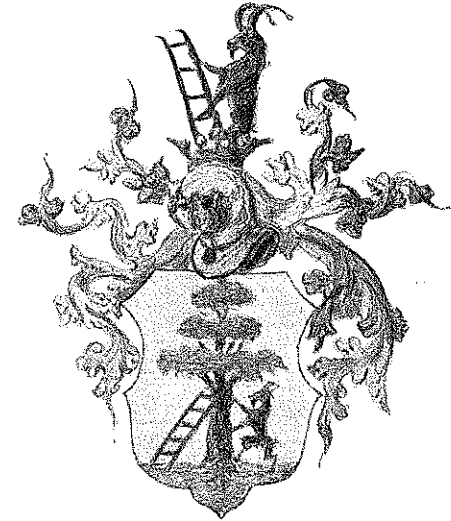
Die Zundgrube

Die Leiter als Sinnbild. Zu meinem Aufsatz „Die Leiter als Weihnachts-Sinnbild“ (Germanien 1940, S. 466 ff.) teilt Herr Gottfried Zuchs in Ansbach folgendes mit:

„In Bayern ist eine besondere Glücksgestalt der Schlotfeger (Essenkehrer, Schornsteinfeger, Kaminkehrer usw.); wenn er einem begnügt, hat man Glück. Er ist deswegen gern gesehen und benützt das, wenigstens war es in meiner Jugend in Regensburg so, um am 1. Januar in den verschiedenen Häusern ein gutes Neujahr zu wünschen, wofür er ein Trinkgeld erhielt. In meinem Elternhaus war ein Marzipanmodell mit einem solchen Schlotfeger, mit dem an Weihnachten sogenannte Zuckersüßigkeiten hergestellt wurden. Auf Neujahrstagen ist er abgebildet, in den Zeitungen (z. B. Völkischer Beobachter Nr. 365 vom 31. 12. 1933) ist er als Gratulant zu sehen. Wie kommt er zu der glückverheißenden Bedeutung? Nicht als Schlotfeger, sondern weil er eine Leiter trägt. Ein Schornsteinfeger ohne Leiter ist keine Glücksgestalt; nur wenn er eine Leiter trägt, ist er ein Glücksbringer, ohne Leiter, in unserer Gegend wenigstens, ganz gleichgültig. In allen oben angeführten Darstellungen hat er auch eine Leiter. Die Leiter ist jedenfalls bei dem Schornsteinfeger ursprünglich die Hauptsache, um derentwillen er Glücksmann geworden ist.“

Ohne Zweifel hat der Einsender mit dieser Auffassung völlig recht. Das ist ein besonders eindringliches Beispiel für den Zusammenhang von Sinnbild und Glaube: der Schlotfeger, der die Leiter trägt, ist deshalb ein Glücksbote besonders in der Zukunft, weil er das Jahressymbol trägt. Die Glückswunschgänge, die er zu Neujahr in der Erwartung einer Gabe unternimmt, fallen damit in das Gebiet der „Heischegänge“. Eine genauere Untersuchung dieser Heischegänge dürfte ergeben, daß dabei ebenfalls Symbole mitgeführt werden, die dem Jahresabschnitt entsprechen (vgl. den „Stern“ = Jahresrad der Sternsinger). Der Schornsteinfeger ist somit eigentlich ein „Scalliger“ (Leiterträger), wie

ja auch die berühmte lombardische Familie Scalliger in Verona eine Leiter im Wappen führte (vgl. dazu Otto Höflers Beitrag „Langobarden in der Fehle-Festschrift „Brauch und Sinnbild“, auf den ich demnächst eingehender zurückkomme).



Wappen der niederländischen Familie de Bock, am 3. Juni 1520 verliehen vom Kaiser Karl V.

Ein weiteres schönes Beispiel für die Leiter als Sinnbild bekam ich auf Grund meines Beitrages aus Holland von meinem Kameraden Hans Schneider: „Sie sehen auf dem beigelegten Wappen einen Baum mit dreifüßiger Krone und daran die Leiter gelehnt, also gleichsam eine Verbindung des Dreifüßigenbaumes mit der in Ihrem Aufsatz beschriebenen Leiter am Baum. Das Wappen gehört der niederländischen Familie de Bock, die verwandt ist mit der deutschen Familie des Generals von Bock, der dasselbe Wappen haben soll. Ich habe dieses Wappen von Herrn Kenier van Houten, dessen Frau eine geborene de Bock ist.“

Das Wappen ist nach weiterer Mitteilung am 3. Juni 1520 von Kaiser Karl V. ver-

liehen worden. Es ist wohl ursprünglich ein „lebendes“ Wappen, aber mir scheint, daß es noch einen tieferen Sinnzusammenhang enthält. Der Bock, der sich rechts am Dreistufenbaume aufrehtet, und der auf der Helmlinze selbst die Leiter trägt, dürfte ein Steinbock sein. Nun aber beginnt am Tage der Winter Sonnenwende, dem Beginn der Julzeit, auch das Tierkreiszeichen des Steinbocks (Capre): Leiter und Steinbock dürften also im Jahreszusammenhange gleichbedeutende Sinnbilder sein, der Steinbock ist also hier vielleicht ein „Julbock“, wie er im Volksbrauche weit verbreitet ist. Wie Fr. Mühlfinger erwiesen hat, und wie ich durch ein besonderes Beispiel bestätigen konnte (Germanien 1940, S. 235), ist der Dreistufenbaum auch als Weihnachtsbaum nachzuweisen, wofür Otto Huth viele Beispiele beigebracht hat. Er wäre also hier das dritte Sinnbild, das auf die Symbolik der Weihnachtszeit hindeutet.

Direktor John Greese in Kile teilt mir endlich zu meinem Beitrag noch berichtend mit, daß der dort abgebildete Weihnachtsbaum von einem deutschen Kriegsschiff nicht mit Glitter behängt ist, wie er heute an unseren Lichterbäumen allgemein üblich ist, sondern daß der Behang aus Berg besteht. Der hier benutzte Berg wird aus einem ungeteerten Tauende ganz fein gezupft, so daß er wie ein Schleier aussieht. Dieses Behanges wegen führt ein solcher Seemanns-Weihnachtsbaum auch vielfach als Artbezeichnung den Namen „Bergbaum“.

J. D. Plassmann

Zur Begriffsbildung von Kultur und Zivilisation. Willi Hellpach gibt in seiner „Einführung in die Völkerpsychologie“ (Gerbinand Enke Verlag, Stuttgart 1938) auf Seite 128 folgende Definitionen über Kultur und Zivilisation:

„Kultur ist die Bestimmung und Gestaltung der Lebensgehalte und Lebensform einer Menschengemeinschaft durch einen obersten Lebenswert. – Zivilisation ist die Herrschaft von Menschengemeinschaften über Naturschätze und Naturkräfte zur Erleichterung der Daseinsführung.“

In seinen bezüglichen Ausführungen (Zivilisation und Kultur, S. 127–133) verweist Hellpach zunächst die in jüngster Zeit stark vertretene „überspitzte“ Ansicht einer Wesens-

gegenfährlichkeit zwischen Kultur und Zivilisation, obwohl Einseitigkeiten der Zivilisation in eine Art Gegensatz zu wirklicher Kultur geraten können – (S. 128), „daß aber echte Zivilisation an sich ein Bestandteil echter Kultur ist und immer gewesen ist“.

Aus den Definitionen Hellpachs geht unverkennbar hervor (S. 128), „daß es sehr differenzierte Kulturen mit höchst primitiver Zivilisation und umgekehrt raffinierteste Zivilisation bei niedergehender, überhaupt fragwürdiger Kultur gibt“.

Die anschließenden Erläuterungen münden in folgender Erkenntnis (S. 130): „Es verhält sich also mit der Zivilisation wie mit jedem Einzelfaktor der Völkerlebensformen gemäß dem Erstarrungsgesetz: es ist das Überwuchern der äußerlichen Einrichtungen über die innerlichen Werte und Motivsetzungen, was sie in Widerstreit mit echter Kultur bringt.“

Abgesehen von der relativen Bedeutung dieser Erkenntnis im Zuge der Gesamterläuterungen Hellpachs, werden u. E. mit den Ausdrücken „äußerliche Einrichtungen“ und „innerliche Werte“ die wesentlichen Unterscheidungsmerkmale zwischen den Begriffen Zivilisation und Kultur besser bezeichnet als in den angeführten Definitionen. Zumal nun auch im betonten Sinne des Widerstreites das Wesen „echter Kultur“ klar aufsteht, haftet auch schon an den Merkmalen „Lebensform“ in der Definition von Kultur etwas Außerliches – Zivilisatorisches. Überdies kann die „Lebensform einer Menschengemeinschaft“ wohl als kulturell bedingt angenommen werden, ihre Art, Vertiefung, ja ihr Bestand überhaupt aber nur durch echt zivilisatorische Grundlagen ermöglicht werden. Die Lebensform einer Menschengemeinschaft an sich ist daher schon echte Zivilisation, während „die Herrschaft von Menschengemeinschaften über Naturschätze und Naturkräfte“ zweifellos nur den Grad („Erleichterung“) der Daseinsführung bestimmt und daher nicht als wesentliches Merkmal in der Begriffsbildung gelten kann. Wir stellen nunmehr den eingangs angeführten Definitionen Hellpachs folgende Begriffsbildungen gegenüber:

Kultur ist der Ausdruck des Innenlebens.

Zivilisation ist der Ausdruck des Zusammenlebens.

Hierzu sei noch bemerkt: Erhielten wir durch weitgehende Abstraktion u. E. unwesentlicher Merkmale Begriffe größtmöglichen Umfanges, so erreichten wir mit der Wahl wesensähnlicher, aber dennoch sich ausschließender Materialien auch eine klare Scheidung nach deren Inhalt und schließlich durch die Analogie der Formen einprägsame Gestaltung.

Ausgeschaltet haben wir bei unseren Erwägungen natürlich alle jene nur im Sprachgebrauch wurzelnden Ausdrücke wie: Eskultur, Bohnkultur, Weinkultur, Trachtenkultur u. a., weil sie doch nur auf die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Kultur (Agrikultur), als der Pflege und Vereblung eines irgendwie verbesserungsfähigen Gegenstandes (Handlung) zurückzuführen sind und daher insgesamt außerhalb des Inhaltes und des Umfanges unseres Begriffes stehen. – Dagegen entsprechen die geradezu wie formelhafte Wortverbindungen aufscheinenden und vielfach gegenfährlich gebrauchten Ausdrücke wie „Griechische Kultur“ und „Römische Zivilisation“ ganz dem Sinne unserer Begriffsbildung, denn sie bedeuten das ausnahmslos durch literarischen und künstlerischen Niederschlag vermittelte Erbe griechischen Geisteslebens bzw. die Vorstellung des sich imperial auswirkenden römischen Staatsgefüges, wogegen z. B. der Ausdruck „Britische Staatskultur“ wieder nur willkürlichem Sprachgebrauch entspringt, da es sich hierbei bloß um eine Volkslebensform, also um eine nur kulturell bedingte Art der Zivilisation, des Zusammenlebens handelt.

Andererseits zeigen uns derlei Beispiele, daß gewisse zivilisatorische Erscheinungsformen und Gebräuche von jeher als volksgebunden empfunden wurden, was (S. 132) „die Frage nach der volklichen Bedingtheit der zivilisatorischen Geistes- und Willensschöpfungen“ nicht nur erst aufwirft, sondern bereits bejaht. Daß auch rein kulturelle Strömungen ihren Ursprung wenigstens periodisch nur in volksgebunden schöpferischen Kräften haben, beweist uns eindeutig jede darauf abgestimmte historische Tiefenschau.

Wenn wir uns bei diesen Ausführungen lediglich auf das eingangs genannte Werk Hellpachs stützen, so geschah dies darum, weil in dessen Rahmen bereits auf alle in Betracht kommenden Fragen erschöpfend und von

neuartigen Gesichtspunkten aus eingegangen wurde.

Fr. Mühlfinger

Zum Zeichen der beiden Schwäne. Als Nachtrag zu seinem Aufsatz „Ulbretter und Sinnbildforschung im niederländischen Friesland“ schickt uns Kees Eierfsma die Zeichnung eines schönen Ulbrettes (Abb. 1) in Nes (Zaarderadeel), das die beiden Schwäne und dazwischen eine sinnbildliche Gestalt zeigt, wie sie auch sonst als Siebelzeichen vorkommt (z. B. Abb. 3 zu dem erwähnten Aufsatz). Die Gestalt erinnert in etwa an das bekannte „Münchener Kindl“, und es wäre eine Untersuchung wert, ob da alte Zusammenhänge bestehen.

Die Grundform dieses Ulbrettes, eine menschliche Gestalt zwischen den beiden seitwärts blickenden Schwänen, scheint mir nun auch einer merkwürdigen Darstellung zugrunde zu liegen, die ich in der Bibliothèque Nationale in Paris fand (Abb. 2). Es ist eine Miniatur aus dem altfranzösischen Roman „Les Échecs Amoureux“ (Ms. Français 143), der vom Ende des 15. Jahrhunderts stammt. Nach

Abbildung 1. Ulbrett in Nes (Zaarderadeel) gezeichnet im Frühsommer 1940. Abgeweht und nicht wieder hergestellt Mitte August 1940. Aufn. Kees Eierfsma, Zaarderadeel.

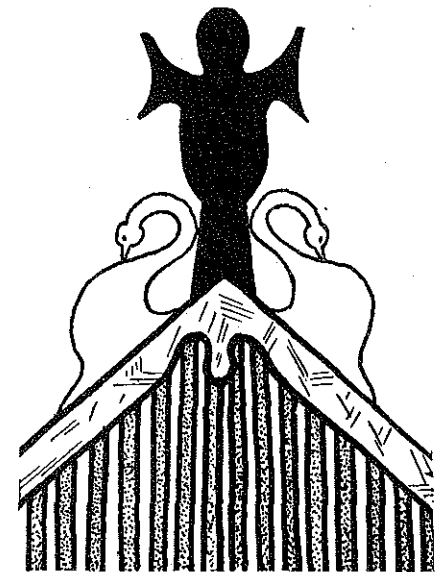




Abbildung 2. „Allegorie der Musik“ aus dem Roman „Les Échecs Amoureux“.

dem Roman ist der Inhalt der Darstellung folgender: Leda gibt ein Konzert, und um Jupiter zu huldigen, lädt sie viele Schwäne dazu ein. Die Schwäne kommen, um zu sehen, daß Schwäne singen können, ohne zu sterben. Es erscheint zu dem Konzert auch allerlei anderes Getier, das auf den anderen Blättern dargestellt wird.

Die Beziehung zwischen Leda, den Schwänen und Jupiter geht auf den bekannten antiken Mythos zurück, nur daß man sich die Leda dort etwas anders vorstellt als auf unserer Abbildung. Warum der Maler bei dieser angeblichen Allegorie der Musik gerade ein Schwänenpaar in dieser Stellung darstellt, ist nirgendwo erklärt. Es hat also den Anschein, daß er hier ein ihm bekanntes volk-läufiges Motiv verwertet hat, das übrigens schon ziemlich frühe vorgeschichtliche Vor-läufer hat.

J. D. Plassmann

Amerikanische Altertümer, die uns angehen. Bereits 1939 hatte ich Gelegenheit, in „Germanien“ auf neue Felsbildfunde in Amerika hinzuweisen, die in mancher Hinsicht Parallelen zu unserem altheimischen indogermanisch-germanischen Sinnbildgut darstellen.

An dieser Stelle soll noch einmal von amerikanischen Altertümern gehandelt werden, die sich unseren eigenen uralten Überlieferungen an die Seite stellen lassen.

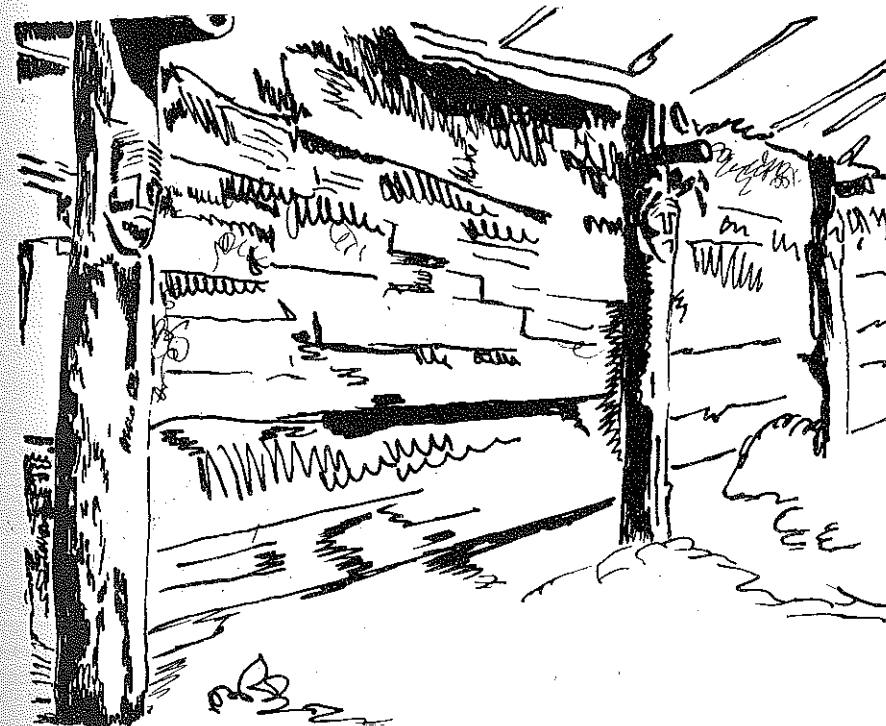
1. Die Weltsäule. Zu der weitverbreiteten Vorstellung von der Weltsäule, deren schönste und eindrucksvollste Beispiele bei uns die Irminsul, im germanischen Norden die Dneregisfulur und im Altindoeuropäischen der Stambha (verwandt mit griechisch *στύλος* = Holzpflöck) sind, findet sich eine Parallele bei den nord-amerikanischen Delaware-Indianern. In ihrer religionsgeschichtlich bedeutungsvollen „Big House Ceremony“, über die Frank S.

Speck 1931 eine sehr schöne Studie veröffentlicht hat (1), spielt der Mittelpfosten des Kulthauses eine große Rolle. Die auf der Ost- und Westseite der Holzsäule eingeschnittenen Gesichter des Höchsten Wesens (Great spirit) sind höher angebracht als die Masken der niedrigeren Götter, welche die Luft, die Erde, das Wasser und die Unterwelt bewohnen und ihren Sitz an den Seitenpfosten des Zeremonienhauses haben. Nach dem Glauben der Indianer ragt das obere Ende der Säule durch den Himmel bis zur Wohnung des Großen Geistes, der sie mit seiner Rechten festhält. Damit ist – wie die Delaware-Indianer selbst aussagen – der Mittelpfosten ihres Kulthauses das Sinnbild der Verbindung des Höchsten Wesens mit dem Menschen. Dieser Glaube der Delaware-Indianer enthält die Grundanschauung sämtlicher indianischen Religionen. So entspricht ihm beispielsweise fast vollkommen der Himmelsbaum in der Mythologie der Irokesen (2).



Abbildung 1. Blick auf den Mittelpfosten des Kulthauses mit der Maske des Höchsten Wesens. Gesehen vom Westtor. Umgezeichnet nach J. S. Speck, a. a. O. S. 35 Figur 5 (Graf). Die Abbildungen bei Speck sind vielfach mangelhaft.

Abbildung 2. Seitenpfähle des Kulthauses der Delaware-Indianer mit den Göttermasken. Umgezeichnet nach J. S. Speck a. a. O. S. 31 Figur 1 (Graf).



2. Die heilige Zahl - Zwölf. Im Denken und in den religiösen Vorstellungen der Delaware-Indianer ist die Zwölf als Sinnbild von grundsätzlicher Bedeutung. Wir hören

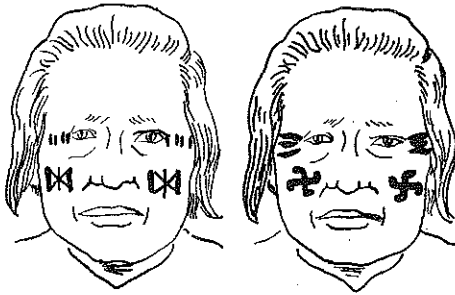


Abbildung 3. Gesichtsbemalung mit Sinnbildern. Unten gezeichnet nach J. C. Sped. a. a. D. Tafel 2 (Graf).

davon (3), daß das Höchste Wesen sich in der 12. Sphäre des Himmels aufhält. Die ihm geltenden Gebete werden zwölfmal hintereinander gesprochen. Mit 12 Gebetsstangen oder Ruten wird die Anrufung bis in den zwölften Himmel hinaufgehoben. Vor allem verteilt sich die vorhin schon genannte Big House Ceremony auf eine Dauer von zwölf Tagen. Dabei herrscht die Vorstellung, daß an jedem Tage die religiöse Handlung eine höhere Himmelsstufe oder Sphäre erreicht, um endlich am zwölften zu dem Höchsten Wesen selbst zu gelangen.

3. Die „heiligen Großväter“. Die Ahnenseelen, welche vielfach zu den Sternen eingehen, werden „Großväter“ genannt. Sie leben im Glauben der Delaware-Indianer als „reine oder heilige Männer“ weiter. Ihrer wird im Jahreslauf häufiger in Anrufungen gedacht (4). In Wort und Kult entspricht diese Vorstellung unserem eigenen indogermanischen Ahnenglauben. So heißen bei den Russen die Verstorbenen „heilige Großväter“ (weißrussisch Djady), denen die lateinischen di parentes und die altindischen Pitrah (= „Väter“) entsprechen. Und dort wie hier sind die „heiligen Großväter“, wirkliche und echte Väter“ (5), die dementsprechende Verehrung genießen.

Zum Schluß möchte ich noch einige Gesichtsbemalungen mit Sinnbildern bekanntmachen. Sie werden von den Männern getragen, die an den Gemeinschaftstänzen teilnehmen und sind nur den Trommlern bei der Big House

Ceremony der Delaware-Indianer gestattet. Es läßt sich nicht mehr über sie in Erfahrung bringen, als daß sie allgemein als Malerei der Krieger und „Phantastieschmuck“ bekannt sind. - Die Bemalung bei Abb. 3 ist in Wirklichkeit folgendermaßen: Linker Kopf: Augenstriche (in der Richtung vom Auge zum Ohr) rot-grün-rot-grün. Sinnbilder auf den Wangen: blau. Rechter Kopf: Augenstriche (von oben nach unten) rot-blau-rot. Die Hakenkreuze grün. Heinz-Joachim Graf

(1) A Study of the Delaware Indian Big House Ceremony, Harrisburg, 1931. - (2) Vgl. H. C. Parker, The Tree Symbols in Iroquois Mythology, American Anth. Volume XIV, Number 4, 1912. - (3) Sped. a. a. D. S. 61. Des weiteren vgl. auch H. E. Kroeber, Anthropology, New York 1927, S. 252. - (4) Sped. a. a. D. S. 48. - (5) D. Schrader, Die Indogermanen, Leipzig 1911, S. 134.

Erwecker der Vorzeit

Leopold Weber. Wenn wir heute noch des 75. Geburtstages eines Mannes gedenken, dessen Name mit der Wiedererweckung germanischer Dichtung eng verbunden ist, so wollen wir damit ein Verfallnis nachholen, das nur durch die uns zu spät ereilende Kunde von diesem Gedenktage verursacht wurde. Leopold Weber, der uns eine dichterische Neugestaltung der Götterlieder der Edda schenkte, der unsere Helden sagen von Dietrich von Bern, von Gudrun, von Walhavi und Parzival und von Beowulf in einer zeitnahen und doch vorzeitlichen Gestalt erneuert hat, vollendete im Januar das dritte Viertel eines Jahrhunderts. Wie wenig andere, hat er germanisches Heldentum nicht nur empfunden, nachgedichtet und verklärt, sondern auch in hohem Maße selbst gelebt. Ein Weitgewandter und ein Vielumhergetriebener, hat er das stürmische Leben des weitgewanderten Germanen, dessen Krieger er wurde, gewissermaßen selbst erfahren, um aus dem Erlebten das Leben zu deuten. In Rußland als Sohn deutscher Eltern geboren und aufgewachsen, hat er an der Fremde sein deutsches Wesen begreifen lernen; nicht nur in dem großen

slawischen Reiche, sondern später auch in dem bunten Reiche auf der anderen Seite der Erde, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Hier wollte er einmal Farmer werden, aber in der urförmlichen bäuerlichen Welt der bayerischen Berge, in der er sieben Jahre lang lebte, wurde er zum deutschen Dichter. Auch an dem Münchener „Kunstwart“, der damals für die deutsche Geisteswelt viel bedeutete, hat er als Dichter und Kritiker gearbeitet. Da er aber zu jenen deutschen Dichtern gehörte, die nicht anders sein als singen wollen, trat er noch im Alter von fast fünfzig Jahren im Weltkrieg unter die Waffen, wurde bei Verdun im Münchener Leibregiment unter dem Oberst von Epp verwundet, um später an der Ostfront wieder in das Land zu gelangen, in dem er geboren und aufgewachsen war.

Erst nach dem großen Kriege, zwischen dem fünfzigsten und sechzigsten Jahre stehend, hat er sein eigentliches Lebenswerk begonnen, die schöpferische Wiederbelebung der Helden-erinnerungen unseres Volkes; ein Quell der Erneuerung, der in der Notzeit von vielen aufgesucht wurde, und der Tausenden das wiedergegeben hat, was sie in ihrer Zeit vergeblich suchten. Es waren nicht allein die großen Sagen, die in unserem Mittelalter schon einmal ihre dichterische Gestalt gefunden haben; dazu kamen die isländischen Helden des Alltagslebens, deren Sinn und Wesen er mit besonders feinem Gefühl nachspürte. Und er ging den Weg, den mancher gekommen ist, wenn er so tief in das Wesen des Germanischen eingedrungen ist: von der germanischen bis zurück in die indogermanische Vorzeit, die in ihren großen Dichtungen uns oft so nahe verwandt berührt, daß sie uns als Dichtung unserer eigenen morgenfrühen Zeit erscheinen mag. So ist er der Verdeutschter von Homers Odyssee geworden, und er hat damit eine dichterische behandelte Übertragung geschaffen, die dem Geiste jenes uns so verwandten indogermanischen Volkes aus germanischem Geiste heraus in wunderbarer Weise gerecht wird. Er hat in dieser Neudichtung an Stelle der Hexameter, die bei Voß noch mit einer uns heute nicht mehr verständlichen Wortlast beladen sind, freie Rhythmen gewählt, die sich wohl zuweilen von selbst zum Hexameter zusammensetzen lassen, deren inneres Gesetz

aber so aus germanischem Sprachgeiste erwachsen ist, daß sie ohne jeden Zwang oft von selbst stabreimen. Man kann diese Dichtung nur mit einer inneren Ergriffenheit lesen; dies Werk des fast Siebzigjährigen überwältigt uns durch die Klarheit der inneren Schau, die wohl nur dem betagten Sänger eigen ist, dem der goldene Überfluß der Welt vor dem besetzten inneren Auge zum reichen und überströmenden Besitz geworden ist. Daß der greise Stalbe noch viel von dieser inneren Schau mitzuteilen habe, das sei ihm und uns gewünscht. J. D. Plassmann

Den siebzigsten Geburtstag beging am 18. 2. 1941 der Vorkämpfer der deutschen Heimatbewegung, Dr. Ernst Bachler, der als freier Schriftsteller in Weimar lebt. Als Student der Germanistik, Geschichte und Philosophie hat Bachler die von den Gebrüdern Grimm der deutschen Forschung gestellten Aufgaben mit heißem Herzen ergriffen, aber einen eigenen Weg eingeschlagen, indem er die heldnisch-nordischen Grundlagen des deutschen Wesens mit der deutschen Bildung, Dichtung und Kunst in Verbindung zu bringen suchte. Diesem Ziel ist er sein Leben lang nachgegangen. Da das kapitalistische Zeitalter Männern seines Geistes nicht gewogen war, hat Bachler als Dramaturg, als Zeitschriftenherausgeber (Der Kynast - Iduna), als Schriftleiter (Weimarer Zeitung - Staatsbürger-Zeitung), als Romanschriftsteller und als Bühnen- und Versdichter ein Wanderleben geführt. Obwohl in Breslau geboren, hat Bachler schon um 1900 die Bedeutung des niederländischen Raumes erkannt. In ihm hat er 1903 das Harzer Bergtheater geschaffen, in dem u. a. auch sein Stück „Widukind“ aufgeführt worden ist. Er hat dadurch die Freiluftbühnen-Bewegung im deutschen Raum eingeleitet und so das germanische Seitenstück zu den antiken Theatern ins Leben gerufen. So leitete er 1913 die Hünengrube in Detmold. Wie stark es die Gegend des Teutoburger Waldes ihm angeht, zeigte auch sein 1914 erschienener Roman „Döning“. Unter dem Druck der Systemregierung mußte er 1930 das Harzer Bergtheater der Gemeinde Thale überlassen. Im Weltkrieg hat Bachler als Reserveoffizier auf fünf Kriegsschauplätzen in der Front ge-

standen und u. a. an dem Durchbruch bei Brzeziny teilgenommen.

Den Zusammenbruch des zweiten Kaiserreiches fasste Wachler als eine Lehre auf, daß das deutsche Volk die ihm gebührende Stellung nur wiedererringen und die ihm aufgegebene Sendung nur erfüllen könnte, wenn es sich auf die Grundlagen seines Wesens zurückbesänne, die Überfremdung auf allen Gebieten auskehre und endlich lerne, sich aus sich selbst zu entwickeln. Diese Erkenntnis hat ihm das Buch eingegeben, in dem er „Die Heimat als Quelle der Bildung“ aufgezeigt hat. Es ist 1926 erschienen und heute vergriffen. Manches von dem, was er damals forderte, ist seit 1933 erfüllt worden. Gleichwohl wäre sehr zu wünschen, daß der Verfasser eine zeitgemäß überarbeitete Neuauflage recht bald herausbrächte. Edmund Weber

Hermann Wille, Leiter der Bauabteilung im Reichsnährstand, beging am 21. März seinen 60. Geburtstag. Hermann Wille ist durch seine Forschungen an den vorgeschichtlichen „Hünenbetten“ in seiner oldenburgischen Heimat bekannt geworden und hat seine mit dem Auge des Architekten gewonnenen Erkenntnisse in dem Buche „Germanische Gotteshäuser“ niedergelegt, das außer seinen überraschenden und bestechenden Theorien warmherzige und überzeugende Darlegungen zur germanischen Glaubensgeschichte enthält. Wille, der aus einem uralten bis 1581 nachweisbaren oldenburgischen Bauerngeschlecht stammt, hat seine Forschungen mit der inneren Anteilnahme des Heimatgebundenen betrieben, der in alledem höchstes volkstümliches Erbgut sieht und nicht nur trockenen wissenschaftlichen Stoff. Für seine Entdeckungen hat er manchen heftigen Strauß gekämpft. Ein schönes Bild der von ihm erschlossenen großen germanischen Langschiffhalle hat er selbst geschaffen in dem Hans-Mallot-Ehrenmal bei Bergen auf Rügen, das zu den eindrucksvollsten Totenehrungen gehört, die wir kennen. Wegen seiner Verdienste um die Wiederbelebung der deutschen Baugesinnung wurde Hermann Wille in das Bundesamt des Volksbundes deutsche Kriegsgräberfürsorge berufen und ist jetzt als baukünstlerischer Berater für die Kriegsgräberfürsorge in den Gräberbezirken bei den Armeekorpskommandos im Westen tätig. Pl.

Die Bücherwaage

Helge Ljungberg: Die nordische Religion und das Christentum, Studien über den nordischen Religionswechsel zur Wikingerzeit, übersetzt von H. W. Schomerus. Gütersloh 1940, Verlag C. Bertelsmann.

Beim Erscheinen dieses religionsgeschichtlichen Werkes in Schweden wurde von verschiedenen deutschen Gelehrten auf seine Bedeutung hingewiesen und eine Übersetzung in die deutsche Sprache gefordert. Es ist erfreulich, daß diese so bald erschien. Dafür ist dem Übersetzer und dem Verlag zu danken, der übrigens dieses ausgesprochen religionswissenschaftliche und nicht kirchengeschichtliche Werk anzeigt, als sei es so etwas wie eine apologetisch-theologische Schrift. Ljungberg nimmt gegenüber den behandelten Fragen der germanischen Bekehrungsgeschichte, die heute so heiß umstritten sind, eine kühl-sachliche Haltung ein, die manchmal fast an Teilnahmslosigkeit zu grenzen scheint. Abgesehen davon, daß er die germanische heidnische Religion offenbar zu niedrig stellt, indem er sie als „Möglichkeitreligion“ mißdeutet – die Arbeit des holländischen Religionswissenschaftlers G. van der Leeuw über die „do-ut-des-Formel“ ist ihm leider unbekannt geblieben –, ist seine umfangreiche Arbeit sicher förderlich. Mit Recht betont Ljungberg, daß Heidentum und Christentum im Grunde „inkommensurable Größen“ sind (S. 164). Er gibt zunächst einen Überblick über die bisherigen Forschungen zur germanischen Bekehrungsgeschichte und behandelt dann in sehr beachtenswerter Weise den Wert der schriftlichen Quellen. Den religionsgeschichtlichen Wert der Sagas schränkt der Verfasser stark ein. Wertvoll sind sodann die Abschnitte über die Missionspredigt, die Machtprobe und den Machtglauben in der Bekehrung, über Glaubens toleranz und Kulturgemeinschaft, Kultplatz und Kirche sowie die Rolle Upsalas als Hail des heidnischen Widerstandes. Eine Fülle neuer Teilergebnisse ist fraglos gewonnen; manches wird nur als neue Fragestellung gelten können. Jedenfalls handelt es sich um ein bedeutendes Werk zur germanischen Religionsgeschichte. Otto Huth

ORDNUNG — DAS GRUNDPRINZIP DER FAMILIENFORSCHUNG
Was nützen alle beglaubigten Urkunden für den arischen Nachweis, wenn man sie im Bedarfs-falle nicht zur Stelle hat? Hinzukommen noch mancherlei Schwierigkeiten, die der sofortigen Handhabung derartig wichtiger Papiere entgegenstehen. Diesen Schwierigkeiten sucht der von einem Fachmann, Stadtdirektor u. stellv. Standesbeamten **Friedrich Griebhammer** bearbeitete

Ahnen- und Familien-Ordner

wirksam zu begegnen. Die Kladdiaturlblätter des äußerst brauchbaren Ordners stimmen in der Bezifferung mit der des Ahnenpasses genau überein. In der Einleitung erfahren wir alles Wissenswerte über die Grundlagen des arischen Nachweises, die Quellen und Kosten der Ahnenforschung, die Handhabung des Ordners und die Weiterführung der Forschungsarbeiten, die durch Einschlebung besonderer Kladdiaturlblätter in unterschiedlicher Färbung ermöglicht wird. Der Ordner hilft durch seine übersichtliche Anlage die für die Ahnen- und Familienforschung aufzuwendende Zeit auf ein Mindestmaß zu beschränken. Deutsche Volkstunde

In Halbleinen mit Hülle RM. 6.20, in Halbleder mit Hülle RM. 12.50.

Es ist außerdem ein **Ergänzungsordner** (2. Teil für die Ahnenreihe Nr. 32–63) lieferbar.

In Halbleinen mit Hülle RM. 5.50, in Halbleder mit Hülle RM. 11.80.

Durch jede Buchhandlung beziehbar

GAUVERLAG BAYERISCHE OSTMARK / BAYREUTH

Die Weltliteratur

1941 / Heft 2

AUFSÄTZE: Hans Hagemeyer: Das Reich. Gerhard Krüger: Reichsidee oder Universalismus? Kurt Eggers: Gedanken vom Reich. Hans W. Hagen: Das Reich und die universalistische Kulturgeschichtsschau. Will Zilius: Kleist und Grillparzer.

BUCHBESPRECHUNGEN: S. Benatzky, F. Endres, H. W. Hagen, Otto Huth, G. Krüger, H. Löffler, H. Rinn, E. Ter-Nedden.

Preis 30 Pfennig

SCHWERTER-VERLAG / BERLIN-DAHLEM

Hauptredakteur: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Pöhlertstr. 16. Anzeigenleiter: Gerda Gräberberg, Berlin-Dahlem. Ahnenreihe Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7–11. Buchdruck Kastner & Callies, München. Offsetdruck J. P. Himmer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Herdinger, Augsburg.

Das Erbe der Ahnen

dem deutschen Volke in Wort und Bild zugänglich zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfaßt daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere Ahnen auch heute empfangen:

Erbe, Glauben, Tat.



Verlags-Prospekte erhalten Sie in jeder Buchhandlung oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem



Germanien

Monatshefte für Germanenkunde

Heft 5 / Mai 1941

RM 0.60

Inhaltsverzeichnis

Robert Schindler	Zwei vorchristliche Jahrresteilungen im Deutschen Bauernkalender (II)	161
H. Januhn	Birke und Haithabu	175
K. Th. Weigel	Der Wilde Mann im Holzbau. Beitrag zur Klärung eines Sinnbildes	181
Aus der Landschaft	Volksgeächtnis und Überlieferung	187
Erwecker der Vorzeit	Walther Beek	193
Die Fundgrube	Eine Beziehung zwischen Wort und Sinnbild	195
	Vom „Königssprung“ der Germanen	198
Die Büchermaage	Erwin Wiedenke: Untersuchungen zur Religion der Westslaven	199
	Königsgut und Königssforst im Zeitalter der Karolinger und Ludolfinger und ihre Bedeutung für den Landausbau	199
	Deutsche Burgengeographie	200
	Dr. Robert Zander und Dr. Clara Teschner: „Der Hofengarten.“	200

Den Umschlag gestaltete Eugen Herdinger, Augsburg, unter Verwendung eines Motivs aus dem Dom zu Schleswig.

»Germanien« Monatshefte für Germanenkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“. Hauptschriftleiter: Dr. J. D. Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11.

13. Jahrgang, Neue Folge Band 3, Heft 5.

Bezugspreis: Einzelheft RM. -60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post RM. 1.80. Zahlungen: Postcheckkonto Leipzig 9978. - Bezug durch Post sowie durch den Buch- und Zeitschriftenhandel. - Beilagen und Anzeigen werden z. B. nach Preisliste 1 berechnet. - Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift „Germanien“ Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, zu beanstanden.

Robert Schindler: Zwei vorchristliche Jahrresteilungen im Deutschen Bauernkalender (II)

Der nachstehende Aufsatz ist eine Ergänzung und Weiterführung zu einem Aufsatz des Verfassers im letzten Jahrgang. Wir legen ihn der Öffentlichkeit vor, ohne uns jetzt schon alle Ergebnisse zu eigen zu machen; dazu rechnen wir vor allem die Frage, ob die Germanen wirklich eine Isis von ägyptischer Herkunft unter diesem Namen verehrt haben, wie auch den angenommenen starken ägyptischen Einfluß auf die germanischen Jahresrechnungen überhaupt. Die Schriftleitung.

In Novemberheft 1940 dieser Zeitschrift „Germanien“ zeigte ich auf Grund von Bauernregeln, von Sinnbildern in Holzkalendern und von Namen volkstümlicher Kalenderheiligen, daß unsere Bauern zwei alte Jahrresteilungen erhalten haben. Die eine derselben teilt das Jahr in drei Teile. Ich habe sie das „Vertrudensjahr“ genannt, weil ihre Jahrespunkte durch die Namen Vertrud und Alexius gekennzeichnet sind, und zwar wie folgt:

17. März Vertrud, Alexius 17. Juli Alexius 17. November Vertrud

Die andere Jahreszeitung teilt das Jahr in vier Teile, wie der Jahreskreis hier zeigt, welcher die „Mandln“ des steirischen Bauernkalenders wiedergibt.

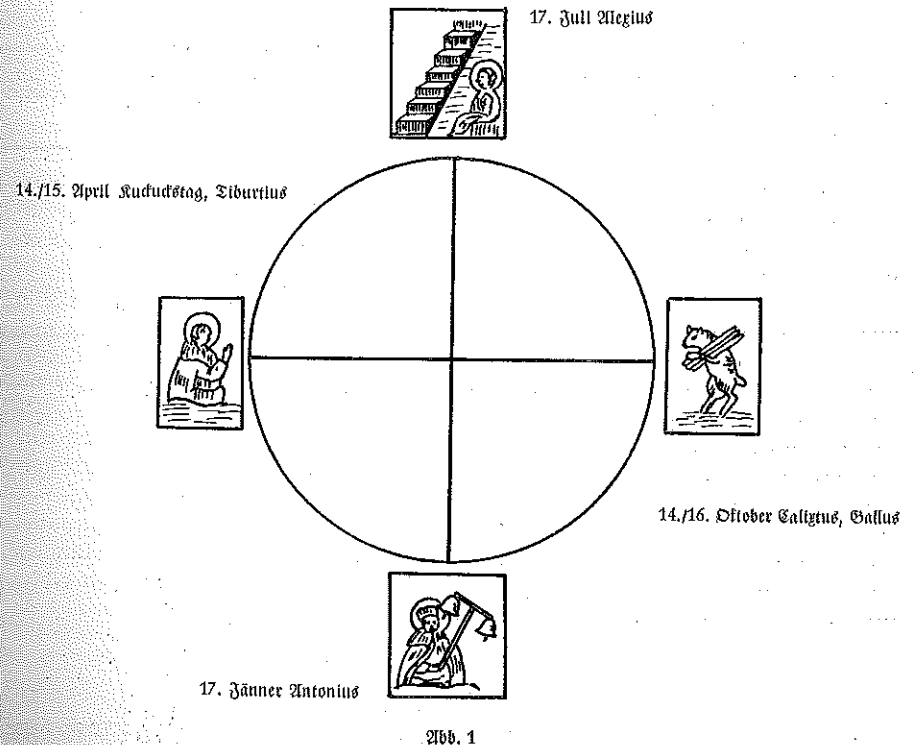


Abb. 1

Diese Teilung habe ich das „Kuckucksjahr“ genannt, weil der 14. oder 15. April in Deutschland von den Bauern als Kuckuckstag bezeichnet wurde. Eine Teilung des Jahres mit dem 14. April als Sommeranfang und dem 14. Oktober als Winteranfang ist aus Skandinavien längst unter der Bezeichnung „Nordisches Jahr“ bekannt gewesen.

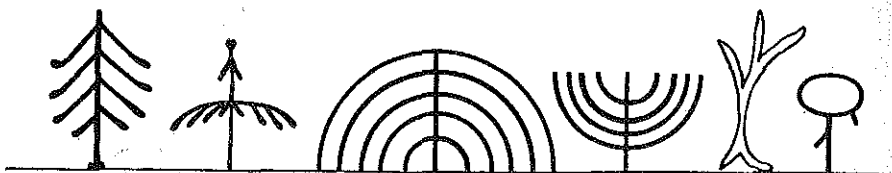


Abbildung 2. Sinnbilder des 14. Oktober, der „Ersten Winternacht“, in skandinavischen Holzkalendern.

Sowohl das Kuckucks- als auch das Vertrudensjahr ist nicht nur bei den Bauern Deutschlands und Skandinaviens im Schwange gewesen, sondern auch bei denen Nordfrankreichs, Oberitaliens, Ungarns, Bulgariens und Rußlands. Dies soll erst später in diesen Monatsheften gezeigt werden.

Von beiden Jahresteilungen gibt es Varianten, indem nicht immer die 17. Monatsstage, sondern auch die 16., 15. oder 14. durch Bauernregeln, Sinnbilder oder Bauernheilige im Kalender ausgezeichnet sind.

Die Herkunft des Kuckucks- und des Vertrudensjahres.

Die Frage, woher die beiden bäuerlichen Jahresteilungen kommen, erhebt sich drängend. Der Verfasser ist sich zwar bewußt, daß seine Antwort noch nicht einen geschlossenen Beweis bringt, er hofft aber berufene Sachmänner zu wissenschaftlichen Forschungen auf diesem Gebiete anzuregen.

Während Bilfinger den 14. April Tiburtius als Sommeranfang des Nordischen Jahres aus der christlichen Osterrechnung zu erklären suchte, glaubt Einzel, daß die Bewohner Skandinaviens wohl selbständig um das Jahr 1000 die 14. und 15. Tage der Monate als natürliche Monatsanfänge bestimmt haben könnten. Dieser Einwand Einzels gegen Bilfinger besteht zu Recht. Warum aber haben die Skandinavier den 14. April und den 14. Oktober zur Teilung des Jahres gewählt, und nicht die aus der natürlichen Jahresteilung nach den Sonnenwenden sich ergebenden vier Tage: 14. Dezember und 14. Juni, 14. März und 14. September? (1) Da sowohl das viergeteilte Kuckucksjahr als auch das dreigeteilte Vertrudensjahr den Sommerpunkt gemeinsam haben, so kann doch nur dieser ursprünglich der Ausgangspunkt des Nordischen Jahres sein. Wir wenden daher ihm unser besonderes Augenmerk zu.

Einen Wink für die Herkunft des Kuckucks- und des Vertrudensjahres gibt uns das Sinnbild der Stiege, welches sich in deutschen Mandl-Kalendern am 17. Juli, in skandinavischen Stabkalendern aber am 20. Juli findet (2). Diese beiden Tage sind außerdem durch dieselbe Heilige verbunden: unsere hl. Margarete heißt nämlich in der Ostkirche Marina und hat dort (neben Lazarus) den 17. Juli inne. Zum dritten ist sowohl der 17. Juli als auch der 20. ein Bientag. In der Steiermark hat sich nämlich zum 17. Juli ein Sprüchlein erhalten, das mir Herr Lehrer Alois Hammer aus Knittelfeld mitteilte. Es lautet:

Seg hinter der Stiajn
Laßt die Heanbeanl (Honigbienen) flagn.

Zum 20. Juli, der im Kalender der Ostkirche nach dem Propheten Elias genannt wird, sagt Vermoloff für die russischen Bauern:

Die Bienenzüchter halten den Eliastag für einen sehr wichtigen Zeitpunkt in ihrem Gewerbe: „An Elias geschieht das frühzeitige Beschneiden der Waben.“ „Reich wie die Eliawabe.“ Letztere Redensart beruht auf dem Umstand, daß die Bienenzüchter am Eliastag die Stöcke besichtigen und den Aufkäufern der Waben verkaufen. Am demselben Tage siedelt man die Bienen von einem Stock in den andern, reinigt die Stöcke usw. Das Schwärmen der Bienen

muß zum 20. Juli schon zu Ende sein, da „Der Eliasschwarm (der späte) keinen Gewinn bringt“ (russ.) (3). „Vor Elias ist der Schwarm gut, nach Elias – zum Spucken“ (ukrain.). Die Esten glauben, man soll am 20. Juli (Margarete) nicht arbeiten, sonst schädigt der Bär die Herden und Bienenstöcke (4).

Nachdem wir nun erkannt haben, daß der 20. Juli durch ein Sinnbild, durch einen Heiligenamen und durch den Volksbrauch mit dem 17. Juli übereinstimmt, fragen wir uns nach der Bedeutung jenes Tages.

Der 20. Juli des julianischen Jahres traf mit dem 1. Thot des altägyptischen zusammen, dem Neujahrstag des Siriusjahres, das mit dem Gröhaufgang des Hundessternes begann.

Im alten Ägypten wurde der 1. Thot als Fest aller Götter und Göttinnen gefeiert. Hauptgöttin und Schützerin des Ackerbaues war Isis „die im Hundesstern aufgeht“ (5).

Der Sirius, welcher im Ägyptischen weiblich gedacht wurde und Sopdet hieß, woraus die Griechen „Sothis“ machten, war „die Göttin“ selbst. Sie wurde auch „Stern der Meere“ genannt (6), wie später ihre Nachfolgerin Maria in der Eitanei. Mit Maria, deren Name gern auf „das Meer“ bedeutet wurde, ist aber Margarete durch den Namen verbunden, denn dieser wird als „die Perle“ gedeutet, und der andere Name der Heiligen „Marina“ ist geradewegs von mare „Meer“ abgeleitet. Wir wissen also nun, warum Margarete-Marina am 20. Juli im Kalender steht.

Man könnte gegen meine Heranziehung von Heiligen zur Erforschung des vorchristlichen Bauernkalenders einwenden, diese seien ja doch durch die Männer der Kirche eingeführt worden und somit nur ein Element der Überfremdung durch römisch-kyrisch-jüdischen Geist. So steht die Sache aber nun einmal nicht.

Isis bei den Germanen.

Ist es bloß auf literarische Überlieferung zurückzuführen, daß auf einigen (allerdings jüngeren) Münkalendern am 20. Juli ein Stern erscheint (7)? Sollte es nur eine Fabel sein, was der arabische Gesandte Kaswini berichtet, nämlich, daß die Bewohner Schleswigs Siriusanbeter gewesen seien (8)? Das heißt doch mit anderen Worten: sie beteten zur Isis. Nach einer dänischen Sage pflügte Gestia („die Geberin“) die Insel Seeland aus dem Meere. Ihre Ochsen hatten Sterne auf den Stirnen (9). Auf der Insel Walchern im niederländischen Seeland wurden fünf Steine gefunden, welche eine Göttin namens Nehalennia mit einem Schiffe und einem Hunde abgebildet zeigen. Jene Mythologen, welche auf Grund dieser Vorbilder in der germanischen Göttin eine der ägyptischen Isis entsprechende Gestalt sahen, hatten Recht, und ebenso besteht der Zusammenhang zwischen Nehalennia und der hl. Vertrud von Nivelles (10). Damit schließen wir die uralten Beziehungen der bäuerlichen und seemannischen westlichen Germanen zur Isis ab und wenden uns den östlichen zu.

In seiner Germania sagt Tacitus im 9. Kapitel: „Ein Teil der Sueben verehrt auch die Isis ... unter dem Sinnbilde eines Schiffes.“ Der Römer selbst wunderte sich über diese Nachricht und würde sie nicht wiedergegeben haben, wenn er an ihrer Wahrheit gezweifelt hätte. Daß römische Soldaten, von denen ein großer Teil germanischer Abstammung war, die Isis kannten und verehrten, bezeugen die ihr gewidmeten Steine. In Kärnten, just dort wo die Kimbern und Deutonen die Römer schlugen, wurde die Isis Norcia als Gaudgöttin verehrt. Hier sind auch die ersten Runeninschriften gefunden worden. Auf der verkehrt eingestellten Inschrift über der Türe des Kirchleins auf dem Ulrichsberg bei Maria Saal heißt es: „NOREIAE ISIDI“ (11). Die Namensform EICE (griechisches Si) findet sich auf einem in Pannonien gefundenen Steine. Das Volk in Baiern, Tirol und Österreich wußte von einer bald göttlichen, bald teuflischen Frau Eifen zu erzählen und der bairische Chronist Aventius ist fest davon überzeugt, daß Isis und Ofris (den er König Dryz nennt) im Donaulande waren. Ich glaube, daß der Volksmund den geheiligten Namen gewahrt habe. Marxwander hält es für möglich, daß germanische Personennamen mit „Isis-“ gebildet wurden (ähnlich den griechischen) (12). Dazu könnte ich noch etwas beitragen: die Legende der

hl. Elisabeth von Thüringen erzählt von zwei hilfereichen Dienerinnen namens Guta (die Gute) und Isinrudis. Da Elisabeth mit einem Laib Brot und einer Weinkanne dargestellt wird (auch im Mandl-Kalender) und im St. Elisabethbrunnen bei dem Dorfe Schröck bei Marburg eine Reihe von Gegenständen aus der Bronze- und Steinzeit gefunden wurden, die offenbar Weihgaben an die Duellgöttin darstellen (13), so halte ich die geschichtliche Heilige für die Erbin dieses Kultes. Deshalb erscheinen mir auch die Namen Guta und „Isis-Traute“ für besonders beachtenswert. Wer aber noch immer nicht an eine germanische Isis glauben will, der überzeuge sich durch das in Schonen gefundene Amulett aus Goldblech, welches den geheiligten Namen zu magischen Zwecken gleich fünfmal zeigt: SIS ISIS ISI CIC ISI (C ist griech. S; Isi ist die richtige, nicht gräzisierte Namensform). Dieses Amulett ist über jeden Zweifel erhaben als germanisch erkannt worden (14).



Abbildung 3

Es werden wohl die Sueben gewesen sein, welche den Isiskult oder wenigstens den Namen der Götter nach Schonen übertrugen (15), denn dieser Stamm behielt ja den Namen „Isis“ für die Göttin bei (16). Der vornehmste Stamm der Sueben waren, wie Tacitus zu berichten weiß, die Semnonen, welche das berühmte Heiligtum des regnator omnium (Herrschers Aller) innehatten (17). Ein Wunder hat uns auf der Insel Philä in Ägypten einen Scherben aus dem 2. Jahrhundert nach Christus erhalten, der neben anderen Namen den der „Waluburg/Semnonische Sibylle“ aufweist. Man nimmt zumeist an, diese Seherin sei eine Sklavin gewesen. An einen keltischen Einfluß durch sie auf die Germanen oder umgekehrt wagt man kaum zu denken. Doch selbst wenn sie als Sklavin nach Ägypten gebracht worden wäre, eine Persönlichkeit, wie diese germanischen Seherinnen es waren, hätte auch als Sklavin ihre Geltung erlangt. Wer weiß, ob diese Waluburg nicht von einem Gefolge von Wissenden aus dem semnonischen Heiligtum begleitet war und ein Austausch des Wissens und Glaubens zwischen den Priestern/Gelehrten der Germanen und der Ägypter gepflogen ward?

Beziehungen zwischen Germanien und Ägypten.

Warum sollten außer dieser Beziehung andere zwischen Ägypten und Germanien nicht möglich sein? Die Kiesensteinbauten sind doch ebenso gut in Norddeutschland, im südwestlichen Skandinavien, in Britannien, in der Bretagne und in Spanien wie in ganz Nordafrika vorhanden. Schuchhardt nennt die ägyptischen Tempel und Obeliken eine Fortführung des Megalithgedankens. In Hörnes Urgeschichte der bildenden Kunst sieht man Skulpturen aus der Bretagne, die den ägyptischen aufs Haar gleichen (18). War nicht vor kaum 2000 Jahren Nordafrika noch ein Bauernland und eine Kornkammer mit weißer Bevölkerung? Dort hat das mit soviel Zabeln überschüttete Land Atlantis wirklich gelegen (19). Poseidon soll daselbst ein Weib genommen haben und zehn Söhne mit ihr gezeugt haben, die Könige des Landes. Poseidon aber ist „der Herr der Erde“ und Seefahrer (nicht „Gott des Meere“, wie die späteren Griechen und die Mythologen es haben wollen), er ist Züchter von Kindern und Rossen, ein Idealbild der königlichen Bauern fälliger Rasse.

Der älteste Pflug soll in Norddeutschland gefunden worden sein; auf den Ackerbau stützte sich das ägyptische Reich. Nach Paudler verbreitete sich die Gro-Magnon-Rasse, die Mutter der fälligen Bauern, „von Skandinavien bis Abessinien, von den Kanarien bis Bulgarien“. Der Mythos bestätigt das: zu den Äthiopen reist Poseidon, wenn er sich von seinem Arger über den olympischen Zeus und den schlauen Odysseus, die Vertreter der Indogermanen, erholen will. Herr Dr. Balz, Professor für ägyptische Sprache und Altertumskunde an der Wiener Universität, zeigte mir, wie sich unter den Bildnissen ägyptischer Königsgelechter deutlich Schmalgesichter und Breitgesichter unterscheiden. Fällige Rasse also bei den Herren des Nilandes!

Einige „ägyptische Tage“ im Bauernkalender.

Bisher folgten wir der Gepflogenheit der Ägyptologen und nahmen den 20. Juli als Tag des Siriusaufgangs an. Bei Einzel finden wir aber neben diesem Tage auch den 19., den 22., den 23. Juli, ja sogar den 2. Juli in derselben Bedeutung überliefert angegeben. Davon haben auch die alten Kalendermacher gewußt, wie die weitere Betrachtung des Heiligen und Bauernkalenders ergibt.

20 Tage nach dem 20. Juli (wenn man den 31. Monatstag, der ja in den alten Kalendern vor der Einführung des julianischen nicht vorhanden war, überspringt) ist der 10. August, der in jedem Holzkalender durch den Hof des hl. Laurentius auffällt (20). Eine mönchische Regel sagt uns:

Margaris os canis est,	Margaret ist der Mund des Hundes,
caudam Laurentius adfert.	Den Schwanz bringt Laurentius.

Diese zwanzig Hundstage gehen auf die uralte bäuerliche heilige Zahl 40 zurück, welche ja auch in unseren Bauernregeln noch häufig genannt wird. Die Russen haben in ihrem Kalender am 9. August Matthäus und zeichnen den Tag durch Bauernregeln aus; sie zählen also richtig die 20 Tage aus, und nicht „vom Zwanzigsten bis zum Zehnten“. Sowohl unsere Bauernregeln zum Laurentiustage, als auch die russischen zum Matthäustage deuten das Schwinden des Sommers und das erste Herbsteln an. Der Evangelist Matthäus steht im römisch-katholischen Kalender am 21. September, dem astronomischen Herbstanfang.

40 Tage nach dem 20. Juli ist der 29. August. Wir sehen an diesem Tage in unseren Mandl-Kalendern das Haupt des Johannes. Auf denselben Tag fiel in Ägypten der Anfang des alexandrinischen Jahres und es wurde der Anfang eines Jahres oder einer Periode durch ein Haupt gekennzeichnet.

40 Tage vor dem 20. Juli ist der 10. Juni. Wir finden wieder den Namen Margarete im Kalender, einer Königin von Schottland zum Gedächtnis, die jedoch früher einen anderen Tag, vermutlich den wirklichen Sterbetag hatte. Unter „protestantisch“ findet man (21) noch

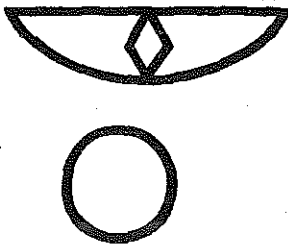


Abbildung 4 (links). Das Haupt des Johannes aus deutschen Wandkalendern am 29. August, dem Anfang des alexandrinischen Jahres. – Abbildung 5 (rechts). Das Haupt als Zeichen des Anfanges eines Jahres oder einer Periode in ägyptischen Inschriften. Die Schale mit dem Rhombus daneben bedeutet: „Jesf.“ – Abbildung 6 (rechts nebenstehend, innen). Hieroglyphe des Namens „Jlsf.“ – Abbildung 7 (rechts nebenstehend, außen). Jlsf mit dem Sessel als ihrem Sinnbild.

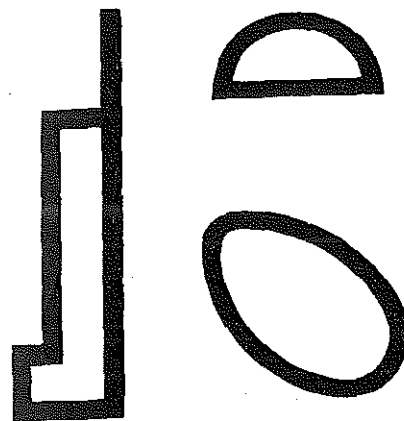
Dnuphrius, einen Heiligen, den die Kreuzfahrer aus Ägypten mitgebracht haben dürften, wo noch der alte ägyptische Gott Osiris Dnuufer (22) im christlichen Gewande verehrt worden ist. „Dnufri“ ist auch auf manchen bairischen Mandl-Kalendern im Bilde zu sehen. Er gilt natürlich als Pilger und Einsiedler. In Schlessen ist er gar noch Heiratspatron. Das liebevolle Ehepaar Isis und Osiris erscheint also unter wenig veränderten Namen noch heute an einem Tage der ägyptischen Jahreszeitung vereint und wird in manchen Gegenden gewiß noch verehrt, und das in Deutschland!

40 Tage vor dem 22. Juli, also am 12. Juni, steht Dnuphrius im Kalender der Oeffirche. Der 22. Juli ist ja ebenfalls als Siriusaufgangstag überliefert und scheint demnach neben dem 20. Juli als Ausgangstag für Jahrestheilungen genommen worden zu sein. Am 22. Juli gedenken die Kalender beider Kirchen der hl. Maria Magdalena. Die Legende dieser schönen Buhlerin war so recht dazu angetan, die Göttin hinter ihr zu verbergen. Und die Buhlerin Maria vom einen Siriusstag stimmt wunderbar zur Margareta-Marina vom anderen. Beide Heiligen der christlichen Kirchen haben ihren ganzen Nimbus und ihre Volkstümlichkeit von der Göttin, die ein Stern der Meere war, eine Meerfchaumgeborene, mag sie nun von dem einen Volke Ists, von dem anderen Venus, von einem dritten Aphrodite genannt worden sein.

Merkwürdig ist, daß man in Baiern und in Tirol unebelich geborenen Kindern gern die Namen Margareta oder Maria Magdalena gab, obzwar die offizielle Legende der ersten Heiligen nichts von einer sündhaften Jugend zu berichten weiß. Das Volk verband offenbar die beiden Tage, deren kalendrarischer Ursprung der gleiche war (23). Und ähnlich wie in Baiern war es in Skandinavien; dort hat nicht nur der 20., sondern auch der 22. Juli die Stiege (24). Daneben sollen norwegische Kalenderstäbe am Maria Magdalenen-Tage einen Sessel zeigen (25). Dazu erzählt eine Legende, Maria die Mutter Gottes habe der hl. Magdalena, als diese die himmlische Halle betrat, einen Sessel gebracht und sie gebeten, sich zu setzen (26). Und nun wagen wir einen kühnen Sprung nach Ägypten! Dort ist nämlich das hieroglyphische Zeichen für die Göttin Isis ein hoher Thronessel. Die zum Namen Isis noch gehörigen zwei Deutzeichen sind natürlich von den Germanen, welche ja keine ägyptischen Priester/Gelehrten waren, einfach weggelassen worden (27). Auch in der Reihe der 14 Ostheften der Tage des zunehmenden Mondes ist Isis durch den Sessel auf dem Haupte gekennzeichnet (28).

Das Sinnbild der Stiege in Aegypten.

Wenn der Thronessel der Isis in den skandinavischen Kalendersläben wieder auftaucht, so sollte man auch erwarten, daß sich die Stiege in Ägypten finden läßt. Die Inschriften, welche



Festtage aufzählen, zeigen aber dieses Sinnbild als Zeichen des Siriusneujahres nicht. Hin- gegen steht man unter den astronomischen Inschriften des Tempels von Dendera das Bild einer Stiege, auf deren 14 Stufen 14 Gottheiten stehen. Am oberen Ende der Stiege, wohin die Götter ihre Blicke richten, schwebt die volle Mondscheibe mit dem Auge. Diese Darstellung und die dazugehörigen Inschriften lassen keinen Zweifel darüber, daß die Stiege die 14 Tage des zunehmenden Mondes bedeutet (29). In demselben Tempel befindet sich aber auch noch eine andere Darstellung, welche außer den 14 Mondgöttern auf der Stiege auch die Stern- bilder des Sirius-Orion und der Isis-Kuh des Sirius zeigt. Brugsch sagt am Ende seiner Beschreibung: „Die Gesamtvorstellung deutet ohne jede Schwierigkeit den Anfang eines normalen Sothisjahres bei eintretendem Vollmond an“ (30). Und nichts anderes ist ja die Stiege des hl. Alexius vom 17. Juli. Ob Germanen die Stiege als Kalender Sinnbild dem Tempel von Dendera abgesehen haben, oder ob sie etwa in bäuerlichen Kalendern, sei es Aegyptens, sei es der ganzen westeuropäischen Bauernwelt, also auch Germaniens, seit je gängig war, wer vermöchte das heute zu sagen? Ich vermute, daß die Stiege oder Leiter bei uns ein uraltes Kalenderzeichen ist; als Sinnbild ohne gesicherte Bedeutung kommt sie jeden- falls nicht selten vor. Auf keinen Fall ist die Stiege durch den kirchlichen Heiligen des 17. Juli in den deutschen Bauernkalender gekommen, denn die ältesten Legenden des hl. Alexius, welche in syrischer Sprache vorliegen, wissen nichts von ihr zu berichten. Erst im germanischen Bereich tritt die Fabel auf, daß der Heilige, „welcher 17 Jahre von seinem Elternhause ab- wesend war, weitere 17 Jahre in demselben unerkannt und verspottet unter einer Stiege ge- lebt habe, bis er seinen Geist ausgab „am 17. Juli 417“ (31).

Der junge Jahrgott auf der Eosoblume - Herwigs Wappen.

Jakob Grimm erzählt im 21. Kapitel seiner Deutschen Mythologie: Die Griechen setzten sieben Seeblumen (Zeven plompenbladen) in ihren Schild und glaubten unter diesem Zeichen zu siegen; das weiß schon unser Gudrunlied, worin dem Hervic von Sæmen oder Selanden eine wolkenblaue Fahne beigelegt wird: „Sebleter swebet dar inne.“ Diese Seeblume ist der heilige Lotus des alten Agyptens, der auch in Indien verehrt wird und vor dem sich Tibetaner und Nepalesen neigen, er wird in Tempeln aufgestellt. Brahma und Vishnu schwimmen auf seinem Blatt, und gerade ein mittelniederländisches Gedicht erwähnt noch des auf dem Blatt schwimmenden Däumlings.

Hier sieht der Vater der Deutschen Altertumskunde eine Verbindung von Griesland nach dem alten Aegypten. Und der Kalender bestätigt sie uns. Am 1. und 2. Tage des Hundstern-Neu-

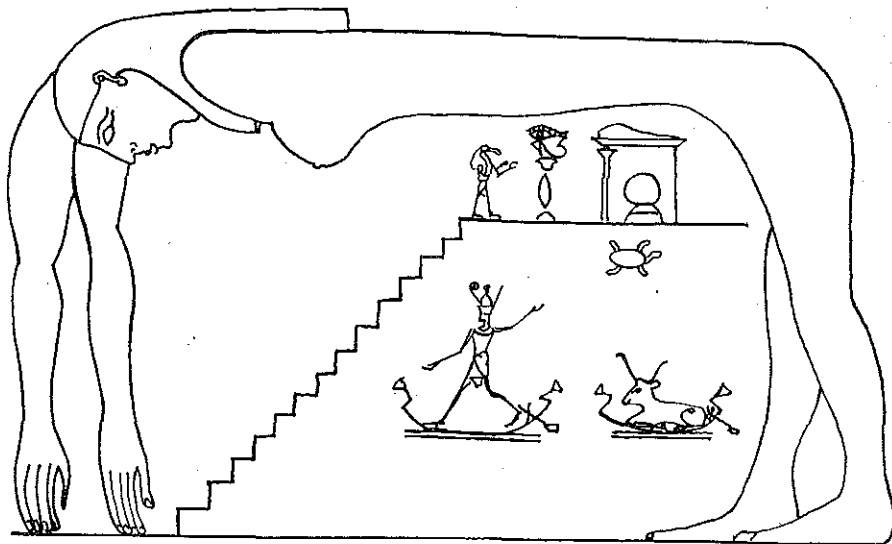
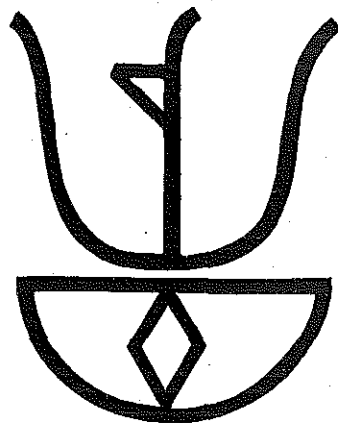
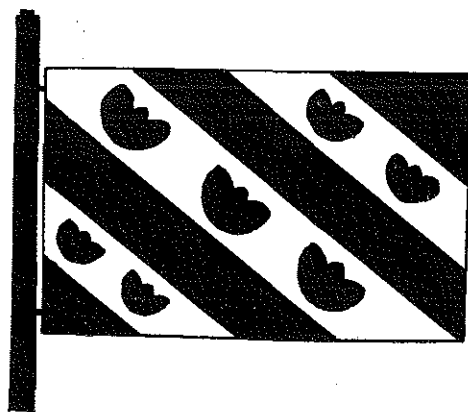


Abbildung 8. Überwölbt von der den Himmel darstellenden Göttin sehen wir die Stiege der 14 Tage des zunehmenden Mondes. Auf den 14 Stufen stehen 14 Gottheiten. Sie sind nicht gezeichnet. Die achte Gottheit ist Isis, deren Bild wir schon sahen. Oben steht auf einer Säule das volle Mondauge, daneben in einem Tempelchen die Sonne. Vor dem Mondsymbol erhebt der Kalendergott Thot, welcher ibisförmig dargestellt wurde, betend seine Hände. In zwei Schiffen erscheinen Osiris/Orion und Isis/Sothis (Hundstern) als Kuh.

Jahres wurde von den Ägyptern der junge, aus der Lotosblume entstiegende Sonnengott gefeiert. (Sein Name ist nicht immer gleich, bald wird er Horus, bald Ahi genannt, sein Wesen aber ist dasselbe.) Und just am 17. Juli steht Herwig in unseren Kalendern, Herwig mit dem Seeblumen-Wappen. Ein anderer Tag mit Herwig ist der 23. Juli, ein dritter der 2. Juli. Daß diese beiden Tage auch dem ägyptischen Sirius-Neujahr gleichgesetzt wurden, haben wir schon oben erwähnt.

Abb. 9 (links). Die Fahne der Griechen mit den 7 Seeblumen. Abb. 10 (rechts). Zeichen des Anfangs des Siriusjahres.



Aus einer Blume, besonders dem Lotos, hervorgegangen ist sichtlich das hieroglyphische Zeichen, welches den Anfang eines Jahres, einer Jahreszeit, einer Periode andeutet. Es scheint mir mit dem Dreisproß oder Dreizack des 15. und 17. Juli in skandinavischen Holzkalendern und des 16. Oktober im St. Lambrecht Holzkalender weiseins zu sein.

Die Vorstellung eines der Blume entspringenden Kindes war nicht nur dem alten Ägypten geläufig, sondern auch dem deutschen Mittelalter. Dies zeigen uns zwei Bilder.

Das Horuskind bedeutete das Neue Jahr. Das Jesukind, welches bei uns zur Wintersonnenwende gefeiert wird, sehen wir hier über der Blume schwebend auf einer Neujahrskarte.

Aber auch im Kuckucksjahr ist das Kind in germanischen Kalendern enthalten. Englische Städte haben zuweilen noch am 17. Juli ein K für den hl. Kenelm (ags. Ewen-helm), des Thronerben von Mercien, der 819 im Alter von sieben Jahren ermordet worden war (32). Dieses Kindes zu gedenken, und zwar zur Zeit des Siriusneujahrs, geht zweifellos auf das Horuskind zurück. Zu diesem stimmt auch der ansonsten wunderliche Beiname des hl. Märtyrers Kenelm „Rex gloriosus“, glorreicher König. Ein Kind steht am 17. Juli im Kalender, ein anderes am Gegentage, ein drittes am 7mal 7ten Tage nach dem 17. Juli, nämlich Widukind („Waldkind“) am 17. Jänner und Moses (dessen Namen ägyptisch ist und einfach „das Kind“ bedeutet (33)) am 4. September. Kein Zweifel mehr: die Germanen hatten die Überlieferung vom ägyptischen Horuskinde zum Siriusneujahr (34).



Abbildung 11. Das Christkind auf einer Blume als Neujahrskarte (15. Jahrhundert).

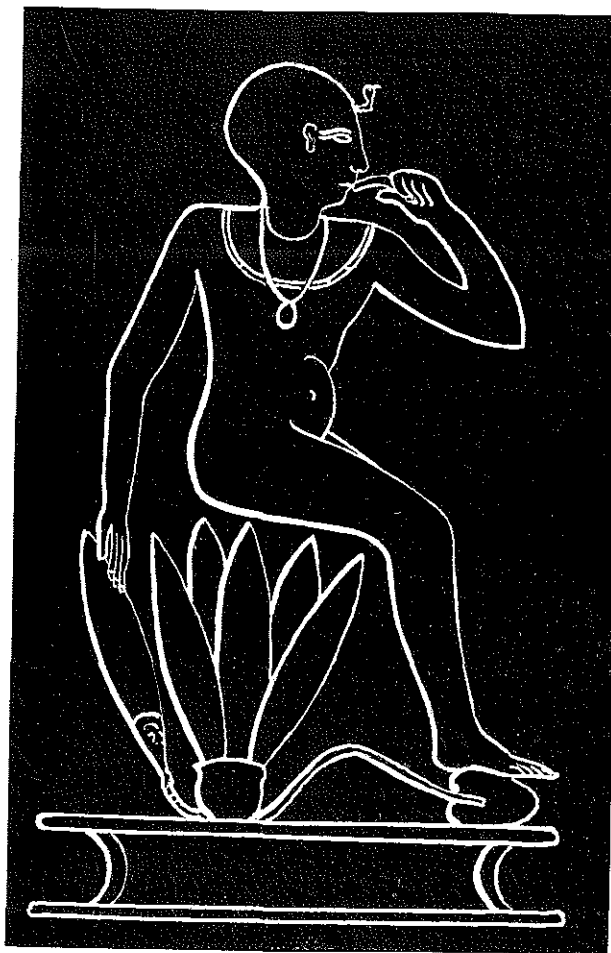


Abbildung 12. Der junge Jahrgott auf der Lotusblume. (Die Ägypter bildeten ein Kind immer sitzend und fingerlutschend ab.)

Herwig von Seelanden, der heutigen holländischen Provinz, führte das Wappen der Griesen. Auch Friedrich, der Heilige des 18. Juli, war ein Grieche. Überhaupt sind Heilige aus Friesland, aus der Bretagne, aus Britannien und auch Skandinavien an die Tage des Hundestern-Aufganges und in das Vertruden- und das Ruckucksjahr gesetzt (35).

Das ägyptische Rechensystem im friesischen Berggeld erhalten.

Die alten Ägypter teilten ihre Flächen- und Raummaße in 320 kleinere Teile (36). Dies beruht auf den heiligen Grundzahlen 8 und 40, von denen die Acht auch noch in der skandinavischen Jahresstellung eine Rolle spielte, die Vierzig aber bekanntlich in allen Bauernregeln enthalten ist. – Jakob Grimm ist es wieder, aus dessen ungeheurem Wissen wir schöpfen können. Nach den Deutschen Rechtsaltertümern I, 381, waren die Anschläge für das Berggeld nach dem Friesischen Gesetz: liber $53\frac{1}{3}$ sol., litus $26\frac{2}{3}$, nobilis 80. – Das ist ein Sechstel, ein Zwölftel, ein Viertel von 320. – Die anderen deutschen Stämme (die friesische Sprache gehört übrigens gar nicht zum Deutschen, sondern ist eine eigene germanische Sprache) hatten nicht 320 zur Grundzahl, sondern 120 oder 100, weshalb sich für das Berggeld auch keine solchen un- runden Zahlen wie die beiden ersten obigen ergaben. Sie sind die Folge der Durchbringung des alten 8mal 40er Systems mit dem 12er System.

Der Sperber, der Falke, der Aar.

Im alten Ägypten galt der Sperber oder der Falke als Sinnbild der königlichen Macht. Der sieghafte Gott Horus wurde sperberköpfig dargestellt und sein hieroglyphischer Name durch einen Sperber mit Beizeichen geschrieben. Im Deutschen Kalender finden wir mit „Ar.“ zusammengesetzte Namen an Tagen, die ägyptischen Kalendersystemen angehören (37). Ein Beispiel dafür sind Arnold und Arnulf (38) am 18. Juli, einem uns bereits bekannten Tage der Überfegung des Sirius-Neujahres in den julianischen Kalender.

Daneben kann man noch eine andere Übertragung des ägyptischen Jahres auffinden, welche recht einfach ist, nämlich

1. Thot (1. ägypt. Monat) = 1. Juli
1. Phaophi (2. Monat) = 1. August usw.

Für den 1. und 2. Juli läßt sich der ägyptische Gott des Neujahres, der junge sieghafte Horus, gleich dreifach nachweisen:

1. Herwig mit dem friesischen Seeblumen-Wappen steht nicht nur am 17. Juli, sondern auch am 2. Juli. Er ist auch hier der Nachfolger des aus dem Lotus entspringenden Neujahreskinds.
2. Ein Kalendarium aus Nordfrankreich (39) hat am 1. Juli das Bild eines Einsiedlers mit einem Vogel. Der Heilige heißt Eparchus (40), der Vogel ist der eben zum Tage gehörige Horusfalke.
3. Der Heiligenkalender hat den Namen Aaron, worunter nach der einen Angabe der Hohepriester und Bruder des Moses gemeint ist (41), nach der anderen aber ein Märtyrer mit seinen Genossen in England (42). Warum Aarons gerade an diesem Tage gedacht wird, kann man aus der Bibel oder sonst einer jüdischen oder christlichen Schrift nicht ersehen. Ebenso wenig gibt die Deutung des Namens aus dem Hebräischen Aufschluß. Des Rätsels Lösung ist einfach genug: die germanischen Kalender-Schöpfer nahmen den Aaron als den Aar, den Adler. Es läßt sich zeigen, wie in der koptischen Kunst aus dem Horusfalken der Adler geworden ist (43). So ging es auch bei der Übernahme des göttlichen Sinnbildes durch die Germanen (44).

Das eiserne Himmelsgewölbe – die Glocke.

Als die Griechen (Herodot) mit dem ägyptischen Gotte Ptah (auch: Pthah) bekannt wurden, überfegten sie ihn mit Hephaistos, den kunstreichen, hinkenden Schmied ihrer Sagen. Die Römer hätten Vulcanus sagen müssen, die Germanen aber Wieland. Daß die Germanen und die Kelten einen Schmiedegott besonders schätzten, ergibt sich aus den Legenden einiger Schmiedehelliger, die an hohen Tagen des Jahres gefeiert wurden (45). Alle diese Schmiedetage sind dem ägyptischen Kalender entsprechend Tage des Ptah. Hierher gehören auch einige Heilige, deren Legende von einer Glocke zu erzählen weiß. Wir erinnern uns der Glocke des hl. Antonius vom 17. Jänner. Ist etwa der Heilige ein Nachfolger des Ptah? Wir haben ihn schon als einen Nachfolger des Fruchtbarkeitsgottes erklärt. Als solcher ist Ptah kaum zu erkennen, aber wohl als ein unterirdischer Gott, denn er wird mit dunkelgrünem Gesicht dargestellt und haust wohl unter der Erde, denn Zwerge sind auch in Ägypten die Gefellen des göttlichen Schmiedes. Man glaubte, er habe das eiserne Himmelsgewölbe gegossen, und das Fest der Aufhängung desselben wurde am 1. Phamenot (16. Jänner des am 20. Juli beginnenden Sothisjahres) gefeiert. Das wäre also fast am selben Tage, an welchem der Bauernkalender die Glocke zeigt. Ist die Glocke etwa das Abbild des eisernen Himmels? Ich glaube ja, denn auch die Kelten glaubten so wie die Ägypter an einen solchen, sie rühmten sich nämlich den Römern gegenüber, daß sie vor nichts Furcht hätten, als daß der Himmel über ihnen ein- stürze. Von solcher Furcht sind wir nicht bedrückt, weil wir uns eben den Himmel nicht eisen

vorstellen. Sagen von Schmiedeheligen sind besonders in Frankreich und in England im Schwange, eben im keltischen Gebiete (46). Was soll nun das T-Kreuz am Antoniusstage bedeuten? Es ist doch wohl nichts anderes als das ägyptische Hentelkreuz, ein Götterzeichen, das „Leben“ bringt.

Die natürlichen Monatsanfänge und ihre Verschiebung im Julianischen Kalender.

Kehten wir nun zum Deutschen Bauern-Kalender zurück! Wie ist es möglich, daß das Zeichen der Stiege, daß der Name Margareta-Marina, daß die Bienenregeln sowohl am 20. Juli als auch am 17. auftreten? Warum verschieben die deutschen Bauern den Frühlingsanfang des viergeteilten Jahres auf den 14. und 15. April, den Herbstanfang auf den 16. Oktober, warum die norwegischen Bauern den Frühlingsanfang auf den 14. April, den Herbstanfang gar auf den 14. Oktober? Wenn es richtig ist, was ich behauptet habe, nämlich, daß der 17. Juli der gemeinsame Ausgangspunkt des Kuckucks- und des Vertrudenjahres seien, so müßte man doch auch die anderen 17. Monatstage erwarten. Für diese Schwankungen scheint mir nur eine Erklärung richtig: die Jahrespunkte des Kuckucksjahres ließ man den natürlichen Monatsanfängen folgen. Was die natürlichen Monatsanfänge sind, will ich hier kurz erklären (47). Zur Zeit der Einführung des Julianischen Kalenders (den auch wir haben) fiel die Winter-sonnenwende auf den 25. Dezember, die Sommer-sonnenwende auf den 24. Juni. Diese beiden bedeutendsten Tage des Jahres hat die Kirche als Geburtstage Jesu Christi und Johannes des Täufers erklärt und an sich gerissen. Das julianische Jahr von 365 $\frac{1}{4}$ Tagen (365 Tagen und jedes vierte Jahr ein Schaltjahr, das um einen Tag länger ist) war um $\frac{1}{128}$ Tag zu lang bemessen. Das heißt, die Sonnenwenden traten in 128 Jahren um 1 Tag früher ein, als der Julianische Kalender angab. Die Bauern merkten bald die Unstimmigkeit und feierten vor der Kalenderreform des Papstes Gregor außer den alt-heiligen und kirchlich geförderten Sonnenwendtagen noch die wirklichen, von denen am bekanntesten geblieben sind der Lucientag im Winter (13. 12.) und im Sommer der Sankt Veitstag (15. 6.). Während der ganzen Zeit zwischen der Einführung des Julianischen Kalenders und der gregorianischen Reform wurden alle Tage vor dem 25. Dezember und dem 24. Juni wirkliche Sonnenwendtage. Um das Jahr 400 fielen die Sonnenwenden auf den 19. und 20. Monatstag, da war auch der 20. Juli natürlicher Monatsanfang. Damals wurde ein Fest an diesem Tage von den Bauern gern übernommen, auch wenn sie nichts vom Siriusaufgang gewußt hätten. Um das Jahr 800 war der 17. natürlicher Monatsanfang und stand der 17. Juli mit Alexius im Mittelpunkte bäuerlichen Erlebens. Um das Jahr 1300 war es mit dem 14. Juli ebenso. Auf diese Weise verschoben sich die Jahrespunkte des Kuckucks- und des Vertrudenjahres. Es ist nun recht bezeichnend, daß das Vertrudenjahr die 17. Tage, weniger schon die 15. Tage, zu volkstümlichen Jahrespunkten hat, das Kuckucksjahr aber die 16., 15. und 14. Tage. Man hat eben die altertümliche Dreiteilung des Jahres früher verlassen und behielt zur praktischen Einteilung des Bauernjahres nur mehr die Vierteilung bei. Das Vertrudenjahr hat deshalb auch mehr kultische Bedeutung.

In den Kalendern mancher Bischöfer hat man anscheinend den Namen Margareta mit den natürlichen Monatsanfängen mitwandern lassen, denn auch der 18. Juli ist ein Margareten-tag (48). Margarete steht aber auch im 18. Jänner, das ist dem Datum nach im Jahre gegenüber. Zählt man jedoch die Tage ab, so ist der 18. Jänner Gegentag des 20. Juli. Und merkwürdig: der 18. Jänner war einst (so im *Kalendarium Karls des Großen*) der Festtag Mariä Himmelfahrt, auch Mariä Entschlafen genannt. Die christliche Gottesmutter stirbt also am Gegentage des Aufgangs der ägyptischen Gottesmutter Isis als Cothistern! Ein Zweifel an der Absicht dieser Ansetzung des Festes wird verfliegen, wenn wir lesen, daß im 15. und 16. Jahrhundert am 18., 19. und 20. Juli ein Fest der Sieben Schmerzen oder der Betrübniß Mariä gefeiert wurde (49). Deutlich folgt es den natürlichen Monatsanfängen (die Aufzählung wird natürlich in steigender Reihe gegeben!).

Die Bedeutung des 15. und des 17. Monatstages im Vertrudenjahr.

Das Vertrudenjahr hat zu Jahrespunkten den 17. Juli, den 17. November und den 17. März; eine Variante desselben den 15. Juli, den 15. November und den 15. März. Es bestehen Gründe, warum in dem vorwiegend kultischen Jahre diese beiden Monatstage vor den übrigen bevorzugt worden sind. Der 15. Tag eines Monats war in den Mondmonaten als Vollmondstag ausgezeichnet, der 17. ist ein alter Göttertag, was hier kurz beleuchtet werden soll.

Der 17. März war im alten bäuerlichen Rom Tag des Liber und der Libera, eines Paares von Fruchtbarkeitsgöttern; am 17. Dezember beging man ebenda das Fest der Saturnalia, dem alten italienischen Bauerngott Saturnus zu Ehren; das von Marcus Antonius dem Dionysos gestiftete Fest ward auf den 17. Anthesterion (etwa Febr.) gelegt; der indische Weltengott Prajapati hat die heilige Zahl 17 zum Symbol; die Babylonier fasteten am 17. Tammuz zur Trauer um den in die Unterwelt steigenden (und wieder auferstehenden!) Gott Tammuz: er ist das Ebenbild des von einem Eber verwundeten und sterbenden Adonis und des kleinasiatischen Attis. Adonis klingt an den Namen Antonius an, dessen Tag der 17. Jänner ist, kaum zufällig. Bei den Ägyptern bestand die Meinung, daß am 17. Tag des Mondes der Tod des Osiris eintrete; der 17. Athyr (etwa November) war der Tag des Begräbnisses und der Klage um diesen Gott. Von den Persern wurden 17 Knaben zu Ehren der Göttin Erde begraben. In christlicher Zeit sind eine Anzahl von Heiligen an die Stelle des Fruchtbarkeitsgottes und der Göttin getreten; sie alle stehen an einem 17. Tage: Antonius, Lazarus, Patriz, Johannes – Vertrud, Marina und andere. Insbesondere ist Vertrud mit der Maus, dem Sinnbilde des Mutter-schosses bei allen Bauern, eben niemand anderer als die Mutter Erde. Wir wollen den Gott und die Göttin mit ihren alten germanischen Namen nennen und sagen: der 17. Tag des Monats ist Freys und Freyas Tag. Abirigens heißt auf den Ortney-Inseln der 17. Dezember Sautag, weil man an ihm den Zuleber – Freys Tier – nach altem Brauche schlachtete (50).

Der Verfasser hofft, in diesen Heften bald wieder über die Bauernfeiertage und ihre Götter berichten zu können und durch eine Fülle von Tatsachen die letzten Zweifler zu überzeugen.

*

Quellen, soweit sie in den Anmerkungen abgefürzt genannt sind:

Heinrich Brugsch, *R Religion und Mythos der alten Ägypter*, 1891. Th *Thesaurus inscriptionum aeg.*, II *Kalendarische Inschriften*, 1883. – Einzel J. K., *Handbuch der math. u. techn. Chronologie*, 1925–26. – Eilert, Pastor, *Deutsche Volksweisheit in Wetterregeln und Bauern-sprüchen*, 1934. – Schnippel, Prof. Dr. E., *Die englischen Kalenderstäbe*, 1925. RO *Kunen-kalender* . . . , Oldenburg 1883. RS *Das Runenschwert* . . . zu Dresden, Ber. sächs. Ges. Wiss., Leipzig 1878, phil.-hist. Kl. Heft 2/3. – de Vries, Jan, *R Altgerman. Religionsgeschichte I*, 1935, II, 1937. – Hermoloff Alexs., *Der landwirtschaftliche Volkskalender*, Leipzig 1905.

Die deutschen Namen finden sich in *Tejners Namenbuch* (Neclam); dem Verfasser müssen auch niederdeutsche und niederländische Kalender vorgelegen haben, welche mir in Wien leider nicht zugänglich waren.

(1) Eine solche Jahresstellung ist für Deutschland durch den folgenden Vers sichergestellt: St. Veit der het den lengsten Tag, 15. 6. / Lucia die lengste Nacht vermag, 12. 12. / St. Gregor und das Kreuze macht, 12. 3 und 14. 9. / Den Tag so lang gleich als die Nacht. – (2) So im Runenschwert zu Dresden, einer mit Schwertgeiß versehenen Sichel, in die ein Runenkalender eingekäst ist. Worm schreibt in seinen *Fasti Danici* die Stiege dem Magdalenen-tage (22. 7) zu, von dem wir noch hören werden. – (3) Siehe auch Zelenin. *Russ. Volkskunde* 358 usw. – (4) Sartori in *Handw.* b. d. Aberggl. 5, 1635. – (5) Brugsch, Th I, 9/10 und Th II, 216 ff. Vgl. dazu das bei Geman, *Die Religion der Ägypter*, Berlin 1934, S. 24 u. S. 391, Gesagte. – (6) Insbesondere in Ägypten,

wo sie als Herrin des Hafens und der Seeschifffahrt galt. — Isis mit Steiner und Jüllhorn: German, Ag. Mel., 3. Aufl., Abb. 159, S. 390. — (7) Solche sind abgebildet in Sakaburen 1932, Elzberg, Runklaven, S. 123. — (8) Arabische Berichte von Befanden an germanischen Fürstenthöfen aus dem 9. und 10. Jahrhundert, herausgegeben von Georg Jakob, 1927, S. 29: „Schleswig ist eine sehr große Stadt am äußersten Ende des Weltmeeres. In ihrem Inneren gibt es Quellen süßen Wassers. Ihre Bewohner sind Christen, außer einer kleinen Anzahl, welche Heiden sind, die dort eine Kirche haben. . .“ — (9) Es ist nicht unbedingt nötig, wie Wolfgang Schulz es tut, hieraus auf die Göttin des Venussternes zu schließen, weil die Zahlen 8 und 32 herauskommen. Diese Zahlen sind ja auch ägyptische Grundzahlen. Der Isis kann sowohl der Hundstern als auch der Venusstern heilig gewesen sein. Es war doch ebenso im Mittelalter der Morgen- und Abendstern als auch der Polarstern Marienstern. — (10) etwa Sepp, Mel. d. alten Deutschen, S. 137. — (11) Dort fühlt man die uralte Heiligkeit dieser Stätten. — Unter den vier Bergen um Maria Saal, wo der steinerne Herzogstuhl steht, gibt es auch einen Magdalenenberg, was für den folgenden Abschnitt nicht ohne Bedeutung ist. — (12) Norsk Tidsskrift for Sprogvidenskap I, 161 ff. — Ich bin nicht etwa durch Marstrandens Schriften, die ich gar nicht lesen kann, auf die germanische Isis gekommen, sondern nur durch die Kalender. Durch eine Anmerkung bei de Vries, Altgerm. Religionsgeschichte, wurde ich auf Marstrandens Ansichten aufmerksam und siehe sie nun auch heran. Daß die Nummernamen Iss und Ar von Isis und Horus kommen sollen, scheint mir nicht wahrscheinlich. — (13) Jung, German. Götter und Helden in christl. Zeit, 1939, S. 184. — (14) Marstrand, Isis chez les Germains du Nord, Norsk Tidsskrift for Sprogv. III, 236–238. — (15) Man kann auch an die östlichen Nachbarn der Sueben, die Goten denken, welche ihrer Sage nach aus Skandinavien über die Ostsee in das Baltikum und nach Rußland vordrangen. — (16) Während die Griechen auf Island die Göttin mit denselben Symbolen, wie Isis sie hat, ja doch Nehalennia nannten. — (17) Welches in Skandinavien bekannt war: de Vries 181. — (18) 3. Aufl. von Menghin, S. 223. — (19) Vgl. dazu Albert Herrmann, Unsere Ahen und Atlantis, Nordische Seefahrt von Skandinavien bis Nordafrika, 1934. — (20) Siehe „Vom heidnischen Symbol zum Heiligen-Attribut“ von Alfred Pfaff, Solin. Germania 1938, S. 214 und 215. — (21) 3. B. im „Krautur Kalender“, der nun schon seit 187 Jahren ein Wiener ist. — (22) Siehe z. B. Brugsch, Mel. 174, 295, 305, 370. — (23) Ich mache jedoch hier darauf aufmerksam, daß der 22. Juli auch in ein anderes kalendarisches System fällt, welches in den nicht sächsisch-seefahrerisch beeinflussten Gegenden Deutschlands und Osteuropas umgekehrt mehr beachtet wurde. — (24) Worm, Fasti Daniel, empfiehlt sie sogar für den 22. — (25) Schnypel OR 101 nach Sinn Magnusen, Specimen calendarii gentilis. — (26) So viel ich sehe, ist diese Legende nur in Norwegen verbreitet. — (27) Ich glaube noch ein hieroglyphisches Zeichen aus einem Gottesnamen in Kalendersäben gefunden zu haben. Hierbei ist das übernommene Zeichen sogar nur ein Buchstabe, nicht ein Sinnbild. Der Buchstabe ist aber sinnvoll umgedeutet worden. — (28) Brugsch Th I 35 (B. Tag). — (29) Brugsch Th I 35. — (30) Brugsch Th I 62. — (31) Nach Vater Auers Heiligen-Legende (1890, 1907). — Die Alexius-Legende bringt einige Züge, welche erstaunlicherweise auch in der skandinavischen Göttersage auftauchen. Ich unterlasse aber hier mit Absicht alle Anblicke in die germanischen Mythologie, da ich auf diesem Gebiete meiner Sache noch nicht sicher bin. — (32) Schnypel E 63. — (33) Vgl. die ägypt. Königsnamen wie Thoutimosis (Kind des Thout, Thot, des Kalendergottes). — Der Gesehgeber der Juden Moses gilt übrigens nach rabbinischer Überlieferung nicht als reiner Jude. Die Moses-Sage vom im Äthiopien angekommenen Kinde ist gewiß nicht spezifisch jüdisch, sondern gehört wohl zur fällischen Aferbaurenkultur. In einer Wanne kam Dionysos angeschwommen, auf einer Schale (Korngarbe) Skaf, auf einem Schilde Ekold. Alle diese Kinder wurden weise Könige, die eine Zeit der Gerechtigkeit und des Friedens brachten. Es tut nichts zur Sache, wenn der Kulturbringer Dionysos „Gott“ genannt wird. Wir wissen leider nicht, welche Sage sich um den Namen Wladimir spannt. — (34) Das Christkind, welches auf Stroh liegt, ist doch ebenfalls aus heidnischen bäuerlichen Glauben hervorgegangen, und nicht aus frühchristlicher Exaltation zu erklären. — Der Name Moses und der seines später angeführten Bruders Aaron stammt nicht etwa aus jüdischen Kalendern. Die hier dargestellte Kalendermagie ist ein arisches Gewächs, das die Germanen mit den Persern gemeinsam haben. Die persischen Magier waren keine finsternen Zauberer und Schaklatane wie die Chaldäer und die christlich-römischen Priester. — (35) Herwig selbst auch am 16. April. — (36) Brugsch-Pascha, Aus dem Morgenlande (Meclan), S. 35 ff. — Vgl. auch Rees, Ägypten (in „Kulturgeschichte des alten Orients“), 1931. — (37) Ich kann sie hier nicht alle anführen; es gibt darunter noch überzeugendere, als es das Kuckuck- und das Gertrudenjahr sind. — (38) Ar-Wolf ist eine besonders gute Übersetzung des Gottesbegriffes „Horus“ ins Germanische, da Horus auch Wolfsgestalt annimmt, so in Sykopolis („Wolfsstade“). Deshalb sprachen die Griechen von „Horapollon“, denn Apollon war bei ihnen der Wolfsgott. Außerdem erzählt eine Sage, daß der Vater Hris seinem Sohne beim Kampfe mit Seth in Wolfsgestalt beistand. — (39) Enlil Gatti, Di un calendario runico della pontificia università di Bologna, 1841. — (40) Vielleicht ist ein Anklang an epervier, „Sperber“ gewollt. — (41) Den Moses fanden wir bereits an das Siriusjahr geknüpft. Aaron steht (so wie die deutschen „Ar“-Namen) noch an einem anderen Horustage. — (42) Wo die Ägyptischen Beziehungen besonders frisch erhalten blieben: vgl. das Kind Kenelm an 17. Juli! — (43) Freundl. Mitt. Prof. Balz. — (44) Adler ist „Edel-Ar“. Auch der Name Wolke steht an einem Horus-Tag. — (45) Jakob Grimm sagt: „Geseierte Helden waren Wieland und Wiltich, ihre reiche Sage steht an Alter und Verbreitung keiner anderen nach.“ Herr Prof. Balz machte mich auf die verblüffende Übereinstimmung der Wielandsage mit den Sagen des Wala-Kreises aufmerksam. — (46) Schade, daß man von den deutschen Schmied-Namen-Gebieten: Mimgardasforda (Münster in Westfalen) und Remleben keine Sagen und Legenden erfährt. — (47) Anschließend hat sie Elert Pastor wieder entdeckt. Zernoloff kann sich nicht erklären, wieso die 24./25. Monatsstage durch Bauernregeln ausgezeichnet sind und (besonders in der römischen Kirche) als Gedentage der Apostel und Evangelisten gelten. — (48) Die Margaretenstage des großen Erzbischofs Salzburg (12./13. Juli) gehören einem anderen kalendarischen System an. — (49) Einzel 3, 202; Grotensd I, 44–46. — (50) Hier würden Quellenangaben zu sehr belasten. Ich behalte mir vor, die Göttertage in meinem „Bauernkalender“ zu behandeln.

H. Jankuhn: Birka und Haithabu

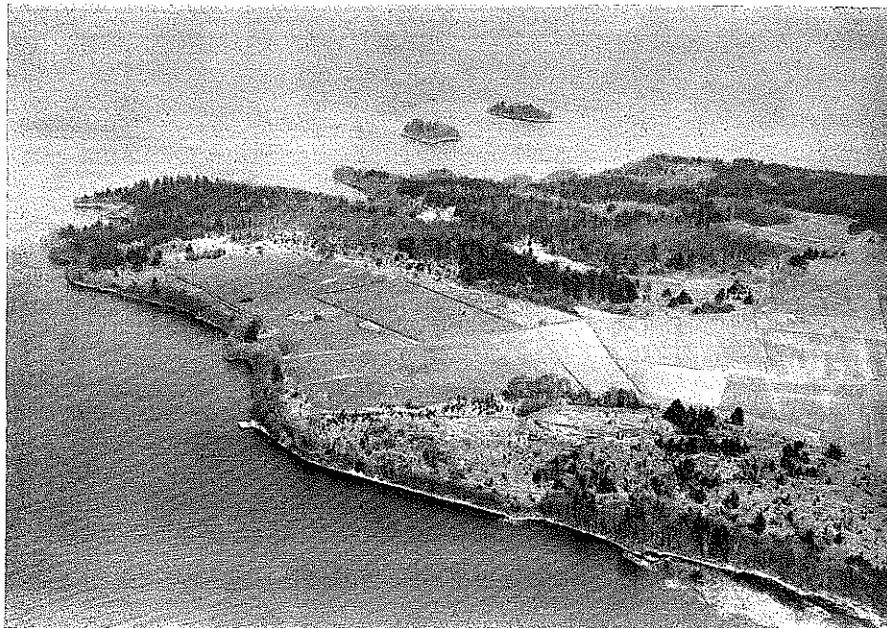
Seit langem hat man sich daran gewöhnt, die zur Wikingerzeit im Ostseeraum entstandenen Städte als gleichartige Gebilde zu betrachten. Insbesondere hat sich die Frage nach der Bedeutung der Handelsstädte auf die beiden großen Siedlungen Haithabu und Birka erstreckt. Nachdem man eine lange Zeit die Siedlung an der Schlei für eine Tochtergründung von Birka hielt, war es ganz natürlich, die Funktionen der beiden Städte auch als gleiche zu betrachten. Allmählich hat die fortschreitende Forschung aber klar gezeigt, daß das zeitliche Nacheinander der beiden Städte in den Funden keine hinreichende Stütze hat, da sich immer deutlicher ergab, daß die Gründung Haithabus nicht erst erfolgte, als sich hier in der Zeit um 900 ein schwedisches Königsengeschlecht festsetzte, sondern daß die Stadt ungefähr ebenso alt ist wie Birka, da sich die ältesten Funde bis in die ersten Jahrzehnte des 9. Jahrhunderts zurück verfolgen lassen.

Über den Charakter dieser Handelsstadt kann man den historischen Quellen manches entnehmen, ohne allerdings damit ein wirklich erschöpfendes Bild von ihrer Bedeutung für den Waren- und Austausch zu gewinnen. Daß es sich dabei um Austauschplätze für Waren handelt, ist sicher. Welche Waren hier allerdings ausgetauscht wurden, wer die Träger dieses Handels waren und in welcher Art sich der Handel vollzog, ist nicht ganz so klar.

Für die Art der Waren sind wir auf ganz spärliche Hinweise in der historischen Literatur und auf die im Boden bewahrten Reste selbst angewiesen. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, daß vieles von dem, was einmal verhandelt wurde, sich heute nicht mehr nachweisen läßt. Daß Textilien eine große Rolle gespielt haben, ist sehr wahrscheinlich; sie haben sich aber in den Funden normalerweise nicht erhalten und nur ganz besonders günstige Bedingungen in Birka haben uns wenigstens kleine Reste kostbarer Stoffe bewahrt. Bei ihrer Untersuchung hat sich auch herausgestellt, wieviel man gerade einem solchen Material für das Studium der Handelsverbindungen entnehmen kann. Der Handel mit Nahrungsmitteln ist naturgemäß ebenso wenig durch die Funde zu beleuchten und doch hat er sicher eine gewisse Bedeutung gehabt. Auch Genussmittel wie Wein und Süßfrüchte lassen sich kaum nachweisen, es sei denn, daß man einen Teil der eingeführten Tongefäße als Behälter dafür ansehen will. Die mehrfach in Haithabu gefundenen Walnußschalen zeigen, daß tatsächlich Früchte aus dem südlichen und westlichen Europa nach dem Norden gelangt sind, so daß vereinzelt arabische Berichte über das Vorhandensein von Süßfrüchten bei den Skandinaviern keineswegs aus der Luft gegriffen zu sein brauchen. Auch das als Handelsgut sicher bekannte Salz ist naturgemäß in den Bodensunden nicht zu erkennen.

Wer die Träger des Handels waren, ist ebenfalls weder den historischen Nachrichten noch den Bodensunden bisher mit genügender Klarheit zu entnehmen. Wohl haben wir verschiedentliche Hinweise dafür, daß die Friesen eine große Bedeutung im Seehandel jener Zeit spielten und das Auftauchen von friesischen Lehnworten im Schwedischen hat schon vor längerer Zeit Veranlassung zu der Annahme gegeben, daß gerade die Friesen im skandinavischen Handel eine führende Rolle spielten. Daneben aber hat es auch skandinavische Kaufleute gegeben, die uns in der nordischen Überlieferung und in anderen Quellen entgegen treten. Der Bruder des normanischen Königs Erik Blutaxt, Björn, hatte den Beinamen „Zahermann“ und wurde dadurch als Kaufmann gekennzeichnet. Daß aus dem slawischen Gebiet an der Südküste der Ostsee und aus dem baltischen Gebiet namentlich vom Samland Kaufleute in Skandinavien erschienen, ist historisch bezeugt, wobei allerdings nicht sicher ist, wie weit es sich dabei um in diesen Gebieten ansässige Wikinger handelt. Die Frage nach der Bedeutung der einzelnen Nationalitäten für den nordeuropäischen Handel wird sich nur sehr schwer und wohl niemals mit der gewünschten Sicherheit beantworten lassen.

Etwas besser unterrichtet sind wir dagegen über die Art des Handels. Daß die karolingische Zeit keine ausschließlich naturalwirtschaftlich eingestellte Epoche war, ist schon seit langem bekannt. Die karolingische und angelsächsische Münzprägung hat einen entscheidenden Einfluss



Birka, Luftbild.

auch auf die Handelsverhältnisse Nordeuropas ausgeübt. Daß es sich nicht ausschließlich um einen Tauschhandel von Ware gegen Ware handelt, sondern daß ein Edelmetall, und zwar Silber, als Wertmesser eine Rolle spielte, bezeugen die zahlreichen Funde von Silberbarren, gehackten Silberstücken, vor allem aber die Edelmetallwaagen und die in Gräbern und Siedlungen oft angetroffenen Gewichte. Daß das Silber aber nicht nur nach dem Gewicht, in Zahlung genommen sein kann, bezeugt der Beginn einer Münzprägung im Norden im 9. Jahrhundert. Wenn auch die Frage nach den Münzstätten noch nicht endgültig entschieden worden ist, und mit den heutigen Mitteln wohl auch nicht mit Sicherheit geklärt werden kann, so ist doch sehr wahrscheinlich, daß sowohl in Hailthabu wie auch in Birka Münzen geprägt worden sind. Die Tatsache, daß die karolingischen Denare das Vorbild für die nordische Münzprägung abgeben, bezeugt ganz besonders eindrucksvoll die Stärke der Handelsverbindungen nach dem Westen. Wenn diese Münzen, wie ihre Fundverteilung es nahe zu legen scheint, auch nur einen lokalen und örtlich festgelegten Wert besaßen haben sollten, so stellt doch die Tatsache einer Münzprägung ein Durchbrechen des sonst im nordeuropäischen Raum üblichen Handels mit gehacktem Silber dar.

Welche Bedeutung hatten nun die Städte im Nord- und Ostseeraum und welche Art von Handel wurde in ihnen betrieben?

Walter Vogel hatte in einer Untersuchung über die mit - wik zusammengesetzten Ortsnamen gezeigt, daß der am Ende der Merowingerzeit und im Beginn der Karolingerzeit entstehende Fernhandel die Schaffung gewisser Stapelplätze bedingte, bei denen die Kaufleute, die oft von weither kamen, ihre Waren gegen andere eintauschen konnten. Es ist durchaus möglich, daß die Entstehung des Namens Siaswic für die Siedlung Hailthabu mit einem solchen Vorgang zusammenhängt. Jedenfalls ist die Entstehung großer Handelsplätze, wie sie in Hailthabu, Bolln und an einer Anzahl anderer Orte vorliegen, sicher von dem Hintergrund des be-



Hailthabu, Luftbild.

ginnenden Fernhandels aus zu verstehen und in diesem Sinne sind die Voraussetzungen für die Bildung der Städte Birka und Hailthabu sicher gleich. Ob aber auch ihre Funktionen in dem sich entwickelnden Handel gleich waren, ist eine andere Frage. Beide Städte sind an große Fernhandelsstraßen angeschlossen. In Birka münden zwei Wege, die sowohl im wirtschaftlichen wie im politischen Leben jener Zeit eine große Bedeutung hatten. Von der Rheinmündung her führte der eine Weg über die Schleswiger Landenge in die Ostsee und ging bis Birka. Der zweite Weg kam aus dem vorderen Orient und führte über die großen russischen Ströme Dnjepr und Wolga in das Ostseebecken, um dann ebenfalls zur Hauptfäche in Birka zu münden. Die Stadt liegt also am Endpunkt zweier Wege, von denen der eine Skandinavien mit dem Osten, der andere die Halbinsel mit dem Westen verbindet. Es lag also nahe, besonders im Hinblick auf das in Hailthabu gegebene Vorbild, an einen Umschlaghandel vom Orient nach Nordwesteuropa über den Norden zu denken. Indessen hat Arbmán überzeugend dargelegt, daß eine solche Annahme weder in den historischen Quellen, noch in den Bodensunden eine tragfähige Quellengrundlage besitzt. Die Quellen kennen unter den Wegen, die den Orient mit Westeuropa verbinden, nur die Wege durch das Mittelmeer oder das Donautal und die Siedlungsgebiete slawischer Stämme. Es wäre natürlich denkbar, daß der dem Auge der geschichtsschreibenden Zeitgenossen stärker entrückte Nordweg in den geschriebenen Quellen keinen Niederschlag gefunden hat. Dann müßte er sich aber in den Bodensunden widerspiegeln, zumal man sowohl in Birka wie auch in Hailthabu das Vorhandensein weitreichender Handelsbeziehungen in der Tat auch durch die Bodensunden nachweisen könnte, selbst wenn man keinerlei historische Hinweise besäße. Daß der Handel von Birka nach West- und Nordeuropa über die Schleswiger Landenge, d. h. über Hailthabu, verlief, ist weitgehend sicher. Das fast vollkommene Fehlen orientalischer Funde in Hailthabu spricht eindeutig dafür, daß die in Birka beispielsweise sehr stark erkennbare Welle orientalischen Imports die west-

liche Ostsee kaum mehr erreicht hat. An ein noch weiter gehendes Vordringen des Handels bis England oder Irland ist also kaum zu denken.

Gestützt auf diese Untersuchungen und Erwägungen Arbmans wird man also in Birka nicht mehr den großen Vermittler im Warenaustausch zwischen dem nahen Orient und Westeuropa sehen können. Da aber nachweislich sehr viele Einfuhrwaren sowohl aus dem Südosten wie aus dem Westen nach Birka kamen, wofür die Untersuchungen Arnes und Arbmans sehr zahlreiche Belege beigebracht haben, muß die Art des Handels in Birka eine andere gewesen sein. Daß der Kauf von Pelzen im Handel mit Nord- und Nordosteuropa eine sehr große Bedeutung hatte, ergibt sich aus verschiedenen mit dem Handel nahezu gleichzeitigen Quellen. Hennig hat diese Nachrichten zusammengestellt. Der Reichtum von Birka gründet sich also wahrscheinlich, wie Arbmans zeigen konnte, auf den reichen Erträgen des nordeuropäischen Pelzhandels. Birka war also nicht nur das Ziel der beiden vorher erwähnten Großhandelswege, sondern war gleichzeitig die Endstation anderer in den Jahrhunderten heute nicht mehr belegbarer Handelsverbindungen, die die für den Austausch östlicher oder westlicher Waren als Gegengabe wertvollen Pelze dorthin brachten. Birka lebte also nicht so sehr vom großen Warenumschlag, als vielmehr von einer Art Markthandel, wobei die vom Norden zu verhandelnden Waren auf kleinen Wegen nach Birka zusammenströmten und hier an die aus dem Orient oder aus Westeuropa kommenden Kaufleute weiter verhandelt wurden. Die große Bedeutung von Birka beruhte also wahrscheinlich in einem entwickelten Markthandel und dieser Markthandel darauf, daß die nach Südosten und Westen verhandelten Waren aus dem Hinterland von Birka stammten. Wenn auch der Handel höchstwahrscheinlich in Händen von Kaufleuten lag, möglicherweise sogar, wie das für die spätere Zeit wahrscheinlich ist, in Händen von Kaufmannsgesellschaften, so ist das Verhandeln der importierten Waren auch in das nähere und weitere Hinterland von Birka möglich. Wenn man z. B. die Verteilung des karolingischen Imports in Schweden betrachtet, so ergibt sich auch, daß Birka zwar eine starke Anreicherung von Importgegenständen erkennen läßt, im übrigen doch aber auch reiche und wertvolle Funde aus dem Ausland in das direkte Hinterland der Stadt gelangten. Ähnlich ist es im übrigen auch mit den Erzeugnissen des Orienthandels. Hier in Birka scheinen große Märkte abgehalten worden zu sein, zu denen die Bevölkerung der umliegenden Gebiete im Sommer zu Schiff, im Winter über das Eis kam, um ihre Waren auszutauschen. Birka war also nicht nur das Endziel zweier Fernhandelsstraßen, sondern auch der Mittelpunkt eines intensiven Tauschhandels mit den Bewohnern der umliegenden Gebiete, also ein Marktplatz im wahrsten Sinne des Wortes.

Die Verhältnisse in Hailthabu scheinen im einzelnen doch anders gelegen zu haben und die Gleichsetzung der beiden Handelsstädte Birka und Hailthabu kann sich nur in großen Zügen auf die Bedeutung des Handelsplatzes, nicht aber auf die Struktur des Handels beziehen. Auch Hailthabu war eng mit dem Netz von Fernhandelsstraßen verknüpft. Aber es lag nicht wie Birka am Endpunkt zweier großer Handelsstraßen, sondern es lag als Umschlagplatz an einem der beiden großen Wege, nämlich auf der Verbindungslinie zwischen Birka und Westeuropa. Wohl mag der über den großen Landweg vom Norden nach Süden und Südwesten führende Verkehr eine gewisse Bedeutung gehabt haben, die Wichtigkeit des Schiffsfahrtsweges hat er aber wohl kaum erreicht. Hailthabu lag an einer sehr wesentlichen Stelle, nämlich dort, wo Nord- und Ostsee miteinander auf engem Raum leicht verbunden werden konnten.

In der Merowingerzeit bildete das Ostseebecken und das Küstengebiet der Nordsee zwei getrennte Wirtschaftskreise und Kulturgebiete, die zwar nicht gänzlich unabhängig voneinander bestanden, deren Verbindung miteinander aber doch auf ein geringes Maß beschränkt war. Erst mit dem Auftreten des Fernhandels sind, wie schon vor langer Zeit Sophus Bugge gezeigt hat, die trennenden Schranken in größerem Umfang beseitigt worden. Trotzdem haben auch noch zur Wikingerzeit Ostseeraum und Nordseegebiet verschiedene kulturelle Ausprägungen erfahren. Als eine der einschneidendsten Veränderungen der Verhältnisse ist die Überbrückung der die beiden Gebiete trennenden jütischen Halbinsel zu betrachten, und dieser Verbindungsweg führte eben über Hailthabu.

An dieser Stelle kamen sowohl die Kaufleute aus dem Westen Europas wie die aus dem Ostseegebiet zusammen, um hier die Waren der verschiedenen Wirtschaftsräume gegeneinander auszutauschen. Dieses Bild des im wesentlichen auf dem Tauschhandel größerer Kaufleute beruhenden Handelsverkehrs spiegelt sich recht deutlich auch in den ganz spärlichen Quellen wider. Der Biograph Ansgars, Kimbert, der in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts Hailthabu besuchte, schildert uns die Bedeutung des Platzes als Treffpunkt der Kaufleute mit den Worten „Slaswic, ubi conventus fiebat negotiatorum“. Ich habe schon an anderer Stelle darauf hingewiesen, daß hier der Ausdruck „conventus“ die Bedeutung von Messe haben könnte, d. h. eines zu bestimmter Zeit wiederkehrenden Treffens der Kaufleute aus den verschiedenen Wirtschaftsräumen. Wir besitzen auch gelegentlich andere Hinweise auf eine solche Bedeutung der Stadt. Die von Alfred dem Großen in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts besorgte Herausgabe der Weltgeschichte des Drosius enthält im Anhang zwei sehr aufschlußreiche Berichte, die von Wikingern stammen. In beiden Fällen handelt es sich wohl um Kaufleute, in denen der eine, Wulfstan, für die Kenntnis der Verbindung nach dem Osten bemerkenswerte Mitteilungen macht, während der zweite, Ottar, aus dem nördlichen Norwegen stammt. Wir erfahren aus dem Bericht etwas über die Stellung Ottars in seiner Heimat. Danach ist Ottar ein großer Grundbesitzer im nördlichen Norwegen, der große Viehherden sein eigen nannte. Darüber hinaus vergrößerte Ottar seinen Reichtum, also in diesem Falle die für den Tauschhandel zur Verfügung stehenden Waren durch seine Bjarmlandfahrten, d. h. durch den Besuch des Küstengebietes des Weißen Meeres. Hier jagte er u. a. Wale, deren Haut das beliebte Rohmaterial für Schiffstape abgab, während das Elfenbein gerade in jener Zeit das afrikanische und indische von dem festländischen Markt zu verdrängen begann. Ottar besaß also reiche und für damalige Zeit sehr begehrte Tauschartikel, die er sicher nicht gegen Produkte des Landes in Hailthabu und Skiringal, dem Handelsplatz am Oslofjord, einzutauschen beabsichtigte. Daß er diese Handelsplätze aufsuchte, ist mit großer Wahrscheinlichkeit durch die Aussicht bedingt, hier von anderen weit hergereisten Kaufleuten bestimmte Waren eintauschen zu können. Während Birka auch die Vermittlung der eingeführten Waren in sein großes Hinterland bemerkstellte, scheinen in Hailthabu die Verhältnisse anders gelegen zu haben. Die Stadt besaß das Hinterland, das von Birka zu versorgen war, nicht. Sie ist auf der schmälsten Stelle der Halbinsel angelegt. Gleich westlich der Stadt erstreckt sich in Nord-Süd-Richtung die breite, unfruchtbare Sanderfläche, der sogenannte Mittelrücken, der zu allen Zeiten siedlungseindlich gewesen zu sein scheint. Südlich der Stadt bis zur Eider hin erstreckt sich ein ebenfalls sehr dünn besiedelter Gürtel und im Südosten der Grenzwall gegen das slawische Gebiet, das zu Lande nur nach längerer Fahrt zu erreichen war. Lediglich die Landschaft Angeln, als deren Hauptstadt Hailthabu im 10. Jahrhundert bezeichnet wird, ist von Hailthabu sowohl zu Wasser, also über den Schleimweg, wie auch zu Lande leicht erreichbar. Dieses Gebiet weist im 9.-10. Jahrhundert eine verhältnismäßig dichte Besiedlung auf, wie die Funde und Ortsnamen zeigen. Die Landschaft kommt als natürliches Absatzgebiet für Hailthabu in Frage. Sie ist aber im Verhältnis zu den Räumen, die von Birka aus zu versorgen waren, verhältnismäßig klein und besaß wohl auch kaum die als Tauschobjekte besonders geschätzten Waren. Wenn sich hier ein Tauschhandel zwischen der Landschaft Angeln und Hailthabu abgespielt hat, so wird er sich wahrscheinlich zur Hauptsache auf die Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln erstreckt haben.

Das sehr aufgeschlossene nordfriessche Gebiet war von Hailthabu nicht nur durch den Sander, sondern auch durch das recht dünn besiedelte festland-friessche Gebiet getrennt. Das Schwergewicht der Besiedlung lag auf den drei großen nordfriesschen Inseln. Diese Inseln sind, wie die Funde zeigen, sehr stark nach dem Westen orientiert, lassen aber auch Einfuhr aus dem Norden erkennen. Daß die Einfuhr aus dem Westen direkt über den Seeweg kam und nicht erst über Hailthabu ging, ist nach der Lage der Dinge sicher. Ob die Gegenstände nördlicher Herkunft auf dem Schleimweg herkamen, ist zum mindesten unklar. Paulsen, der sich mit der slawischen Stellung der Schmudefunde nordischen Gepräges von den friesschen Inseln beschäftigt hat, kommt zu der Annahme, daß es sich um norwegisches Einfuhrgut handelt, bzw.

um Reste normwegischer Besiedlung, die auf dem Seeweg nach Nordfriesland kam. Arhman hat gezeigt, daß bei einzelnen Gegenständen, die bisher für nordisch gehalten worden sind, eine Anknüpfung an den westlichen entweder fränkischen oder angelsächsischen Kunstkreis wahrscheinlich ist, und ich selbst konnte bei einer Untersuchung eines bestimmten Schwerttyps zeigen, daß zum mindesten eines der „Wifingerschwerter“ fränkischen, jedenfalls nicht skandinavischen Ursprungs ist. Die Verbindungen dieses Gebietes mit der Stadt an der Schlei sind in den Funden nicht nachweisbar und nach den geographischen Voraussetzungen auch nicht einmal wahrscheinlich. Selbstverständlich konnte von Halthabu in kürzeren Handelsfahrten das Küstengebiet der westlichen Ostsee versorgt werden. Vor allem scheinen die Verbindungen hier nach der Küste Bagriens gegangen zu sein. Dort tauchen keramische Gattungen auf, die, wie Hupe gezeigt hat, anscheinend aus dem Westen durch Vermittlung Halthabus dorthin gelangten. Als Beleg für die direkten Beziehungen zu Halthabu kann die Parierstange eines Schwertes gelten, die auf dem Burgberg von Eißel in Ostholstein gefunden wurde. Für diese Parierstange fand sich in Halthabu das Bruchstück einer Gussform. Sicherlich hat dieser Handel mit den Küstengebieten der westlichen Ostsee auch im Handelsleben der Stadt eine gewisse Rolle gespielt. Er kann aber niemals den großen Umfang angenommen haben, wie das in Birka wahrscheinlich ist, denn es fehlten diesen Gebieten die als Gegengabe so beliebten Pelze. Wohl können Honig und Wachs, sehr wahrscheinlich auch Nahrungsmittel verhandelt worden sein, aber diese Gegenstände spielten im Fernhandel doch nur eine untergeordnete Rolle.

Sowohl die geschriebenen Quellen, die zwar sehr spärlich sind, als auch die geographische Lage der Stadt sprechen also dafür, daß die Bedeutung Halthabus eine andere war als die Birka. Hier trafen sich die Kaufleute zur Hauptsache aus den östlichen und westlichen Wirtschaftsgebieten, um ihre Waren gegeneinander auszutauschen, während der Markthandel eine verhältnismäßig geringe Bedeutung besessen zu haben scheint. Daß tatsächlich die Erzeugnisse des namentlich nach Westen gerichteten Handels nicht in starkem Maße in das Hinterland einströmten, bezeugen die vornehmlich in Angeln gefundenen Wifingergräber. Während in Schweden der karolingische Import, wie übrigens auch die orientalische Einfuhr, nicht auf Birka allein beschränkt ist, sondern sich in ziemlich großem Umfange auch in der näheren und weiteren Umgebung der Stadt nachweisen läßt, sind die Einfuhrfunde aus dem fränkischen und angelsächsischen Gebiet bisher auf Halthabu beschränkt. Auch die in der Stadt selbst hergestellten Schmuckstücke scheinen in der näheren Umgebung nur einen spärlichen Absatz gefunden zu haben. Selbstverständlich setzt die Entstehung einer so großen geschlossenen Siedlung einen gewissen Austausch mit dem benachbarten Gebiet zum Zweck der Sicherstellung der Ernährung voraus. Nahrungsmittel, wie Getreide und Fleisch sind sicher aus der Landschaft Angeln nach Halthabu gebracht worden, aber nicht um von hier aus weiter verschickt zu werden, sondern zum Verbrauch der Stadt selbst.

Betrachtet man die beiden Städte Birka und Halthabu unter den oben dargelegten Gesichtspunkten, so ergibt sich bei aller Gleichartigkeit der Siedlungen doch eine recht verschiedenartige wirtschaftliche Struktur, wie sie ja im übrigen auch noch in den Nachfolgestädten beider Siedlungen zum Ausdruck kommt, denn die wirtschaftliche Bedeutung Schleswigs und Lübecks ist eine andere als die von Sigtuna und Stockholm.

*

Nig traf eine Hütte, die Tür war am Pfosten.

Er trat auf das Fleck: Feuer war drinnen.

Ein Ehepaar saß, ein altes am Herde,

Ahne und Edda im alten Käppchen.

Edda, Lied vom Wanderer Nig

Vielfach begegnet uns beim Durchblättern von Heimatzeitschriften als Bezeichnung für ein bestimmtes Fachwerkgefüge der Name „Wilder Mann“ oder auch „deutscher Mann“. Aus verschiedenen Landschaften ist der Name bezeugt, besonders aus Hessen, Schwaben, Franken und Thüringen. Da dieser Name sich bei Philipp Stauff findet, auch bei G. von List vorkommen soll, nahm ich an, daß es sich bei ihm um eine der vielen willkürlichen Bezeichnungen handele, die durch diese oft allzu leicht begeisterten Deuter in die Welt gesetzt worden sind. Nachdem nun jedoch aus Franken und Ostthüringen sichere Kunde über die im Volksmund lebendige Bezeichnung gekommen war, habe ich versucht, auch in Hessen diese Bezeichnung festzustellen. Dabei ergab sich, daß in einer ganzen Reihe von Dörfern der Kreise Alsfeld und Marburg (weitere Kreise habe ich nicht besucht, doch wird der Name weiter verbreitet sein) uns dieser Name von einfachen Leuten aus dem Volke genannt wurde, vorwiegend von Bauern. Und zwar wurde damit ausdrücklich das Balkengefüge benannt, das sich da befindet, wo eine Wand einbindet, oder an der Ecke des Hauses. Der senkrechte Balken oder Ständer zeigt dabei zwei schräge Absteifungen, die technisch bedingt sind, außerdem auch noch Kopfbänder, die eigentlich nicht notwendig zu sein brauchen. Tatsächlich entsteht ein Gebilde, das – in Strichen gezeichnet – einen Mann mit gespreizten Beinen und erhobenen Armen darstellen könnte, zumal noch beiderseitig die Niegel hinzukommen, die wie waagerecht ausgestreckte Arme wirken. Überraschend war bei diesen Befragungen die Antwort eines Bauern aus Kirtorf, Kreis Alsfeld, der uns sagte, im nächsten Dorfe, Zehrbach, könnten wir einen solchen Wilden Mann noch sehen, da wäre er an einer Hausecke zu finden. Die Befragung ergab, daß tatsächlich die Hausecke nicht nur die verbreitete Balkenfügung der oben beschriebenen Art zeigte, sondern daß richtig über den „Armen“ (den Niegeln) ein Kopf in die Ecke geschnitten war. Gerade in Hessen finden sich nun aber solche Köpfe sehr oft, ja, ganze Menschengestalten sind in die Hausecken eingeschnitten, so daß wahrscheinlich die Absicht, eine Menschengestalt zu bilden, wirklich bestanden hat. Wichtiger ist aber, daß derartige Einschnitzungen sich auch an diesem Fachwerkgebilde an der Hausfront finden, und daß dabei ebenfalls ganze Gestalten erscheinen. Damit ist zunächst erwiesen, daß nicht nur der Name „Wilder Mann“ tatsächlich lebendig ist, sondern daß sich mit ihm auch ein ganz bestimmter Gedanke verbindet. In diesem Zusammenhange sei auf die Veröffentlichung von Karl Muhlmann in Germanien 1936, Heft 10, verwiesen, die das Männchen von Bauerbach behandelt. Noch im Jahre 1826 ist dort eine Mannsgestalt mit erhobenen Armen in das Balkenwerk eingefügt worden, die vollkommen aus dem konstruktiven Rahmen des Bauwerks herausfällt. Sinn und Bedeutung dürfte, wenn auch heute natürlich nichts mehr darüber zu erfahren ist, die gleiche sein wie bei den hier geschilderten Balkengefügen. Es finden sich derartige Gestalten aber auch in anderen Landschaften, wie eine Aufnahme aus Steinach, Kr. Wolfach, zeigt, die eine solche Mannsfigur im Brüstungsgefälle darbietet. Für die Bedeutung des Balkengefüges der beschriebenen Form ist außerdem die Feststellung wichtig, daß der Ständer wie auch die Ecksäule nicht nur eingerichtete Menschengestalten zeigen, sondern – vorwiegend in Hessen – häufig auch als Sinnbildträger Verwendung finden.

Zunächst sind wir also Mannsgestalten mit erhobenen Armen begegnet, die sichtlich eine Sinnbilddeutung haben. Wir finden vielfach aber auch an städtischen Gebäuden des 16. und 17. Jahrhunderts Gestalten, die ausdrücklich den Wilden Mann darstellen, jedoch nicht mehr Balkengefüge sind, sondern richtige bildliche Darstellungen der bekannten Gestalt, wie sie die Arbeit „Wilde Fahrt und Wildmänner in Erol“ von Hugo Neugebauer im Dezemberheft von Germanien 1939 behandelt. Wie weit nun die dort festgestellten mythischen Züge auf unsere Darstellungen zutreffen, ist allerdings eine weitere Frage. Ich möchte auf die Arbeit von

Sigurd Erigon hinweisen, die unter dem Titel „Türwächter und Prangerfiguren“ in Nr. 1 der Zeitschrift Volk-Eiv 1939 erschien. Er schildert darin Gestalten, die, zumeist mit Säbeln, Gewehren oder Keulen bewaffnet, an die Hauswände, ja auch an Zimmerwände gemalt sind und durch beigefügte Inschriften ausdrücklich als „Wächter“ bezeichnet werden, die jeden Gast hinauswerfen, der sich ungebührlich benimmt. Erigon verweist in diesem Zusammenhange auf eine Darstellung an der Rathhaustüre in Krampe in Norddeutschland (in welchem?), die einen Wilden Mann zeigt mit der Umschrift: „Stah dor buten – ik sla dy up de Snuten. 1570“. Er stellt die Gestalt sicher richtig in die Reihe seiner Wächtergestalten und verweist darauf, daß auch an der Burg Glimmingehus im östlichen Elane im Jahre 1499 eine Wildemannsgestalt aufgestellt wurde, die zweifellos auch dort als Wächter angesehen werden muß.

Das vielfache Vorkommen des Wilden Manns an Kopfbändern neben Haustor oder Hausecke läßt nun auch ohne weiteres die Vermutung zu, daß es sich bei diesen Gestalten tatsächlich auch in Deutschland um Wächter handeln muß, die die Gestalt des Wilden Mannes bekommen haben. Daß sich öfter auch in gleicher Verwendung Krieger- oder Landknechtgestalten finden, die ebenso wie der Wilde Mann ein Bäumchen oder einen Baum in der Hand halten, stützt diese Annahme. Auch finden sich solche Darstellungen oft genug an Stellen, die sonst Sinnbilder tragen, die als besondere Schutzzeichen angesehen werden müssen, so auf Dachziegeln und selbst auf Kirchenglocken, wie auf der großen Glocke der Magni-Kirche in Braunschweig (14. Jahrhundert). M. S. Helmers bringt in Germanien 1940, Heft 6, übrigens auch einen Hinweis auf solche Wächtergestalten, die in Baunach (Franken) neben einem Hofstor mit dem Spruche stehen:

„Wer under disen hineingeht
Und ihn sein Sinn zum Edeln stehd,
Ist mihr lieber er Bleibd daraußen,
Ich haw darinnen Ragen, die selber mausen.“

Auch Fr. Mößinger verweist in „Volk und Scholle“ 1936 (S. 16) darauf, daß der Wilde Mann in Norddeutschland oft mit einem Bäumchen in der Hand in Balken geschnitten erscheint und vermutlich als Sommerfünfbild angesehen werden könne. Er zieht von dieser Betrachtung aus eine wichtige Parallele zu dem Wilden Mann in der Moosumhüllung, der im Volksbrauch als Segensbringer auftritt, ebensofug gelegentlich aber auch Hüter von Art und Sitte sein könnte, wie Heilbringer. Auch vermutet er in diesem Zusammenhange richtig, daß eine Verbindung zu unserer Fachwerksfigur bestehen könne. Es sei schließlich noch auf K. von Spieß verwiesen, der in „Marksteine der Volkskunst“, 1937, annimmt, daß die Wilden Männer auf den alten Schildern und in Benennungen von Wirtschaftshäusern eine Beziehung zum „Lebenswasser“ verraten, als dessen Wächter sie hier aufgestellt worden sind. Ich möchte aber eher annehmen, daß sie auch hier die Wächter für gesittetes Benehmen sein sollen. Die von Spieß erwähnten Beziehungen zur Hochzeit dürften auf anderem Gebiete liegen. Auffällig ist natürlich das häufige Vorkommen des Wilden Mannes auf Hochzeitsfuchen und Hochzeitskästen. Aus dem Harz ist belegt (S. Heyse, Der wilde Mann auf braunschweigischen-lüneburgischen Münzen, 1870, Zeitschrift des Harzvereins), daß Wildemannthalen früher durch den Bräutigam als Brautgaben gegeben wurden. Es rührt daher die Lebensart „Den Wilden Mann hab ich noch, den Thaler hat er versoffen“.

Es besteht also keine Veranlassung, die Bezeichnung „Wilder Mann“ für eine Fachwerksfigur zu bezweifeln. Aus den verschiedenen Überlieferungen und Belegen ergibt sich außerdem, daß die Bedeutung eines „Wächters“ als gesichert angesehen werden darf. Es fehlen eigentlich nur noch ältere Belege, die diesen Feststellungen auch noch eine gewissermaßen historische Verbürgtheit verleihen. Da die Darstellungen jedoch zeitlich sehr weit zurückreichen, wird man darauf vorläufig verzichten können. Der älteste sichere Bildbeleg in unserem Archiv ist eine Wächtergestalt mit einem statischen Baum, die am Pfeilerbündel des Portales der aus dem 12. Jahrhundert stammenden Kirche in Aspach im Oberelsaß steht (Marburger Foto 26 025). Vermutlich wird sich unter den Männchen- und Männleinfiguren älterer Zeit eine ganze

Abbildung 1. Steinach, Kreis Volkach
18. Jahrhundert. Aufnahme Ahnen-
erbe, Dr. Schnitzer

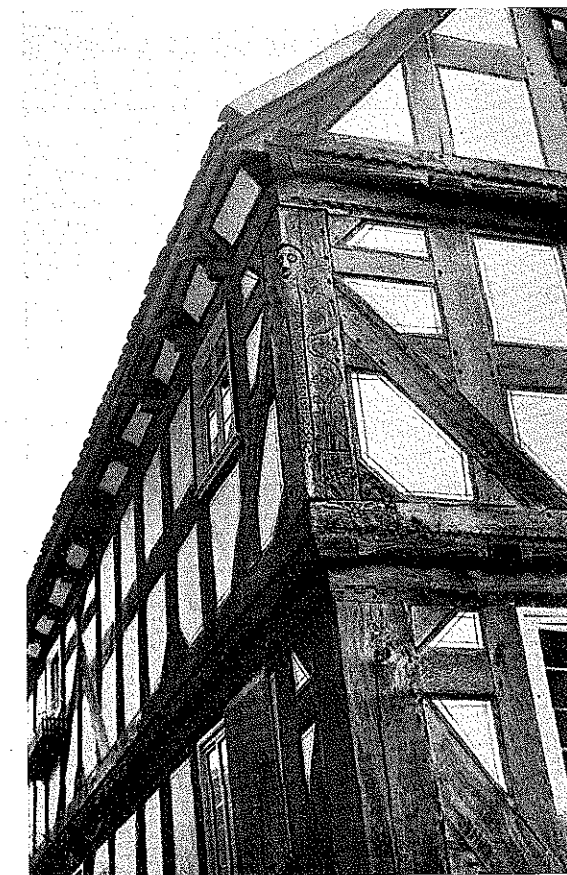
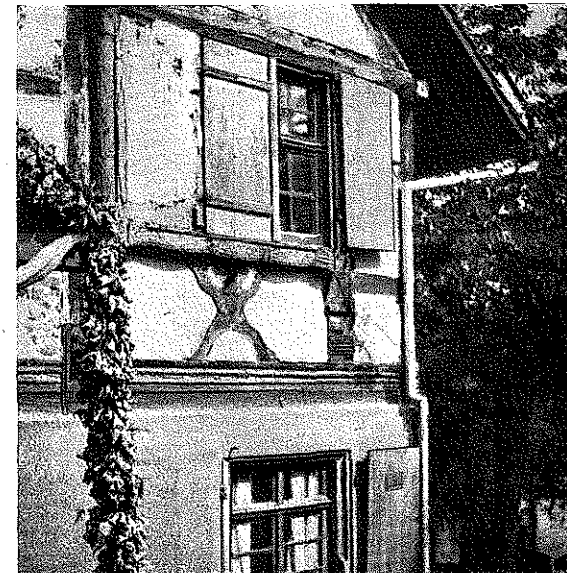


Abbildung 2. Bürgeln, Kreis Marburg
18. Jahrhundert. Aufnahme Ahnen-
erbe, Weigel.



Abbildung 3. Braunschweig, 16. Jahrhundert. Aufnahme Ahnenerbe, Weigel.

Reihe von Darstellungen finden, die praktisch die gleiche Aufgabe zu erfüllen haben. Spätere Untersuchungen werden zweifellos weitere Aufschlüsse darüber bringen. Abschließend sei noch auf einen Deutungsversuch verwiesen, den B. Hanftmann in seiner Arbeit „Die neue Baukunst (die sogenannte Renaissance) des 16. Jahrhunderts in Erfurt“, erschienen in den Jahrbüchern der Kgl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, 42. B., 1916, gibt. Er verweist darauf, daß seit dem ersten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts burgundische Bauleute die bisher in Deutschland tätig gewesenen Lombarden verdrängt haben. Die Mottenmarke oder das Kennzeichen der Burgunden bestand aus zwei gegen einander abgerundeten Halbmonden. Hanftmann bezeichnet sie als Doppelzeichen für Segen und Abwehr, ohne allerdings nachzuweisen, wo diese Anschauung belegt ist. Er fügt hinzu, daß man an dieses Zeichen aus der ältesten freien Handwerksübung der Zimmerleute gewohnt gewesen sei. Diese Gewöhnung begründet er damit, daß die germanischen Zimmerleute das Bauholz im Walde im Zeichen des abnehmenden Mondes geschlagen hätten. Sie hätten diesen – den Mond mit den beiden gegenständigen Bogen vermutlich – in der Fachwerksfigur des wilden Mannes verwendet. Seiner Meinung nach ist der Begriff „Wilder Mann“ in Bezug auf diese Balkenfügung verdorben aus „wilde Man“ = Neumond. Daß die Bauholz-

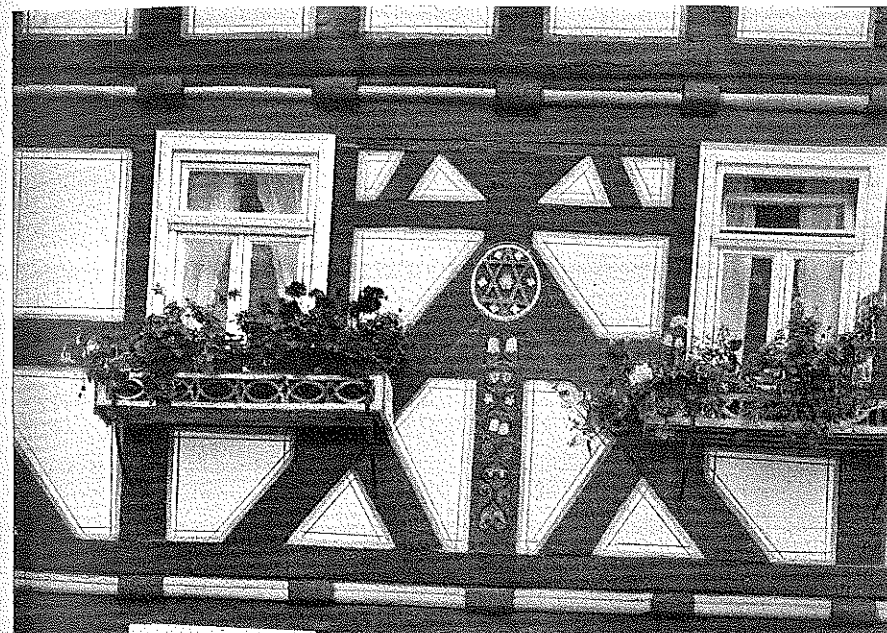


Abbildung 4 (oben). Kreis Marburg, 18. Jahrhundert, Der Wilde Mann im Gebälk als Sinnbildträger, Aufnahme Ahnenerbe Weigel. – Abbildung 6 (unten). Bauerbach 1826, Aufnahme Ahnenerbe, Weigel.



Abbildung 5. Wiedenbrück, Stadttor, 1549, Aufnahme Ahnenerbe, Weigel.

Stämme mit besonderer Vorliebe im Zeichen des abnehmenden Mondes geschlagen wurden, trifft zu, doch scheint mir die Ableitung des Wortes doch etwas gewagt zu sein. Das Zeichen der gegenständigen Monde stand übrigens schon bei den Babyloniern wirklich mit dem Monde in Verbindung. Als Zeichen der zu- und abnehmenden Mondphasen bildete es seit altbabylonischen Zeiten im Tierkreislaufe das Zeichen der Zwillinge, und bezeichnend ist, daß der Mond den Namen *elammē* = Zwillinge*) führt. Trotzdem aber dürfte kaum in den Kopfbändern und Schrägen, die sich, mehr oder weniger konstruktiv bedingt, beiderseitig an die Ständer unserer Fachwerkbauten anlehnen, eine Nachbildung der beiden Mondsickele beabsichtigt gewesen sein, wenn vielleicht auch gelegentlich an Bauten des 16. Jahrhunderts geschwungene Schrägen oder Streben festgestellt werden können.

*) Vgl. Mfr. Jeremias, *Handbuch der altorientalischen Geisteskultur*, 1913, S. 95.

Aus der Landschaft

Volksgedächtnis und Überlieferung. In der Prignitz erzählte man sich seit alter Zeit, daß im Hünzerberg bei Seddin ein König in einem dreifachen Sarge liege (1). Diesen dreifachen Sarg dachte man sich so, wie es auch die Attilasage berichtet, als einen kupfernen, darin einen silbernen und ganz innen einen goldenen Sarg. Als dann im Jahre 1899 der Hügel sachgemäß untersucht wurde, zeigte sich eine aus großen Findlingsblöcken erbaute Grabkammer, in der ein großes Gefäß aus braunem Ton stand, in diesem wiederum befand sich das kostbarste Stück des Fundes, eine große Bronzeurne von getriebener Arbeit. Sie enthielt die Leichenbrandreste eines Mannes im Alter von 30–40 Jahren. Wir haben also tatsächlich 3 Särge, die ineinander gestellt sind, vor uns, wenngleich in anderer Form, als sie die eine Leichenbrandbestattung in Urnen nicht mehr kennende Zeit sich vorstellte. Diese Vorstellung mag im einzelnen falsch gewesen sein, aber der Kern der Überlieferung wurde durch die Ausgrabung voll bestätigt: das Gedächtnis des Volkes hat die Erinnerung an eine Bestattung bewahrt, die vor 3000 Jahren stattgefunden hat. Daß es tatsächlich aber ein Königsgrab war, was man hier gefunden, geht nicht nur aus dem ungeheuren Aufwand bei der Herstellung des Grabes – zum Aufschütten des Grabhügels waren 30 000 Kubikmeter Boden zu bewegen – sondern auch aus den königlichen Beigaben von hohem Wert hervor, die sich trotz früherer Plünderung noch fanden. Oder ist es einleuchtender, von Zufall zu sprechen im Hinblick auf die Übereinstimmung der Ortslage und des Grabungsbefundes?

Ein anderes Beispiel, das Leo Frobenius aus seinen Jugendjahren berichtet: „Ein alter Herr mit Namen Fritz Pogge besaß in der Zeit, als die Friedrich-Franz-Bahn von Neubrandenburg nach Rostock gebaut wurde, ein Gut mit Namen Bevezin. Auf einem der Felder Bevezins lag ein kleines, kaum mehr als 1½ m hohes Hügeltchen, das bis dahin keiner der Gutsherren beachtet hatte. Nun

aber wollte es der Zufall, daß die Drasse, die die Landmesser für den Schienenstrang absteckten, genau durch das Hügeltchen führte, und daß dieses hierdurch zum Ausgangspunkt großer Erregung wurde. Denn die Einwohner des Ortes Bevezin kamen nun jammernd zu dem alten Herrn Pogge und flehten ihn an, es doch um alles in der Welt zu verhindern, daß dies kleine Hügeltchen durch den Bahnbau zerstört werde. Als die Leute dann befragt wurden, was es denn für eine Bewandnis mit dem Hügel habe, da rückten die braven Beveziner mit der Erklärung heraus: nach dem, was sie von ihren Eltern gehört hätten, sei in alter, alter, alter Zeit an dieser Stelle einmal ein König in einem goldenen Wagen in die Erde gefahren. – Die Ingenieure gaben dem Wunsch der Beveziner nicht Folge. Das Hügeltchen wurde durchstochen und, da der Oberteil aus weichem Erdreich bestand, nach der Tiefe hin aufgestochen. Es erwies sich als die Schale eines Grabes, das augenscheinlich in vollkommen unberührtem und niemals gestörtem Zustand war, in dessen Mitte aber ein kleiner Wagen aus Bronze lag, der in die früher großherzoglichen Sammlungen wanderte. Der Wagen ist ein typisches Stück der Bronzezeit. – Dies Beispiel beweist – so folgert Frobenius –, daß die Menschheit, obwohl im Verlaufe der seit der Grabanlage verflossenen Zeit fraglos verschiedene Völker als Besitzer des Landes miteinander wechselten, die Erinnerung an ein mit dem Stück Erde verbundenes Geschehnis durch etwa vier Jahrtausende lebendig erhalten hat“ (2).

Daß uralte Tradition in vielen Volksbräuchen noch lebendig ist, mag selten so deutlich werden wie in dem nachstehenden Bericht: „In einer dänischen Kirche war es bis vor einem Duzend Jahren Brauch, daß die Männer, wenn sie zum Altar gegangen waren und wieder herunterkamen, an einer bestimmten Stelle stehenblieben und nach einer gewissen Richtung der Kirche sich verneigten. Niemand mußte den Grund dieses Grußes sich zu erklären. Als man aber eine Kalklage von jener Wand entfernte, kam unter derselben ein Marienbild zum Vorschein. Offenbar hatte der Gruß diesem Bild gegolten, dessen Herstellung noch vor die Reformationszeit fällt. Der Brauch, sich gegen dasselbe zu verneigen,

hatte sich, auch nachdem sein Sinn vergessen und das Bild überflücht war, erhalten" (3). Das sind drei beliebig aufgegriffene Beispiele, aber hier wie dort zeigt sich eine erhaltende Kraft am Werk, die nicht übersehen werden darf. Über Generationen hin, ja über außerordentlich lange Reihen von Generationen hin bleibt hier etwas lebendig auf eine Weise, die mit der uns sonst allein bekannten Form der Überlieferung, nämlich der schriftlichen, ganz und gar nichts gemein hat. Es verbirgt sich hier eine ganz erstaunliche Lebensfähigkeit, die sich des Kollektivbewußtseins oder Gedächtnisses bemächtigt, um die Zeit zu überwinden.

Stellen wir nun auch die Tatsache, die in den eingangs dargestellten Fällen ihren sprechenden Ausdruck findet, aus zahlreichen Erfahrungen fest, so bleibt doch – und gerade in unserer verstandesmäßig arbeitenden Zeit – noch genug des Rätselhaften an der Überlieferungskraft des Volkes.

Was wir aus den eingangs angeführten Beispielen ohne viel Nachdenken feststellen können, ist zunächst dies: es gibt ein unmittelbares Wissen um die Vergangenheit und damit ein Wurzeln des Heute im Gestern, und daneben ein dem Gewesenen Abgestorbensein, ein sich nicht mehr Erinnern, dem also auch die in das Vergangene dringenden Wurzeln abgestorben sind. Indem wir von Abgestorbensein sprechen, drücken wir damit aus, daß es früher ein Lebendiges gegeben haben muß, daß etwas Leben gehabt hat. Wenn also das Erinnern, das uns Heutigen verlorengegangen ist, in einem umfassenden Sinn lebendig gewesen ist, dann hat es also über die Schwelle der Geburt nach rückwärts gereicht. Dann hatten jene frühen Menschen, denen solch Erinnern geblieben war, einen ganz anderen Vergangenheitsinn als wir heute. Damit erklärt sich nun auch, warum solche Zeugen eines Volksgedächtnisses, wie wir sie mitgeteilt haben, niemals bei komplizierten Menschen, bei Denkern und Intellektuellen, ja niemals bei Großstadtmenschen zu finden sind, sondern nur bei „Primitiven“, auf dem Lande also, wo der Intellekt die Menschen in ihrer ursprünglichen Veranlagung noch nicht unterjocht hat, wo noch eine Verwurzelung im ureigenen Boden besteht.

Damit ist gesagt, daß das Phänomen des

Volksgedächtnisses, um das es sich hier handelt, nicht auf psychologischem Wege allein enträtselt werden kann, sondern daß wir ihm nur näher zu kommen vermögen, wenn wir mit vollkommener Unvoreingenommenheit und mit dem aufrichtigen Glauben an die absolute Wirklichkeit an die Erscheinung herantreten. Ob sich der Schleier aber wird lüften lassen, bleibt angesichts der Tatsache, daß wir es mit einer uns nicht mehr eigentümlichen seelischen Funktion zu tun haben, mehr denn fraglich. Das Geheimnis ist nicht damit erklärt, daß man eine ununterbrochene mündliche Überlieferung von den Eltern zu den Kindern und Enkeln und immer weiter annimmt. Warum wird dann diese „Sage“ nicht einmal im Laufe so vieler Generationen schriftlich aufgezeichnet und in dieser Form weiter überliefert? Warum ist die Überlieferung vom Schleier des Geheimnisses umwoben? Warum wird sie nicht Fremden weitergegeben, sondern unter den Einheimischen wie unter Eingeweihten so sehr gehütet, daß einem Ortsfremden gegenüber das Bestehen einer solchen Überlieferung einfach bestritten wird?

Hier wäre eine immerhin höchst beachtliche Erklärung die, daß es sich um eine Überlieferung aus heidnischer Zeit handle, die vor der christlichen Kirche geheim gehalten werden müsse. So einleuchtend diese Erklärung ist, so vermag sie doch nicht zu befriedigen. Es ist eben etwas durchaus anderes um mündliche oder schriftliche Überlieferung. Genau so wie das ursprünglich nur mündlich überlieferte Heldenlied degeneriert, sobald es aufgezeichnet wird, geht aller sagenhaften Überlieferung das Ursprüngliche verloren, sobald sie nicht am Boden haftet, zu dem sie gehört, sondern anderswohin mitgenommen oder übertragen wird.

Ein treffendes Beispiel hierfür aus einer Zeit, die noch nicht von Druckerschwärze angekränelt war, bietet Paulus Diaconus in seiner Langobardengeschichte, in der er eine Fülle von Stammesagen oder besser Volkserzählungen aus der Vorzeit seines Stammes bis hinauf ins Mythische übermittelt. Aber dem gelehrten Manne, der auch gern als Dichter Ruhm ernten möchte, mangelt diese Ursprünglichkeit, und so vermag er nicht überzeugend darzustellen. Es ist, als ob mit der Aufzeich-

nung den Sagen die natürliche Selbstverständlichkeit verloren ginge, und wenn man bedenkt, daß zur Zeit der Aufzeichnung, also gegen Ende des 8. Jahrhunderts, die Langobarden bereits 350 Jahre, Teile von ihnen sogar 650 Jahre auf der Wanderung aus ihren alten Sitten an der unteren Elbe waren, so wird die Entwurzelung des gesamten Sagensgutes verständlich.

Was das Volksgedächtnis germanischer Stämme von ihrer Vorzeit noch jahrhundertlang bewahrt hat, mußte immer mehr verblasen oder zum mindesten durch Verwechslungen und Phantastereien entstellt werden, wenn einmal die über Jahrhunderte sich erstreckenden Wanderzüge der Stämme die Tradition vom angestammten Boden losgerissen hatten, an dem sie haften, und wenn das Volk die Gegend, in der eine Sage spielt, nicht mehr aus eigener Anschauung kennt. Kein Wunder also, wenn nur außerordentlich geringe Bruchstücke von den alten Stammesagen sich durch zufällige Aufzeichnung erhalten haben und so auf uns gekommen sind, nachdem die Stämme als solche untergegangen sind. Was uns Paulus Diaconus übermittelt, ist darum auch nicht etwas, was noch in ihm, dem gelehrten Manne, lebendig gewesen wäre, nein, nur das, was ihm aus ursprünglicherer Quelle bekannt geworden ist. Auch Jordanes berichtet manches aus der Volksüberlieferung der Goten, das für uns von unschätzbarem Werte ist, wenn es auch vom Wurzelboden der lebendigen Tradition losgelöst und darum der Verderbnis verdächtig ist.

Man kann sich also auf den Wortlaut solcher Überlieferung einer Sage für geschichtliche Feststellungen nicht verlassen. Aber ihren ungeheuren Wert behält alle solche Überlieferung, wenn sie richtig ausgewertet wird. Man darf nie vergessen, daß in schriftloser Zeit das Volksgedächtnis anders arbeitete als heutzutage, wo man sich ganz und gar darauf verläßt, was man schwarz auf weiß befragt.

Wenn wir gesehen haben, daß im Eddiner Königsgrab gar kein wörtlich zu nehmender dreifacher Sarg, wie das Volk glaubte, vorhanden war, daß vorgeschichtliche Wallburgen als Schwedenschanzen im Volksglauben fortleben, daß manche Sage an Kaiser Karl oder Friedrich Barbarossa anknüpft, die in Wirklichkeit ganz andere Hintergründe hat, so wird

mancher geneigt sein, das Volksgedächtnis als unzulänglich und unzuverlässig zu bezeichnen und es von jeder wissenschaftlichen Bewertung auszuschließen. Das hieße aber nichts anderes, als dem Volke Unrecht tun. So hat das Volksgedächtnis in einer anderen Sage die zeitlichen Zusammenhänge verschoben. Die Stadt Avenches am Murtensee in der Schweiz, deren deutscher Name Wisliburg ist, wurde von den Alemannen unter Führung eines Wibil erobert und mit Feuer und Schwert zerstört (4). Wie aber in späteren Jahrhunderten die Volksage alle möglichen Schandtaten den Schweden unterschiebt, so schreibt hier die Sage den Untergang des alten Avenicum den Wikingern zu. Abt Nikolaus vom Kloster Thvera auf Island, der um 1150 einen Pilgerführer nach Rom und Palästina auf Grund eigener Anschauung schrieb, berichtet über diese Stadt: „Das war eine große Stadt, bis die Eddbrotsöhne sie eroberten, jetzt ist sie klein.“ Er spielt damit auf die Sage von Ragnar Eddbrok (Magnars saga lod brokar), Kap. 13 an.

Man kann das Unbewusste in der Volksseele, auf das sein Gedächtnis zurückgeht, nicht mit Maßstäben des bewussten Lebens beurteilen. Soviel sollte jeder Wissenschaftler als Zeitgenosse eines E. C. Jung, eines Prinzhorn und ihrer Nachfolger doch wissen, wenn man auch sonst der Psychologie fern stehen mag. Was das Unbewusste in seinen unverlierbaren Schatz aufnimmt, muß in der Form sich den Bedingungen anpassen, unter denen das Unbewusste allein wirken kann. Wenn wir etwas überliefern wollen, so steht uns nur das Mittel der schriftlichen Niederlegung, für geschichtliche Ereignisse also die Chronik, zur Verfügung, wie zur Zeit des deutschen Heldenliedes nur der gesangsmäßige Vortrag zur Weiterverbreitung möglich war. Wir vergessen dabei aber, daß das Verbreitungsmittel der Schrift einer ganz bestimmten, und zwar intellektuell orientierten Bewußtseinsstufe entspricht, die einer früheren Menschheit nicht eignete. Wir verlassen uns heute auf die schriftliche Fixierung eines Gedankens, wenn wir ihn nicht verlieren wollen, und haben damit die Kraft und Fähigkeit unseres Gedächtnisses in erheblichem Maße zurückgebildet, während eine ältere Menschheit von der Stärke ihres Gedächtnisses ganz abhing.

Wenn wir heutigen uns einen Gedanken, ein Wort oder einen Namen merken wollen, so stellen wir uns das Schriftbild des Wortes vor; also ein Bild. Der Mensch, der keine Schrift kennt, muß eben ein anderes Bild wählen, das er sich einprägt. Das Volksgedächtnis, das auf einer anderen Bewußtseins-ebene als der intellektuellen sich bewegt, vermag sich nicht einer toten oder lebendigen Sprache zu bedienen – denn diese sind ja alle nicht allgemein verständlich –, sondern vermag sich nur in Bildern zu dokumentieren, in Bildern, die unabhängig sind von den verschiedenen Sprachen und darum auch allgemein verständlich. Die einmal geprägten und dem Unbewußten eingepprägten Bilder sind von beinahe vollkommener Widerstandsfähigkeit gegen Zerstörungstendenzen. Darum werden diese Bilder auch mit beispielloser Fähigkeit festgehalten.

„Jede Phantasietätigkeit beginnt mit einer Gesamtvorstellung, die zunächst nur in unbestimmten Umrissen vor dem Bewußtsein zu stehen pflegt. . . Was diese Tätigkeit von dem logischen Gedankenprozeß unterscheidet, ist einerseits die sinnliche Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Vorstellungen, andererseits das Fehlen der begrifflichen Elemente und ihrer sprachlichen Symbole, an deren Stelle eben die sinnlichen Einzelsvorstellungen an dem Vorgange teilnehmen. So ist die Phantasietätigkeit ein Denken in Bildern. Diese passive Phantasie in allen ihren Formen wirkt um so lebhafter und unwiderstehlicher, je mehr das logische Denken zurücktritt, daher vor allem beim Naturmenschen und beim Kinde“ (5).

Der Seddiner Fall, wo das Volk von einem dreifachen Sarg sprach, während es sich um ein Bronzegefäß in einer Urne handelte, die in einer Grabkammer stand, beweist auf das schlagendste, wie unvollkommen Wort und Sache übereinstimmen. Die Verwendung der Sprache als Verständigungsmittel zeigt wieder einmal ihre ganze Mangelhaftigkeit. Die Sprache zeigt sich als unfähig, das was die Überlieferung bewahrt hat, eindeutig und klar zum Ausdruck zu bringen, denn sie fand hier ein Bild vor und sollte den Sinn aus dem Bilde ausschöpfen. Dabei versagte sie, weil die Träger der Sprache nicht mehr in Bildern denken können.

Anderes ist es um den magischen Charakter der Sprache bestellt, der ihr nicht weniger anhaftet als den Dingen. Magisch gebraucht, beschwört die Sprache die Dinge herauf und entblößt sie in einer Weise, die keine Fälschung, keinen Irrtum zuläßt. Denn der Sinn des Dings ist eins mit dem Sinn des Wortes. In solcher Art vermochte wohl die Vorzeit die Sprache zu gebrauchen, aber uns ist diese Fähigkeit abhanden gekommen, und darum kommt es bei unserer Verständigung zu solch einem Auseinanderbersten zwischen einer nicht mehr zutage liegenden Wirklichkeit und jener höheren Wirklichkeit, der alles in einem tiefsinnigen Sinne klar benennbar ist.

Die dem Gedächtnis eingepprägten Bilder sind gegenwärtig, sie drücken also Vergangenes in lebendiger Gegenwart aus, und darum wird es ohne weiteres verständlich, wenn das Volksgedächtnis etwa vorgeschichtliche Wallanlagen für Schwedenschanzen erklärt und in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges rückt oder eine uralte Stammes Sage an Friedrich Barbarossa anknüpft. Das Bild ist eben nicht geeignet, um zeitliche Vorstellungen zu fixieren. Das dem Gedächtnis eingepprägte Bild ist aber auch niemals so eindeutig und klar, daß es bei seiner Reproduktion ins Bewußtsein wieder in vollkommener Klarheit und Frische auftaucht. Die Sage vom dreifachen Sarg des Seddiner Königsgrabes mag das am treffendsten veranschaulichen. Aber auch die Karlsbader Gründungs Sage, an der E. S. Kolbenheyer den Nachweis geliefert hat, daß in ihr „ein Motiv wirksam wird, das nicht frei erfunden ist, sondern auf Reproduktion vorgeschichtlicher Menschheitserlebnisse zurückweist, die einer Bewußtseinswillkür der Sagenbildner völlig entrückt sein mußten“ (6), ist ein sprechendes Beispiel für die Art, wie Bilder der gedachten Art sich im Volksgedächtnis durch Jahrtausende erhalten. In der Hirschenprung Sage, die wiederum bezüglich der zeitlichen Fixierung derselben Willkür verfallen ist wie die meisten Sagen, wird die Gründung Karlsbads zwar einem Jagderlebnis Karls IV. zugeschrieben, tatsächlich aber handelt es sich um ein Bild aus dem Volksgedächtnis, das Jahrtausende alt ist: nämlich die Erinnerung an jene dem mangelhaft bewaffneten Menschen der Steinzeit geläufige Jagd, bei der das Wild einem Ab-

grund zugetrieben wurde, wo es durch Absturz den Tod fand. Ist es nun einmal gelungen, bei einer Sage durch das darin enthaltene Bildmaterial den tatsächlichen zeitlichen Ursprung gegen den heutigen Wortlaut der Sage zu bestimmen und festzulegen, so ist noch viel eindringlicher bewiesen, daß die Sage an der Ortlichkeit haftet, daß also das überlieferte Bild bodenständig ist; d. h. also im Karlsbader Falle, daß die Felswände des Hirschenprungbergs zu prähistorischen Treibjagden benützt wurden.

Wir haben zwar eine ganze Reihe von Beispielen angeführt, aber trotzdem ist die Zahl solcher Sagen, die uraltes Volkswissen bis auf den heutigen Tag erhalten haben, verhältnismäßig gering. Woran liegt das? Bevor diese Frage erörtert sei, möge das Wesen des Volkswissens näher betrachtet werden. Es kommt immer darauf an, ob eine Sage die Gefühlswerte einer echten Sage aufweist, also „von jener eigentümlich befriedigenden und sonderbar lösenden Wirkung begleitet“ ist. Trifft das zu, dann handelt es sich niemals um leeres Gerede, sondern dann dokumentiert sich in der Sage eben das Volksgedächtnis, und solche Sagen behalten diese faszinierende Wirkung auf uns selbst dann, wenn ihr Inhalt unser Gefühl für Recht und Gerechtigkeit verletzt. Es sprechen uns aus ihnen Erlebniswerte an, die uns durch die in letzten Spuren noch vorhandenen, vom Verstand noch nicht verdeckten Verbindungen zu einem Kollektivbewußtsein vertraut sind, das die Geisteswelt unserer Ahnen erfüllte. Es bietet gewisse nicht zu unterschätzende Schwierigkeiten, in unserer Zeit von intellektuell nicht faßbaren Tatsachen zu sprechen, denn die gegenwärtige Kulturepoche ist vor allem eingestellt auf die Erkenntnis und Beherrschung der materiellen Welt. Und ob wir uns sträuben, wir müssen erkennen, daß es im Geistigen unterirdische Ströme gibt, aus denen die seelische Substanz aller Völker gespeist und erneuert wird. Kommen diese Ströme aber allen Völkern zugute, dann heißt das nichts anderes, als daß eine einheitliche Überlieferung am Werke ist, die allen Völkern zuteil wird. Dann erklären sich aber auch von selbst alle Einheitsformen in den Bräuchen und Seelenhaltungen frühzeitlicher Menschheit, und es wird verständlich, wieso wir ein und

denselben Brauch, ein und dieselbe Vorstellung an ganz verschiedenen Punkten der Erde in einer Zeit treffen, wo Übertragung mangels jeglicher Verkehrsmöglichkeit ganz ausgeschlossen erscheint. Da finden wir z. B. im Zweistromlande Beisetzungsbräuche, denen wir etwa im Oseberg-Grabhügel wieder begegnen. Es muß diesen Bräuchen eine Vorstellung zugrunde liegen, die ihre Wurzeln in einer Geistigkeit hat, die hier wie dort in gleicher Weise wirksam ist. In den Beden und im Avesta finden sich Erinnerungen an ein nördliches Heimatland mit langen Nächten. Geht man derartigen Angaben mit Ernst und Gewissenhaftigkeit nach, so ist nicht von der Hand zu weisen, daß es sich hier um Ausprägungen des Volksgedächtnisses handelt, die auf keine schriftliche Tradition zurückgehen können, aber darum nicht minder wichtig sind, weil sie uns Aufschlüsse geben über Ursprung und Wanderungen der arischen Iranier und Arier nach dem Süden. Diese Ströme entstammen einem Bewußtsein, das sie ausstrahlt und lenkt. Ein solches Bewußtsein aber ist kein reflektierendes, sondern ein durchaus aus sich zeugendes, das den Sinn dessen, was es schafft, als ein reales geistiges Geschehen unmittelbar anschauend erfahren hat und nun als Ausdruck dieser Erfahrung sinnlich sichtbar das wirkt, was als Vorbild und Lehrmittel den Völkern dienen soll. Was also jenen Strömen die lebendige und lebenswirkende Kraft gibt, ist der Sinn. Nehmen wir als Organ einer Volksgemeinschaft den Brauch, so heißt das: der Brauch lebt und stirbt mit dem Sinn, aus dem er geschaffen. Er kann aber nicht mehr leben, wenn das Bewußtsein, dem er seine Entstehung verdankt, sich gewandelt hat. Dann wird der Brauch sinnlos, und ihn wieder einführen würde nichts anderes bedeuten, als an Stelle eines Seins einen leeren Schein zu setzen.

Deshalb konnte die christliche Kirche in der Glaubenswende den alten Glauben auch niemals mit Stumpf und Stiel ausrotten, selbst wenn es ihr möglich gewesen wäre, ihn logisch auf das vollkommenste zu widerlegen; sie konnte ihm nur beikommen, indem sie den Sinn aller auf dem alten Glauben beruhenden Bräuche umbog und so die Gesetzmäßigkeit der Überlieferung unterbrach. Ist diese aber so stark, daß sie nicht ohne weiteres zerstört wer-

den kann, dann fließt der Strom der Überlieferung unterirdisch im Dunkeln fort und äußert sich in Volksglauben, Brauch und Sitte, dabei sich nicht etwa auf die niederen Schichten des Volkes beschränkend, sondern sich überall Geltung verschaffend, wo noch eine Spur der alten Verwurzelung sich zeigt. Reißt die Überlieferung einmal ab – und das kann sie nur, wenn sie aus dem Kollektivbewußtsein des Volkes schwindet –, so läßt sie sich nicht wieder aufnehmen. Wird das, was sie besagt, später einmal wiedergefunden, vielleicht durch eine Niederschrift, eine Inschrift oder dergleichen, so bleibt diese Tradition ohne Überzeugungskraft, es fehlt ihr die lebendige Speisung aus dem Volkskörper. Die Tradition ist dann eben tot; sie kann nicht wieder zum Leben erweckt werden. Was durch gleichgültige Vernachlässigung zur Wästenel wurde, bleibt öde und leer; nichts grünt hier wieder.

Es kann aber doch in gewissem Sinne wiedererstehen. Wenn ein neues Urgeistiges durch die Welt weht, dann vermag auch das erloschene Leben der Sage sich neu zu regen; aber nur insoweit sie mit dem Neuen in einem unausweichlichen Zusammenhang, in irgendwelcher Verwandtschaft oder Bindung steht. Dann reißt das Neue alles an sich, was an verwandtem Alten untergegangen und erloschen ist: wie ein Wirbelwind alles mit sich reißt, so zieht eine neue Bewegung im Reiche des Geistigen alles an sich, was ihm adäquat ist. Gerade das erleben wir heute. Es ist ein Urgeistiges, was sich heute in der Bestimmung auf unser Ahnenerbe ausdrückt; es ist keine Mode, wie die überlebte Schwärmerei für deutsches Altertum, die im 19. Jahrhundert aufschäumte. Heute furcht der neue Wind die geistigen Wege bis zum Grunde auf und macht vor Weltanschauung und Religion nicht halt. Ist es da nach dem Gesagten ein Wunder, wenn auch längst erloschene Tradition auf einmal aufersteht zu neuem Leben, wenn das Volksgedächtnis sich wieder besinnt auf eine Überlieferung, die vielleicht seit Jahrhunderten versunken war? In einem intuitiven Menschen glündet ein Funke und sofort springt er über auf andere: mit einer Bereitwilligkeit wird alte Sage aufgenommen, als wäre sie nie erloschen gewesen. Instinktiv ahnt das Volk, daß es sich hier um echtes Gut

handelt und macht es sich drum zu eigen, denn es ist ja sein ureigenstes Eigen, sofern das Volk sippen- oder stammesmäßig noch daselbe und nicht verfälscht oder entrastet ist. Wie das Brauchtum, das noch im Volke lebendig und noch nicht vererbt ist, tiefstes Wissen um den Ablauf des Jahres, um den Ablauf des Menschenlebens zwischen Geburt und Tod, um den Rhythmus und die verborgenen Kräfte der Natur darstellt, das in seiner Ursprünglichkeit und Trefflichkeit oftmals die Forschungsergebnisse moderner Wissenschaft in den Schatten stellt, so besitzt das Volk einen ihm selbst gar nicht bewußten und geachteten, darum aber nicht weniger schätzbaren Fundus von Weisheit, der aus Quellen gespeist wird, die der gelehrten Wissenschaft unserer Tage vollkommen verschlossen sind.

Wie die echte Volksüberlieferung wissenschaftlichem, reflektierendem Besserswissenswollen gegenüber recht behält, zeigt ein Fall aus Schweden. In Alt-Ålpsala befinden sich drei Hügel, die der Volksmund „Kungshögarna“ (Königshügel) nennt und von denen das Volk behauptet, daß unter ihnen die Könige ruhen, die das Volk verehrte. Von einer allzu eifrigen Wissenschaft, die der Phantasie nicht die erforderlichen Zügel anzulegen wußte, wurden die Hügel als Götterhügel angesprochen und sollten Odhin, Thor und Frey gelten. Aber diese aus Reflexion entstandene Deutung wurde vom Volk abgelehnt, für dieses waren und blieben es die Königshügel. Und das Volk hatte – wie die Ausgrabungen schließlich bewiesen haben – recht, denn die Hügel bargen Grabkammern von fürstlichem Gepräge.

Wir haben von Volksgedächtnis gesprochen und damit das Kollektivbewußtsein auf ein Volk beschränkt; man kann aber, nachdem das Volksgedächtnis nachgewiesen ist, auch von einem Völkergedächtnis oder – was dasselbe besagt – einem Menschheitsgedächtnis sprechen, einem Gedächtnis also, dessen Inhalt allen oder mehreren Völkern gemeinsam eigen ist. Dann wird z. B. alles, was in den verschiedenen Völkern an Drachensagen fortlebt, bezogen werden können auf den Schatz ihres Gedächtnisses aus urgeschichtlicher Zeit, aus ganz anderen Perioden der Erdgeschichte. Und wenn wiederholt werden darf, daß der geschichtliche Sinn des Volksgedächtnisses

ein ganz anderer ist als der unsere, so wird auch hier verständlich, wenn die Abenteuer mit Drachen ebenso zeitlich an die Gegenwart herangeholt werden, wie Ereignisse aus mittelalterlicher oder frühgeschichtlicher Zeit in den Dreißigjährigen Krieg oder gar in die Napoleonischen Feldzüge verlegt werden. Es wird auf jeden Fall klar, daß das Gedächtnis des Volksganzen oder einer Masse nicht gebunden ist an die Weitergabe von Individuum zu Individuum, sondern aus einem Kollektivbewußtsein gespeist wird, für das die Zeit als solche nicht existiert.

Unterschätze die Aufklärung jegliches Wissen des Volkes, weil sie darin nur Aberglauben und Unsinn erblickte, und es überall zu dem kritischen, exakten Wissen der Wissenschaft, namentlich der Naturforschung, im Gegensatz fand, so begeisterte sich die Romantik geradezu für das Volkswissen. Aber beide meinten etwas anderes: die Romantik verehrte im Volke das uralte, vererbte Wissen, das auf eine innige Verbindung mit der Natur zurückging, die Aufklärung aber sah in ihrem rein verstandesmäßigen Wissensvertrieb nur das ihrer Ansicht nach unwissende Volk und suchte es durch Vermittlung des neuen Wissens, das ihr mit Wissen schlechthin identisch war, aufzuklären – ja zu heilen. Das hat eine Verschiebung des Begriffes Wissenschaft zur Folge gehabt, der fürderhin nur für das Ergebnis der berufsmäßigen Forchtätigkeit, womöglich mit akademischer Abstempelung, Geltung behielt. Die Romantik aber ging jenem unverlierbaren Wissen im Volke nach, das durch jenes „Wissen“ der Aufklärung nicht ersetzbar ist und das der „Wissenschaftler“ auch nur aus dem wissenden Volke erfahren kann.

So mögen denn diese Gedanken vor allem eins aufgezeigt haben: daß wir im Volksgedächtnis eine der lebenerhaltenden Kräfte des Volkes vor uns haben und daß ihm darum die größte Beachtung gebührt, auch wenn bei oberflächlicher Betrachtung das Volksgedächtnis unzuverlässig erscheint. Es zeigt sich aber, daß, wo echte und ungefälschte Überlieferung durch das Volksgedächtnis vorliegt, auf seinen Bericht unbedingt Verlaß ist, wenn nur die Form richtig verstanden wird.

Max Schumann

(1) Albert Kieckhefer, Das Königsgrab von Seddin (Führer zur Vorgeschichte 1), Augsburg 1928. – (2) Geo

Brodenius, Schicksalskunde im Sinne des Kulturwandens. Leipzig 1932, S. 53. – (3) M. F. Kaindl, Geschichte und Volkskunde, Gernowitz 1913. – (4) Fredgar's Chronik I, 37; II, 64. – (5) Wilh. Wundt, Physiol. Psychologie, 5. Aufl. III., 631 ff. – (6) E. S. Kolbenheyer, Zur Psychologie der Sagenbildung (Das literarische Echo 23, Heft 21 [1921], Sp. 1283 ff.).

Erwecker der Vorzeit

Walther Beek. Mit dem Ableben von Dr. phil. Walther Beek, dem Direktor der Staatlichen Altertümersammlung in Stuttgart und Bodendenkmalpfleger in Württemberg, der am 11. Februar 1941 im Alter von 54 Jahren nach kurzer Krankheit verschieden ist, hat die deutsche Vor- und Frühgeschichtsforschung einen schweren Verlust erlitten.

Walther Beek ist am 28. Juni 1886 in Wilkenrodt, Kr. Birkenfeld geboren. Seine Jugendjahre hat er in Bremen verlebt, das er stets als seine eigentliche Heimat betrachtet hat. Nach dem Studium der mittelalterlichen Geschichte an den Universitäten Heidelberg, Göttingen und Marburg machte er als Kriegsfreiwilliger den Weltkrieg mit Auszeichnung mit, zuletzt als Leutnant der Artillerie und kam nach kurzer Assistententätigkeit in Marburg im Jahre 1921 als Volontär an die Altertümersammlung in Stuttgart. Hier wurde er wissenschaftlicher Hilfsarbeiter, dann Museumsassistent und Konservator. Im Jahre 1934 erhielt er die Leitung der Altertümersammlung und des Schlossmuseums, der 1936 seine Ernennung zum Direktor folgte. Bei der Neuordnung des Württembergischen Landesamtes für Denkmalpflege wurde er mit der Leitung der Bodendenkmalpflege betraut, nachdem er kurz vorher schon Museumspfleger des Landes geworden war. Eine besondere Ehrung bedeutete für ihn seine Wahl zum Mitglied des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches im Jahr 1928.

Obwohl ihm die Verhältnisse in Württemberg fremd waren, arbeitete sich Beek in diese so erfolgreich ein, daß ihm schon frühzeitig die Bearbeitung der alamannischen Denkmäler des Landes als hauptsächlichstes

Arbeitsgebiet übertragen wurde. Seine erste selbständige Veröffentlichung (1924) galt dem Alamannen-Friedhof von Oberflacht, dessen Fundstücke ihm besonders geeignet erschienen, die Kultur unserer Vorfahren im Lichte neuer Forschung zu zeigen. Diese erstmalige intensive Beschäftigung mit den Altertümern der Alamannenzeit war für seine weitere Forschung richtungsweisend. Beecb erkannte die Unzulänglichkeit der früheren Grabungsergebnisse, die oft nur dem Zufall zu verdanken waren, und fasste den Plan, systematisch die Ausgrabung ganzer alamannischer Friedhöfe zu betreiben, um über die Bergung der Funde hinaus zu neuen Erkenntnissen über die gelstige Art unserer Vorfahren zu gelangen. Zwar konnte er erst im Jahre 1934 seinen längst gehegten Wunsch erfüllen, den berühmten Oberflachter Friedhof erneut mit dem Spaten zu erforschen. Es gelang ihm trotz des Raubbaus, der im späten 19. Jahrhundert dort getrieben wurde, außer Metallgegenständen eine größere Anzahl von Gefäßen und Geräten aus Holz zu bergen, die in einem neu erarbeiteten Verfahren präpariert, jetzt den Stolz der Stuttgarter Sammlung bilden und es nur bedauern lassen, daß nicht schon die Fundstücke des Jahres 1846, die gegenständlich nicht weniger wichtig waren, nach diesem neuen Verfahren konserviert werden konnten. Weitere Ausgrabungen betrafen die großen Reihengräberfriedhöfe von Holzgerlingen bei Böblingen und von Nusplingen bei Spaltingen, bei denen nicht nur äußerst wertvolle Funde gemacht, sondern darüber hinaus auch wichtige Schlüsse zur Siedlung und Kultur der Alamannen der Völkerwanderungszeit gezogen werden konnten. Damit sind die wichtigsten Grabungen verzeichnet, neben denen her noch eine unendliche Zahl von Einzelgrabungen ging, die von Beecb durchgeführt worden sind. Es ist bei Beecbs umfassender Kenntnis der schwäbischen Vorzeit selbstverständlich, daß die Alamannenforschung nur den Mittelpunkt seiner Lebensarbeit bildete. Ebenso sehr lag ihm die Klärung der Siedlungsverhältnisse vor der Völkerwanderungszeit in Württemberg am Herzen. So hat er über die Heuneburg bei Hundersingen geschrieben, die keltische Burg auf dem Burgberg bei Oberspeltach ausgegraben und die Spuren der Römer im Lande

verfolgt. Mit Tat und Tat unterstützte Beecb die Ausgrabung des Hühnchens bei Niedlingen, des umfangreichsten deutschen Grabhügels, die sein Freund Prof. Niek, Tübingen, leitete, und einer seiner Lieblingspläne war es, die Ausgrabung des Stammsitzes der Staufer auf dem Hohenstaufen vollendet zu sehen, die 1936 begonnen, aber wegen des Krieges nicht zu Ende geführt werden konnte. Hand in Hand mit der praktischen Arbeit ging eine ausgedehnte publizistische Tätigkeit. Neuland beschritt er mit der Abgrenzung des fränkischen Formkreises der Völkerwanderungszeit im Gegensatz zum alamannischen, die er unter Beiziehung besonders charakteristischer Fundstücke festlegte. Für die Ortsnamenforschung zog er die Ergebnisse der Ausgrabung der alamannischen Reihengräber-Friedhöfe heran, immer betonend, daß nur durch das Zusammenwirken der Spatenforschung mit der historischen und sprachgeschichtlichen Forschung ein klares Ergebnis der frühdeutschen Siedlungsgeschichte erreicht werden könne, eine Forderung, die er schon bei der Tagung des südwestdeutschen Verbandes für Altertumsforschung in Karlsruhe im Jahre 1926 mit den Worten aufstellte, man solle neben die Monumenta Germaniae historica die Monumenta Germanorum archaeologica stellen. In vielen Aufsätzen hat sich Beecb dafür eingesetzt, und erreicht, daß sich die römisch-germanische Kommission zur Herausgabe der germanischen Denkmäler der Völkerwanderungszeit entschloß, deren 1. Band sein Werk „Die Alamannen in Württemberg“ war.

In diesem seinem Hauptwerk über die Geschichte des alamannischen Stammes hat er seine Forschungen zusammengefaßt, die er auf die Funde aus über 700 Reihengräber-Friedhöfen aus Württemberg stützen konnte. Aus genauer Kenntnis der schriftlichen Quellen und aus eingehender Beobachtung der Umstände der Einzelfunde hat hier Beecb weitgehende Schlüsse auf die Siedlung und auf die Kultur der Alamannen gezogen. So gelang ihm der Nachweis von Gräbergruppen nach Sippen und die soziale Abstufung der zu einer solchen Gruppe gehörenden Leute. Aus dem Vorhandensein mehrerer gleichzeitig benutzter Friedhöfe auf einer Markung schloß er auf ursprünglich räumlich getrennte

Siedlungen, die erst später zu einem Dorf zusammenwuchsen. Er stützte diese Annahme durch die mit Beispielen belegte Beobachtung, daß die Feldverteilung auf diesen Markungen noch bis in die Gegenwart hinein die ursprüngliche Trennung der einzelnen Siedlungsplätze erkennen läßt. Beecb muß es als besonderes Verdienst angerechnet werden, hier bisher nicht beachtete Probleme angeschnitten und damit der Forschung den Weg zu neuen Zielen gewiesen zu haben.

Die Übertragung der Leitung der Altertümersammlung und die Bestimmung des Allen Schlosses in Stuttgart zum Landesmuseum gab Beecb die Gelegenheit, mit der Aufstellung der vor- und frühgeschichtlichen Sammlung nach neuzeitlichen Gesichtspunkten zu beginnen. Kurz vor Kriegsbeginn war die Einrichtung der vorgeschichtlichen, der keltisch-römischen und der alamannischen Abteilung abgeschlossen. Der Kriegsausbruch verhinderte die Eröffnung der Sammlung, die ihm so sehr am Herzen lag, daß er wenige Stunden vor seinem überraschenden Tod den Wunsch aussprach, diesen Tag noch zu erleben.

Walthar Beecb hinterläßt in Württemberg als Forscher und Museumsman eine Lücke, die sich nur schwer wird wieder schließen lassen. Nicht nur seine Berufskameraden, auch seine zahlreichen Freunde wissen, was sie mit ihm, dem aufrechten Deutschen, verloren haben. Insbesondere auch die Forschungs- und Lehrgemeinschaft Das Ahnenerbe verliert in Walthar Beecb einen treuen Mitarbeiter, dessen Andenken sie mit all denen, die um ihn trauern, in Ehren halten wird. Schm.

Die Fundgrube

Eine Beziehung zwischen Wort und Sinnbild. Die Wortdeutung ist in der deutschen Sprachwissenschaft von Anfang an ein sehr beliebtes Gebiet gewesen. Am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurden

aus der Geistesströmung dieser Zeit, die kühne Entdeckungen liebte aber die Sprachgesetze noch nicht kannte, manche gewagte Wortdeutungen und Wortbeziehungen aufgestellt. Viele von diesen Gebäuden wurden im Laufe des 19. Jahrhunderts von den Grammatikern niedergerissen. Die fortschreitende Sprachwissenschaft entdeckte klare und eindeutige grammatikalische Gesetze, die durch die vergleichende Sprachforschung erhärtet wurden. Alle Deutungen müssen hier ihre Rechtfertigung antreten. Diese so dringend nötige und fruchtbare grammatische Schule drohte, beeinflusst durch die allgemeine Entwicklung der Zeit, sich als Einzeldisziplin abzukapseln und zu einem Buchstabenergerieren zu werden. Um die Sprachwissenschaft aus dieser Isolierung zu lösen, und sie für weitere Gebiete fruchtbar zu erhalten, begann zu Beginn unseres Jahrhunderts eine neue Bewegung, die mit dem Begriff „Wörter und Sachen“ zu umschreiben ist. Von den Sachen wurde auf die Sprache Bezug genommen und von der Sprache aus Deutungen der Sachen versucht. Darüber hinaus werden in jüngster Zeit vor allem auch von Vertretern des Ahnenerbes, neue Wege beschritten, indem ganze Sinnbezirke bei den Wortdeutungen berücksichtigt werden. Diesen Anregungen folgend, möchte ich hier noch einmal das Problem Jul anschnitten und von der Seite der Sinnbildkunde beleuchten.

Das Wort Jul bezeichnet heute in Norddeutschland, Skandinavien und England das Weihnachtsfest. Es ist uns überliefert von dem Bruchstück eines gotischen Kalenders, in dem der Monat „Nauabimbair (= November)“ durch die Bezeichnung „fruma iuleis“ = Monat vor dem Julmonat wiedergegeben wird. Dieser Bezeichnung entspricht ein „fruma sabbato (Martus 15, 42) = Tag vor dem Sabbat = Freitag. Beda nennt in seinem Kapitel über das angl. Jahr „iuli“ als gemeinsamen Namen der Monate Dezember und Januar. Bei den Isländern gibt es einen Monatsnamen jliur zur Bezeichnung der Zeit von Mitte November bis Mitte Dezember. Diese drei Monatsnamen bedeuten also eine Zeitperiode, und diese Zeit fällt in die Mitte des Winters. Diese Monats- oder Jahreszeitenamen erklärt Braune (1) als Ableitungen mit io-Suffix und grammat. Wechsel von

einem Stammwort, das sich in altn. *iól* (schwed. *dän.* *jul*, *ags.* *sol* wiederfindet. „Das Wort hat unzweifelhaft ursprünglich *Mittwinter*, *Winter Sonnenwende* und sodann das an dieser gefeierte Fest bedeutet: nur in der Bedeutung als *Fest* ist es tatsächlich überliefert.“ (2) Martin P. Nilsson (3) hat überzeugend nachgewiesen, daß das Wort *Jul* die Bezeichnung eines germanischen Kultfestes war. Die finnische Sprache besitzt Lehnwörter skandinavischen Ursprungs, die ihrem Lautstand nach vor der christlichen Zeit entlehnt sein müssen. Ein solches finnische Lehnwort ist *joulu*, der Name für Weihnachten, für das Prof. Wiklund, auf den sich Nilsson beruft, folgende Erklärung gibt: „Finnisch *joulu*, das nur in der Bedeutung Weihnachten vorkommt, ist, obgleich der Diphthong der ersten Silbe schwer erklärlich ist, sicher in vorchristlicher, und zwar sicherlich vor der Wikingerzeit in urnordischer Zeit entlehnt worden, wie das *u* der zweiten Silbe zeigt. Die lappischen Formen des Wortes (*juola* u. a.) sind aus dem Finnischen entlehnt. Neben *joula* gibt es im Finnischen (nicht im Lappischen) ein zweites Wort *juhla*, das *Feier*, *Fest* im allgemeinen ohne Beziehung auf eine bestimmte Jahreszeit bedeutet.“ (4) Finnisch *juhla* wird wie *joulu* in urnordischer Zeit entlehnt sein. Die Bedeutung des Wortes ist demnach *Zulfest*. Snorre Sturlasson berichtet an mehreren Stellen von dem heidnischen *Zulfest* und den Versuchen der norwegischen Könige, es mit dem christlichen Weihnachtsfest zu verbinden. Von der Bedeutung dieses heidnischen Opferfestes sagt er, daß man am Mittwintertage für das Kalmen und die Fruchtbarkeit des neuen Jahres opfere. In dem Mittelniederdeutschen Wörterbuch von Schiller-Lübben (Bremen 1876, S. 410, 11) heißt es aus der Lübecker Chronik 1, 443: „int iar 1318 de foningh van Denemarken bat sine beden brodere vruntliken to sineme iul up des hiligen kerstes dach.“

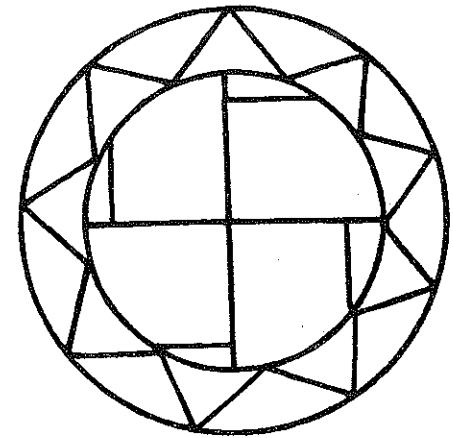
Danach haben wir als gesicherten Bestand die Tatsache eines germanischen heidnischen Kultfestes zur Zeit der Winter Sonnenwende. Für die Ableitung des Wortes *Jul* sind verschiedene Versuche unternommen worden. So hat E. Bugge (5) *jul* aus urgermanisch **jehwela* herleiten wollen, das eine Parallelbildung zu lat. *joculus* sei. Diese Deutung ist

von Meringer (6) aufgegriffen worden. Er setzt verschiedene Wortstämme zusammen, die in einen Begriffsbezirk gehören: **iequ* = „bezaubern, beschwören“, *Al. vācati* = „bitet, fleht“, **iequiti* = „Bezauberung, Beschwörung“, **iequā* = „Fest der Bezauberung“, dann „Scherz, Lust, Spiel“. Nilsson hat diese Deutungen aus sachlichen Gründen abgelehnt. Weit verbreitet sind heute die Erklärungen von Kluge (7) und Göze (8), die für *jul*, *mnd. jul*, *ags. geöl*, *geohhol*, *anord. jöl*, *ahd. *gehal* eine Grundform **jehwla* erschließen. Dieses Wort setzt Kluge in Verbindung mit *anord. el n.* aus *jihla* = Schneegestöber. Er deutet **jehwla*, *jul* als „Zeit der Schneestürme“. Eine andere Deutung bringt D. Schrader in seinem Reallexikon der *ibg.* Altertumskunde 2, 72, der *jul* zu *ibg.* **jegala* oder **jehgala* stellt mit der Bedeutung „Sinnernis, Dunkel“; *Julzeit* ist die dunkle Jahreszeit. Die beiden Deutungen von Kluge und Schrader sind sachlich sehr ansprechend; vorausgesetzt, daß der Name *Jul* ursprünglich zur Bezeichnung einer Jahreszeit diente. Nun hat Braune darauf hingewiesen, daß die Monats- oder Jahreszeittamen Ableitungen sind. Ich möchte daher die Bedeutung des Namens *Jul* enger mit dem Kultfest dieser Jahreszeit in Verbindung bringen.

Einige der ältesten Deutungsversuche des Wortes *Zules* ohne sprachwissenschaftliche Grundlage setzen *Jul* = *Rad*. Diese Gleichung versuchen schon Arnikel, *Einbreische Heydenreligion* . . ., Hamburg 1691 und Joh. Peter Schmidt, *Faßel-Abends-Gebräuche in Mecklenburg*, Rostock 1742. Jakob Grimm (*S.D.G.*, I, S. 107) nimmt diese Deutung wieder auf, weil er an das Symbol der Sonne, das *Rad*, dachte. Zuletzt kehrt sie bei Paul Herrmann, *Nordische Mythologie*, 1903, S. 508, wieder. Diese Deutungen setzen *Jul* in Beziehung zu *engl. wheel*, *ags. hveöl*, *aisl. hjöl* = *Rad*. Sprachgeschichtlich ist diese Gleichung wegen des anlautenden *h* bzw. *hw* nicht möglich. Eine weitere Möglichkeit erwägt Braune in dem oben genannten Beitrag: Er setzt germ. **jekulo* zu *ibg. *kuekol* = *Jahreswende*; er leitet das Wort aus der Wurzel *kuel* = „sich drehen“ her. Mit dieser Erklärung, die sich auch zu der Erklärung von Meringer in eine Sinnbeziehung bringen

läßt, kommen wir zu einer Gleichung *Jul* = *Winter Sonnenwende* = *Sonnendrehung* = *Drehung des Sonnenrades*. Sehen wir zunächst von den sprachgeschichtlichen Möglichkeiten ab. Von besonderer Bedeutung bleibt für uns, daß in der Volks-etymologie *Jul* mit *Rad* in Verbindung gebracht wurde. Diese Verbindung ergibt sich einmal aus der Klangverwandtschaft der beiden Wörter im nord., engl. und fries., zweitens aus dem Brauchtum des *Zulfestes*. Schiller-Lübben schreibt in seinem *Mnd. Wb.*, S. 410, 11: *jul*, *altn. iol* = „Weihnachtsfest, (oder Sommer Sonnen) wende“. Leider sind zu dieser Behauptung keine Quellen angegeben. Nehmen wir aber diese Gleichung *Jul* = *Winter* oder *Sommer Sonnenwende* an, dann ergibt sich aus dem Sinnbezirk nur die eine Deutung *Jul* = *Sonnenwende* = sich drehen. Daß im Volksbewußtsein *Jul* und *Rad* gleich gesetzt wurden, dafür zeugt folgende Stelle: Heinrich Handemann schreibt in einem Aufsatz „Nordelbische Weihnachten“, *Jahrbücher für die Landeskunde der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg*, Bd. IV, 1861, daß es im Schleswigschen Brauch war, daß einer am Weihnachtsabend hinausging aus dem Dorf und ein Wagenrad von Osten her vor sich her ins Dorf volla. Das nannte man „*twilbe Jul in*“ = *Weihnachten hineinrudeln*. Hier ist die Verbindung von *Rad* und *Jul* handgreiflich. Wir sehen, wie sich Name und Sinne des Festes in dem Symbol miteinander verbinden und eine Einheit werden. Aus der Sinnbildkunde erhalten wir für diese Beziehungen schwerwiegende Hinweise, die ich hier nur in Andeutungen bringen kann. Dökar Montellius, „Das *Rad* als religiöses Sinnbild in vorchristlicher und christlicher Zeit“ (Übersetzt von A. Lorenzen, *Js. Pro. metheus*, 16. Jg., 1905) weist auf S. 282 darauf hin, daß an vielen Runenstäben der Weihnachtstag durch ein vier Speichiges *Rad* bezeichnet wird. J. D. Gräter, „*Meckwürdigste neueste Schriften aus Deutschland*“ (Abunna und Hermode, eine Altertumszeitung, Jg. 1816, S. 78 ff.) bespricht einen deutschen Runenstabkalender aus dem Beginn des 15. Jahrhunderts. Die christlichen Feiertage werden mit ihren Attributen bezeichnet. Zum ersten Januar aber erscheint eine Sonne. S. 80. „Nicht genug, diese

Sonne ist in ein *Rad* eingeschlossen, und um anzudeuten, daß dieses *Rad* umlaufe, und zwar vorwärts, in ein neues Jahr, sind in der Mitte vier Schaufeln angebracht.“ Das Bild hat folgendes Aussehen:



Wir haben in diesem Bilde zur Bezeichnung des neu beginnenden Laufes der Sonne die sichtbare Gleichung: *Sonne - Rad - Hakenkreuz*.

Unter den Gebäubrotten zur Winter Sonnenwende finden wir vier Speichige *Radgebäcke* öfter vertreten. J. D. Gräter, „Das Fest des Sonnenrads und das Sonnenbrot“ (Abunna und Hermode, Jg. 1814/15, S. 18 ff.) weist darauf hin, daß zur Winter Sonnenwende ein Kuchen „in Gestalt eines RINGS mit vier Speichen in Form eines Kreuzes in der Mitte“ gebacken wurde. Heute noch wird das gleiche Gebäck am Neujahrstage in Elberfeld verschenkt, und Karl v. Spieß (10) weist es aus dem Selztal, Steiermark nach.

Drittens sei auf das Sternsingen verwiesen, das Robert Stampfl (11) überzeugend als eine christliche Überlieferung alten Brauches nachgewiesen hat. Bei dem Sternsingen wird ein *Rad* benützt, das in dauernde Umdrehung gehalten werden muß. Ludwig Strackerjan (12) belegt es folgendermaßen: „Mit einem an einem Stabe angebrachten geschmückten Rade, das einen Stern vorstellen sollte, gingen in Bösel die jungen Burschen von Haus zu

Haus am Abende vor Dreikönigen oder am Fest selbst." Stumpfl stellt dazu das Scheibendrehen und Radrollen; „schon im Jahre 831 wurde durch solchen Brauch das Kloster Fulda in Brand gesteckt. In manchen Gegenden Schlesiens wurde das Rad zu Weihnachten durchs Dorf gerollt. In Skandinavien findet sich der gleiche Brauch am Julabend." (13) In diesen Bräuchen sieht Stumpfl eine kultische Unterstüßung des neuen Sonnenumlaufs nach dem mittwinterlichen Stillstand. Aus dem gleichen Gedankengang läßt sich das Verbot des Raddrehens während der Zwölften erklären. Vorstellungen des Volksglaubens, die damit verbunden sind, finden wir noch in unseren Tagen lebendig.

Als ein Beispiel für viele führe ich E. Strackerjan an (14): „Ein Bauer zu Hogenbügen, Ksp. Bischof, kam eines Abends in den Zwölften spät nach Hause. Als er nahe beim Hause war, kamen seine Kinder mit der Schiebkarre und hatten Feuerung geholt. Sofort fing er an zu rufen und zu schreien, und sie mußten auf der Stelle abwerfen. Er nahm die Karre auf die Schulter, hielt das Rad mit der Hand fest, damit es nicht etwa aus Zufall rund laufe, und trug sie so nach Hause, wo sie eingeschlossen und dadurch vor unvorsichtigem Gebrauche bewahrt wurde. Als er zu Hause den Vorfall erzählte, fing seine Frau an zu weinen und sagte, nun werde es ihnen schlecht ergehen; die beste Kuh müßten sie schon gewiß verlieren, aber noch mehr sei zu fürchten." Um sich davor zu bewahren, nahmen sie ein jähriges Kalb und brachten es weit vom Hause in die Heide, um so den „höllischen Hunden ein Futter" zu geben. S. 462 berichtet Strackerjan aus Earen bei Emden, daß dort ein Wagen bei einem Hause in den Zwölften seinen Standort ändern mußte. Statt den Wagen aber einfach fortzuschleppen, habe ihn der Besitzer auseinandergenommen, zu der neuen Stelle hingetragen und ihn dort wieder zusammengesetzt.

Diese Hinweise, die sich räumlich und zeitlich weiter ausdehnen lassen, mögen genügen. Wir haben gesehen, daß das Sinnbild „Rad" mit dem Brauchtum zur Winter Sonnenwendezeit und zum Julfest eng verbunden ist. Wir erkannten, daß auch sprachgeschichtliche Beziehungen Jul – „sich drehen" offen bleiben.

Wir haben die volksetymologische Verbindung von Jul zum Rad und damit zum Sinn des Mittwinterfestes, auf die wir ganz besonderen Wert legen. Sie ist uns ein Zeugnis für die noch lebendigen Glaubensvorstellungen in Verbindung zur Winter Sonnenwende. Diese Belege sind zusammengekommen so stark, daß das Wort Jul aus dem Sinnbezirk „sich drehen", „Sonnenwende" nicht zu lösen ist. Wir haben gesehen, daß bei der Aufhellung von Sinnbezirken auch der Volksetymologie eine Bedeutung zukommt. Werner Schulte

- (1) Braune, Beiträge 43, 1918, S. 412 ff. – (2) Braune, Beiträge, 43, 1918, S. 412/13. – (3) M. P. Nilsson, Studien zur Vorgesch. d. Weihnachtstages, Archiv für Religionswissenschaft, 19. Bd., 1918/19, S. 50 ff. – (4) M. P. Nilsson, a. a. O., S. 138. – (5) E. Bugge, Archiv für nordist. Philologie IV, 1888, 135. – (6) H. Meisinger, Der Name des Julfestes. Zf. Völk. und Sagen, 1913, S. 184 ff. – (7) Fr. Kluge, Engl. Stud., 9, 1886, 312. – (8) A. Göge, Ztschr. f. dt. Phil., 49. Bd., 1923, S. 286/87. – (9) Kluge-Göge, Etymologisches Wörterbuch der dt. Sprache, 134, S. 270. – (10) Karl v. Espé, Grundlinien einer Formen- und Gestaltentunde der Gebäcksbrote. Die Backgüter der dt. Vt., hreg. von D. A. Erich, Berlin 1934, S. 391 ff. – (11) Robert Stumpfl, Das Fortleben germ. Kultspiele im Volksbrauch. Das Dreikönigs- oder Sternensingen. Zf. f. Deutschtd., 1937, S. 253 ff. – (12) Eudw. Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzg. Oldenburg, 2. Aufl., Oldenburg 1909, 2. Bd., S. 44. – (13) R. Stumpfl, a. a. O., S. 264. – (14) E. Strackerjan, a. a. O., 1. Bd., S. 461.

Vom „Königsprung" der Germanen. Schon mehrfach war die Frage nach der Ausführbarkeit des „Königsprunges" erörtert worden, – jenes Sprunges über sechs Pferde durch den Teutonenkönig Teutobod, der die Bewunderung des römischen Schriftstellers Florus erregt hatte. Die Ungeheuerlichkeit einer solchen Leistung schien zunächst den Gedanken, daß es sich hierbei um einen Freisprung gehandelt haben könnte, abzuweisen. Und ebenso ergaben die Untersuchungen der gleichen Leistung durch moderne Sportler, daß der „Königsprung" auch in der Gegenwart ohne technische Hilfe (Sedervrett) nicht ausgeführt worden war.

In der Zeitschrift „Volk und Vorzeit" (3/1939) hat Dr. Stemmermann jedoch nachgewiesen, daß der Sprung des Teutonenkönigs eine zwar außergewöhnliche, aber dennoch durchaus ausführbare Leistung dar-

stellte. Als Unterlage diente ihm die Höchstleistung (von 1926) im Hoch-Weit-Sprung innerhalb der Deutschen Turnerschaft, in der im Absprung von ebener Erde mit einer Höhe von 1,60 m eine Länge von 3,20 m erreicht wurde. Darauf ermittelte er durch Messungen sowohl am „Hallenser Reiter" als auch an lebenden Urwildpferden die durchschnittliche Höhe (etwa 1,17 m) und Breite (53–54 cm) der germanischen Pferde, die sich bekanntlich von unseren heutigen Pferden erheblich unterscheiden. Durch Einrechnung eines gewissen Abstandes zwischen den sechs Pferden ergab sich nun ein Hindernis, das sich genau in die aus den Zahlen des Hoch-Weit-Sprunges durch den deutschen Turner errechnete Sprungparabel einfügt. Somit erbrachte die Berechnung den Nachweis, daß der ohne technische Mittel ausgeführte Sprung des Turners den Anforderungen des germanischen „Königsprunges" entsprechen würde.

Eigeld Hünke

Die Bücherwaage

Erwin Wienecke: Untersuchungen zur Religion der Westslawen, Forschungen zur Vor- und Frühgeschichte, herausgegeben von Leonhard Franz. Heft 1, Leipzig 1940, Otto Harrassowitz, 327 S., 19 Tafeln. Kart. RM. 18.–, geb. RM. 20.–.

Wieneckes umfangreiche Arbeit ist eine erweiterte Leipziger Dissertation, die H. Haas anregte. Um es vorweg zu nehmen: es handelt sich um ein grundlegendes Werk, das insbesondere auch der Germanenforscher zu beachten hat. Die vielen Ergebnisse der Arbeit und die neuen Fragestellungen, die sie eröffnet, können nicht im einzelnen aufgezeigt werden. Hervorgehoben sei der klar herausgearbeitete Beitrag zur germanischen Religionsgeschichte, den das Buch liefert. Von der Religionsgeschichte her wird die Kontinuität der germanischen Bevölkerung im nachmaligen westslawischen Raum erwiesen. Diese Dar-

legungen des Verfassers ergänzen in ausgezeichneter Weise Feststellungen der vorgeschichtlichen Forschung. Von den übrigen Untersuchungen sei erwähnt die eingehende Behandlung der Frage der mehrköpfigen Elawengötter. Die Existenz mehrköpfiger Gottheiten bei den Slawen wird vom Verfasser überhaupt in Frage gestellt. Triglav ist nach seiner Darstellung nicht der dreiköpfige Gott, sondern das Dreihügel-Heiligtum. Sehr beachtenswert ist die kritische Beleuchtung der Berichte über slawische Götterbilder; allerdings geht der Verfasser hier in der negativen Kritik doch vielleicht zu weit. So bestechend auch seine Beweisführung ist, so wird z. B. nicht beachtet, daß die Gestalt des Swantewit, wie sie Sago beschreibt, übereinstimmt mit der Form der Bilder von Hausgeistern, wie wir sie aus Deutschland und dem Norden kennen. Nach Sago hält die Rechte des Swantewit ein Horn, das der Priester mit Met füllte. „Die Linke stellte einen Bogen dar, da der Arm zur Seite gestemmt war". Diese Überlieferungen Sagos müßten einmal im genannten Zusammenhang behandelt werden. Das Buch Wieneckes bietet viele Einzel-ergebnisse und reiche Anregungen. Sehr wertvoll sind auch, wie zum Schluß noch hervorgehoben sei, die umfassenden Schrifttumsverzeichnisse.

Otto Huth

Königsgut und Königsforst im Zeitalter der Karolinger und Ludolfinger und ihre Bedeutung für den Landausbau. Von Friedrich Ranzl. Halle 1939. Mag. Niemeyer Verlag (Volk in der Geschichte, Bd. 3). RM. 9.60.

Bei der Untersuchung von Grundbesitz, Landbesitzungen und Reichsgut deutscher Könige ist bisher besonders die rechtliche und wirtschaftsgeschichtliche Seite betrachtet worden. Neuartig ist der von Ranzl unternommene Versuch, aus dem leider nur spärlichen Urkundenmaterial die Verdienste des Königtums für den Landausbau nachzuweisen.

Voraussetzung zu dieser Arbeit war eine völlige Neubearbeitung und Zusammenstellung der Quellen für die Zeit der Karolinger und Ludolfinger im Raum des bisherigen deutschen Reiches. Die Ergebnisse wurden auf zwei Karten im Maßstab des deutschen Sprachatlas dargestellt. Bei der ersten, welche die fränkische Zeit bis zum Tode Konrads I.

erfaßt, wird nur das vergabte Reichsgut verzeichnet. Als Mittelpunkt der königlichen Macht treten das Allland und die ehemals von den Römern besetzten Gebiete hervor. Auf der anderen Karte – Zeit der Ludolfinger bis zum Tode Heinrichs II. – liegt der Schwerpunkt auf dem alten Germanenland in und um den Harz und im Kolonialland.

Daran anschließend folgt eine Untersuchung der Königsforste im Zusammenhang mit Reichs- oder Königsgut. Ein gutes Beispiel bietet die mittelhessische Senke, wo sich die Menge der feststellbaren Reichsgutorte in und um die Königsforste lagert, während sie außerhalb nur schwach in Erscheinung treten. Daraus ergibt sich der Nachweis des bewussten Landausbaus durch das Königtum.

An Hand der beiden Karten und der Auswertung der Quellen wird das Ausgreifen der Könige in Deutschland deutlich. Ihre Mitbeteiligung am Landausbau stellt eine große Leistung dar. „Das Königtum war Bahnbrecher und Lehrmeister für sein Volk, vor allem für die Großen und raffisch Wertvollen seines Volkes, und nahm in demselben, so lange es noch nicht angekränkt war, bewußt oder unbewußt, seine natürliche Stellung ein: als Begleiter für ein größeres Deutschland.“ Hellmuth Bruf

Deutsche Burgengeographie. Von Lothar Niedberg. Leipzig 1939, Berl. Karl W. Hiersemann, Ganzleinen geb. RM. 9.50. Bisher fehlte im Burgen-Schrifttum eine zusammenfassende Darstellung aller Burgen deutschen Ursprungs. Selbst die große „Burgenkunde“ von Piper erfaßte nur einen Teil des Gesamtbestandes.

In zwölfjähriger Arbeit ist es Lothar Niedberg gelungen, eine Sammlung von 2000 Aufnahmen herzustellen, welche die wichtigsten Burgen aus Großdeutschland, Böhmen, Jugoslawien, Mähren, Schweiz, Elsaß, Belgien, Niederland und Italien enthält. Das auf Grund dieses Materials vorliegende Handbuch bringt als Einführung eine Übersicht aus der Geschichte des deutschen Burgenbaues und eine Untersuchung der wehrpolitischen Aufgaben der Burg. Besonders hervorzuheben ist hier die Klarheit der Definition der Burgenarten, welche durch Einführung neuer Bezeichnungen (Talspornburg) ergänzt

wird. Das Kernstück ist das Gesamtverzeichnis der Burgen nach Flußläufen geordnet, dem noch zwei Register der Flüsse und Burgen beigelegt sind. Diese alphabetische Erfassung wird erweitert durch einen Überblick der Verbreitung der Burgen nach Landschaften und Ländern und durch eine kurze Darstellung der Grundrisse und Baustoffe.

Bei einer Neuauflage wäre eine noch reichlichere Ausstattung des Bilderteils zu begrüßen.

Hellmuth Bruf

Dr. Robert Zander und Dr. Clara Teschner: „Der Rosengarten.“ Eine geschichtliche Studie durch 2 Jahrtausende aus: Quellen zur Geschichte des Gartenbaues. Gartenbauverlag Frommisch und Sohn, Frankfurt a. d. O. und Berlin. RM. 3.50.

Im Kulturleben aller Völker Europas und besonders auch Vorderasiens spielt die Rose als Sinnbild und Gleichnis ebenso wie der Rosengarten eine bedeutsame Rolle. In der Rose, im Rosenhag und Rosengarten der Märchen und Sagen finden wir zarteste Empfindungen und stärkste Erlebnisse bildhaft und voll von poetischem Gehalt dargestellt. Dr. Zander und seine Mitarbeiterin Dr. Clara Teschner haben mit Fleiß, Verständnis und Erfolg all die Quellen zur Kulturgeschichte der Rose und des Rosengartens zu einer Bucheinheit zusammengefügt, die auf solche Weise zu einem wertvollen kurzgefaßten und doch gründlichen und einheitlichen Werk geworden ist. Der Text wie die vielen und gut gewählten Bilder dienen gleichermaßen der Anregung wie der Belehrung. 3. Kolbrand

Berichtigung

„Eine Kultstätte im Elbsandsteingebirge.“ Bei der Vebilderung dieses Aufsatzes S. 65 ff. ist auf S. 69 durch ein technisches Versehen eine Verwechslung der Bilder eingetreten. Die unterste Abbildung gehört zu oberst, die oberste in die Mitte und die mittlere nach unten. Nach dieser Auswechslung der Bilder ist die bisherige Reihenfolge der Begleittexte richtig.

Die Weltliteratur

1941 / Heft 3

AUFSATZE von Mandywel: Wirklichkeit und Literatur. Hans Ernst Schneider: Tat und Trug, Zur ostpreußischen Dichtung der Gegenwart. Agnes Miegel: Ostpreußen und seine Menschen. Walther Jantzen: Deutsche Leistung im Osten. Heinz E. Kroeger: Die wartheländische Dichtung der Gegenwart. Zwei Briefe: Von lebenswahren und „effektvollen“ Ostpreußenbüchern, Dichtung im Volkstumskampf. Eberhard Ter-Nedden: Zerrbilder aus Schlesien. Karl Thulke: Der deutsche Buchhändler im Osten.

Hansgeorg Buchholtz: Vor der Mahd.

*

GEDICHTE von Hans Baumann, Agnes Miegel, Gertrud Papendick, Rudolf Thurnau.

*

BUCHBESPRECHUNGEN von H. J. Beyer, H. Böhrsch, H. Boehm, K. Eggers, H. Franke, H. W. Hagen, W. Heinrichsdorff, H. Lüpke, B. Payr, H. E. Schneider u. a.

*

4 KUNSTDRUCKSEITEN mit Bildern von Eduard Bischoff, Gerd Eisenblätter, Alfred Partikel.

*

Preis 30 Pfennig

SCHWERTER-VERLAG / BERLIN-DAHLEM

Das nationale Sammelgebiet **Notgeld 1914-1924**
von höchstem u. bleibendem Geschichtswert.
Herbert Bodenschlag, Hamburg 33 Ansichtssendungen u. Preisliste unverbindl.

Hauptstiftleiter: Dr. J. Otto Plasmann, Berlin-Dahlem, Pöcklerstr. 16. Anzeigenleiter: Gerda Schöneberg, Berlin-Dahlem. Abnehmerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Kuylandallee 7-11. Buchdruck Kasper & Calloway, München. Offsetdruck J. P. Himmer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Nerdinger, Augsburg.

dem deutschen Volke in Wort und Bild zugänglich zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfaßt daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere Ahnen auch heute empfangen:

Erbe, Glauben, Tat.

Ahnenerbe-Stiftung Verlag

Verlags-Prospekte erhalten Sie in jeder Buchhandlung oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem

303
Ik solt spreche wilbekome der mere brin-
 ger do bin ich. alles do ic habent onome.
 dast gar ein want nu sagent mich. ich
 wil miete. vñ want mit lon ichs guts.
 ich sage uhre de ic sanfte tut. sehet wo
 man mit even biete.

304
Ich wil tutschen sirowe sage. solhu miete
 do si teste das. alder wille soln behagen.
 ane groste miete tun ich do. ze richen
 lone sint si mit zehere. so bin ich gesil-
 ge vñ biete schultes mere. want si mich
 grüssen schone.

305
Tutsche man sint wol gezogen. als en-
 gel sint du wib getan. swet si schu-
 der der ick betrogen. ich en kan sin ander
 mht vñ an vngent vñ keine mine swet
 die fichen wil. der sol komē in vuser
 lant da ist wūne vil. lange mōste ich le-
 ben dar inne.

306
Ich han lante vil gesehen vñ nam d be-
 sten gerne war. udel mōste mit geche-
 hen. hant ichie man hie bringe dar de
 ime wolte wol gefallen. frōmder sitte.
 soas hulfe mich ob ich vnterste sitte in.
 tichu. vñt gat vor in allen.

307
Von der elbe vnt an den rīn vñ wid-
 onz in vngerlant. so mogen wol di
 besten sin. die ich in der wite han bekāt.
 kan ich schōwen. gyt geleste vñ den hū.
 tem mit got so swure ich wol de da du
 wib. besser sint damie and swa die frōwe.

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde
 Juni 1941, Heft 6 + Preis X M 6.60

UNIVERSITETS
 BIBLIOTEKET
 LUND

Inhaltsverzeichnis

J. D. Plassmann	Das Sinnbild im Märchen	201
Hans-August Herrmann:	Formgut und Sinnbildgehalt der Brett- ausschnitte und Siebellukten holsteinscher Bauernhäuser	211
Die Fundgrube	Zum Handszepter 226 Menschenopfer oder Zukunftsbefragung? 226	
Aus der Landschaft	Schrotholzkirchen als Zeugen germani- scher Baukultur 230 Ein Eulenspiegelstein 232 Der Wunderstein in Seefeld – eine ger- manische Klostertreppe? 233	
Die Bücherwaage	Deutsche Kultur im Leben der Völker . 237 Gerhard Bois: Die Alamannen in ihrer Auseinandersetzung mit der römi- schen Welt 238 Germanisches Volkserbe im Alamannen- dorf Wintersweiler 239	
Den Umschlag gestaltete E. Nerding, Augsburg, nach dem Deutschland- lied des Walther von der Vogelweide aus der Manessischen Handschrift.		

»Germanien« Monatshefte für Germanenkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“. Hauptchriftleiter: Dr. J. D. Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11.

13. Jahrgang, Neue Folge Band 3, Heft 6.

Bezugspreis: Einzelheft RM. -.60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post RM. 1.80. Zah-
lungen: Postcheckkonto Leipzig 9978. – Bezug durch Post sowie durch den Buch- und Zeit-
schriftenhandel. – Beilagen und Anzeigen werden z. B. nach Preisliste 1 berechnet. – Falls
bei Postzustellungen unserer Zeitschrift „Germanien“ Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten
wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag,
Berlin-Dahlem, zu beanstanden.

J. D. Plassmann: Das Sinnbild im Märchen

Die neuere Märchenforschung hat auf Grund eines Stoffes, der seit der Sammlung der Brüder Grimm auf ein Vielfaches angewachsen ist, eine vergleichende Motivforschung begründet, der alljährlich eine Menge von Einzelforschungen und auch von Teilbarstellungen einzelner Motivgruppen zuwächst. Es ist dabei der erfolgreiche Versuch gemacht worden, dem Wesen des Märchens und der Märchenphantasie näherzukommen und dies Gebiet zu einer Reihe von verwandten Gebieten in eine innere Beziehung zu setzen. Man hat auf diese Weise eine Reihe von mythenbildenden Motiven festgestellt, die einen Vergleich mit den verwandten Erscheinungen des Mythos und der Sage ermöglichen. Auf diese Weise ist es möglich, das Gebiet des Märchens gegen jene verwandten Gebiete abzugrenzen; es ist aber auch ein erheblicher Bestand an Gemeinsamkeiten festzustellen, die sich als ein fester Besitz durch alle drei Gebiete ziehen.

Die Motivforschung hat sich nun bisher fast ausschließlich mit jenen Motiven beschäftigt, die unmittelbar handlungsbildend sind, die also schon einen Denkvorgang widerspiegeln, der im Epischen wurzelt; die also nur in einer fortschreitenden Handlung vorstellbar sind. Es gehört dahin die ganze Fülle von Motiven, die den eigentlichen Organismus der Erzählung ausmachen, die aber häufig untereinander ausgetauscht und in andere Beziehung gesetzt werden können. Ein Teil dieser Motive ist als Niederschlag uralter Glaubenselemente erkannt und gewertet worden. Neuerdings hat man, mit mehr oder weniger Glück, die Ergebnisse der Psychologie für die Märchenforschung nutzbar gemacht und sie sogar in bedenklicher Weise als Zeugen für psychoanalytische Anschauungen ausbeuten wollen. Als fruchtbar hat sich in jüngster Zeit die Entdeckung alter kultischer Gemeinschaftsformen in manchen Märchenformen erwiesen (1) ohne daß damit ein irgendwie erschöpfendes Bild von den verschiedenen Forschungszweigen gegeben sein soll.

Wir scheint, daß ein Gebiet dabei bisher fast ganz vernachlässigt worden ist, nämlich das des geschauten Bildes, wie ich das anschauliche Element in dem oft sehr vielfältigen Vorstellungsbereiche des Märchens nennen möchte. Es tritt zwar fast immer in so enger Verflechtung mit der Handlung in die Erscheinung, daß es selbst gewissermaßen in Handlung überseht erscheint. Aber wenn man einen Blick für das Bildhafte hat, so wird es im allgemeinen leicht gelingen, dies geschaut Bild aus der Verflechtung mit der Handlung zu lösen und es auf seine ursprünglichen bildhaften Elemente zurückzuführen. Die Sage, insbesondere die Heldensage, bietet uns eine Reihe von Beispielen dafür, daß szenische Darstellungen als Handlungsbestand in einen Sagenbereich aufgenommen und innerhalb desselben weiterentwickelt werden können (2). In diesem Falle ist allerdings die bildhafte Darstellung schon selbst Handlung, wenn sie auch zuweilen in Ruhepunkten dargestellt ist. Es gibt aber eine andere Art von bildhafter Darstellung, die eine grundsätzlich andere Sprache spricht; es ist nicht die Wiedergabe einer Handlung, sondern unmittelbarer Ausdruck eines Gedankeninhaltes. Dieser kann freilich nur dann verstanden werden, wenn man die besondere Vorstellungswelt dieser Bilder kennt. Ich meine damit die Welt des Symbols, das wir heute als Sinnbild zu bezeichnen pflegen.

Um das Sinnbild ganz klar von dem Bereiche der Handlung abzugrenzen und seine Beziehung dahin zu klären, müssen wir uns davor hüten, das Sinnbild oder das Symbol mit der Allegorie zu verwechseln, wie es noch sehr häufig geschieht. Die Allegorie, auch als bildlicher Niederschlag, hält sich durchweg im Bereiche der Handlung, des Geschehens; das Sinnbild steht völlig außerhalb dieses Bereiches, es wurzelt im Abstrakten: Es ist dabei freilich nicht an eine Abstraktion im gedanklichen Sinne zu denken, sondern an eine Abstraktion der inneren Struktur von allem sinnlichen Beiwert (3). Das wird an dem, was ich als Beispiel vorzuführen habe, noch deutlicher werden. Bachofen hat das Verhältnis des Symbols zum Mythos (und darin können wir im weiteren Sinne ja auch das Märchen wenigstens in vielen Fällen einbeziehen) klar erläutert in den blühenden Worten: „Der Mythos ist die Gezehe des Symbols.“ Dieser Satz gibt zugleich klar zu erkennen, was unter dem Symbol verstanden werden

muß; die Exegese einer Allegorie wäre alles andere als Mythos, sondern in den meisten Fällen Moral.

Es fehlt hier der Raum, diese Zusammenhänge theoretisch des breiteren zu erörtern. Ich will daher gleich auf ein einzelnes Beispiel eingehen, das, wie mir scheint, den Satz von Bachofen besonders eindringlich erläutert, das Wesen des Sinnbildes klärt und endlich zeigt, wie uns die vergleichende Märchen- und Sinnbildforschung einen Weg weist, um zum Sinngehalt des Sinnbildes vorzudringen. Das ist schon deshalb dringend notwendig, weil die in den letzten Jahren auf breitem Raume vordringende Sinnbildforschung in mancher Hinsicht noch einer festen gedanklichen Begründung ermangelt; und weil auf diesem Gebiete die Gefahr besonders groß ist, daß eine deutende Phantasie ohne sicheren Zeitfaden alles mit allem in Beziehung setzt.



Das Grimmsche Märchen von den drei Schlangenblättern (KHM 16) erzählt: Ein armer Jüngling heiratet eine Königstochter, doch muß er geloben, sich mit seiner Frau begraben zu lassen, wenn diese vor ihm stirbt. Der Fall tritt eher ein, als er dachte; es heißt dann weiter: „Als der Tag kam, wo die Leiche in das königliche Gewölbe beigelegt wurde, da ward er mit hinabgeführt und dann das Tor verriegelt und verschlossen. – Neben dem Sarg stand ein Tisch, darauf vier Lichter, vier Laibe Brot und vier Flaschen Wein. Sobald dieser Vorrat zu Ende ging, mußte er verschmachten. . . . Indem er so vor sich hinscharrte, sah er aus der Ecke des Gewölbes eine Schlange hervorkriechen, die sich der Leiche näherte. Und weil er dachte, sie käme, um daran zu nagen, zog er sein Schwert und . . . hieb sie in drei Stücke. Aber ein Weibchen froh eine zweite Schlange aus der Ecke hervor, als sie aber die andere tot und zerstückt

liegen sah, ging sie zurück, kam bald wieder und hatte drei grüne Blätter im Munde. Dann nahm sie die drei Stücke von der Schlange, legte sie wie sie zusammengehörten, und tat auf jede Wunde eins von den Blättern. Als bald fügte sich das Getrennte aneinander, die Schlange regte sich und ward wieder lebendig, und beide eilten miteinander fort.“ Der junge Mann nahm nun die Blätter auf, legte eins davon auf den Mund, die beiden anderen auf die Augen der Toten, die wieder aufwachte. Beide verließen zusammen die Grabkammer und kehrten ins Leben zurück.

Das Märchen hat eine Anzahl von Parallelversionen, die bis in die griechische Sage von Polybos und Glaucos zurückgehen (4); in dieser Form ist es in einem Dorfe im Paderborner Land und fast gleichlaufend in dem hessischen Dorfe Hof am Habichtswalde aufgezeichnet. Eine große Menge von Fassungen bei verschiedenen Völkern weicht in Einzelheiten davon ab;



Abbildung 1 (links nebenstehend). Taufstein im Dom zu Königsberg. Abbildung 2 (oben). Titelblatt zu dem Werke: De siti febrili, 1739, Aufnahme Bildarchiv (8)

„da diese Abweichungen durchweg als Entstellungen zu betrachten sind, fragen wir weiter nach dem Ursprunge der soviel altertümliche Züge enthaltenden deutschen Erzählung“ (5). Eine Aufhellung dieser Ursprünge führt allerdings zur Entdeckung merkwürdiger Zusammenhänge. Höchst auffallend und in keiner anderen Fassung vorkommend ist die plastische Schilderung einer unterirdischen Grabkammer, in der bei einem Königspaare ein Tisch mit Speise und Getränkegefäßen steht. Einer der schönsten Funde unserer Vorgeschichtsforschung hat uns nun die anschauliche Vorstellung einer solchen Grabkammer gegeben: Es ist das wandalische Königsgrab von Sakrau in Schlessen (Abb. 3) (6), das als „Sarg“ ein holzgeschnitztes Bett enthält, vor dem ein großer Tisch mit Gefäßen und einem Brettspiel steht. Speisen und Getränke wurden bekanntlich nach allgemeinem Brauche mit in das Grab gegeben. Das Märchen

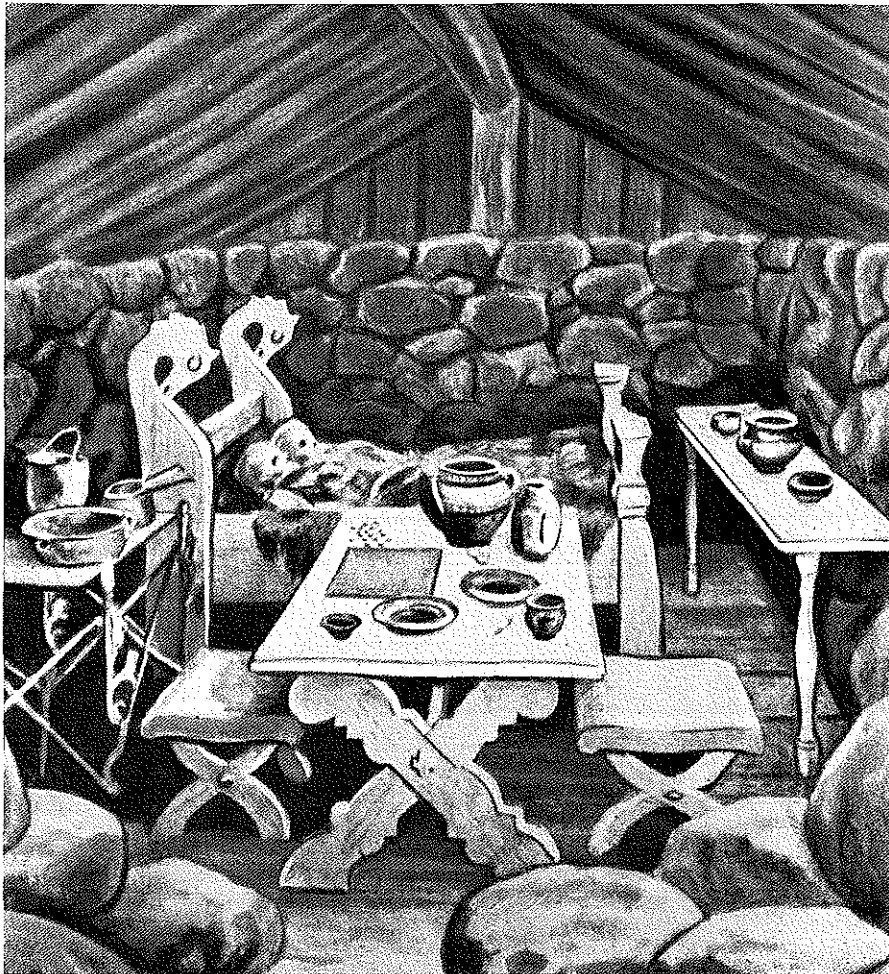


Abbildung 3. Grabkammer des vandalischen Königsgrabes von Sakrau, 4. Jahrhundert.

hat also die Vorstellung von einer solchen Beisetzung in unterirdischer Grabkammer mit überraschender Treue gewahrt. Den Märchenforscher wird das überzeugen, daß trotz aller gleich oder ähnlich lautenden Fassungen bei fremden Völkern das Märchen schon seit der germanischen Zeit bei uns zu Hause ist.

Aber diese Grabkammer ist erst der Rahmen für den eigentlichen bildhaft-symbolischen Kern der Geschichte: die beiden Schlangen, deren eine drei Blätter (wohl gleichbedeutend mit einem Dreiblatt) im Munde trägt. Wir kennen nun eine ganze Reihe von gleichlaufenden Fassungen, in denen die Schlange ein Kraut im Munde hält, das die lebensweckende Kraft besitzt; es sind zum Teil auch andere Tiere (7), die ein Kraut oder eine Wurzel im Munde tragen, vor allem der Hirsch, dessen Verbindung mit dem Dreiblatt in Sage und Bild mehrfach zu erweisen ist (8). Aber die Schlange mit den drei Blättern ist wieder unserem Märchen allein eigentümlich; und der Vergleich mit bildhafter Überlieferung zeigt uns wiederum, daß hier eine eigen-

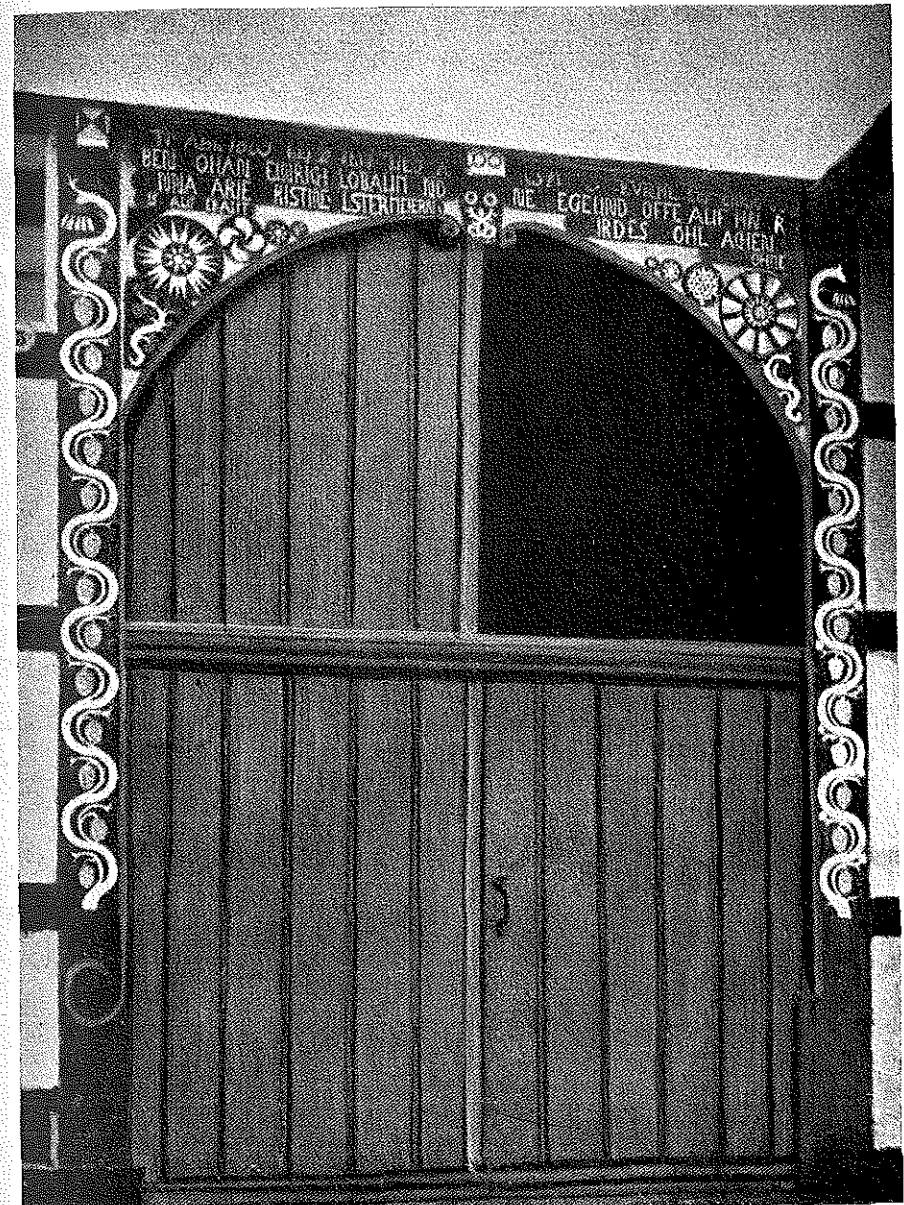


Abbildung 4. Hoftor im Weserland, Schlange mit Dreisproß (Unko).

stümlich germanische Überlieferung vorliegt, die wir so weit rückwärts verfolgen können, bis wir zu ihrer ursprünglichsten sinnbildlichen Form vorstoßen.

Ein glücklicher Zufall spielte mir eine bildliche Darstellung in die Hand, die genau den Inhalt unseres Märchens wiedergibt (Abb. 2). Es ist das Titelblatt eines medizinischen Werkes, das im Jahre 1739, also fast ein Jahrhundert vor dem Erscheinen der Grimmschen Märchen, in Leyden gedruckt worden ist. Man sieht, wie ein junger Mann einer jungen Frau aus dem



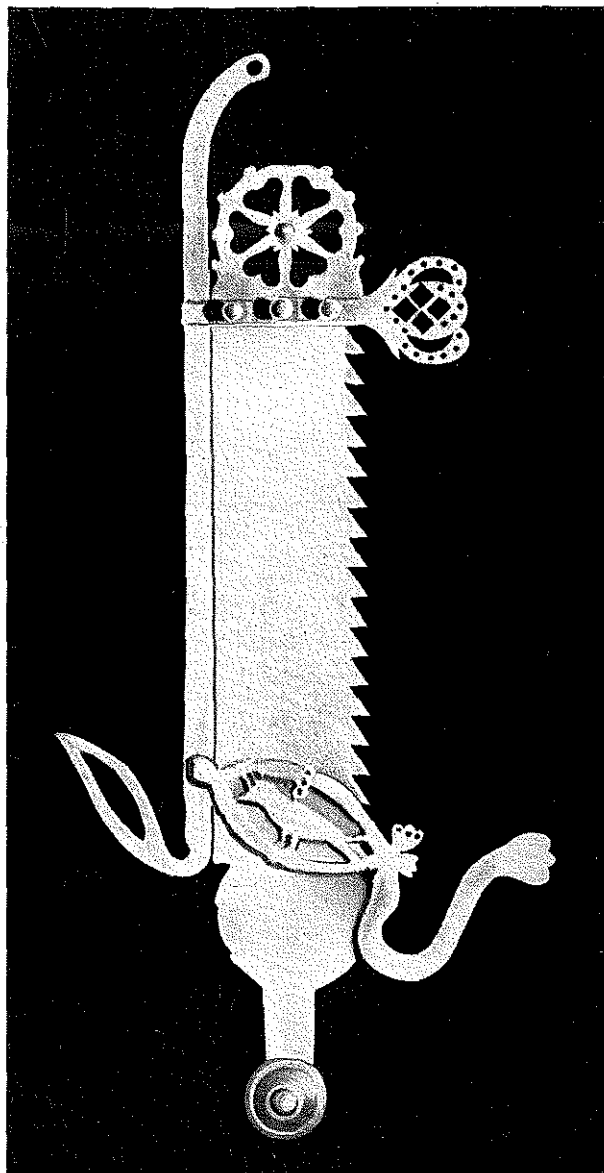
geöffneten Deckel einer Gruft hilft. Der Tod bemüht sich, sie zurückzuhalten; um das Feuerbecken vorne windet sich eine Schlange, die drei Blätter (ein Dreiblatt) im Munde hält. Die gleiche Schlange erscheint auf der linken Seite des Kreises, in dem das Bild steht (hier nicht sichtbar). Es kann sich hier, trotz scheinbarer Ähnlichkeit, nicht um die griechische Askulap-schlange handeln, denn diese ist nirgendwo mit drei Blättern im Munde dargestellt. Der Kupferstecher hat hier die wesentlichen Motive des Märchens von den drei Schlangenblättern zusammengestellt; es ist höchst wahrscheinlich, daß er dies Märchen hat darstellen wollen, und zwar gewissermaßen als bildlichen Ausdruck für die lebensweckende Kraft der Heilkunde. Da der Verfasser des Buches aus Bremen stammte, so wäre es denkbar, daß dieser die Anregung zu dem Bilde gegeben hat. Damit rückt die bildliche Darstellung in die Nähe des Gebietes, in dem das Märchen aufgezeichnet worden ist.

Der sinnbildliche Charakter dieser Schlangendarstellung ist aber erst zu erweisen, wenn wir die Schlange und das von ihr im Munde geführte Zeichen in der abstrakten Urform und im



Abbildung 5 (links nebenstehend). Runenstein von Söby, Östergötland. Abbildung 6 (oben). Wappen der holländischen Familie Van Steenhuyjs. Zwei Schlangen mit dem zur „Nige“ weiterentwickelten Dreisproß.

übrigen auch in der Verbindung mit dem Grabe finden. Da die Erhaltung der germanischen Denkmäler Glücksache ist, so ist das Vorhandensein eines solchen Zeugnisses um so höher zu schätzen. Ein Runengrabstein zu Söby in Schweden (Abb. 5) zeigt eine Schlange, die ein dreiteiliges Gebilde im Munde trägt; dies entspricht in seiner Form genau der bekannten Man-Rune, die hier zweifellos als Sinnbild verwendet wird. Wir kennen aus derselben Gegend noch einen anderen Grabstein dieser Art (9); das Titelbild von Leyden aber zeigt das Sinnbild in der letzten, zum Sinnfälligen entwickelten Form, das auf dem Runenstein in dem gleichen Zusammenhang, aber in der abstrakten, runischen Gestalt zu sehen ist. Die Schlange und den Dreisproß aber finden wir gewissermaßen als Bänderune schon sehr viel früher, nämlich auf einer bronzezeitlichen Felszeichnung zu Toreskog bei Einris in Skåne (Abb. 7b); stehen diese Felszeichnungen wirklich mit dem Totenkult in Verbindung, so wäre auch die Beziehung die gleiche. Wie das Märchen zeigt, ist die Wiedergeburt zu neuem Leben der Sinngehalt dieses Sinnbildes.



Dieser Sinngehalt ist in christlicher Zeit vielfach mit christlicher Lehre verbunden worden; so finden wir germanische Sinnbilder häufig auf frühen christlichen Taufsteinen im germanischen Bereich. Die Anknüpfung bot in diesem Falle der christliche Gedanke der Wiedergeburt aus dem Wasser der Taufe („nisi quis renatus fuerit ex aqua et e spiritu“, Joh. 3, 3 ff.). So zeigt uns ein Taufstein aus Drlamünde sehr schön das Dreiblatt in Verbindung mit der aus zwei „Wurmlagen“ bestehenden Schlange (Abb. 8), ganz in der Form der Felszeichnung. Ein Taufstein im Dom zu Königsberg zeigt dagegen, wie sich der „Wurm“ mit dem Dreiblatt



Abbildung 7 (links nebenstehend). Kesselhafen aus Nottuln, Westfalen. – Abbildung 7a (links nebenstehend oben). Wappen der Blefonti. – Abbildung 7b (links nebenstehend unten). Felszeichnung zu Torseshog. – Abbildung 8 (oben). Taufstein aus Drlamünde, Pommern. Schlange mit Dreiblatt. Aufnahme Bildarchiv.

unter dem Einfluß der mittelalterlichen Drachensagen weiterentwickelt hat (Abb. 1): Hier ist der Schwanz des Drachens (der ja verwandt ist mit dem Schlangensymbol) zu einem dreiteiligen Gebilde weiterentwickelt, das häufig als „Lebensbaum“ oder gar als „Irmisul“ bezeichnet wird. Es scheint eine Umkehrung der ältesten abstrakten Darstellung (Torseshog) zu sein, wenn in sehr vielen mittelalterlichen Drachendarstellungen der Schwanz des Drachens dreiteilig ausläuft; so auf dem bekannten Namundstein mit der Darstellung von Siegfrieds Drachenkampf, so auch auf dem ziemlich frühen Drachenbild am Eggenstein und anderswo. Dies Motiv hat sich in der Volkskunst bis heute gehalten: Ein Beispiel für viele ist der schöne Kesselhaken aus Nottuln im Münsterlande (Abb. 7), der überhaupt an altertümlichen Motiven reich ist. Das „Hahl“ hat ja im Brauchtum des Hauses (am Sitz der Hausgeister) bekanntlich besondere Bedeutung. Wenn wir das gleiche Motiv auf Familienwappen wiederfinden, so dürfte der Gedanke der ewigen Wiedergeburt ebenfalls die ursprüngliche Sinnverbindung sein. So dürfen wir in dem Wappen der holländischen Familie Van Steenhuyz (Abb. 6) die beiden Schlangen wiedererkennen, die in den Dreisproß auslaufen (der hier zur sogenannten „Lille“ weiterentwickelt ist). Ich möchte noch der Vermutung Ausdruck geben, daß ein weitverbreitetes Sagenmotiv, nämlich der „bis unter die Achseln“ vom Lindwurm verschlungene Mensch (Thidrekssaga, Eintram) (10) auf ein mißverständenes Sinnbild zurückgeht. Daß ein Mann mit erhobenen Armen als sinnfällige Weiterbildung die Rune Man ersetzen kann, hat die vergleichende Sinnbildforschung längst gezeigt. So halte ich auch diese Darstellung, die auch das Wappen der (langobardischen) Familie Visconti in Mailand zeigt (Abb. 7a), für eine Weiterbildung des ältesten Sinnbildes: die Wiedergeburt des „Man“ aus der lebenspendenden Schlange. Es wird damit zusammenhängen, wenn nach der Vita S. Barbati die Langobarden „das eiserne Bild einer Schlange verehrten“, die vielleicht eine Schlange mit einem Dreisproß war.

Zum Schluß sei noch auf ein bedeutungsvolles Zeugnis der heutigen Volkskunst hingewiesen, das uns in die Gegend zurückführt, in der das Märchen von den drei Schlangenblättern aufgezeichnet worden ist. Ein Dielenort im Weserland (Abb. 4) zeigt das verbreitete Motiv der schlangenartigen Girlanden zu beiden Seiten; die Schlange links endigt oben in einem deutlich erkennbaren Dreisproß, der noch nicht zum Dreiblatt weiterentwickelt ist. Bei der großen Bedeutung, die das Tor im Volksglauben hat (Wilde Jagd usw.), darf man auch hier an die Erhaltung eines alten Sinnbildes in dem Formenbestande der Volkskunst denken.

Ich habe mich hier auf die Darlegung des allernotdürftigsten Gedankenganges beschränken müssen; gestützt auf eine Beispielsreihe, die nur einen Ausschnitt aus dem vorhandenen Stoff wiedergibt. Ich kann den Lesersatz von Bachofen an einer Reihe weiterer Sinnbildmotive im Märchen bestätigen. Das hier behandelte Beispiel gibt uns wohl einen Einblick in Zusammenhänge, deren weitere Erforschung fruchtbare Ergebnisse sowohl für die Runen- und Sinnbildkunde wie auch für die Sagen- und Märchenforschung erbringen wird.

Der vorstehende Aufsatz erschien in „Volkswort“, Jahrbuch des Staatlichen Museums für Deutsche Volkskunde (Eugen Diederichs Verlag in Jena).

(1) D. Höfler, Keltische Geheimbünde der Germanen. Frankfurt 1934. — (2) Zahlreiche Belege bei E. Jung, Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit. — (3) Ich habe diese Beziehungen ausführlich untersucht in dem Aufsatz „Sinnfälliges und Sinnbildliches“, Germanien 1933, S. 33–41. — (4) Anmerkungen zu den Märchen der Brüder Grimm. Neu bearbeitet von J. Bolte und S. Polivka (1913), S. 126 ff. Der zweite Teil des Märchens, der von der Untreue der wiederverwehten Gattin handelt, steht mit dem Kernmotiv, das uns beschäftigt, nur in äußerem Zusammenhang. — (5) Bolte-Polivka a. a. O., S. 128. — (6) „Im Totenhaus, im geschlängelten Bett, liegen König und Gattin bestattet, in schöne Gewänder gekleidet, Goldschmuck tragend. Silberkessel und Bronzegefäße auf dem bronzenen Tisch (links), Beute, die der König aus dem Admerkrieg heimgebracht. Auf dem Tisch bunte Glaschalen und Tonkrüge sowie das beiden besonders lieb gewesene Brettspiel.“ (Jörg Lechter, 5000 Jahre Deutschland, 1936, Titelblatt.) — (7) Bolte-Polivka, S. 129. — (8) Zahlreiche Beispiele bei B. Kellermann, Der Fisch, Germanien 1940, S. 128 ff., S. 168 ff. — (9) Vgl. Erik Brate, Sjöbergblands Runskrift. Andra Häftet, Pl. LVII, Nr. 1; Pl. XXXVIII, Nr. 2. — (10) Vgl. Hermann Schneider, Deutsche Heldensage, 1930, S. 83.

Hans-August Herrmann: Formgut und Sinnbildgehalt der Bretttausschnitte und Siebellenen holsteinischer Bauernhäuser

Erstbendes Formengut holsteinischer Bauernhäuser.

Die Notwendigkeit einer verstärkten wirtschaftlichen Nutzung von Grund und Boden zwang seit Jahren in vielen Fällen zu einer weitgehenden baulichen Veränderung, und einer damit verbundenen Umstellung der Bewirtschaftung bäuerlicher Betriebe der vorhandenen Gebäude oder zum Ersatz älterer, in ihrer Raumeinteilung ungeeignet erscheinenden Baulichkeiten durch Neubauten. Die Verwendung neuer Baustoffe und Bauweisen ließen so in Holstein einen immer größeren Teil der noch vor wenigen Jahren allein üblichen niedersächsischen Bauernhäuser verschwinden. Vor allem auch durch die neuartige Eindeckung geht notwendigerweise ein mit der früheren Weichbedachung urfänglich zusammenhängender baulicher Bestandteil der Bauernhäuser, die zum Schutz des Daches gegen Beschädigungen durch den Wind vor den Firstenden angebrachten Holzverkleidungen, die sogenannten Windbretter, verloren und mit ihnen verschwinden auch die in diese Bretter eingeschnittenen Öffnungen, die Uhlfluchten oder Bretttausschnitte.

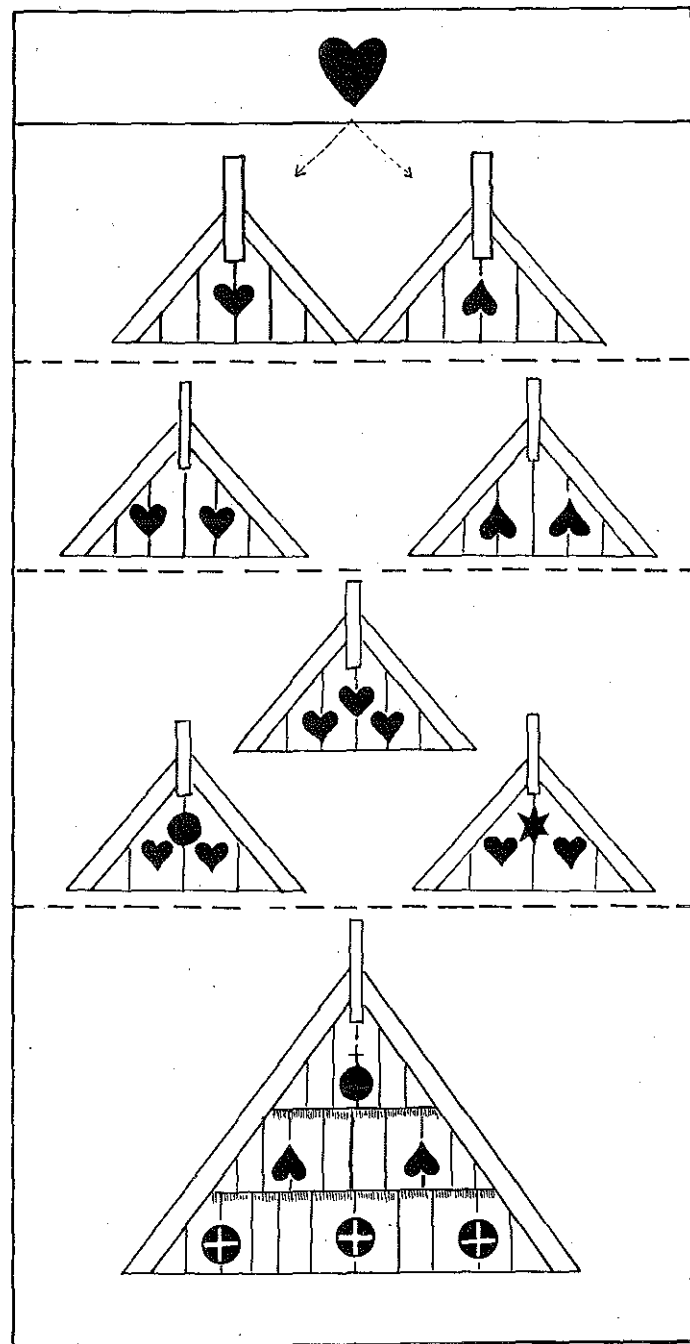
Die Bretttausschnitte holsteinischer Bauernhäuser.

Aus der Notwendigkeit für den Bodenraum des Bauernhauses in irgendeiner Form Luftöffnungen zu schaffen, um für eine ausreichende Verbundung des bei der Lagerung von Raufutter auf dem Hausboden unvermeidbar auftretenden Schmutzwassers zu sorgen, wurden auf der Siebelseite des Gebäudes in die Windbretter der Walmdächer oder in die Bohlen des verbletten Stieglebels kleine Öffnungen eingeschnitten, die in Holstein gemeinhin als Uhlflücker, Uhlfluchten oder auch Bretttausschnitte bezeichnet werden. Diese Bretttausschnitte wurden in ihrer mannigfachen Formgebung bald zu bodenständigen Schmuckformen ausgebildet, die, wenn auch nur als wenig beachtete Zutaten zum Hauskleide, kennzeichnend geworden sind für die Baukultur des holsteinischen Bauernhauses.

Die Formen der Bretttausschnitte an holsteinischen Bauernhäusern.

Die einfache, selbst für einen Nicht-Handwerker mögliche Art der Herstellung der Bretttausschnitte durch einen einfachen Sägeschnitt mit der Stichsäge ohne weitere Nachbearbeitung und die leichte Bearbeitungsmöglichkeit der als Grundmaterial verwendeten ein- bis zweijährigen Fichten- oder Eichenbretter lassen eine Vielzahl von Ausschnittformen entstehen. Im gleichen Dorf, am gleichen Gebäude und sogar im gleichen Siebelfeld kommen nebeneinander oder miteinander verbunden die verschiedensten Ausschnittformen vor. Es würde in der Tat fast unmöglich sein, die Formen der Bretttausschnitte völlig zu erfassen, wenn nicht in der Vielzahl der voneinander abweichend gestalteten Bretttausschnitte immer wieder einige wenige Formelemente zu erkennen wären, oder in bestimmten Gebieten die eine oder andere Form besonders kennzeichnend ausgearbeitet wäre oder zahlenmäßig gegenüber anderen Bretttausschnitten hervorträte.

Der Versuch einer Zusammenfassung der vorhandenen Vielzahl der Bretttausschnitte zu bestimmten Formgruppen zwingt zur Festlegung einiger Grundbezeichnungen. Im folgenden wird die einfachste nachzuweisende Art einer Gruppe von Bretttausschnitten als die Grundform dieser Gruppe bezeichnet werden und von ihren Abwandlungen oder Spielformen unterschieden. Findet sich in einem Siebelfeld oder Windbrett nur ein Bretttausschnitt, so wird dieser als allein stehend, kommen zwei oder mehrere einfache Bretttausschnitte im gleichen Siebelfeld vor, werden sie als Verdoppelungsformen bezeichnet werden. Falls in ein Siebelfeld mehrere untereinander nicht verbundene Bretttausschnitte, die ihrer Form nach auf verschiedene Form-



Giebelbreite

Eiderfede / Neufkirchen

Sibbersdorf / Bantendorf

Bantendorf

Poppenbrügge / Giffau

Verbreiteter Giebel:

Schlübeck

Abbildung 1. Anwendung der Bretttausschnitte.

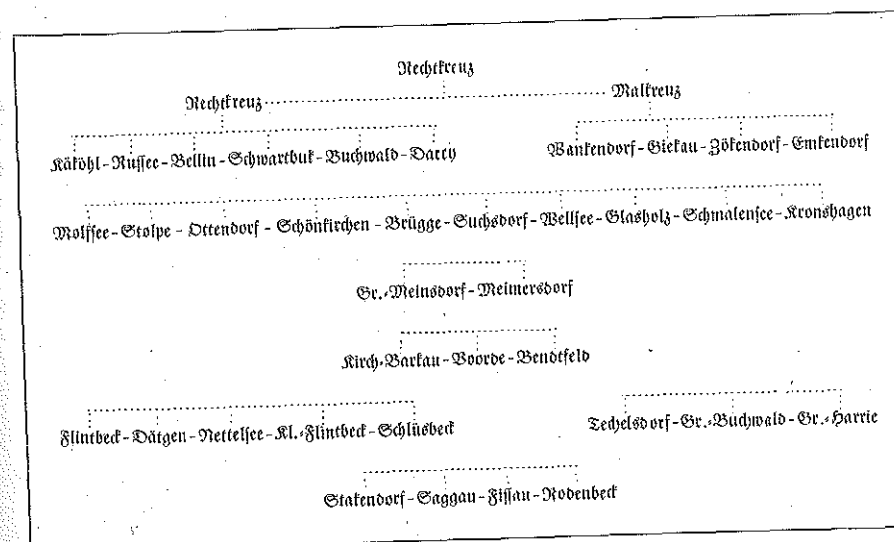
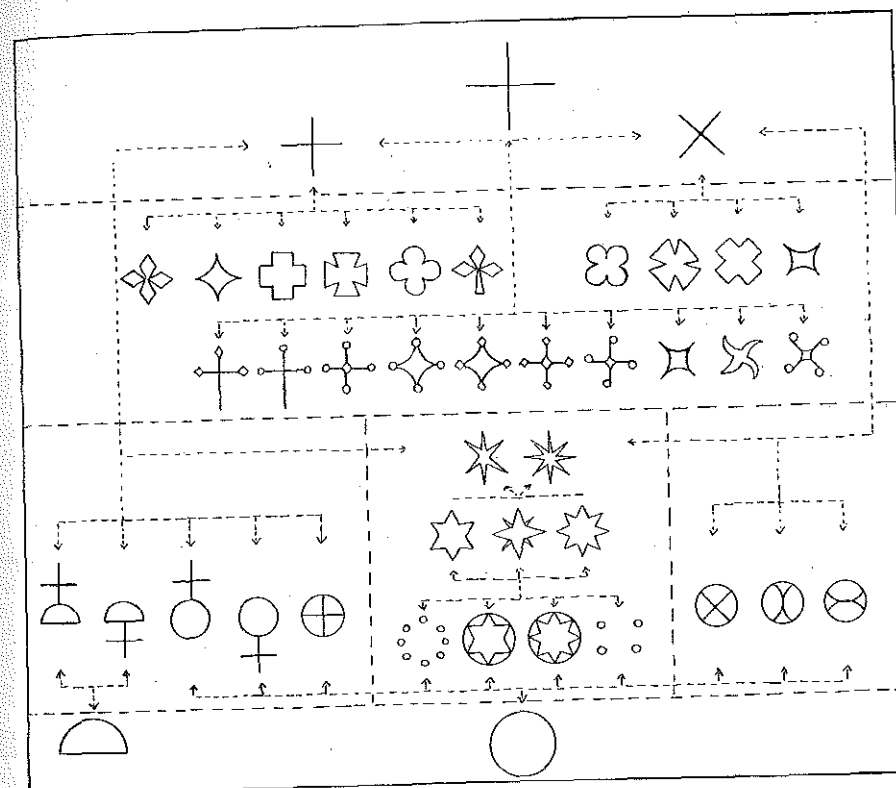
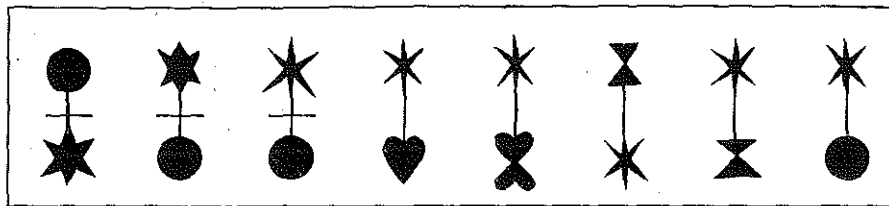


Abbildung 2. Kreuzförmige Bretttausschnitte.



KL-Flintbeck - KL-Flintbeck - Miellendorf - Bohnhusen - Gr.-Flintbeck - Miellendorf - Miellendorf - Miellendorf

Abbildung 3. Verbindung von Sternformen mit anderen Bretttausschnitten.

gruppen bezogen werden müssen, eingeschnitten sind, sollen diese „Zusammenstellungen“ genannt werden; sind sie unmittelbar miteinander verbunden, werden sie als Zusammenfassungen oder „Kombinationsformen“ bezeichnet.

Bei einer solchen Einordnung ergibt sich, daß der weitaus größte Teil der Bretttausschnitte zu einigen wenigen Formgruppen zusammenzufassen ist. Der noch verbleibende Teil besteht aus zusammengefügten Ausschnittformen, deren Einzelteile aber ebenfalls auf diese Formgruppen zurückzuführen sind.

1. Kreisförmige Bretttausschnitte holsteinischer Bauernhäuser.

Der eigentliche Zweck der Bretttausschnitte, Licht- und Luftöffnungen für den Bodenraum des Hauses zu sein, hat sich am stärksten bei den kreisförmigen Bretttausschnitten erhalten. Selbst dort, wo durch die Verwendung neuer Bedachungsarten die Bretttausschnitte nur noch in geringen Restbeständen nachzuweisen sind, oder sie durch das Vorziehen von massiven Brandmauern vor alte verbretterte Steilgiebel verschwinden mußten, ist die Kreisform in den Giebel Fenstern des Mafflogiebels wieder nachzuweisen. Zahlenmäßig gehören die kreisförmigen Bretttausschnitte zu den am stärksten verbreiteten Formen.

Neben der einfachen geometrischen Kreisform werden besonders im Gebiet südlich der Kieler Förde Zusammenstellungen des Kreises mit anderen Formen als Bretttausschnitte benutzt. Am häufigsten sind Zusammenfassungen der Kreisform mit einem Rechteck anzutreffen, das dem Kreis ein- oder angeflügt ist.

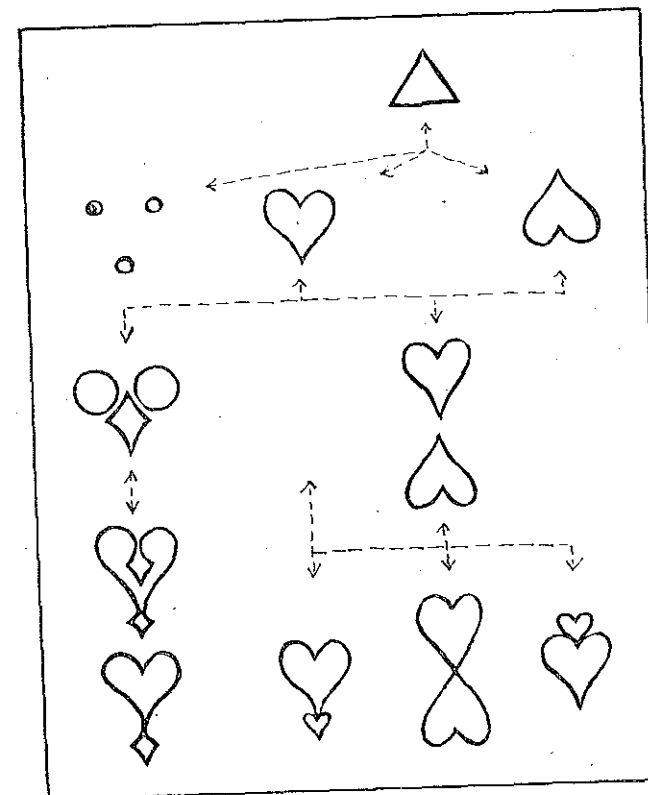
Seltener kommt eine Zusammenstellung der Kreisform mit einem eingesetzten Malkreuz vor, dessen Schenkel z. T. gegenläufig gebogen sind, so daß der Ausschnitt in vielen Fällen fast das Bild einer von einem Kreis eingeschlossenen stehenden Acht ergibt.

Die gleiche eigenartige Form entsteht aus der Zusammenfassung zweier sich berührender Kreis-schnitte, die das Bild einer liegenden oder stehenden Acht ergibt. Der Berührungspunkt der beiden Kreise ist dabei manchmal durch eine Naute umschrieben. In Verbindung mit anderen Formelementen kommen diese Ausschnitte nur einmal an einer Kante in Owendorfer Redder vor, wo sie mit der Herzform und dem Nachbild eines Blumentelches zu einem eindrucksvollen Großausschnitt zusammengefaßt worden sind.

2. Halbkreisförmige Bretttausschnitte holsteinischer Bauernhäuser.

In gleicher Zahl und entsprechender Verbreitung, besonders in den ostholsteinischen Gutsbezirken finden sich neben den kreisförmigen Bretttausschnitten auch solche mit der Grundform eines Halbkreises. Die Halbkreise sind durch ein einfaches Sprossenwerk in drei oder fünf Felder geteilt. Häufig ist auch eine Wiederholung des äußeren Halbkreisbogens durch eine in den Ausschnitt eingesetzte halbkreisförmig gebogene Sprosse zu beobachten. Die Halbkreise

Abbildung 4. Herzförmige Bretttausschnitte

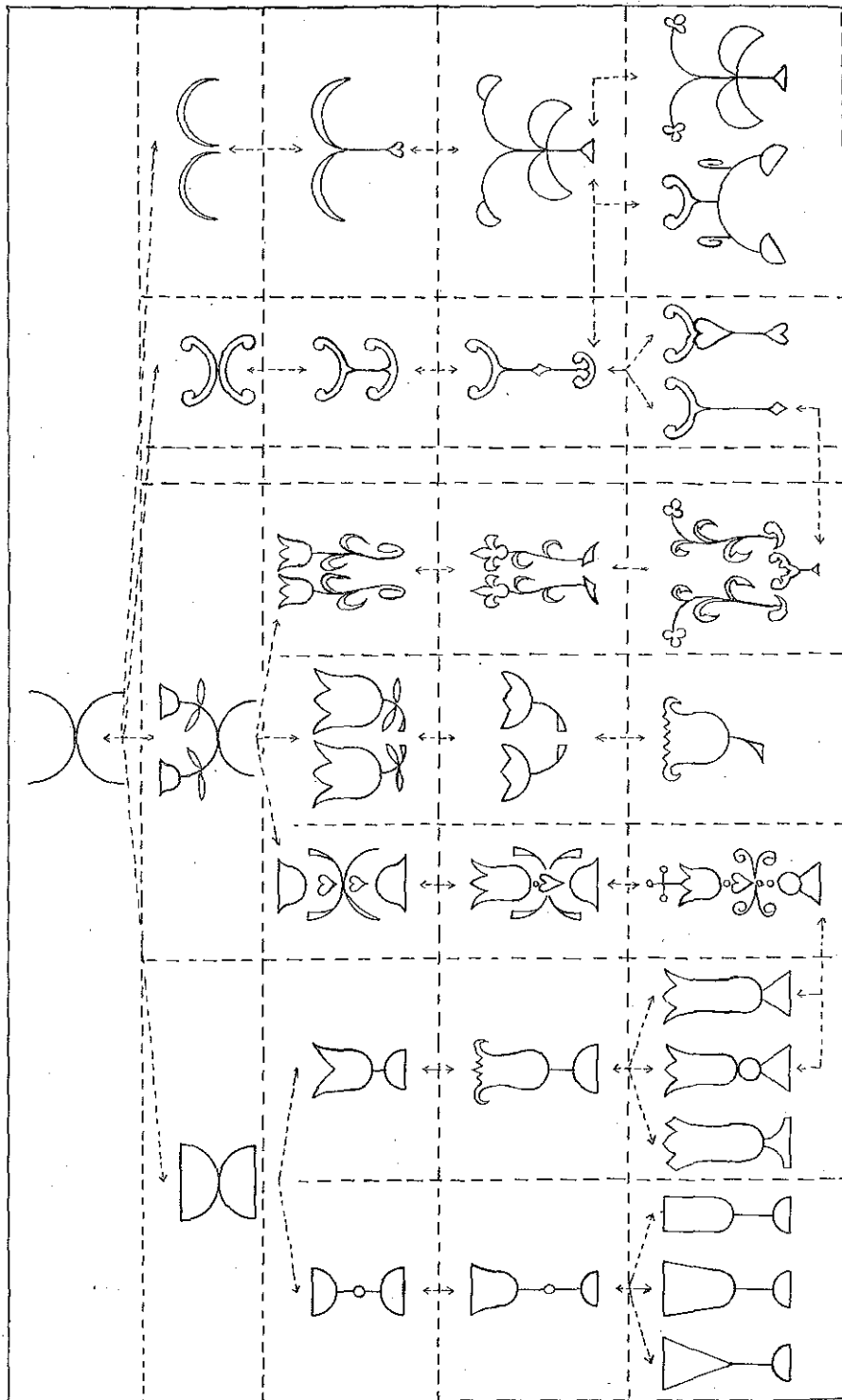


	Boog
Bosau	Metmeradorf - Hassee
Stein	Bohnhusen
Krogasze	
Nehnten	Miellendorf - Gr.-Flintbeck - KL-Flintbeck

kommen kaum in Verbindung mit anderen Formelementen vor. Einzig finden sich Rechteckkreuze der gleichschenkligen Form, die gewöhnlich auf – selten unter – den Halbkreis gesetzt werden. Eine Sondergruppe der Halbkreisbogenschnitte hat sich in einigen Dörfern der Propstei herausgebildet. Es handelt sich um Formen, die sehr stark an die aus dem Balkenschmuck der Fachwerkhäuser bekannten, sogenannten halben Sonnen erinnern. Die völlige Abereinstimmung der Form und der Größe läßt es wahrscheinlich erscheinen, daß hier eine Parallelbildung vorliegt. Die Grundelemente dieser Ausschnitte sind ebenfalls der Halbkreisbogen und dessen Wiederholung. Verschiedentlich findet sich unter den halbkreisförmigen Ausschnitten dieser Art noch ein weiterer Ausschnitt elliptischer Form, der zweifellos mit den in der Propstei allgemein gebräuchlichen elliptischen und ovalen Ausschnitten in Zusammenhang steht.

3. Kreuzförmige Bretttausschnitte holsteinischer Bauernhäuser.

Eine weitere, zahlenmäßig stark hervortretende Gruppe (vor allem im Gebiet der Kieler Förde) wird durch die Grundformen des Rechteckkreuzes (+) und des Malkreuzes (x) sowie durch die Koppelung dieser beiden Kreuzarten zu einfachen sternförmigen Ausschnitten gebildet.



Das Rechtskreuz kommt in seiner Grundform entweder als gleichschenkliges Kreuz oder als Kreuz mit verlängertem Standschenkel vor, doch ist es nur selten anzutreffen. Häufiger sind Abwandlungen des Rechtskreuzes, bei denen entweder die Schenkel des Kreuzes zu stilisierten Blättern umgeformt sind oder durch kreisförmige Sägeschnitte so umschrieben wurden, daß sich das Bild des bekannten Vierpasses ergibt. Das Malkreuz, das seiner Form nach nur als ein um 45° von der Senkrechten verdrehtes gleichschenkliges Rechtskreuz anzusehen ist, kommt in Holstein als alleinistehender Ausschnitt gar nicht vor.

Weitaus häufiger als die einfachen Grundformen findet man Zusammensetzungen der drei Kreuzformen mit anderen, insbesondere mit kreisförmigen Brett Ausschnitten (s. o.). In vielen Fällen dient ein Kreuzausschnitt auch als Verbindung zweier in der Form stark voneinander abweichender Formelemente, z. B. als Verbindung zwischen kreisförmigen und sternartigen Ausschnitten. Eine Eigenart dieser Kreuzausschnitte ist die Betonung der Schenkelenden durch zusätzliche kleine kreis- oder rautenförmige Ausschnitte, die häufig nach rechts verschoben sind, so daß sich der Eindruck einer rechtsläufigen Drehung ergibt. Eine linksläufige Drehrichtung kommt nicht vor.

Verbreiteter als die reinen Kreuzausschnitte sind Verbindungen des Rechts- und des Malkreuzes zu sternartigen Figuren, vor allem zum sechsstrahligen Stern, der gewöhnlich durch einen sehr engen Sägeschnitt ausgeführt wird, so daß der entstehende Ausschnitt vielfach an die Form der Hagal-Krone erinnert. Andererseits ist in ebenso vielen Fällen unverkennbar versucht worden, die Form eines Sternes darzustellen. Besonders stark tritt dieses Bestreben bei der Verbindung von Sechssternen und Kreis in Erscheinung. Statt des Sechssternes finden sich gelegentlich auch Erweiterungsformen zu Achtssternen, besonders dort, wo die Sternform noch von einem Kreis ausschnitt eingeschlossen wird.

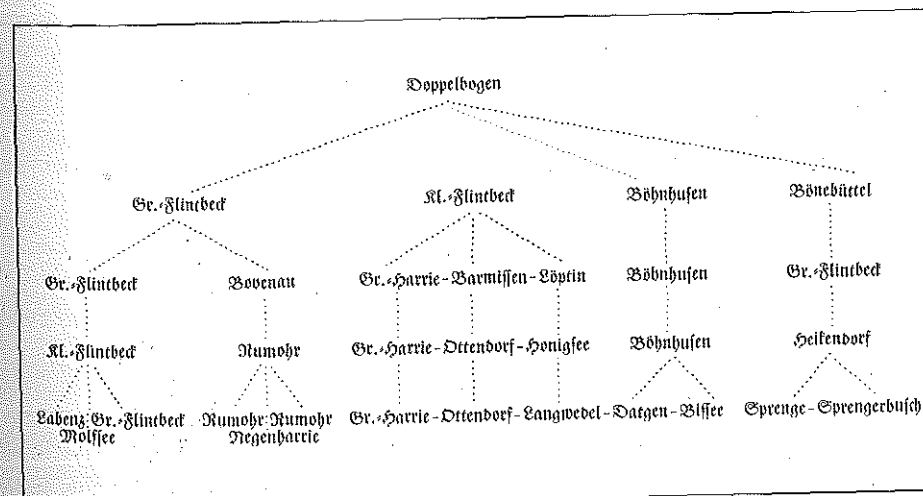


Abbildung 5 (links). Bogenförmige Brett ausschnitte

Wie bei den kreuzförmigen Bretttausschnitten finden sich auch bei den verschiedenen Sternformen zusätzliche, an den Spitzen der Sterne eingeschnittene Kreise oder Kauten. In Einzelfällen wird dann auch der eigentliche Sternausschnitt fortgelassen, und es finden sich wie in Stakendorf oder Rodenbeck vier, sechs oder acht kleine Kreis- oder Kautenausschnitte, deren Verbindungslinien erst die Figur eines Sternes ergeben.

Insbesondere sind die sechs- und achtstrahligen Sterne vielfach mit Kreis- oder Kautenausschnitten verbunden. Entweder wird ein derartiger Stern von einem Kreis- oder Kautenausschnitt eingeschlossen, oder er ist mit einem Kreis, der sowohl über wie auch unter dem Stern stehen kann, zusammengesetzt. Zusammensetzungen der Sternform mit anderen Ausschnitten, wie Herz und Doppelagt, sind lediglich in den Eiderdörfern zwischen Brügge und dem Westensee anzutreffen.

Neben den sechs- und achtstrahligen Sternformen finden sich in Holstein ganz vereinzelt noch vier- und zehnstrahlige Sternausschnitte. Auch diese dürften als Abwandlungen oder Erweiterungen der einfachen Kreuzformen anzusprechen sein. Von diesen bilden die vierstrahligen Sterne eine Sondergruppe, da sie durch eine breite Ausschweifung des Achsenschnittpunktes vielfach zu einem rautenförmigen Gebilde erweitert werden. Eine ganz klare Abgrenzung wie weit einzelne Ausschnitte noch als Sternform oder bereits als Abwandlung der einfachsten Rautenform anzusehen sind, läßt sich nicht immer geben, da die beiden Formgebiete sich teilweise überschneiden.

4. Rautenförmige Bretttausschnitte holsteinischer Bauernhäuser.

Ein großer Teil der in Holstein nachzuweisenden Bretttausschnitte bezieht sich auf die Grundform der Raute. Gewöhnlich wird hier die aufrechtstehende, selten die liegende Raute verwendet. Häufig ist die zusätzliche Verwendung weiterer rautenförmiger oder kreisrunder Ausschnitte festzustellen, die an den vier Eckpunkten der Raute eingeschnitten worden sind, ferner eine Zusammenstellung von vier kleinen Kautenausschnitten, deren Verbindungslinie die Figur eines gleichschenkligen Rechteckes ergeben.

In Verbindung mit anderen Formelementen kommt die Raute vor allem mit herzförmigen Bretttausschnitten vor.

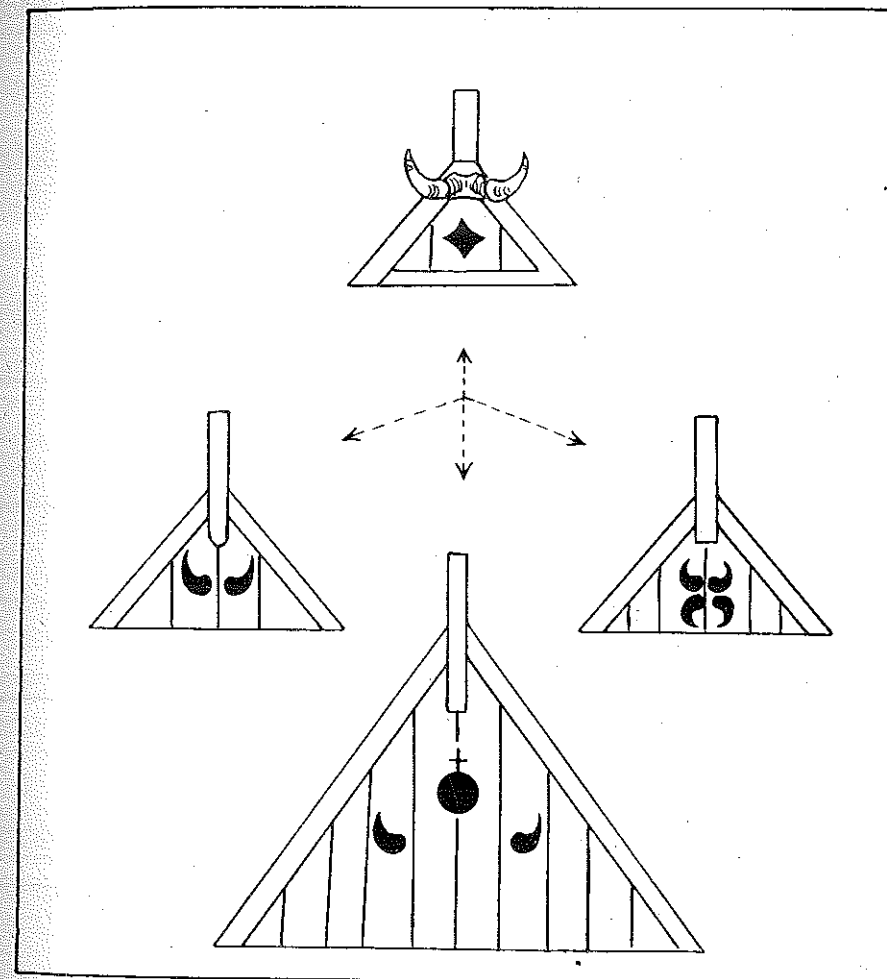
5. Herzförmige Bretttausschnitte holsteinischer Bauernhäuser.

Zu den beliebtesten Bretttausschnitten Holsteins gehören die Herzformen. In die Gesamtgruppe der herzförmigen Bretttausschnitte sind als einfachste Darstellungen auch die dreieckigen Ausschnitte einzubeziehen, da ja formmäßig das Herzbild als der Versuch aufgefaßt werden kann, drei Punkte durch eine gefällige Umrißlinie zu verbinden. Herzförmige Ausschnitte finden sich sowohl allein stehend als auch in Verdoppelungsformen oder Zusammenfassungen mit fast allen überhaupt nur nachzuweisenden Formgruppen in den dreieckigen Giebelbrettern der Walmdächer wie im Bohlenbelag der verbretterten Steilgiebel.

Die Verdoppelungsform mit der Spitze gegeneinander gekehrter Herzbilder, ergibt eine Parallelförmigkeit zu den Ausschnitten in Form der Doppelagt, die später noch näher zu beschreiben sind.

Mit anderen Ausschnittformen zusammen kommt das Herz in Verbindung mit dem Kreis, dem Sechsstern und Achteck, den noch zu beschreibenden Doppelhörnern und in besonderer Häufigkeit mit an die Herzspitze angehängten rautenförmigen Ausschnitten vor.

Besonders fallen zwei Abwandlungen der Herzform auf. Mehrfach wird der Gesamteindruck eines herzförmigen Ausschnittes dadurch erreicht, daß zwei Kreis- oder Kautenausschnitte mit einem Rautenausschnitt verbunden werden. Die beiden Kreise ergeben dabei die Herzflügel und die etwas nach unten verschobene Raute bildet die Herzspitze. Die Herzform wird dabei noch durch eine mit weißer Farbe auf das Giebelbrett aufgetragene herzförmige Umrißlinie besonders betont. Es liegt hier im übrigen die einzige Verwendung von Farbe zur Betonung eines Bretttausschnittes in dem hier untersuchten Gebiet vor.



Hassendorf (Hörner als Zierausfall)
Edyten Castorf
Prech

Abbildung 6. Hornförmige Bretttausschnitte.

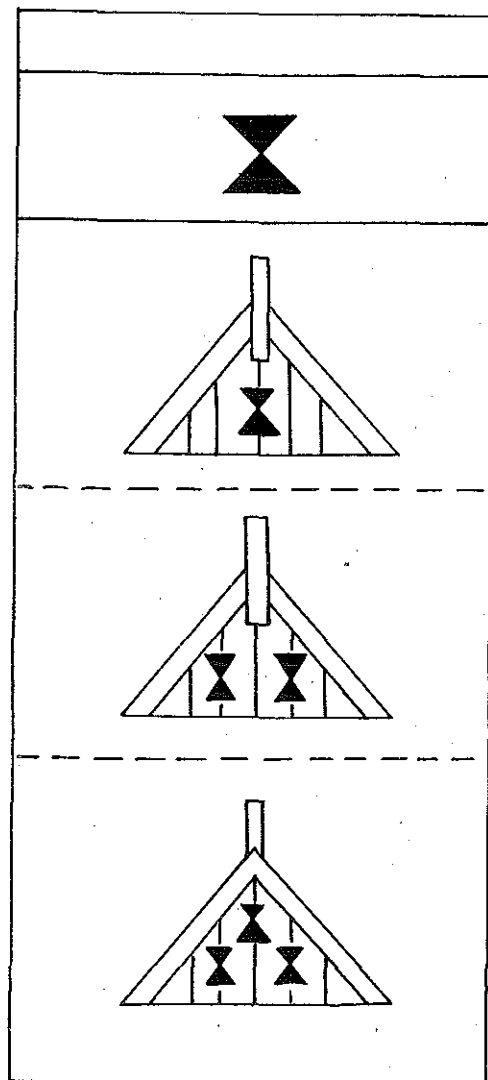
In den Dörfern nördlich der Stadt Neumünster wird die Herzform dadurch abgewandelt, daß die beiden Herzflügel nach oben hochgezogen werden und der obere Einschnitt der Herzform vertieft und rautenförmig erweitert wird. Es entsteht dadurch eine Mittelform zwischen Herzausschnitt und Ausschnitten, die am ehesten an die weiter unten aufgeführten Doppelhörner erinnern.

6. Bogenförmige Bretttausschnitte holsteinischer Bauernhäuser.

Die ihrer Zahl nach wohl kleinste, ihrem Formenreichtum nach aber reichhaltigste und dazu in ihren Abwandlungen auch eigenartigste Gruppe der holsteinischen Bretttausschnitte wird durch Ausschnitte in der Form der nach unten oder oben geöffneten Bogen gebildet. Bretttausschnitte dieser Form sind fast nur noch an den mindestens vor 1780 erbauten Bauernhäusern und

Katen zu finden, eigenartigerweise jedoch nie an Scheunen oder anderen Nebengebäuden. Ihr Verbreitungsgebiet ist im wesentlichen auf den Umriss der Kieler Förde beschränkt und auf den süd-westlichen Teil des ehemaligen Amtes Bordesbholm. Abbildung 5.

Als Grundform findet sich entweder ein einfacher, gerade abschließender oder sichelförmig auslaufender, und nach unten geöffneter Kreisbogen oder ein hufeisenförmiger nach unten oder oben geöffneter Ausschnitt. Die Form des nach unten geöffneten Bogens kommt sowohl allein, stehend als auch in Verbindung mit Ausschnitten anderer Formgruppen vor, insbesondere mit Sechssternen oder Herzen.



Doppeltog

Schellhorn

St. Barfau

Schmalenfee

Abbildung 7. Doppeltogförmige Bretttausschnitte.

Von besonderem Interesse sind die Abwandlungen und Spielformen dieser Bogenausschnitte. Deutlich heben sich hier mehrere Gruppen ab. Die Zusammenstellung eines nach oben und eines nach unten geöffneten Bogenschnittes leitet bei einer Verbindung durch einen senkrechten Sägeschnitt zur Ausbildung von Kelchformen über. Diese in der beigelegten Abbildung zu den Gruppen A + B zusammengefaßten Kelche können entweder als richtige Gläser ausgebildet oder durch Schweißung der Bogenschnitte und Abwandlung der oberen Begrenzung zu dreisprossigen Gebilden zu sogenannten Blumenkelchen umgeformt werden. Die einfachen wie auch die Blumenkelche werden vielfach durch streng symmetrischen Aufbau als Doppeltelche ausgebildet. Diese Doppeltelche finden sich gewöhnlich in Verbindung mit in der Horizontalachse angefügten nach unten und oben geöffneten Bogenschnitten und in der Vertikalachse eingefügten herz- und kreisförmigen Ausschnitten.

In unverkennbarem Zusammenhang mit den Bogenformen stehen weiterhin die unter der Gruppe C zusammengestellten Blumenbretttausschnitte. Bei dem größten Teil dieser Ausschnitte ist ein hufeisenförmiger, nach oben geöffneter Bretttausschnitt durch eine doppelte Ausschweifung des oberen Sägeschnittes zu der aus dem Formgut der volkstümlichen Stich- und Schnitzmuster bekannten Tulpenform entwickelt worden. Durch Hinzufügung eines bezeichnenderweise wieder bogenförmig angelegten Stiels und einfacher Blattformen ist die Blumenform dieser Bretttausschnitte noch betont. Die gleichen Formelemente sind in den weiteren Abwandlungen dieser Blumenformen zu erkennen. Die Blumenform tritt zurück und nicht selten wird die Form der Tulpe durch die Ellipse oder den Dreisproß ersetzt. Die angefügten Blattgebilde wiederholen aber immer noch mehrfach den nach unten geöffneten Bogen. Der stärker betonte Stiel des Blumenbretttausschnittes wieder nimmt andere Formelemente, die Wendel oder das nach unten oder oben gebogene Horn auf. Gemeinsam ist allen Ausschnitten dieser Blumenformen, daß sie in spiegelbildlicher Verdoppelung und nicht in Verbindung mit Bretttausschnitten anderer Formgruppen erscheinen.

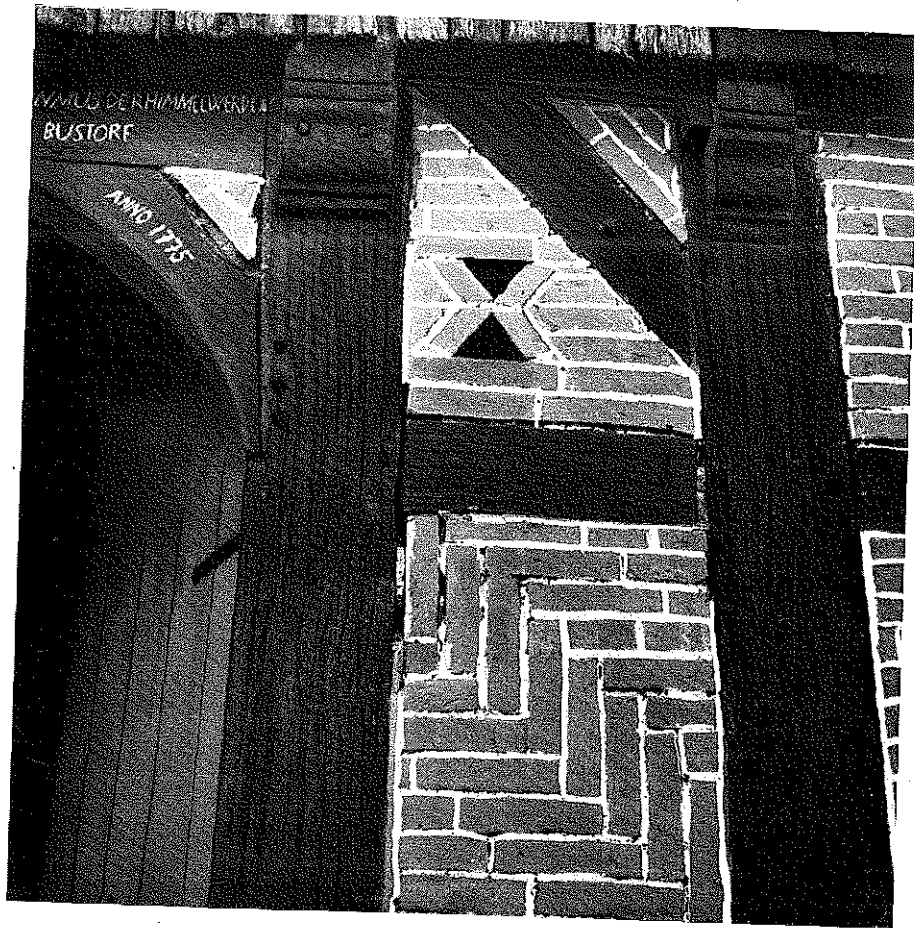
Eine weitere Untergruppe (D) der geöffneten Bogenform wird durch Ausschnitte gebildet, die am ehesten als Doppelhörner anzusprechen sind. Zweifellos liegt in ihnen eine Verbindung des geöffneten Bogens mit der Form eines Hornes vor, die später noch näher zu besprechen ist. Die Doppelhörner kommen gewöhnlich in Verbindung mit sehr kleinen rautenförmigen oder mit Herzausschnitten vor. Eine ganz absonderliche Form, die Verbindung eines Doppelhornes mit einem großen Bogenausschnitt, zwei Halbkreisen und zwei Wendeln findet sich einmal in Sprenge. Ein Gegenstück oder ein auch nur ähnlicher Bretttausschnitt läßt sich sonst in ganz Schleswig-Holstein nicht wieder nachweisen (s. Abb.).

Noch eigenartiger sind die außerordentlich selten anzutreffenden Abwandlungen des geöffneten Bogens zu den in Gruppe E abgebildeten Ausschnitten. Die Ausgangsform ist hier wohl in der Verdoppelung des nach unten geöffneten Bogens zu suchen. Durch spiegelbildliche Ergänzung an einer Mittelachse entstehen Gebilde, die stark durch die bekannte Form des Lebensbaumes beeinflusst sein dürften.

Die genannten Spielformen der geöffneten Bogen fallen nun nicht nur wegen ihrer eigenartigen Formgebung besonders auf, sondern unterscheiden sich gegenüber anderen Bretttausschnitten auch dadurch, daß sie fast vollständig zu reinen Zierschnitten geworden sind. Einer zweckgebundenen Bestimmung als Licht- und Luftöffnung läuft ihre Größe, ihre Form und auch die von anderen Ausschnitten abweichende Art der Anbringung durchaus zuwider. Entweder sind diese Ausschnitte so klein, daß sie in vielen Fällen schon nicht mehr mit der Sticheausgearbeitet, sondern mit einem Stichel ausgearbeitet werden, oder sie sind – wie im Dorfe Barmissen – so groß gehalten, daß sie mit Brettern hinterlegt werden mußten und so als Lichtöffnungen überhaupt nicht mehr dienen können.

7. Hornförmige Bretttausschnitte holsteinischer Bauernhäuser.

Als weitere Gruppe holsteinischer Bretttausschnitte sind die bereits im Zusammenhang mit den Abwandlungen des Doppelbogens zu Doppelhörnern genannten, in ihrer Form an Tier-



hörner erinnernden Giebelöffnungen zu nennen. Diese nur sehr selten und nur an älteren Gebäuden anzutreffenden Ausschnittformen kommen nie allein stehend, sondern immer paarweise vor. Sie ergeben zusammen auch wieder das Bild eines nach oben geöffneten Bogens. Nach unten gekehrte Hörner sind nur einmal an einem Bauernhause in Castorf und hier in Verbindung mit zwei nach oben gekehrten Hörnern gekoppelt nachzuweisen. Eine Zusammenstellung der Hörner mit anderen Ausschnittformen ist ebenfalls nur einmal an der alten Klosterscheune in Preetz anzutreffen, wo zwei Hörner rechts und links unterhalb eines Kreises mit aufgesetztem Rechteck eingesnitten sind. Abbildung 6.

Besonders auffällig ist die Wiederholung der Brettausschnittform als Giebelzier an einem Bauernhause in Hassendorf. Hier finden sich die Hörner einer jungen Kuh auf die Giebelspitze des Gebäudes aufgenagelt.

Zur Gruppe der hornartigen Ausschnitte gehören ferner sichelförmig gebogene Giebelöffnungen, die sowohl einzeln stehend und verdoppelt als auch in Zusammenfassung mit anderen Formgruppen der Brettausschnitte wie insbesondere Herzschnitten und Doppelhörnern aufzufinden sind und eindeutig ein Nachbild des Mondes ergeben. Als ältere Form ist aber zweifellos die einfache, schwach nach oben gebogene Sichel anzusehen, die sowohl stehend in Sichelform, wie auch liegend in Form eines kleinen Schiffchens mit aufgebogenen Steven vorkommt.

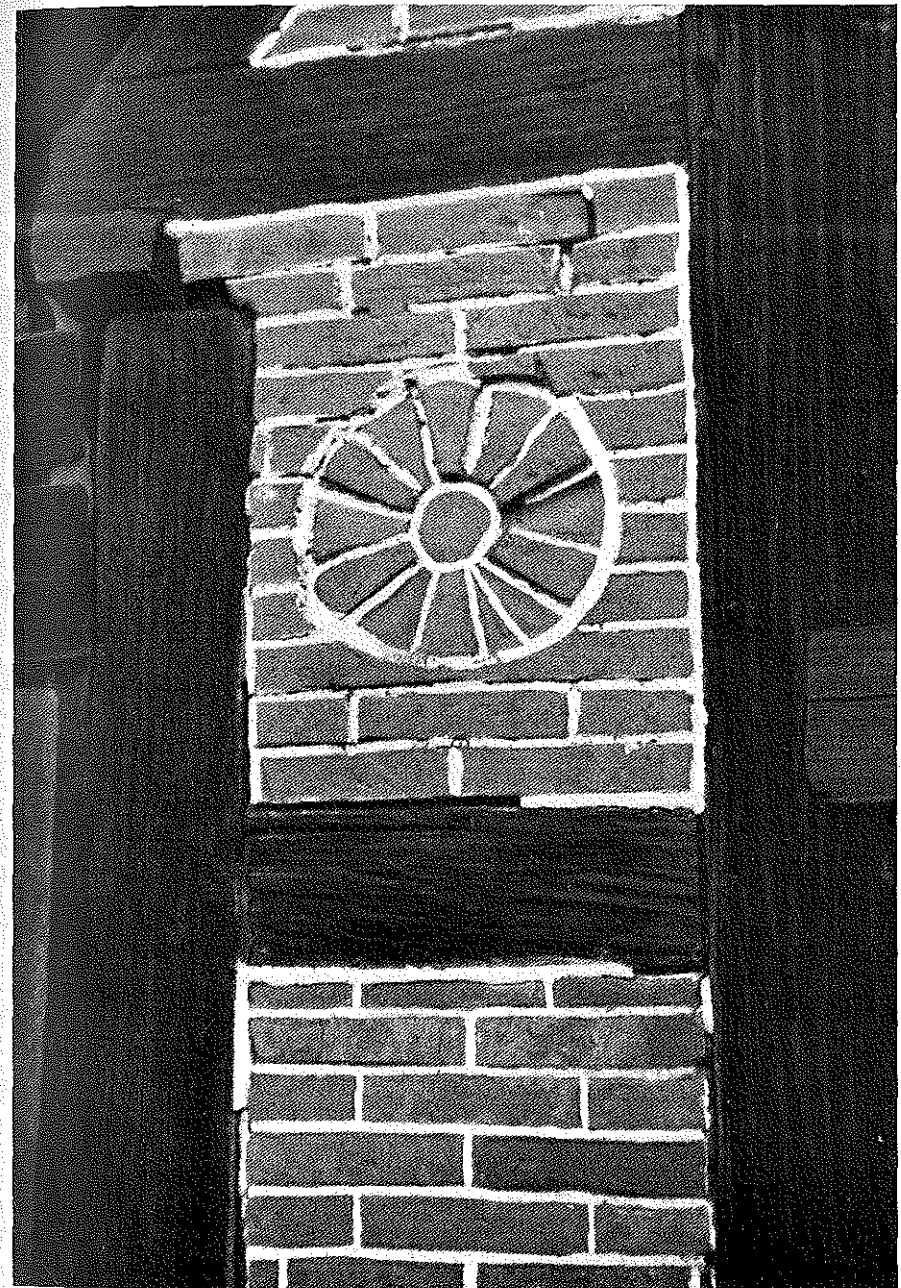


Abbildung 8 (links nebenstehend). Doppelart als Steinfügung. Abbildung 9 (oben). Sonnenrad als Steinfügung (beide Gr. Buchwald). Aufn. Verfasser (3).



Abbildung 10. Durchkreuzte Raute als Zentralschmuck.

8. Doppelagtförmige Bretttausschnitte holsteinischer Bauernhäuser.

Als letzte noch verbleibende Form holsteinischer Bretttausschnitte sind die unter dem Namen der Doppelagt am besten bekannten Gebilde anzuführen. Diese Ausschnitte werden als einzige in Holstein überhaupt mit einem Namen bezeichnet. Sie werden gemeinhin Sanduhren oder Eieruhren genannt, eine Bezeichnung die ohne weiteres als eine sich aus der Formgleichheit ergebende Begriffsübertragung anzusehen ist. Eigenartigerweise ist fast allein die Grundform dieser weit verbreiteten Ausschnittform aufzufinden. Einzig eine Verdoppelungsform der Herzgruppe, die zwei gegeneinandergekehrte Herzen zu einem Ausschnitt zusammenfaßt, kann als eine Spielform der Doppelagt angesehen werden. In Verbindung mit Ausschnitten anderer Formgruppen findet sich die Doppelagt vereinzelt in Zusammensetzungen mit Stern und Kreis.

9. Elliptische und eiförmige Bretttausschnitte in Holstein.

Eine Sonderstellung in bezug auf ihre Verbreitung nehmen in Holstein die elliptischen und eiförmigen Bretttausschnitte ein, da ihr Vorkommen sich auf die nördlichen Dörfer der Propstei beschränkt. Diese Bretttausschnitte kommen als liegende oder stehende Ellipse und als auf der Spitze stehendes Ei vor. Nur in Laboe und Brodersdorf finden sie sich in Zusammenstellung mit den bereits beschriebenen halben Sonnen. Als einzig feststellbare Abwandlung kommen in den genannten Dörfern je einmal ein Malkreuz und eine Doppelraute in einer Ellipse vor. Als Ausgangsform dieser Ausschnitte dürfte die Eiform anzusehen sein, da diese vor allem an älteren Gebäuden angebracht ist, während in neuerer Zeit überwiegend die Ellipse verwendet worden ist, zumal das Ei im Volksbrauch der Propstei eine ganz besondere Bedeutung als Glücks- und Fruchtbarkeits Sinnbild hat, so daß eine Formübertragung durchaus möglich sein könnte.

10. Initialen und Jahreszahlen als Bretttausschnitte holsteinischer Bauernhäuser.

Außer den bisher beschriebenen Bretttausschnitten sind besonders an neueren und erneuerten Gebäuden Ausschnitte in den Giebelfeldern zu finden, die im strengen Sinne nicht mehr als echte Ahlhöcker bezeichnet werden können. Es handelt sich dabei entweder um die Initialen der Besitzer oder um die Jahreszahl der Erbauung des Gebäudes, die hier eingeschnitten wurden. Die Formgebung an sich ist völlig traditionslos und bezieht sich nicht auf bestimmte Vorbilder. Jedoch zeigt sich gerade hier in aller Deutlichkeit, daß weder eine konstruktiv bedingte Zwecksetzung noch ein eigentliches Schmuckbedürfnis vorliegt, sondern daß eine eindeutig zu erkennende Sinnbeziehung zwischen dem Bretttausschnitt und dem betreffenden Gebäude vorhanden ist.

Die Bretttausschnitte als Begriffszeichen an holsteinischen Bauernhäusern.

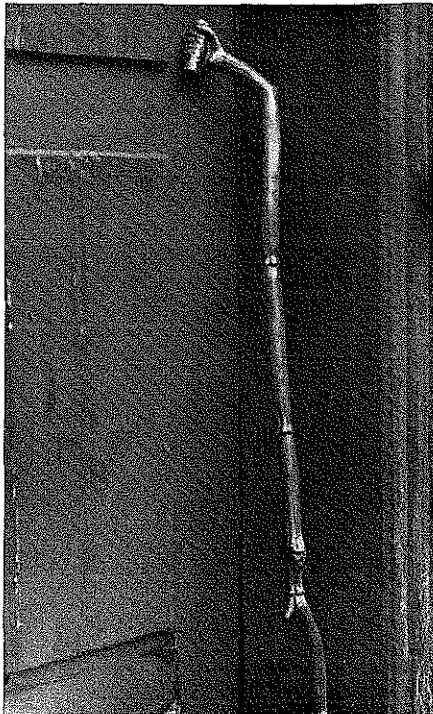
Wie bei den Initialen und Jahreszahlen in den Giebelfeldern war bereits bei der Besprechung der bogenförmig und sternartig ausgebildeten Giebelöffnungen eine Zweckgebundenheit der Bretttausschnitte im Sinn einer bautechnischen Bedingtheit verneint worden. Immerhin blieb die Möglichkeit, diese Ausschnitte als aus einem Schmuckbedürfnis entstandene Zierformen zu betrachten. Allein die mit einigen wenigen Abwandlungen und die aus den heute noch erhaltenen Ausschnitten ersichtliche über mehrere hundert Jahre gewahrte Gleichmäßigkeit der Formüberlieferung wäre dann zum mindesten erstaunlich.

Entscheidend aber für die Einschätzung der Bretttausschnitte ist, daß sie nicht als isoliertes Formgebiet des Bauernhauses betrachtet werden können, sondern in wechselseitigem Zusammenhang stehen mit anderen, in ihrer Form und Herkunft bereits besser bekannten Zutaten zum Kleid des Niedersachsenhauses. Bereits bei Erwähnung der hornartigen Bretttausschnitte wurde darauf hingewiesen, daß im Firstschmuck sich die Form der Giebelöffnung wiederhole. In der gleichen Weise werden im Firstschmuck die tulpen- und lilienartigen Giebelluken wieder aufgenommen. Auch die Sechse- und Achtecksterne, das Radkreuz und die Raute finden sich in den Windfahnen wieder. Die Kreise, Halbkreise und Doppelagte werden ihrer Form nach vielfach im unmittelbaren Anschluß an die Verbreiterung der Giebel im Mauerwerk der Fachwerkwände wiederholt und die durchkreuzte Raute gar ist zum beherrschenden Schmuck der Giebelfseite der holsteinischen Bauernhäuser geworden.¹⁾ Für alle diese gleichlaufenden Vorkommen ist seit langem eindeutig bewiesen, daß nicht Zweckgebundenheit oder reines Schmuckbedürfnis die springende Triebkraft war, sondern daß bei ihrer Anwendung dem Sinnbildwert dieser Formen die entscheidende Bedeutung zukommt. Mithin erscheint es wohl berechtigt auch für die Bretttausschnitte eine Sinnbedeutung als letzte Ursache ihrer Formgebung anzusetzen. Unter diesem Blickwinkel aber gewinnt die Zusammenfassung und Gruppierung um einige wenige Grundformen eine ganz andere und entschieden wesentlichere Bedeutung. (Schluß folgt.)

(1) Vgl. H. A. Herrmann: Der „Bauernfanz in Holstein“. Nordelbingen 1938.

Die Zundgrube

Zum Handzepter. Zu meinem Aufsatz „Über einen angeblich slawischen Kultgegenstand“ (Germanien 1940, S. 348 ff.) schreibt mir Prof. B. von Geramb in Graz die beigegebenen Abbildungen eines Stabes, der sich unter Inv.-Nr. 6825 in dem von ihm geleiteten Steirischen Volkskundemuseum befindet. Das Museum bekam ihn im Juli 1926 von einem Lokomotivführer geschenkt, der den Stab in der Nähe von Drachenburg, im ehemaligen steirischen Unterland, dem vorübergehend jugo-slawischen Zipfel zwischen Save und Sotla, bekommen hat. Er stammt also aus dem deutsch-slowenisch-kroatischen Grenz- und Mischgebiet. Der Stab ist aus einem natürlichen Weinrebenstock geschnitten und 86 cm lang. Das Stabstück, das die Hand umschließt, ist nach v. Geramb's Angabe sicher kein Ringteil.



Ich bin mit Prof. v. Geramb der Meinung, daß dieser Stab, wenn auch nicht unmittelbar, eine Beziehung zu dem von mir beigebrachten Handsymbol hat. Am ersten möchte ich ihn noch zu den sogenannten Schulzenstäben (kriwale) zählen, die in den ehemaligen slawischen Gebieten Ostdeutschlands häufig anzutreffen sind und oft bemerkenswerte Zeichen und Formen zeigen. Ein Zusammenhang mit dem Handzepter liegt jedenfalls sehr nahe, zumal der Schulzenstab ja auch eine Art von Hoheitszeichen ist. J. D. Plassmann

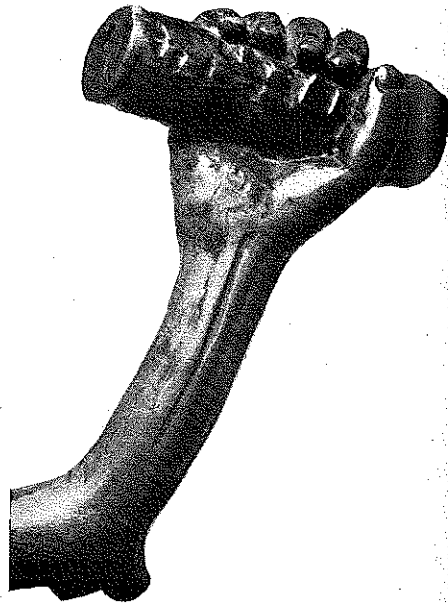


Abbildung 1 (links nebenstehend). Aufnahme Steir. Volkskundemuseum. Abbildg. 2 (oben). Aufnahme Steir. Volkskundemuseum.

Menschenopfer oder Zukunftsbefragung? In der Schrift „Germanische Religion und Götterbesehrung“ (1) hat der Theologieprofessor Hermann Dörries geschrieben: „Aber im Mittelpunkt [der Feste] standen die Opfer. Man opferte Böcke dem Donar, Eber dem Freyr, Hunde, Stiere und Rösser. Obenan standen doch, nicht der Zahl, aber dem Range nach, die Menschenopfer. Neuere haben sich alle Mühe gegeben, die Menschenopfer aus der germanischen Religion zu entfernen. Aber

sie gehören zu den bestbezeugten Tatsachen. Und auch der Versuch ist gescheitert, sie zeitlich zu begrenzen, sie etwa auf die ältere Zeit oder umgekehrt auf eine entartete Spätzeit zu beschränken. Vielmehr reden die ältesten Berichte ebenso bestimmt davon wie die jüngsten.“

Dörries berief sich für seine Darstellung auf den namhaften Leipziger Germanienkundler Eugen Mogk, der über 50 Zeugnisse zusammengestellt hat (2), und hätte sich auch auf andere führende Germanisten vor und nach Mogk berufen können. Aber die von ihm angezogene Schrift Mogk's ist im Jahre 1909 erschienen, während er die seinige 1935 veröffentlicht hat. Inzwischen sind jedoch neue Erkenntnisse über die Glaubwürdigkeit mancher dieser Zeugnisse gewonnen worden. Daß in der Frage der Menschenopfer bei den Germanen das letzte Wort noch nicht gesprochen sein kann, mag das Folgende lehren.

Dörries hat auf einen Bericht des Strabo hingewiesen, der zu den von ihm gemeinten „ältesten“ Berichten zu rechnen ist und in diesem Zusammenhang besonders gern verwertet wird. Er sei daher hier im Wortlaut angeführt: „Unter den Weibern, welche die Kimbern auf ihrer Heerfahrt begleiteten, waren weissagende Priesterinnen, grau vor Alter, in weißen Gewändern; sie trugen darüber Mäntel aus feinstem Glase, die sie auf den Schultern mit Spangen befestigt hatten, und dazu einen ehernen Gürtel; sie gingen unbeschuht einher. Diese schnitten den Kriegsgefangenen durch das Lager mit Schwertern in der Hand entgegen, bekränzten sie und führten sie zu einem ehernen Kessel, der etwa 20 Eimer faßte. Dann bestieg eine von ihnen einen Fittich und durchschnitt, über den Kessel gebeugt, dem Gefangenen, der über den Rand emporgehoben wurde, die Kehle. Aus dem Blute, das in den Kessel strömte, pfl egten sie zu weissagen. Andere schnitten ihnen den Leib auf, durchsuchten die Eingeweide und verkündeten den Jhrigen den Sieg.“

Diese Strabostelle ist von jeher als ein Hauptbeweis dafür angesehen worden, daß die Germanen schon bei ihrem Eintritt in die alte südländische Geschichtsschreibung Menschenopfer geübt hätten. Denn die Kimbern waren ein germanischer Stamm und ihre Heimat lag in Jütland, wo noch heute ihr

Name in Himmerfjssel nachklingt. Die Spatenforschung hat erwiesen, daß Strabo über manche Eigenheiten der kimbrischen Frauen-tracht gut unterrichtet gewesen ist, z. B. über die Kleiderspangen und die ehernen Gürtel, die die Forschung heute „holsteinische“ Gürtel nennt. Daß auf der jütischen Halbinsel große Kessel als gottesdienstliche Geräte noch hundert Jahre nach dem Untergang der ausgewanderten Kimbern üblich waren, bezeugt Strabo mit seiner Mitteilung ebenfalls in seiner „Erdbeschreibung“, wonach der Reststamm der Kimbern in der alten Heimat an Kaiser Augustus ihren heiligsten Kessel zur Wiederanknüpfung von Beziehungen gefandt hätten. Ein handgreiflicher Beleg für diese Angabe liegt vor in dem großen silbernen, einst reich vergoldeten Opferkessel von Gundestrup bei Sønder in Nordschleswig. Daß aus dem Opferblut geweihsagt wurde, geht aus dem Hymirlied der Edda hervor, wo die Asen es befragen. So macht die Strabostelle zunächst einen durchaus glaubhaften Eindruck, woraus sich erklärt, daß sie so gern als Beweis für die gottesdienstliche Massenabschlachtung von Kriegsgefangenen bei den Germanen angezogen worden ist.

Als ich bei den Vorarbeiten zu meinem Quellenheft „Die Religion der alten Deutschen“ (3) die Strabostelle überprüfte, fragte ich bei den Worten: „und verkündeten den Jhrigen den Sieg“. Dieser Ausklang des Berichtes schien mir doch zwingend darauf zu deuten, daß das Ganze die Schilderung einer Zukunftsbefragung, nicht aber die eines gottesdienstlichen Opfers darstellt. Mit diesem Zweck war aber andererseits die Massenabschlachtung der Gefangenen nicht recht vereinbar, denn bei einer solchen Fülle von Beobachtungen mußte die Gefahr von sich widersprechenden Schlüssen bestehen. Mein so entstandener Zweifel wurde bekräftigt durch Strabos Angabe, die kimbrischen Seherinnen hätten den Geschlachten den Bauch aufgeschlitten und die Eingeweide beschaut. Bei meinen Quellenforschungen über das germanische Glaubensleben habe ich keinen einzigen Beleg in germanischer Sprache zu finden vermocht, der Eingeweideschau bei unseren Vorfahren bezeugt. Die Eingeweideschau war ursprünglich ein etruskischer Brauch, der dann von den Römern und den Kelten übernommen worden

ist. Ebenso wenig habe ich auch nur eine einzige germanische Quelle gefunden, die Strabos Angabe von der Verwendung von Menschenblut zur Weissagung bei den germanischen Stämmen stützen könnte.

Infolgedessen stellte ich noch weitere Unstimmigkeiten in dem Bericht fest, die ich in meiner Schrift 'Um Germanenlehre' (4) dargestellt habe, deren Wiedergabe hier aber zu weit führen würde. Meine Erkenntnisse drängen mir die Frage auf, ob nicht in dem Bericht Strabos germanische und keltische Züge vermischt sein könnten.

Es gilt in diesem Zusammenhang vor allem folgendes festzuhalten. Den alten südlichen Schriftstellern waren Menschenopfer bei den verschiedensten Völkern des Altertums vertraut. Es sei auf die phönizisch-punischen Kinderopfer zu Ehren der Fruchtbarkeitsgötin Tanit verwiesen, weiter auf die Kinderopfer zu Ehren des Moloch in Israel, auf die Fälle regelmäßiger Menschenopfer bei den Römern noch zu den Zeiten des Plinius und und des Tacitus, die Wissowa (5) aufgezeigt hat, und endlich auf die zahlreichen Menschenopfer bei den Kelten.

Nach meinem Dafürhalten muß ernstlich mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß die von Strabo geschilderte Handlung auf keltischem Brauch beruht hat. Die Schriftsteller des Altertums haben ja lange Zeiten hindurch die Germanen nicht recht von den Kelten zu unterscheiden vermocht. Dazu kommt im vorliegenden Falle noch etwas anderes Wichtiges. Die neueste Forschung hat immer deutlicher erkannt, daß die Kimbern mit mehreren keltischen Stämmen nicht nur eine Waffenbrüderschaft, sondern auch eine weitgehende Lebensgemeinschaft eingegangen waren. So haben sie sich in der Rüstung den Kelten angeglichen. Da liegt es nahe zu folgern, daß sie sich auch in ihrem seelischen Leben keltischen Einflüssen zugänglich erwiesen haben mögen. Das hat schon Friedrich Münter in seiner 'Kirchengeschichte Dänemarks' vermutet, wo er geschrieben hat: „Die Berichte bei Strabo von den Priesterinnen der Kimbern scheinen mit demjenigen, was wir von den Druidenweibern wissen, völlig vereinigt werden zu können.“

Nun hat Dr. Heinrich Doergens in Nr. 29/30 der 'Forschungen und Fortschritte' vom Ok-

tober 1940 unter 'Neue Erkenntnisse zur Frage der Menschenopfer', S. 334, geschrieben: „Was die germanischen Stämme und Völker angeht, so sei nur an den Bericht Strabos erinnert, der uns von der schauerlichen Sitte der Kimbern erzählt, Kriegsgefangenen die Gurgel durchzuschneiden und aus dem Blute zu weissagen – ein Bericht, der wiederum zeigt, daß solche Kulthandlungen durchweg im Dienste der Magie und Mantik stehen. Seit einem Jahrzehnt ist die Tatsache keltischer Menschenopfer und keltischen Kannibalismus durch die Freilegung eines bis dahin unberührt gebliebenen keltisch-helvetischen Gräberfeldes bei Singen am Hohentwiel aus der Zeit um 300 v. Chr. und durch Studien an den dort gefundenen Skeletten neu faßbar geworden.“

Doergens ist also zu dem gleichen Schluß wie ich gekommen, daß Strabos Bericht kein gottesdienstliches Menschenopfer, sondern eine Zukunftsbefragung schildert. Meine Darlegungen in 'Um Germanenlehre' von 1937 sind ihm offenbar nicht zu Gesicht gekommen. Um so gebotener erscheint es mir, noch einmal meine Schlussfolgerungen vorzulegen. Strabo hat seine 'Erdbeschreibung' um 10 vor u. Ztr. verfaßt, also etwa 100 Jahre nach dem Untergang der Kimbern. Er lebte damals in Rom. Vermutlich hat er auf dem Kapitol in Rom sowohl den ehernen Kessel der Kimbern als auch ein Gewand einer kimbrischen Seherin unter der Siegesbeute aus der Schlacht bei Verecellae noch besichtigen können. Der merkwürdige Kessel wird die Einbildungskraft der Römer angeregt und eine Sagenbildung veranlaßt haben, wie sie aus der Zeit des Kimbernischreckens leicht begreiflich wäre. Daß dabei Keltisches und Germanisches unkritisch vermischt worden sein kann, liegt selbst bei Strabo im Bereich der Möglichkeit. Für deutsche Forscher der Gegenwart dürfte es sich deshalb empfehlen, Strabos Bericht unter die kritische Lupe zu nehmen und ihn nicht länger als Beweis für Menschenopfer bei den Germanen anzuführen. Edmund Weber

(1) Göttingen, 1935. – (2) Die Menschenopfer bei den Germanen, Leipzig, 1909. – (3) Quelle und Meyer, Leipzig, 2. Aufl. 1932. – (4) Adolf Klein, Leipzig, 1937. – (5) Religion und Kultus der Römer, München, 1902.

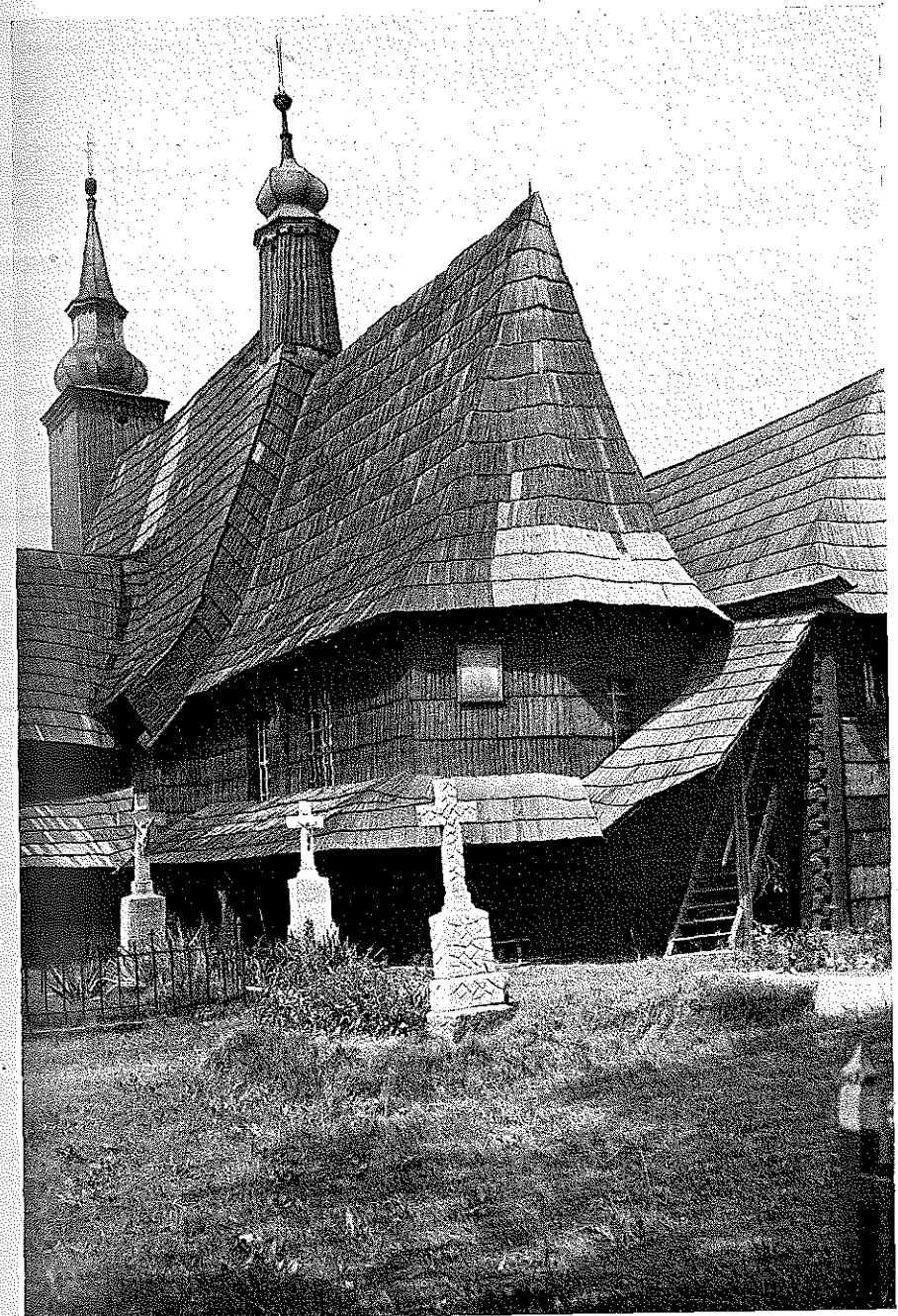


Abbildung 1. Blockwerfkirche Rosenberg (D. G.). Aufnahme Wiedermann.



Abbildung 2 (oben). Schrotholzkirche Michelsdorf. Aufnahme Wiedermann. Abbildung 3 (rechts oben). Blockwerkverband und Schindeldach. Aufnahme Wiedermann.

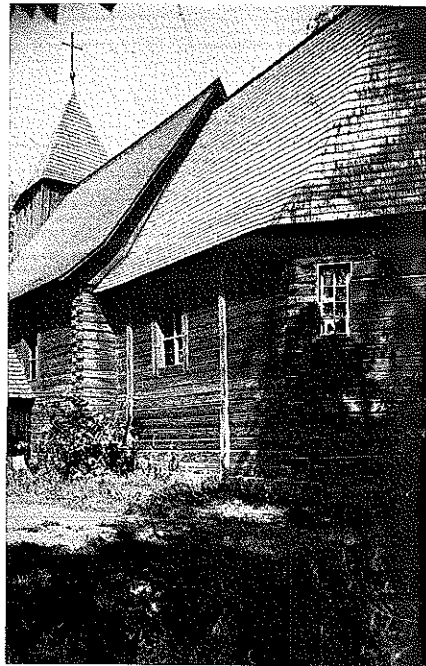
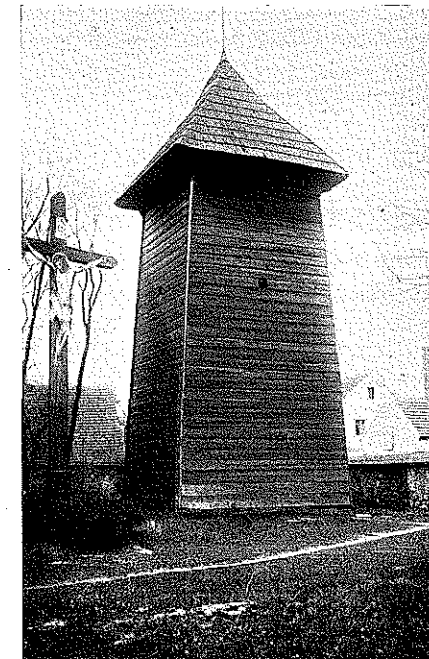


Abbildung 4. Verbreiteter Blockenturm (Nest einer Holz-
kirche), Sulan, Kr. Müllsch. Aufnahme Wiedermann.
Abbildung 5 (rechts). Freistehender Blockenturm, Ständerwerk mit Holzschalung. Aufnahme Wiedermann.



Aus der Landschaft

Schrotholzkirchen als Zeugen germanischer Baukultur. Im Kranze der dunklen Wälder, die das oberschlesische Land einfassen, finden wir jene einzigartigen Holzbauten, die in ihrer Baugeschichte zurückreichen bis an die Schwelle germanischer Baumweisen. Diese Blockwerk- oder Schrotholzkirchen haben das Vätererbe getreu bewahrt bis in unsere Zeit, die mit neu erwachtem Verständnis sie pflegt, hütet und bewahrt.

Aus dem Holze der uralten Eichen sind ihre Balkengefüge aufgebaut, hölzerne Schindeln bilden die Dachhaut, aus Lärchen- oder Fichtenholz ist die Innenausstattung gezimmert.

Einst waren sie überall in den Dörfern zu finden; heute ist ihre Zahl bis auf 80 zurückgegangen. In Ostoberschlesien ist die Zahl der erhaltenen Holzkirchen noch erheblich höher. Wenn wir die Geschichte dieser seltenen Baumweise zurückverfolgen wollen, dann müssen wir ihre nächsten Verwandten zum Vergleich heranziehen. Das sind jene hochragenden Mastenkirchen Norwegens, die bis auf die Wikingerzeit zurückreichen. Die Wikinger, Meister des Schiffsbaues, verstanden auch die Kunst, weitgespannte Hallen zu errichten, die als germanische Königshallen beispielhaft für die Baukunst aller europäischen Völker geworden sind. Im Stile dieser kühnen Hallen wurden auch die ersten christlichen Kirchen im Norden errichtet. Unverändert haben sie die Jahrhunderte überdauert. Wir bewundern in dieser Bauweise den ausgeprägten konstruktiven Sinn unserer germanischen Vorfahren. Soweit der Wanderweg die Ostgermanen führte, so weit wurde auch die Kunst

des Bauschaffens verbreitet. Darum finden wir noch heute auf jenen Wegen überall die charakteristischen Blockwerkkirchen. Sie reichen von der Ostsee bis an die Karpathen, wir finden sie in Südrussland bis hin ans Schwarze Meer.

Kein anderes Volk verstand, wie unsere germanischen Vorfahren, die Kunst des Holzbaues. Dem germanischen Eichenwalde hatte man das Gesetz des Dehnens und Neckens abgelauscht, dem Mythos des Waldes entsprochen das organische Gefüge des Holzbaues. Stütze und Last wechseln ab in rhythmischer Ordnung, Strebewerk unterstützt den Aufbau, die Schwellenhölzer tragen mit wuchtiger Kraft den Kranz der Säulen und Ständer.

Allen diesen Blockwerkkirchen ist die große Umrisslinie gemeinsam; aber es gibt kaum zwei, die einander vollkommen gleich sind. Schwere, ungefügte Balken, grob behauen oder mit der Säge geschrotet (daher der

Name Schrotholz) und mit dem Beil geglättet, geben das Bauholz der Wände; bis fast zur Erde herab reicht das wuchtige Dach, hölzerne Schindeln, handgeschnitten, bilden seine wetterfeste Haut. Der Chor ist ein wenig eingezogen, seine Ecken sind abgeschragt. Fenster und Türen zeigen die klare Schönheit alter Zimmermannstechnik, flache Kerbschnitzerei gibt den schlichten Kunstformen ein bodenständiges Gepräge. Manchmal krönt ein kleiner malerischer Dachreiter die lange Linie des Firstes.

Die wuchtigen Türme sind einem besondern Baugesetz unterworfen. Es sind selbständige Gebilde, aus vier Ecksäulen aufgebaut. Dieses Baugesetz der Ständerwerke geht unmittelbar auf die norwegischen Mastenkirchen zurück. Auf eichenen Schwellen ruhen die Ecksäulen, die Wände sind geböschet und mit Schindeln oder Schalbrettern verkleidet. Die Glockenstube krönt meist ein wenig vor, eine vier- oder achseckige Pyramide krönt

meist den Aufbau. Manchmal findet man auch eine lustige Barockhaube, deren Zwiebelform von handwerklicher Verblichkeit strahlt.

Ein weiteres Kennzeichen für den nordischen Ursprung sind jene Umgänge, die meist den Chor umschließen; sie sind aus einer altgermanischen Holztechnik entwickelt. Auch die Flugdächer, die wir besonders zum Schutz der Türme finden, gehen auf nordische Vorbilder zurück. Oft sind mehrere solcher kleiner Dächer übereinander angeordnet; sie haben die Aufgabe, das empfindliche Schalwerk vor Schlagregen zu schützen. Kleine Anbauten, Freitreppen, Altanen oder Bühnen, sämtlich aus Holz gezimmert, geben den Bauten ein besonders malerisches Gepräge. Meist haben sie noch einfache, aber wirkungsvolle Verzierungen aufzuweisen, es sind kerbschnittähnliche Bänder oder rüdenartige Zierformen. Auch das Kennzeichen aller Wikingerbauten, das Seilmotiv, kommt häufig genug in der Schnitzerei vor. Aus allen diesen Kunstformen ergibt sich, daß die Baugedanken aus germanischer Zeit stammen. Die Kulturhöhe der Väterzeit erlebt in diesen Kirchenbauten eine letzte, bewunderungswürdige Nachblüte.

Wann sind diese Echrotholzkirchen gebaut worden? Die ältesten dürfen noch aus dem 15. Jahrhundert stammen. Die Mehrzahl gehört dem 17. oder 18. Jahrhundert an. Es wäre aber falsch zu glauben, daß darum die Holzkirchen erst nach dem Steinbau geschaffen worden sind. Die starke Tradition im Holzbau beweist vielmehr, daß ältere Vorbilder immer wieder nachgebildet worden sind. Urkundenmäßig erwähnt sind diese Holzkirchen bereits in der ersten christlichen Zeit. Es hat sich also im Laufe der tausendjährigen Entwicklung kaum etwas im Baustil geändert.

Darum kommt den Blockwerkkirchen eine besondere Bedeutung zu. Sie sind die letzten Träger einer alten Bauüberlieferung, sie sind damit die Erben ältesten germanischen Kulturgutes geworden.

J. Wiedermann

Ein Eulenspiegelstein. In dieser Zeitschrift, Jg. 1940, H. 3, S. 112 ff., brachte Ernst Büch eine Untersuchung zum Tüll Eulenspiegel, in der er auf Grund einiger Darstellungen Tüll Eulenspiegels glaubte, in dessen Hand die achtfach geteilte „Jahrescheibe“ erkennen zu

können. Auf den von Büch angegebenen Grundlagen kann ich keinen Gedankengang nicht folgen; ich möchte jedoch hier einen recht bedeutsamen Fundbericht bekannt machen, der die Frage des Tüll Eulenspiegels in ähnliche Richtung weist.

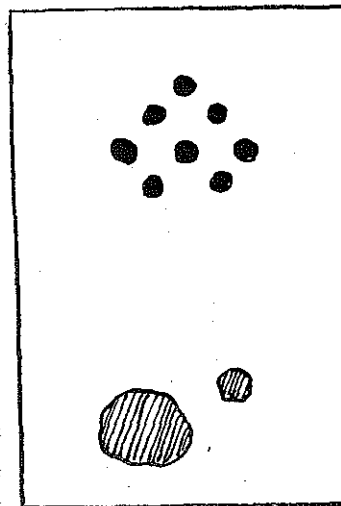
B. v. Schulenburg*) berichtet über einen „Uhnspieelscheen“, der etwa 2 km östlich von Wittstock, Kr. Ostprignitz, Brandenburg, lag und im Jahre 1848 vom Steinschläger Nathman gesprengt worden ist. Der Stein soll 10–12 Fuß lang und 6–8 Fuß breit gewesen sein. 3 Fuß ragte er über die Erde hervor. „Oben, auf der Seite, wo er höher war, war ein großes ‚Loch‘ ausgehöhlt wie eine Schüssel oder Napf und etwa 1–1½ Zoll tief. Rechts von diesem großen Loch, aber etwas mehr nach vorn, war ein kleineres wie eine Untertasse. Ein paar Fuß ab von der größeren Vertiefung, nach dem anderen Ende zu, waren 9 kleinere Löcher, so groß wie ‚Regellöcher‘, d. h. wie die Regel unten breit sind, etwa einen guten Schuh voneinander entfernt und jedes etwa 1½ Zoll tief.“ Hierzu gibt v. Schulenburg die beigelegte Abbildung.

In den umliegenden Dörfern ging die Rede, „Uhnspieel hat auf dem Stein Schuhe gesteckt und Regel geschoben (auf den neun Löchern).“ Das kleinere Loch war der „Pechnapp“, wie ihn die Schuster brauchen, in dem größeren hat Eulenspiegel gefessen. Nach einer anderen Fassung hat er in das große Loch sein Werkzeug gelegt, wenn er Schuhe stückte. Eine alte Frau erzählte v. Schulenburg, daß sich früher die Jungen von Groß-Schulzendorf neun Regel aus Holz gemacht und zueinander gesagt hätten: „Will'n wi man nä'n jroten Steen löpen um Keeln schieben“, oder „nä'n Soltpuel.“ Man sagte auch, zu dem Stein da käme „einer“ und „botzelt“, dem wollten die Jungen „helfen schmieten.“

Bedeutungsvoll ist an diesem Fund erstens, daß Tüll Eulenspiegel hier mit einem Stein in Verbindung steht, der Schalen und Näpfschen trägt. Diese Schalen und Näpfschen gehören zu den ältesten Sinnbildern, die nach allgemeiner Ansicht mit einem religiösen Kult in Verbindung stehen. Sophus Müller schon brachte die

*) B. v. Schulenburg, Altertümer aus dem Kreise Teltow. Nr. 21, Der Uhnspieelscheen. Brandenburgia, Monatsbl. d. Ges. f. Heimathd. d. Prov. Brandenburg, VI. Jg., 1897, S. 148/49.

Schalen und Näpfschen mit der Feuerbohrung in Verbindung, Oskar Almgren folgte ihm und deutete sie als Zeichen der Befruchtung. Die deutsche Vorgeschichtsforschung der Gegenwart verbindet die Schalen und Näpfschen mit einer rituellen Beilbohrung und daran anschließend mit dem Axt- und Donnergott. Zweitens knüpfen sich an den oben beschriebenen Fund die Fragen um die kultische Bedeutung des Regelspiels. D. Huth hat in Germanien, 1934, 9, die Anordnung der Regel mit der Anlage des germanischen Thingplatzes in Verbindung gebracht und die acht



äußeren Regel in ihrer Anordnung als Jahrespersonennuhr gedeutet. Von diesem Gedankengang aus ließe sich der Uhnspieelscheen auch mit den Darlegungen Büchs in Verbindung bringen. Zur endgültigen Beantwortung dieser Fragen scheinen mir zur Zeit die Vorarbeiten noch nicht abgeschlossen zu sein. Literarhistorisch gesehen gehören die Bücher vom Tüll Eulenspiegel in eine Zeit, in der die bössche Literatur der mittelhochdeutschen Blütezeit vom Bürgertum abgelöst war. Das Bürgertum übernahm z. B. Stoffe und Motive der ritterlichen Zeit und formte sie

um, zum anderen füllte es diese Motive auf und bereicherte sie aus dem großen Schatz der Volksüberlieferung und des Volksglaubens. Tüll Eulenspiegel ist einmal eine Narren- und Possenreißer-Figur, wie sie die Literatur auch vor ihm schon kennt, zum anderen haben sich mit ihm Volksüberlieferungen verbunden, die es zu deuten gilt. Wir müssen uns hier mit den oben gegebenen Hinweisen zunächst begnügen.

Werner Schulte

Der Wunderstein in Seefeld – eine germanische Nothtrappe? Seefeld in Tirol, unweit der Porta Claudia über Scharnitz, gehört zu den ältesten Siedlungsplätzen des bairisch-tirolischen Grenzgebietes (1). Schon zur Zeit der bajuwarischen Landnahme scheint auf dem die breite Hochebene nach Norden zu abriegelnden Schloßberg eine Wehrburg gestanden zu haben, auf der im 11. Jahrhundert ein Lehensmann der Grafen zu Andechs – Deginhard – urkundlich bezeugt ist als Bollzieher einer Schenkung des Waldstüdes zwischen Seefeld und Leithen an das Kloster Benediktbeuern. Ursache dieser ältesten geschichtsbezeugten Schenkung dürfte der Umstand gewesen sein, daß die Seefelder Siedlung sich um eine anscheinend schon in sehr früher Zeit stark besuchte Wallfahrtskapelle scharte, die dem Märtyrer Oswald geweiht war. Sie erweckt unser Interesse aus mehreren Gründen; einmal deswegen, weil Seefeld – in ältester Schreibweise Sevelt – als eine von wenigen germanischen Siedlungen mitten unter rätio-romanischen – wie Ciresola – Zirl, Eitan – Leithen, Nute – Neith, usw. – bezeugt ist; zum andern, weil die christliche Wallfahrtskapelle in diesem an sich unwirklichen und versumpften Waldgebiet sicherlich nicht von ungefähr erbaut worden wäre, wenn sich dieser Ort nicht schon von früher eines gewissen Wunder- oder Heilruses erfreut hätte; schließlich, weil gerade St. Oswald (2) wie so mancher andere enthauptete Heilige (3) als christlicher Kirchenpatron die Traditionen älterer germanischer Göttergestalten fortführt – im Norden als Odins, im Süden als Perchtas Nachfolger. Der Patronat St. Oswalds über die uralte Seefelder Wallfahrtskapelle zeigt somit, daß es auch hier der klugen Politik der römischen

Kirche gelungen war, die alten Landesgötter in christliche Heilige umzuwandeln und sich so den Ruf älterer Heilsorte dienstbar zu machen. Es liegt somit aus den drei genannten Gründen nahe, anzunehmen, das alte St.-Oswald-Kirchlein sei nur deshalb ein christlicher Wallfahrtsort geworden, weil es auf einem Plage stand, der dem Dienst der germanischen Muttergöttheit Perchta geweiht war, deren Name und Andenken gerade im Tirolischen, in den Perchtenzügen, in Namen wie Partnach (4) usw. heute noch erhalten ist. St. Oswald war nur ihr Nachfolger – hier wie anderswo.

Die „Überblendung“ von der germanischen Percht zum heiligen Oswald konnte um so leichter vollzogen werden, als gerade seine Legende – die uns später noch in gewissen Einzelzügen beschäftigen wird – wesentliche Züge mit dem Mythos der Perchta gemeinsam hat: fährt Frau Perchta – als Frau Hilbe, Holda, Frau Gaude – vor der Wilden Jagd, dem Wütenden Heer, so wird St. Oswald als Herrkönig gerühmt, der mit 72 000 Mann gegen den Heidenkönig Gaudon zog, um dessen Tochter zur Frau zu gewinnen. Wichtiger noch erscheint indes, daß eine weitere Berührung im Zauberkräftigen besteht; St. Oswald vermochte es, nicht nur die toten Heiden wieder zu erwecken, sondern auch Heilquellen aus dem Boden zu schlagen. Die Heiligtümer der Percht aber lagen im Walde, überdacht von geweihten Bäumen, um einen heiligen, heilenden Quell: der „Brunnen“, der noch im deutschen Märchen zur Frau Holle führt. Die Vermutung, das Wirkzentrum des altgermanischen Heilortes im „Feld“ am „See“ (5) sei eine Heilquelle, ein Heilsquell der Percht gewesen, wird dadurch bestätigt, daß die Seefeldler Thermalquelle heute noch weitbekannt ist ob ihrer dem starken Gehalt an Radiumemanationen zugeschriebenen heilenden Kräfte.

Meist umrankt die Sage solche alten Heilwässer, die sie der Legende der Ortsgottheit einreicht. Häufig wird schon ihre Entstehung dem zauberischen Eingriff der wohlthätigen Macht zugeschrieben – die menschliche oder die tierische Symbolgestalt der Gottheit läßt sie aus dem Boden fließen, sie schlägt oder sie stampft mit zauberischer Geste den Quell aus dem Stein. Ein berühmtes, klassisches

Beispiel dafür ist das dem Perseusmythos zugehörnde Quellpferd Pegasus (6), unter dessen Hufschlag auf dem Helikon die Wunderquelle Hippokrene entsprang. Hohlsteine mit solchen Fußspuren, die entfernt an menschliche oder tierische Abdrücke erinnern, sind u. a. auch im nordischen Kulturkreis unter dem Namen Rosttrappen bekannt. Es ist nun für unsere Vermutung eine bedeutsame Bestätigung, daß heute noch hier, im tirolischen Seefeld, in der an Stelle des alten St.-Oswald-Kapellchens erbauten großen gotischen Pfarrkirche zweifellos eine Rosttrappe den eigentlichen Mittelpunkt bildet und sogar durch modernes Scheinwerferlicht hervorgehoben wird. Trotzdem ist ihre Besichtigung etwas schwierig, weil der Hohlstein durch ein Eisengitter abgeschlossen und zudem durch hineingefallenen Staub zum Teil ausgefüllt ist. Schiebt man diesen indes vorsichtig zur Seite, so zeigt das Licht der Taschenlampe eine etwa einen Viertelmeter tiefe, längliche Aushöhlung, an deren Grunde zwei nebeneinander stehende, nur von weither an menschliche oder tierische Spuren erinnernde flache Einsenkungen sichtbar werden. Es handelt sich bei dieser typischen Rosttrappe um eine vermutlich natürliche Verwitterungsbildung in dem relativ weichen Sandstein. Wahrscheinlich gehörte er ehemals zu der Quellfassung, deren eigentlichen Mittelpunkt er dank der ihm eingebrachten „Marke“ der quellenschaffenden Gottheit darstellte. Wäre es anders, so könnte kaum eingesehen werden, warum gerade dieser Stein in die an diesem Ort erbaute christliche Wallfahrtskapelle einbezogen und zum Mittelpunkt einer den Kirchenbau motivierenden frommen Legende gemacht wurde. Diese Erzählung vom „Hostienwunder des Ritters Oswald Miller“ zeigt in besonders deutlicher Weise den Weg an, wie man es verstanden hat, germanische Sagen in christliche Legenden umzuwandeln.

Aber das auf den 25. März, als den angeblichen Gründonnerstag des Jahres 1384, datierte Ereignis mangelt es an zeitgenössischen Berichten; es ist auf der rechten Hälfte des Tympanons über dem Portal der von 1432 bis 1466 erbauten St.-Oswald-Kirche und auf einem in der Kirche hängenden, um 1480 gemalten Tafelbilde dargestellt. Erst hundert Jahre später erschien die Legende im Druck (7).

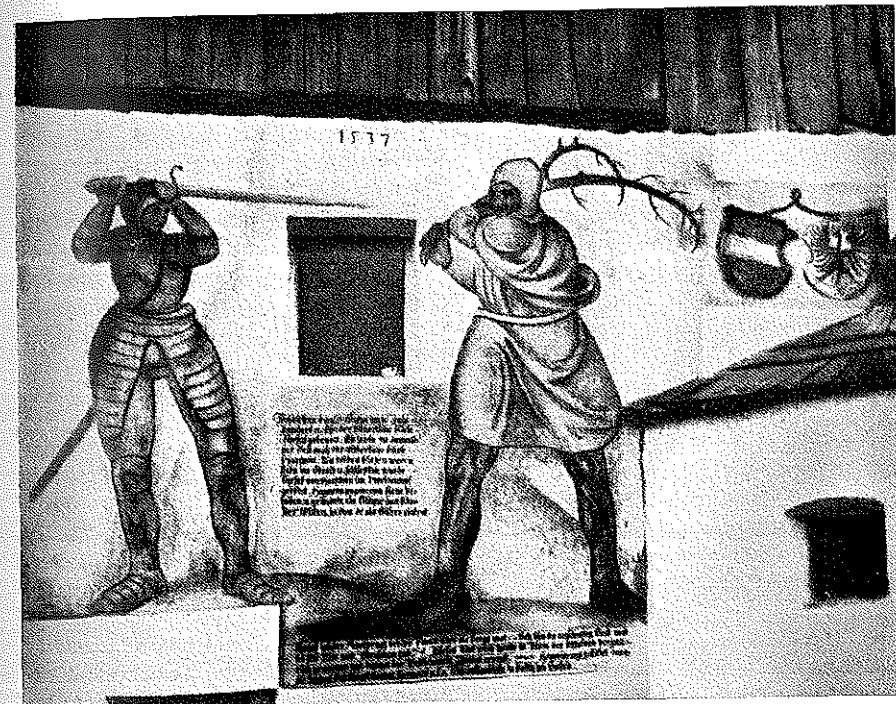


Abbildung 1. Aus A. Gerards „Seefeld in der Geschichte“, Kampf zwischen dem Riesen Haymon und Thyrsus, Grotte am „Miesenhau“ in Seithen, Tirol. Aufn. Bildarchiv.

Es ist bemerkenswert, daß kein Geringerer als der später heilig gesprochene Petrus Canisius, der als Führer der Gegenreformation und Ketzerverfolger bekannte geistige Berater des Erzherzogs Ferdinand II., als Vorsitzender der zur Prüfung des Seefeldler Wunders ernannten Kommission bestimmt wurde und selbst die Vorrede zu dem kleinen Büchlein geschrieben hat. Man kann daraus die Bedeutung entnehmen, welche man damals der Verbreitung dieser Wunderlegende zugeschrieben hat, als deren Hauptgestalt der als Raubritter und Wegelagerer übel beleumdete damalige Pfleger des Schlossberges, der Ritter Oswald Miller von Klamn genannt wird. Er soll am Gründonnerstag des Jahres 1384 vom Kaplan „trüßlich“ das Altarsakrament in Gestalt der großen Messhostie gefordert und erhalten haben; dabei sei er bis an die Waden in den harten Stein versunken und habe zudem, als er mit der Rechten halt

suchend an den Altarstein griff, diesem seine fünf Fingerspuren eingedrückt (8). Die Hostie aber hätte dort, wo sie Millers Mund berührt, blutrote Flecken bekommen.

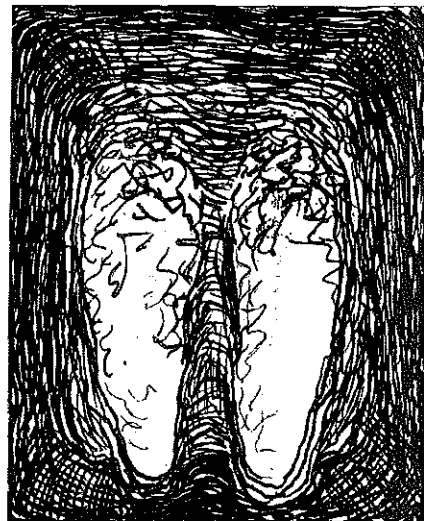
Die Wunder- oder Bluthostie ist heute noch zu sehen – altersbraun und verschrumpft ruht sie in der gotischen Monstranz, die der fromme Ritter Parzival von Weineck für sie hatte bauen lassen. Für die Echtheit hohen Alters scheinen ferner die Schenkungen des Landesherzogs Leopolds des Frommen zu zeugen, der 1386 der Kirche von Seefeld jährlich 3 Mark, dazu 5 Fuder von Maut und Zöllen ewiglich befreiten Weines, ferner 1399 eine ewige Messe mit 4 Fuder Weines und 4 Mark stiftete, wie es ausdrücklich heißt „zu Ehren St. Oswalds und wegen der Zeichen von dem würdigen Sakrament des heiligen Fronleichnams, wie sie täglich geschehen“. Dieses Schenkungsmotiv ist entscheidend wichtig dadurch, daß es nichts vom gleichzeitigen

Hoslienswunder des Ritters Döwals erwähnt, sondern die täglichen Wunderzeichen und nicht ein einmaliges Sonderwunder bezeugt. Daß diese Zeichen vor der blutenden Hostie kaum andere waren als Krankenheilungen – wie sie ähnlich sicherlich auch im vorchristlichen Heiligtum sich ereignet hatten –, dafür zeugen die zahlreichen Botivtafeln insbesondere im Seefeldlein desselben Ortes. Aber auch gegen diese wurde von benachbarten Kanzeln aus gepredigt, wie aus einem Sendschreiben des Kaisers Maximilian I. vom Jahre 1518 hervorgeht.

Vergleicht man ferner den von Petrus Canisius zensierten Text der Wundererzählung mit der Schilderung auf dem um hundert Jahre älteren Bilde, so fällt zunächst auf, daß auf diesem keine Wallfahrtskapelle, sondern eine große gotische Kirche mit einem goldenen Hochaltar dargestellt ist, vor welchem ein kleinerer Altar steht, an dem ein Priester in goldenem Ornat die Messe liest und eben dem Ritter Döwald neben ihm die Hostie reicht; es steht aber fest, daß die alte, sehr kleine Kapelle nur einen Altar enthielt, eben jenen uralten Sandstein mit den fünf „Finger Spuren“; stimmt darin das Bild nicht, so will der Text vorkäufchen, der Wandertag sei auf den Gründonnerstag gefallen; auch das kann nicht stimmen, denn sonst hätte der Priester auf dem älteren Bilde das schwarz-silberne Messkleid der Karwoche, nicht aber den Goldornat getragen. Die Lösung des Wandertages liegt im Namen Döwald, der dem Kirchenpatron und dem Strauchritter gemeinsam war; denn jener Döwald Milser war der einzige unter den Schlosspflegern, der den Namen des Seefelder Schutzpatrons trug. Was man – anscheinend vor der eigentlichen Gegenreformation – als angeblich historisches Wunderereignis erzählte, ist in Wirklichkeit ein nicht unbekannter Einzelzug aus der Legende Sankt Döwalds, des englischen Heidenbekämpfers und Bekehrers, von dem der besiegte König Gaudon als Preis für seine Befehrung nach der bereits erfüllten Wiederbelebung seiner Mannen verlangte, er müsse aus dem harten Stein Wasser hervorzaubern. „Da hob Sankt Döwald seinen Fuß auf in dem Namen Gottes und stieß an einen harten Stein. Da floß zuhand ein schönes Wasser heraus, so tief, daß es einem Manne bis an seine Knie ging (9).“

Damit ist das Geheimnis um das Hoslienswunder des Ritters Döwald und um den Wunderstein von Seefeld geklärt. Das wirkliche Ereignis dürfte sich auf das Erscheinen von blutroten Flecken auf einer Hostie beschränkt haben, das vom abergläubischen Volke als Wunder anerkannt und sofort mit einer Legende aus dem Leben des Kirchenpatrons verquickt wurde. Lediglich deshalb wurde der einzige Namensgleiche unter den Schlosspflegern – der, ähnlich wie der Raubritter Eppel von Seillingen den Nürnbergern, seinen Seefeldern in der Erinnerung geblieben sein mag – als „Ersatz“ des Heiligen in die historische Legende einverflochten, zu dem Zwecke, den als wünschenswert angesehenen kausalen Zusammenhang zwischen dem jüngeren Hoslienswunder und dem älteren Wunderstein herzustellen. Die Wahl St. Döwalds zum Kirchenpatron und Nachfolger der germanischen Ortsgottheit beweist eindeutig, daß der Wunderstein und die Heilquelle schon vorher bestanden – denn nur deshalb konnte sie gerade auf ihn, als den legendarisch Bestgeeigneten fallen. So hat die Klosterrappe der Perchta ihren Besitzer gewechselt; seltsam ist nur, daß die Legende den Wandertag nicht auf den des heiligen Döwald – den 5. August

Abbildung 2. Ungefähre Darstellung des vertieft in den Boden eingelassenen „Wundersteines“ bei Beleuchtung von oben.



– verlegte, sondern auf der altgermanischen Zenggleichen (10) – dem 25. März – beließ, an dem Frau Perchta auszieht, um mit dem Wiltenden Heer den Winter zu vertreiben und auf der neuergrünten Flur als Ostara den Zeng einzuläuten. Der uralte Jahresmythos, die vorchristliche Perchten- und Osterfeier mit ihrem nächtlichen und heiteren Brauchtum bringt hier überzeugend durch die jüngere Legendenform.

Mag die Klosterrappe der roßgestalteten Perchta nun auch als christlicher Wunderstein inmitten der Seefelder Pfarrkirche stehen – die Heilskraft der Quelle und ihres Umraumes ist dem Seefeld erhalten geblieben. Einst germanisches Heiligtum um geweihte Quelle, dann christlicher Wallfahrtsort um St. Döwalds Kapelle, ist es nun ein Kur- und Sportplatz geworden, der wie einst Ungezähnten Erholung und Genesung bringt. Die Götter Germaniens sind nicht tot, auch wenn ihre Namen vergessen sind.

Otto Much

- (1) Nach der zusammenfassenden Darstellung in A. Gerards „Seefeld in der Geschichte“ (Verlag J. P. Schöner, Köln 1940). – (2) Döwald = „der über den Äsen Waltende“ oder „der starke (= validus) Äse“. – (3) Wie St. Denis von Paris; Lucanus und Martialis von Frankreich; Felix, Regula und Exuperantius von Zürich; Gebhard von Konstanz; Alban von England, von Mainz usw. – (4) Partnach = Ache der Perchten. – (5) Neben dem Ort liegt der sogenannte Bildsee. – (6) Pegasus zu Pege = Quell, wortwörtlich Quellsperber. – (7) „Von dem hoch- und weitberühmten Wunderzeichen, so sich mit dem hochheiligsten Sakrament des Altars auf dem Seefeld in der fürstlichen Grafschaft Tirol Anno 1384 zugetragen. Wahrhafte und gewisse Historia aus schriftlichen Urkunden an Jesu aus gnädigster Verordnung der fürstlichen Durchlaucht Erzherzog Ferdinand zu Österreich getreulich zusammengetragen und ordentlich beschrieben, so zuvor nie dermaßen gesehen und allen Christen zu lesen und zu wissen nützlich ist. Gedruckt zu Dillingen durch Johann Meier 1580.“ – (8) Tatsächlich weist der altertümlich roh behauene Altarstein fünf flache Einkerbungen auf, die sehr entfernt an die Form einer Menschenhand erinnern. – (9) „Der heiligen Leben und Leiden, das sind die schönsten Legenden aus den deutschen Passionalen des 15. Jahrhunderts.“ Ausgewählt und übertragen von Severin Küttgers (Anfänger Verlag 1922). Vgl. hierzu Oskar v. Zaboritzky „Urvätererbe in deutscher Volkskunst“ S. 219 (v. Hase & Koehler, Leipzig 1936). – (10) M. Nind („Boden und germanischer Schicksalsglaube“, Niederichs 1936) hat dargelegt, daß auch die dem Sagenkreis um den Wiltenden Jäger (indgermanisch Frau Holda oder Perchta) nahestehende Perseus-Mythe von der Fötung der Medusa und der Entstehung des Quellsperdes Pegasus in den Symbolbereich der Zenggleichen gehört; vgl. dazu „Die Perseus-Mythe“ in der ZS. f. Klages, S. 136.

Die Bücherwaage

Deutsche Kultur im Leben der Völker. Mitteilungen der Akademie zur wissenschaftlichen Erforschung und zur Pflege des Deutschtums. Deutsche Akademie, München 1940, XV. Jg. Zeitnah, gediegen und abwechslungsreich sind die Überblicke und Untersuchungen, die im vorliegenden Jahrgang erschienen sind. So behandeln eine Reihe fesselnder Abhandlungen eingehend die deutschen Leistungen für Länder wie die Balkanstaaten oder die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Andere bringen wertvolle Einblicke in das Leben anderer Völker; hier sei der aufschlußreiche Aufsatz von Arjenda Sharma über Arya Samaja und seinen Gründer hervorgehoben, der die Vorgeschichte und die Grundlagen des Wirkens der indischen Befreiungsführer erläutert. Eine dritte Gruppe berichtet über deutsche Forschungsarbeit und untersucht einzelne wichtige Fragen der deutschen Geschichte. Hier ist der Beitrag von Otto Höfler, „Gab es ein Einheitsbewußtsein der Germanen“; für unsere Leser von besonderem Wert. An Hand verschiedener alter Quellenstellen versucht der Verfasser zu zeigen, daß es völlig abwegig ist, den Germanen geschichtliche Überlieferung über viele Jahrhunderte und ein lebendiges Einheitsbewußtsein abzusprechen, das die politischen Maßnahmen weitgehend bestimmte. Nicht unerwähnt darf auch die Aufsatzreihe „Klingen um das Reich“ bleiben, in der Karl IV., Wallenstein und Prinz Eugen behandelt werden. Buchbesprechungen und Arbeitsberichte der Akademie und ihrer Außenstellen bilden den Abschluß der einzelnen Hefte. Gilbert Strathnigg (im Felde)

Die Herzen siegen. Von Wolf Cluyterman von Langeweghe. Nordland Verlag, Berlin 1940. 346 S., RM. 5.80.

Vor uns liegt ein Roman des Weltkrieges, des Kampfes um Verdun. Der Gefreite Schwaak ist lippischer Bauernsohn. Die Treue zu seiner Art ist die Treue zum deut-

ischen Volk, zum Ewigen im deutschen Wesen. Sie siegt in der Wahl zwischen Braut, Zivildienst, Heimat auf der einen und Front auf der anderen Seite; sie bewährt sich in der Kameradschaft des Krieges; sie siegt in der Wahl zwischen der Hölle von Verdun und einer Kasinooordonanz in der Etappe. Schwaab irt zum Kommunismus und findet zum Führer, zum solidatischen Sozialismus. Mit dem Weg dieses Mannes ist eine Reihe von Einzelschicksalen verbunden. Aus dem Kriegserlebnis der Männer an der Front und der Frauen und Mädchen in der Heimat wächst bei Personen verschiedenster Berufsschichten und verschiedenen Alters durch die vielfältigen anerzogenen Vorurteile hindurch der neue Mensch, dessen Weg zum Führer führt. „Die Herzen siegen“, der gesunde Kern im deutschen Menschen, wenn auch viele erst zu ihm hin den Weg finden müssen, besteht, siegt und ist ewig. Der Ernst und die Größe dieses Grundgedankens des Buches werden durch übergroße Fülle des Stoffes und die Art des herbeigeführten „guten Endes“ abgeschwächt und etwas unpassend ins „Romantische“ gezogen. Das Buch ist den Kameraden an allen Fronten gewidmet; es ist geeignet, Kräfte zu wecken und zu erhalten, von denen auch unser Krieg heute getragen wird.

Werner Schulte

Gerhard Wais: Die Alamannen in ihrer Auseinandersetzung mit der römischen Welt. Schriftenreihe Deutsches Ahnenerbe. Reihe B: Sachwissenschaftliche Untersuchungen, Bd. 1, Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin 1940. NM. 5.50/6.50.

Die Frage nach Herkunft und Frühentwicklung unserer Stämme hat für uns neuerlich an Bedeutung gewonnen, da wir die Grundelemente unserer Volksmerdung seit der Aufnahme der Rassenidee einer neuerlichen Durchleuchtung unterziehen müssen.

Wais stellt in seinem Buch zuerst die Alamannen, dann die spätrömischen Verhältnisse in Südwestdeutschland dar, um das Auseinanderstoßen der Alamannen und Römer, ihre Auseinandersetzung, zu schildern. Für die germanische Volksgeschichte sowie für die Frage der „römisch-germanischen Kontinuität“ kann man also von diesem Buche allerhand erwarten. Der zweite, archäologische Teil und der dritte sind in der Tat mit der Sachkenntnis

des Althistorikers geschrieben, während der erste Teil (Die Alamannen) doch Wünsche offen läßt.

Das Entscheidende einer solchen Untersuchung ist, daß Herkunft, rassische und soziologische Struktur eines derartigen Volkes so umfassend wie nur möglich dargestellt werden. Wais faßt daher zuerst die Herkunftsfrage an. Über kein germanisches Volk fließen die Quellen so reichlich wie über die Alamannen, und trotzdem ist ihre Herkunft umstritten. Die einen sehen sie als ein Völkergemisch, die anderen als einen einheitlichen Stamm an. Wais neigt der letzteren Ansicht zu, erschöpft aber die Möglichkeit der Klarstellung nicht. So liegen Fundberichte vor, die uns die Alamannen als auffallend langschädlig, schmalgesichtig und groß darstellen, woraus doch eine Art Bautypus hervortritt und die Vermutung der Einheitlichkeit eine starke Bestätigung erhält. Auch die Beschaffenheit ihres Hausgewerbes und die gewisse physio-gnomische Linie ihres Auftretens, dies alles deutet in eine Richtung.

Abgesehen ist ihr Name mit dem keltischen Bereich in Verbindung gebracht worden. E. Heyck hat dargetan, daß der Name mit Alah zusammenhänge, also Leute des Heiligtums bedeute (vgl. meine Grundlagen, Seite 286). Dies wäre zu prüfen gewesen. Stimmt diese Ansicht, dann ist klar, daß es sich um ein Volk aus sehr eindeutiger, ja geradezu einheitlicher Blutwurzel handelt, denn Rasse und Kult sind in den frühesten Anfängen eines solchen Volkes eng beieinanderliegende Dinge. Die Tatsache, daß die Alamannen eine Sippenverfassung besaßen, die staatsrechtliche Bedeutung hatte, spricht ebenfalls dafür. Allerdings hat Wais gerade diese Seite der Volksverfassung, die er nur kurz erörtert, viel zu wenig tief angefaßt. Er kann über die in meinen „Grundlagen“ vorgelegten Dinge nicht hinaus, ja, er bleibt hinter deren Problematik weit zurück. Gut ist die Darstellung des äußeren Vorganges der Landnahme, dem er dann eine Schilderung der Siedlungsverfassung (Sturform, Ortsnamen, Hausformen, Reihengräber, Dorfgemeinschaft) folgen läßt. In den siedlungsgeographischen Belangen allerdings ist der Verfasser weniger zu Hause; so hat er auch die gegebenen Möglichkeiten zu wenig ausgeschöpft. Er zitiert meine „Grund-

lagen“, greift aber aus ihnen gerade das ausschlaggebende und erschöpfende nicht heraus, obwohl er sich mit denselben Fragen bemüht. Es wäre eine sehr lohnende Aufgabe, wenn der ganze Reihengräberbestand einmal für eine Darstellung der Dorfgemeinde der Alamannen systematisch ausbeutet würde, wie es Wais parallel zu mir, aber auch nur in Umrissen, versucht.

Der zweite Teil „die römische Gegenseite“ ist sehr gut, hier ist der Verfasser sichtbar zu Hause. Die Hauptfrage ist die völkische Zusammensetzung des alemannischen Landnahmerraumes zu der Zeit, als die Römer ihn befrachten und dann allerdings auch, als sie ihn verlassen mußten. Die Klärung dieser Verhältnisse gehört ja zu den Grundlagen des späteren alemannischen Stammeslebens. Zu den ältesten Vorfürkern gehören in Alemannien aber auch die Schnurkeramiker, deren Spuren Wais nicht nachgegangen ist. Sie saßen ja im ganzen mittleren und unteren Neckarlande (vgl. Karte 33 meiner Grundlagen). Es entsteht die Frage, ob der für den schwäbischen Rassetypus bezeichnende fällische Einschlag auf sie oder eine spätere Sachsenumfiedlung zurückzuführen ist. Es wäre vielleicht von Wert, eine genaue, nach der Punktmethode gezeichnete Karte der schnurkeramischen Funde mit der römischen Einteilung der civitates und salus zu vergleichen; denn die Römer folgten ja bei ihrer Verwaltungsorganisation den ethnographischen Verhältnissen. Eine genaue Kartierung dieser oder der späteren Fundperioden ließe vielleicht auch einen Blick in die Fragen der „helvetischen Ode“ werfen. Wais hat hier übrigens vieles der alten verfehlten Ansichten abgebaut. Vor allem gilt dies auch von den bisher sehr umstrittenen Fragen nach den Gründen des späteren Hervortretens der gallischen und germanischen Kulturformen durch die ältere römische Schicht. Ich glaube, wir müssen allerdings noch stärker den Verfall der römischen Blutskraft ins Treffen führen. Die Ideen von Seeck (Untergang der antiken Welt) müssen zur breiten Grundlage kommender Forschungen werden. Die Germanisierung des Römischen Reiches, vor allem in solchen Randzonen, wie jenen Süd- und Westdeutschlands, war vor der Landnahme bereits eine viel weitergehende, als man heute

allgemein noch annimmt. In die Landräume und Gesellschaftsstufen der versagenden römischen Blutskraft begannen die Germanen schon in nachaugustäischer Zeit einzurücken. In vorliegendem Falle wäre auch die von P. Götter aufgeworfene Frage der Nachbestatungen, die die Alamannen in ältere germanische Gräber in Württemberg vornahmen (vgl. meine Grundlagen, S. 226 ff.) eingehend zu erörtern gewesen, denn seit 1921, da Götter diese wichtige Idee vorlegte, sind doch fast 20 Jahre ertragreicher Bodenforschung verstrichen (1). Hier handelt es sich allerdings um einen Vorgang, der die Zeit der Landnahme betrifft, aber Zustände anschnidet, die im tiefen Frieden des römischen Provinziallebens herrschten.

Der größte Abschnitt ist mit Recht der römisch-alemannischen Auseinandersetzung gewidmet; er ist der wichtigste des Buches und zugleich der beste (2). Sein Kernstück ist die Untersuchung des Schicksals der römerzeitlichen Siedlungen, die bei den Elmeskastellen beginnt, ins Innere des Landes vordringt und in den westlichen und südlichen Randzonen endet, also den Vormarschweg der Alamannen als Betrachtungsrichtung einschlägt. Diese Untersuchung zeigt, wie die Elmesorte, die einzeln genau untersucht werden, als Siedlungen in den Alamannenstürmen untergingen, während die weiter innen gelegenen Orte immerhin, wenn auch in sehr verschiedenem Grade, irgendwie besser erhalten blieben. Doch sei ihre Bevölkerung verflaut und unter die alemannischen Siedler verteilt worden. Der Gang dieser Untersuchung bestätigt meine auf ganz anderem Wege gewonnenen Ergebnisse, daß die Alamannen das Kernland am Elmes ausgeräumt haben. Ganz anders waren die Verhältnisse jenseits des Rheins in Elsaß und Schweiz. Dort hielten römerzeitliche Orte durch und die Alamannen siedelten dann um sie herum.

Dieses Ergebnis ist von grundsätzlicher Bedeutung für die späteren Verfallsvorgänge innerhalb des Alamannenstammes geworden. Sehr richtig sieht Wais auch in der Wegnahme des Nordstückes 496 einen Grund, warum das Elsaß, das nun hinter dem Schwarzwald vom übrigen Alemannien getrennt lag, bald eigene Wege ging. Für die Erkenntnis dieser Gründe des Auseinander-

alles des Alamannenlandes liefert dieses Buch wertvolle Einsichten. Man empfindet, daß wir heute, im Zeitalter des alles überwindenden Verkehrs, die Aufgabe, aber auch die beste Möglichkeit haben, das Alamannenland durch einen einigenden Mittel- und Sammelpunkt von seiner jahrhundertalten Zersplittertheit zu befreien und diesem vielseitigen und reich begabten Stamme endlich die äußeren Möglichkeiten zu geben, das Große zu leisten, wozu er befähigt ist, sobald er alle seine Kraft zusammenfassen kann, was ihm bisher nur vorübergehend gegönnt war.

A. Helbok

(1) S. 126 kommt Wais allerdings von einer anderen Seite her darauf zu sprechen. — (2) Sehr lesenswert und neue Arbeitswege eröffnend ist die Darstellung der kulturellen Auseinandersetzung, S. 120 ff.

Germanisches Volkserbe im Alamannendorf Wintersweiler. Schriftenreihe Deutsches Ahnenerbe, B, Bd. 2, Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin 1940. NM. 6.50/7.50.

Es handelt sich hier um eine Gemeinschaftsarbeit von Studenten aus dem Reichsberufswettbewerb 1937/38.

Wintersweiler ist, wie hier überzeugend nachgewiesen wird, eine Siedlung, die aus dem typischen Vorgang der Weilerorte herausfällt. Es stellt eine Erneuerung eines Ingendorfes der Landnahmezeit dar, das abgegangen (Wübingen) war. Das Grundwort weiler war zur Zeit der Erneuerung (9. Jh.) in Mode gewesen und wurde daher zur Namensgebung herangezogen. Der Ort in seiner neuen Gestalt gehört also dem 9. Jh. an, wie alle Weilerorte des Westens. Der Nachweis dieses außerordentlichen Vorganges gelang durch Heranziehung der Flurbilder, die so angeordnet sind, daß die Nachbardörfer Welmilingen, Blansingen und Hüttingen mit Wintersweiler in der Form eines vierteiligen Wappenschildes nebeneinander liegen, der Boden von Wintersweiler also im Gefüge einer Vierdörfergruppe der Landnahmezeit des Typs -ingen liegt. Es wäre wünschenswert gewesen, wenn Wichtigstes über die drei Ingendörfer und außerdem über die Flurform aller vier Dörfer vorgelegt worden wäre. (Mir ist bekannt, daß zwei der drei Ingendörfer, Welmilingen und Hüttingen, bereits

763 genannt sind und seit der Jungsteinzeit Kunde sowie Germanengräber aufweisen. Das dritte, Blansingen, tritt erst 1094 urkundlich auf, es ist aber auch seit der Jungsteinzeit im Fundbild der Vorzeit.)

Da sonst die Weilerorte, wie ich nachgewiesen habe, der frühesten Periode des Landesausbaues angehören und meist nicht auf dem günstigen Boden der Landnahmezeit liegen, ist Wintersweiler eine abweichende Analogiebildung geworden. Einzelheiten in dem Nachweise dieses Vorganges sind allerdings falsch. So ist nicht die „französische Volkskunde“, sondern der Germanist Behaghel der Schöpfer der Theorie vom römischen Ursprung der Weilerorte. Und die Heranziehung der Namensform der Ingendörfer zur Deutung einer Siedlung als Sippen-Siedlung ist unter Berufung auf John Meier falsch, man hat die Auffassung, Ingendörfer seien Sippenorte, aufgegeben; ich habe in meinen „Grundlagen“ dann allerdings andere Möglichkeiten, die Sippen-Siedlung zu ermitteln, nachgewiesen.

Durchaus veraltet ist auch die Ansicht, daß das Gewannflurdorf das „Urdorf der Völkerverwanderungszeit“ sei. Seit den Darlegungen von Steinbach, Martiny und mir und neuerdings von Hömberg denken wir anders über diese Idee Weizens. Unhaltbar ist ebenso, daß das Zweiraumhaus nordischen Ursprungs sei, wenn man Grundrisse wie die auf Seite 45 ff. vorgelegten zum Ausgang nimmt. Es ist schade, daß bei dieser mit vielem Fleiße und gutem Geschick angelegten Untersuchung nicht ein erfahrener Siedlungsforscher zur Verfügung stand. Immerhin ist der Ertrag ein recht befriedigender, insbesondere was die Auswertung der späteren wehrhaften Volksverfassung und der Dingkultur des Dorfes für das germanische Ahnenerbe anlangt, womit ja das Ziel der Arbeit vielfach erreicht ist. Vielleicht wäre eine eingehende rassistische Untersuchung der vier Dörfer und weiter die sippenkundliche Bearbeitung ihrer Einwohner von wertvollem Ertrag gewesen. Diese Aufgabe könnte Gegenstand weiterer Arbeiten für den Reichsberufswettbewerb in Karlsruhe werden, um ein abgeschlossenes Bild einer bedeutsamen Dörfergruppe des Rheintals vorzulegen.

A. Helbok

Schriftenreihe „Deutsches Ahnenerbe“ / Reihe B: Sachwissenschaftliche Untersuchungen
Abt.: Arbeiten des Reichsberufswettkampfes der deutschen Studenten

Germanisches Volkserbe im Alamannendorf Wintersweiler

Reichsbeste Arbeit der Sparte „Deutsche Volksgeschichte“

Inhalt: Wintersweiler, eine germanische Siedlung der Landnahmezeit / Die Träger der Überlieferung im Wandel der Zeiten / Germanisches Erbe in Haus, Flur und Wirtschaft / Germanisches Geisteserbe im heutigen Wintersweiler

Großquart, 68 Seiten, 21 Kunstdruckabbildungen. Kart. NM. 6.50, Halbleinen NM. 7.50

Pressestimmen über Germanisches Volkserbe im Alamannendorf Wintersweiler:

Dorfbücher, Heimatkunden engerer Bezirke und ähnliche Bücher, die neuerdings in erfreulicher Zahl erscheinen, sind so recht geeignet, das immer lebhafter werdende Verlangen vieler nach Aufschluß über die Geschichte der engeren Heimat zu befriedigen. Die Bearbeiter sind durch Forschungen in der Literatur, den Archiven und im Orte selbst zu ihren Ergebnissen gekommen. Sie sehen in Wintersweiler eine germanische Siedlung der Landnahmezeit. Das Buch, das vom Verlag in Druck, Papier und Abbildungen glänzend ausgestattet ist, wird nicht nur dazu beitragen, die Jugend von Wintersweiler und seiner Umgebung zu arbeitsfähigem Deutschstum zu erziehen, wie es die Bearbeiter erwarten, sondern kann Lesern im ganzen alamannischen Gebiet lehrreiche Aufschlüsse geben.

Stuttgarter Neues Tagblatt, 18. Oktober 1940

Wer an der Zusammenstellung einer solchen Dorfschöpfung beteiligt ist, sei hier nachdrücklich hingewiesen auf eine Schrift, die ihm wegen der vorbildlichen Behandlung des Gegenstandes manchen Fingerzeig geben kann, auf den Beitrag „Germanisches Volkserbe im Alamannendorf Wintersweiler“, eine Reichsbestarbeit im Reichsberufswettbewerb der Studenten. In den vorzüglichen zahlreichen Abbildungen der geschmackvoll ausgestatteten Schrift tritt uns dieses Volkserbe anschaulich entgegen.

Niedersächsische Tageszeitung, Hannover, 30. Juli 1940

Verlagsankündigungen kostenlos vom

Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11

In Kürze erscheint die zweite neu bearbeitete Auflage von:

Schriftenreihe „Deutsches Ahnenerbe“ / Reihe B: Sachwissenschaftliche Untersuchungen
Abteilung: Studentische Arbeiten der deutschen Universitäten, Hoch- und Fachschulen, Band I

Gerhard Julius Wais / Die Alamannen

in ihrer Auseinandersetzung mit der römischen Welt. Untersuchungen zur germanischen Landnahme

8°, 247 Seiten. Kartiert NM. 5.50, Halbleinen NM. 6.50

Pressestimmen zu Wais „Die Alamannen“:

Die Untersuchungen von Gerhard Wais erstrecken sich auf die Vorgänge, die eigentlich erst zur Bildung eines alamannischen Stammes führten; sie reichen insofern über die Stammesgeschichte hinaus, als mit dem Vorstoß der Alamannen über den Elbes dem Römertum zum ersten Male ein Grenzgebiet für immer entziffen und ein allgemeiner Aufbruch der Germanen gegen das Römertum eingeleitet wurde. Walter Hehr, „Das Reich“, 4. Mai 1941

Wais stellt in diesem tüchtigen Erstlingswerk die literarischen und monumentalen Zeugnisse über die Alamannen sorgfältig zusammen und gibt eine kritische Einführung in die wissenschaftliche Arbeit, die dem Gegenstand gewidmet worden ist. In drei Hauptabschnitten behandelt er zuerst die Alamannen selber, dann die „römische“ Gegenseite und schließlich ihre Auseinandersetzung. Besonders eindringend untersucht er den Verlauf und die Folgen der beiden „Landnahmen“ und Neuanordnungen, der ersten nach dem Fall des Elbes im Jahre 260 und der zweiten nach dem endgültigen Einbruch über den Rhein im 5. Jahrhundert. Zugrunde gelegt ist eine sorgfältige Auswertung der Flurformen, Haustypen, Gräber, Dorfgenossenschaften auf der alamannischen Seite, des erkennbaren Wirtschaft- und Kulturstandes auf der Gegenseite. Felix Stähelin, „Zeitschrift für Schweiz. Geschichte“, Heft 1, 1941

Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11

Hauptverleger: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Pöcklerstr. 16. Anzeigenleiter: Gerda Widnberg, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11. Buchdruck Kasper & Gellwey, München. Offsetdruck J. P. Himmer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Neudinger, Augsburg.

Das Erbe der Ahnen

dem deutschen Volke in Wort und Bild zugänglich zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfaßt daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere Ahnen auch heute empfangen:

Erbe, Glauben, Tat.



Verlags-Prospekte erhalten Sie in jeder Buchhandlung oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem



Germanien

Monatshefte für Germanenkunde

Heft 7 / Juli 1941

RM 0.60

Inhaltsverzeichnis

J. D. Plassmann	Die Ostpolitik König Heinrichs I.	241
S. Cornelius	Zur Vorgeschichte des Zweikampfes	249
Alfred Dieck	Kreise mit Zacken	252
Heinz-Joachim Graf	Die Runennamen als sprachliche Be- lege zur Ausdeutung germanischer Sinn- bilder	254
Hans-August Herrmann	Formgut und Sinnbildgehalt der Brett- ausschnitte und Siebellsen holsteini- scher Bauernhäuser (Schluß)	259
Ph. v. Sülzburg	Die Stufenpyramide in Südamerika	266
Erwecker der Vorzeit	Edmund Webers 70. Geburtstag	272
Aus der Forschung	Zur Runenforschung 1938-1939	273
Aus der Landschaft	Volkstanz an alten Bienenstöcken	275
	Ein Stufenbaum im Lipper Lande?	276
Die Bücherwaage	Erich Keyser: Geschichte des deutschen Weichsellandes	277
	Friedrich Schmidt: Das Reich als Auf- gabe	277
	Alfred Stange: Der Schleswiger Dom und seine Wandmalereien	278
	Willy Krogmann: Die Schleswiger Truthähne	278
	Kurt Eick: Deutsche Gestalter und Dre- her im Osten	280

Den Umschlag gestaltete Eugen Herdinger, Augsburg, unter Verwen-
dung eines Motivs aus dem Dom zu Schleswig.

»Germanien« Monatshefte für Germanienkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und
Lehrergemeinschaft »Das Ahnenerbe«. Hauptchriftleiter: Dr. J. D. Plassmann, Berlin-Dahlem,
Pücklerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11.

13. Jahrgang, Neue Folge Band 3, Heft 7.

Bezugspreis: Einzelheft RM. - 60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post RM. 1.80. Zah-
lungen: Postcheckkonto Leipzig 9978. - Bezug durch Post sowie durch den Buch- und Zeit-
schriftenhandel. - Beilagen und Anzeigen werden z. Z. nach Preisliste 1 berechnet. - Falls
bei Postzustellungen unserer Zeitschrift »Germanien« Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten
wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag,
Berlin-Dahlem, zu beanstanden.

J. D. Plassmann: Die Ostpolitik König Heinrichs I.

In den fünf Jahren, die seit der Jahrtausendfeier für König Heinrich vergangen sind,
haben wir es erlebt, daß der völkische Lebensraum, den König Heinrich dem deutschen
Volke erkämpft oder wenigstens vorgezeichnet hat, mit überraschenden, und in ihrer
Bedeutung noch kaum voll begriffenen Schlägen wieder zu einer gewaltigen völkischen Einheit
zusammengefügt worden ist. So sehr wir dies dem Genie eines Mannes und seiner Mit-
kämpfer verdanken, so sehr sind wir doch auch von dem Gefühl durchdrungen, daß dieser eine
Mann die Kraft zu seinem Werke aus dem Bewußtsein geschöpft hat, der Volkstreuer eines
ewigen völkischen Gesetzes zu sein; eines Testamentes, das die großen Vorkämpfer ohne Brief
und Siegel den Verurteilten nach ihnen hinterlassen haben. Eines Testamentes, das gültig und
verpflichtend bleibt, auch wenn es Jahrhunderte hindurch unerkannt und unerfüllt blieb oder
sogar verachtet und abgelehnt wurde, und nur als Mahnung in den Herzen derer lebte, deren
heißes Wollen und Wünschen aus der Stimme ihres Blutes und ihres deutschen Herzens
kommt.

Wenn wir also heute König Heinrich als den wahren Gründer des wahren Deutschen Reiches
feiern und ehren, so hat das mit einer zeitbedingten Geschichtsmode gar nichts zu tun. Es ist
der Gleichklang der Herzen, der Gleichklang des politischen Willens und auch des männlichen
Empfindens, das uns mit jener Zeit vor tausend Jahren, mit seinem großen Heiden und mit
dessen treuen Mitarbeitern verbindet, unter denen sich zum ersten Male mit lebendiger Deut-
lichkeit Gestalten abheben, die in ihrem Tun, in ihrem Fühlen und Wollen ausgeprägte Ver-
treter ihres Stammes sind, so wie sich diese Stämme heute noch als Grundbestandteile des
gesamtdeutschen Wesens offenbaren; und die doch auch zum ersten Male, jeder in seiner Art,
als echte und wahrhafte Deutsche in die Erscheinung treten. Schon solche Persönlichkeiten be-
weisen es dem sicheren und unbefangenen Gefühl, daß es nicht nur eine staatsrechtliche Kon-
struktion ist, wenn wir hier zum ersten Male von einem Deutschen Reich sprechen; die
Deutschtum dieses Reiches tritt sogleich auch in seinen führenden Männern menschlich greif-
bar in die Erscheinung. Der Mann, aber, der diesen Männern ihr deutsches Gesicht gab, indem
er ihnen eine deutsche Aufgabe stellte und sie durch die Macht seiner Persönlichkeit zum deut-
schen Handeln brachte, war König Heinrich, der Herzog der Sachsen.

Das Erbe, das er übernahm, als er 919 zum König des ostfränkischen Reiches gekrönt wurde,
war trübe genug. Es war ein Landgebiet, das zwischen Rhein und Elbe, Eider und Alpen ein-
geklemt war; bewohnt von habenden Adelsgeschlechtern, die einen ständigen Kampf aus-
fochten zwischen den Trümmern der karolingischen Reichsverfassung und dem neu erwachten
Lebenswillen der deutschen Stämme. In den hundert Jahren seit dem Tode Karls war die
Kirche aus einer Dienerin zur Herrin und zum Vormund eines schwachen Schattenkönigtums
geworden, die Intrigen und Verrat als Mittel der Politik handhabte; die einen lebensfremden
Zentralismus dem völkischen Empfinden der Stämme entgegensetzte, deren Herzogen sie mit
instinktiver Feindschaft gegenüberstand.

Und doch war dies stammesstümliche Herzogtum das einzige politische Element, das noch zu-
sammenhängende politische Gebilde zu schaffen vermochte: hätte diese, aus der germanischen
Vorzeit überkommene politische Urkraft damals nicht mehr gelebt, so hätte sich schon damals
das ostfränkische Rumpfreich in hunderte von Einzelgebieten aufgelöst, wie es siebenhundert
Jahre später geschehen ist. Diese politischen Blöcke, die von den Stämmen gebildet wurden,
waren denn auch die Sammelpunkte aller gesunden Abwehrkräfte. Die Rettung Deutschlands,
seine endliche Einigung und sein politischer Aufstieg ist also nicht gegen die Stämme erfolgt,
wie es fast immer dargestellt wird, sondern durch die Stämme, die selbst den einzigen festzu-
sammenhängenden politischen Baustoff abgegeben haben. Es war die Rettung des festländi-
schen Germaniens, unseres Deutschlands, daß es dem karolingischen und kirchlichen Imperialis-
mus nicht gelingen war, diese gewachsenen politischen Gemeinschaften zu zertrümmern, die

sich nun wieder aus sich zusammenschlossen und die Aufgaben übernahmen, die die zerfallene karolingische Gewalt nicht mehr erfüllen, sondern nur noch behindern konnte. Zwar hat damals jeder einzelne Stamm die Sonderaufgaben übernommen, die seinen Belangen am nächsten lagen. Aber hätten die Sachsen nicht ihre Elaven- und Dänengrenze verteidigt; hätten die Baiern nicht in endlosen Grenzkämpfen ihr Land gegen die räuberischen Ungarn verteidigt, und hätten die Schwaben nicht den westfränkischen Raubgelüsten am Oberrhein Halt geboten, so wäre an all diesen Grenzen das Reich selbst ohne jeden Schutz gewesen. In diesen Kämpfen, in denen sie oft genug von den karolingisch-kirchlichen Mächten noch gehemmt wurden, haben die Stammesgemeinschaften ihre Lebensberechtigung für immer erwiesen. Daß aber die einigende Macht, die aus dem allgemeinen Zusammenbruch eine neue Ordnung heraufführte, die alle deutschen Stämme zusammenfügte, das Reich um die Hälfte seines bisherigen Umfangs erweiterte und ihm den inneren Antrieb zu noch weiterer Ausdehnung gab – daß diese Macht aus dem ältesten und der Urzeit am meisten verbundenen deutschen Stammesgebiet hervorging, das war mehr als Zufall. Es war die Erfüllung eines inneren Gesetzes, indem sich die Stämme Germaniens um ihren ältesten und natürlichsten Schwerpunkt sammelten.

Das war das Werk eines Mannes, der mit seiner Lebensaufgabe das Gesetz seines alten Stammes und des neuen Reiches zugleich erfüllte. Es lag in der Natur dieser Aufgabe, daß einer ihrer wesentlichsten Bestandteile eine bewußte Ostpolitik sein mußte. Ja, man kann erst seit König Heinrich überhaupt von einer aktiven Ostpolitik im eigentlichen Sinne sprechen; denn dieser Osten bedeutete ja für ein Reich, dessen Schwerpunkt zwischen Rhein und Elbe lag, etwas ganz anderes als für das karolingische Reich, dessen Mittelachse der Rhein mit seinen Nebenflüssen war. Für dies westlich bestimmte Reich war die Elbe eine Grenze, eine angeblich natürliche Grenze; wie überhaupt die Ströme für verschiedene Staatssysteme mit verschiedener innerer Ausrichtung eine sehr verschiedene Bedeutung haben. Für imperiale Staaten mit machtpolitischen Denken sind die Ströme Grenzen, an denen man haltmacht, Befestigungen anlegt, um die Grenzen zu verteidigen oder um darüber hinaus bis zu einer weiteren, angeblich natürlichen Grenze vorzustoßen. So hatte das westfränkische Königtum, unbewußt auf den Spuren des römischen Imperiums wandelnd, die Rheingrenze angestrebt und sie in den Zeiten des Verfalles im Ostreiche auch erreicht, indem es den linksrheinischen Teil des lotharingischen Zwischenreiches vom germanischen Ostreiche abtrennte. Für ein lebendiges, siedelndes Volkstum aber sind Flüsse und Ströme etwas ganz anderes: sie sind Lebensadern des Volkstums, denn siedelndes Volkstum dehnt sich immer beiderseitig der Ströme auf der Achse des Flußlaufes aus, der das Volksgebiet als verbindende und belebende Ader durchströmt.

Hier liegt ein scheinbar nur äußerlicher, in Wirklichkeit aber lebensgesetzlicher Unterschied zwischen dem germanischen Stammesreich und dem Imperium römischer Prägung. Das Römische Reich wurde von großen Strömen begrenzt, an denen Kastelle und allenfalls Brückenköpfe lagen. Die germanischen Stammesstaaten aber und ihre Großreiche haben sich ausnahmslos um die Ströme als Lebensadern und Achsen gebildet: Das Großreich der Franken, vom Niederrhein ausgehend, den Mittelrhein und seine Nebenflüsse Mosel und Main aufwärts; der Stammesstaat der Schwaben um den Oberrhein und den Neckar, der bairische um die Donau und seine Nebenflüsse.

Der Stammesstaat der Sachsen aber hat sich um die Weserlinie gebildet, die immer die beherrschende Mittelachse gewesen ist, solange der Stammesstaat bestand. In diesem Gebiete lag ja Marklohe, die Dingstätte des ganzen Stammes. Bei all diesen Stämmen bildet (vom Lech abgesehen, bei dem eine besondere Entwicklung vorliegt) der Strom an keiner Stelle eine Grenze, er wird überall von den Stammesgrenzen überschritten.

Das kann kein Zufall sein, es ist vielmehr ein germanisches Lebensgesetz, das man mit der Bezeichnung „geopolitisch“ nur unzulänglich kennzeichnen würde; denn ich glaube, daß verschiedene Völker verschiedene geopolitische Gesetze haben können. Es muß auf dem besonderen Verhältnis beruhen, das der Germane zu seinem Lebensraume hat, und so gibt Arndts be-

rühmtes Wort „Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“ ein allgemeines germanisches Lebensgesetz wieder. Und wenn wir König Heinrichs Politik in ihren ganz großen Zügen verfolgen, so ergibt sich die überraschende Tatsache, daß er bei der Schaffung und Wiedergewinnung des deutschen völkischen Lebensraumes im Grunde überall dies germanische Lebensgesetz wiederhergestellt hat. Hier liegen auch die Wurzeln seiner Ostpolitik, die man auch als Elbe-Politik bezeichnen könnte: sie war nämlich darauf gerichtet, aus diesem urgermanischen Ströme wieder das zu machen, was er seit den Urzeiten bis vor dreihundert Jahren gewesen war: aus einer Völkergrenze wieder eine Ader des germanisch-deutschen Volkstums. Es wäre eine müßige Frage, ob Heinrich bei der Durchführung seiner Politik sich etwa solcher Gesetze bewußt gewesen sei und so eine bewußte „Geopolitik“ getrieben habe. Staatsmänner handeln nicht nach abstrakten Theorien, sondern aus intuitiver Einsicht in das Lebensnotwendige; denn in ihnen wird ja der unbewußte Lebenswille und die Lebensnotwendigkeit des Volkes zum bewußten Willen. Und doch ist es wunderbar, wie ein einziger Mann aus einem zwischen vier Strömen eingegengten Kumpffstaate ein organisches Reich, und aus den Grenzen von ehedem wieder Lebensadern gemacht hat. Seine Genialität wird daran sichtbar, daß er nicht für eine Westpolitik oder für eine Ostpolitik oder für eine Nordpolitik sich entschieden hat – daß er vielmehr immer den Blick auf das Ganze gerichtet hielt und die gesamte Grenzpolitik je nach Lage der Dinge aufeinander abstimmt. Für ihn bedeutete das freilich, daß er sich im Feldlager im Havelland von reitenden Boten über alle Vorgänge in Lotharingen unterrichten lassen mußte; daß er mehr als einmal in rasendem Ritt von Merseburg nach Köln oder Lüttich und zurück reiten mußte, und daß seine Boten doch jederzeit wissen mußten, wo sie ihn erreichen konnten. Mehr als einmal ist er auch mitten aus dem Elavenkrieg nach Lotharingen geritten, wenn es galt, mit geschickter Hand unläßliche Fäden zu entwirren oder sie mit dem Schwerte zu durchhauen; und bei keiner Unternehmung ließ er das Ganze aus dem Auge. Diese gleichzeitige Ost- und Westpolitik ließ sich nur auf einer sicheren Machtgrundlage treiben, wie sie ihm sein sächsisches Herzogtum bot. War es für seine Ostpolitik wichtig, daß sein persönlicher Machtbesitz im Harzgebiet und im Merseburger und Thüringer Gau am stärksten war, so war das westfälische Gebiet für ihn die lebensnotwendige Brücke zum Rhein. In diesem Lande lagen wichtige alte Königshöfe wie Dortmund, Soest u. a., und auch die Besitzungen seiner Gemahlin Mathilde, vielleicht die alten Erbgüter Widukinds. Sie lagen – und das ist vielleicht mehr als ein Zufall – in demselben Gebiete, das viel später für den preussischen Elbstaat die Brücke zum Rheine bildete, und mit deren Hilfe endlich der aus der Elbmark erwachsene brandenburgische Staat zum größten Rheinstaat und zum Hüter der deutschen Westmark wurde. Auf dieser Linie, die im wesentlichen wohl durch den uralten Hellweg gezeichnet wurde, spielten sich seine militärischen und politischen Operationen ab, die gleichzeitig seiner Ost- und Westpolitik dienten.

Eine solche West-Ostpolitik ließ sich freilich nur dann treiben, wenn die beiden Flanken nach Norden und nach Süden gesichert waren, und wenn im Zusammenhange damit die beiden Stämme, die den südlichen Teil der West- und der Ostgrenze innehatten, wieder mit dem Reiche verbunden wurden. Schwaben und Baiern waren durch die verhängnisvolle Bischofspolitik eines Hatto von Mainz und eines Salomo von Konstanz dem Reichsgedanken entfremdet; nicht weil diese Stämme nicht deutsch fühlten, sondern weil der Reichsgedanke ein undeutscher war.

In wenigen Jahren ist es Heinrich gelungen, Schwaben und Baiern auf einer neuen Grundlage mit seinem Reiche zu verbinden; durch eine freie und männliche Vereinbarung mit den Herzögen, die wahrlich keine schwachen und nachgiebigen Partner waren, sondern ausgeprägte und eigenwillige Vertreter ihrer Stammesart. Aber gerade darum konnte sie ein König, der selbst das Urbild seines eigenen Stammes war, ehrlich überzeugen. Schwaben und Baiern sind seitdem nie wieder dem Reiche entfremdet worden; es war ein neuer Bund, der mit dem karolingischen Imperium nichts mehr gemein hatte. Unter den Schöpfen des Reiches aber verdienen neben Heinrich der Schwabenherzog Burkhard und der Baiernherzog Arnulf immer in Ehren genannt zu werden.

Heinrich gewann mit dieser inneren Einigung wieder das, was Deutschland seit langem nicht mehr gehabt hatte: eine einheitliche Westfront und eine einheitliche Ostfront. Es dauerte nur wenige Jahre, bis er zunächst an der Westfront einen vollen und wieder für ein Jahrtausend gültigen Sieg erröckten hatte. In den Jahren 923 und 925 gelang ihm die Wiedervereinigung des lotharingischen Herzogtums mit dem Ostreich, das von nun an wirklich ein Deutsches Reich war. Wenn man bedenkt, daß in dem groß-lotharingischen Herzogtum die Städte Köln, Aachen, Trier und Antwerpen lagen, so kann man den gewaltigen Zuwachs an Macht und auch an Wirtschaftskraft ermessen, mit der diese Erwerbung verbunden war. Er sollte ungesäumt anderswo eingesetzt werden; an einer Stelle, die Heinrichs Herzen vielleicht am nächsten stand.

Mitten aus den Kämpfen und Arbeiten zur Sicherung der Westmark war Heinrich im Jahre 924 durch einen gewaltigen Angriff von Osten her unterbrochen worden. Hinter der slawischen Macht, die vom Limes Saxonicus in Holstein die ganze Elbe und Saale entlang bis südwärts in Kärnten und Bietraul ihren ständigen Druck auf die germanische Abwehrfront von den nord-elbischen Sachsen bis zu den Langobarden hinunter ausübte, stand in der Donautiefebene das Steppenvolk der Magyaren, das unter geschickter Ausnutzung der Wirren in Europa und unter Einfaß seiner überlegenen Reiterartillerie ganz Europa unter ständigem Terror hielt und ein Jahrhundert lang jeden wirtschaftlichen und politischen Aufbau verhinderte. Wie noch in neuester Zeit feindliche Mächte sich unter den slawischen Völkern an der Elbe einen Bundesgenossen und Brückenkopf zu sichern mußten, um von ihm aus seinen Angriff in das Herz Deutschlands und Europas vorzutragen, so hatten auch die Magyaren sich mit den slawischen Dalemizingern verbündet, die an der mittleren Elbe bis zur Saale saßen und den Steppenvölkern das Einfallstor nach Thüringen und Sachsen öffneten. Mit diesem Volke hatte Heinrich eine alte Feindschaft; mehr als einmal hatten sie den ungarischen Feind ins Land gerufen, und den Untergang des sächsischen Heeres in der Normannenschlacht von 880 hatten sie selbst zu einem Einfall in Thüringen benutzt. Schon 906 hatte Heinrich als junger Herzogssohn einen Gegenstoß gegen sie unternommen und war bis zur Elbe vorgestoßen, aber die endgültige Abrechnung stand noch aus.

Im Jahre 924 waren sie es wieder, die dem gefährlichsten Feinde das Einfallstor öffneten, durch das ein starkes Ungarnheer über Thüringen nach Sachsen vorstieß, wo sie Heinrich, mitten aus dem westlichen Handelshandelsverkehr herausgerissen und dazu fränk, in der Pfalz Werla erwarbete. Dort wurde jener berühmte Vertrag geschlossen, in dem die Ungarn gegen Auslieferung eines gefangenen Führers und gegen einen Tribut für neun Jahre auf einen Einfall in Sachsen verzichteten. Dieser Vertrag erschien als die größte Schmach, die der König bisher auf sich genommen, und doch bildete er den Wendepunkt nicht nur für die Westpolitik, sondern auch für die östliche Politik des neugewordenen Deutschen Reiches. Man hatte den Frieden mit Geld erkaufte, man hatte den Bayern die Abwehr der Magyaren selbst überlassen; aber der Erfolg gab dem Könige recht. Ein Jahr später war die Westmark weit über das deutsche Sprachgebiet hinaus mit dem Reiche vereinigt und hier die notwendige Rückendeckung gewonnen. Und gleich darauf begann jene große Heeresreform, die mit einer Reform des Befehlswesens Hand in Hand ging, und die nicht nur der späteren Abwehr der Ungarn diente, sondern der ganzen Ostpolitik des Reiches für immer ein anderes Gesicht gab.

Die karolingische Reichspolitik hatte aus ihrem westlichen Gesichtskreis heraus die Elbe niemals anders denn als eine gegebene Grenze betrachtet, die zu sichern war, aber über die man niemals ernstlich hinauszukommen dachte. Seitdem die Slawen, den ausgezogenen Germanen folgend, das Land an der Weichsel und der Oder besetzt hatten, um nun gegen die Elbe zu drücken, die sie an mehreren Stellen bereits überschritten hatten, standen die Germanen, die Sachsen im Norden, in der Mitte die Thüringer und weiter südlich die Oberfranken, andauernd in der Verteidigung. Im Norden, am sächsischen Limes standen die Obotriten den Sachsen gegenüber; weiter südlich bis zu den Havelseen Redarier und Wilzen, beiderseits der mittleren Elbe die Sorben, zu denen die Dalemizingen gehörten, und im böhmischen Kessel die Tschechen. Kaiser Karl hatte die Sachsen vielleicht nur dadurch bezwingen können, daß er

diesen Feind im Rücken gegen sie in Bewegung setzte; und wirklich hatten die Obotriten als seine Verbündeten schon den sächsischen Grenzwall in Holstein überschritten, und die letzten nordelbischen Sachsen saßen in der Zange zwischen Dänen und Slawen. Die deutsche Elbfront war also im Norden von den Dänen flankiert; im Süden stand ihr die schwer angreifbare böhmische Feste gegenüber, und hinter dieser Front standen die Ungarn jederzeit zu überwachenden Vorposten bereit.

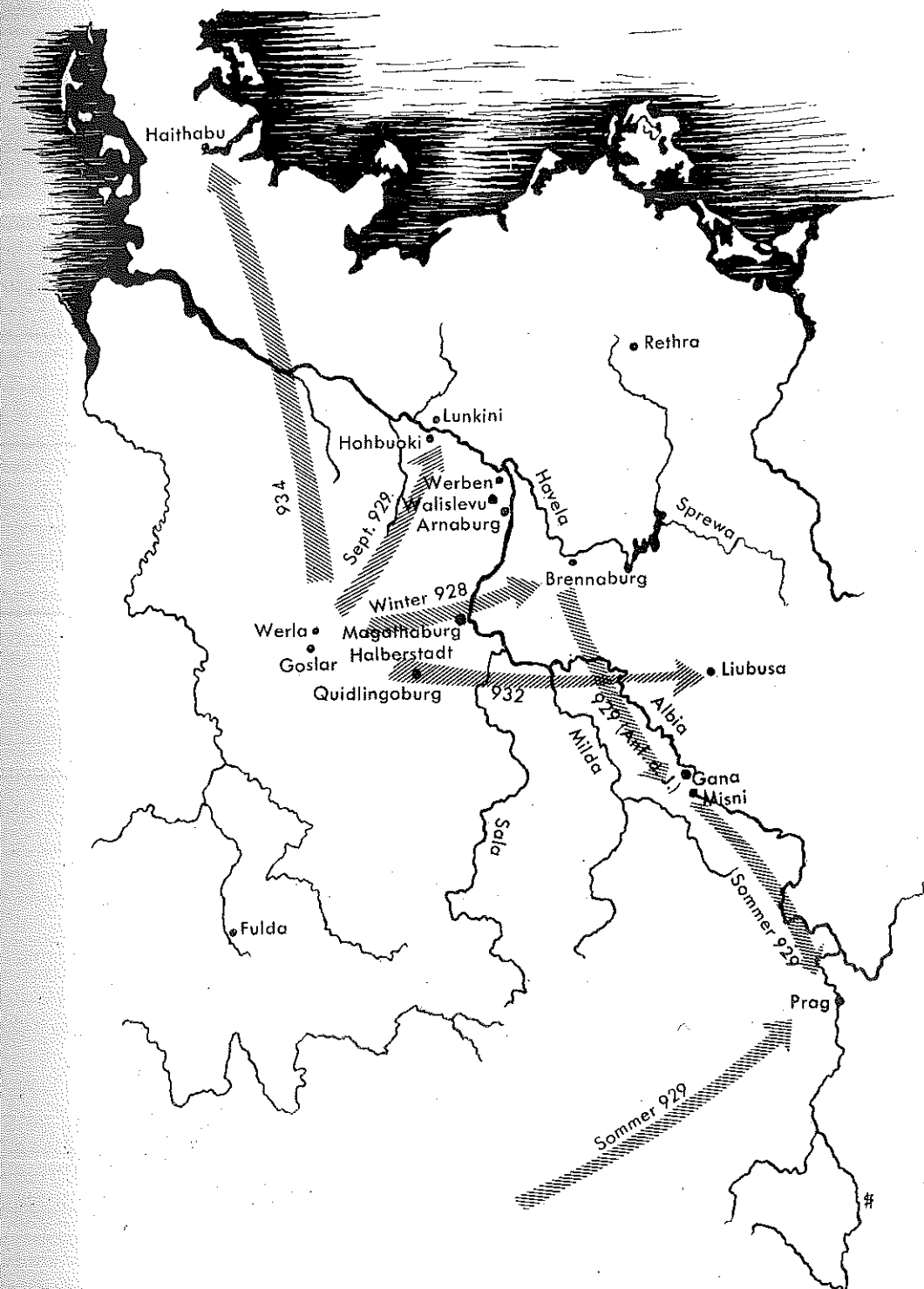
Die Politik von Kaiser Karl hatte sich darauf beschränkt, die Elbe durch Sicherung der Hauptübergänge zu beherrschen; er dachte nicht daran, diese Grenze aufzurollen, nur den nord-elbischen Teil wollte er erobern, nicht, um von da die Elblinie beiderseitig zu beherrschen, sondern um Widerstandsnester auszuräumen und die Brücke zum heidnischen Norden in die Hand zu bekommen. Schon einmal war die Elbe als Grenze eines römischen Imperiums aufesehen worden; aber dieser Versuch, dessen Gelingen die römische Reichsgrenze um etwa 500 km verkürzt hätte, war durch die Erhebung des Arminius zunichte gemacht worden. Schon für Arminius hatten sich die späteren großen Fragestellungen abgezeichnet, als er sich mit Marobod auseinanderlegen mußte, der die nach Süden offene böhmische Bergfeste beherrschte, in der sich schon damals auf dem Wege über Thüringen niederdeutscher Einfluß geltend machte. Neben den westslawischen kreuzten sich hier in der Zwischenzeit noch andere Einflüsse; nordisches Eindringen elbaufwärts ist wohl an den Ortsnamen auf -by festzustellen, die wir mehrfach an der Elbe finden; und wenn sich auf dem Hradschin zu Prag ein Wikingergrab fand, so barg dies wahrscheinlich einen von Byzanz gekommenen Varäger. Auch kirchlich ist ja der Einfluß von Byzanz bis nach Böhmen vorgedrungen. Die mitteleuropäische Stellung Deutschlands ist also mit dem Besitze und der Beherrschung der Elblinie untrennbar verbunden. Diese Grundtatsache hat Heinrich während der Ungarnnot erkannt, und darauf hat er mit vorbildlicher Umsicht und Sicherheit seine Maßnahmen getroffen. Neun Jahre dauerte die Frist, die er von den Ungarn erlangte; aber schon nach kaum 5 Jahren war die Heeresreform durchgeführt und der Burgenbau wenigstens soweit vollendet, daß eine östliche Burgenkette als Ausgangsbasis für größere Unternehmungen dienen konnte. Heinrich beschloß, die gesamte Elblinie aufzurollen, um aus einem Aufmarschgelände für die Ungarn eine Operationsbasis für die deutsche Abwehr zu machen.

Unter den slawischen Festungen, die das Gebiet der Elbslawen beherrschten, war die Feste Brennaburg an der Havel, der Hauptort der zu den Wilzen gehörenden Heveller, die bedeutendste, weil sie nicht nur den Weg von der Elbe zur Oder beherrschte, sondern auch das Gebiet der Obotriten im Norden und das der Dalemizingen im Süden flankierte. Im Herbst 928 begann Heinrich einen Ermattungskrieg gegen die Heveller, dessen eigentliches Ziel dem Gegner unklar blieb, bis er um die Jahreswende – gegen alle Gewohnheit und Kriegsbrauch der damaligen Zeit – dem Feinde in das von Wasserläufen und Sümpfen geschützte Havelland nachstieß und ihn in der Feste Brennaburg einschloß. Ein Winterfeldzug von damals unerhörter Kühnheit; eine Belagerung mitten im Winter stellte an seine Eisenreiter und mehr noch an das Fußvolk die allergrößten Anforderungen; das weiß jeder, der selbst einmal einen Winterfeldzug mitgemacht hat – wie ja bis in den Weltkrieg hinein Winterkämpfe für das Schicksal des deutschen Ostens von entscheidender Bedeutung gewesen sind. Aber das Eis der Havel, auf dem der König sein Lager geschlagen, war sein bester Verbündeter: „fame, ferro, frigore“ wurde Brandenburg genommen, lautet Widukind von Corvey's lakonischer Bericht, „durch Hunger, Eisen und Kälte“. Ein Sturmangriff wird die Belagerung der vom Hunger zermürbten, von Mensch und Tier überfüllten Volksburg abgeschlossen haben. Das ganze Land an Havel und Spree fiel den Siegern in die Hände.

Daß Heinrich an keinen Teilerfolg dachte, sondern die strategische Elbfrage endgültig zu lösen gedachte, beweist sein weiteres Vorgehen. Vom Havellande aus konnte er jetzt die bis zur Saale sitzenden Dalemizingen im Rücken fassen und gleichzeitig von Thüringen her in die Zange nehmen. Vermutlich hat er nach kurzer Rast sein ergänztes und ausgeruhtes Heer südwärts zur Elbe geführt, die er etwa bei Dessau überschritt, um an der Mulde die Feste Wichni oder Püchau, die ihm schon einmal im Ungarnkampf letzte Zuflucht gewesen war, zum Stütz-

punkt zu wählen. Zwischen Mulde und Elbe, im Bommasschergau (Glomaci) lag der Hauptort des Stammes der Dalemingier, die Feste Gana, die wir wohl in einem der mächtigen Ringwälle im Jahnsatal bei Jschais wiedererkennen können. Wahrscheinlich war es noch Winter, als Heinrichs Eisenreiter vor der Burg erschienen; den überraschten Feinden gelang es noch eben, die Tore zu schließen. So kam es zur zweiten Belagerung in diesem Winterfeldzug. Die Dalemingier widerstanden nicht weniger heftig, als die Heveller. Nach 20 Tagen ließ Heinrich stürmen, denn eine längere Verzögerung hätte wendischen Entsatz, Frühlingswetter und vielleicht sogar die Ungarn herbeigeführt. In furchtbarem Nahkampf wurde die gesamte Besatzung der Burg und selbst die größtenteils mitkämpfenden Frauen erschlagen, der Rest versklavt. Die Burg selbst ging in Flammen auf. Nur Brandschutt und Scherben lassen heute noch Spuren der Feste erkennen, die man allerdings nicht mit voller Sicherheit festgestellt hat. Die Entscheidung hatte wieder auf des Meßers Schneide gestanden; nun sollte das Land der dalemingischen Erbfeinde endgültig in deutscher Hand verbleiben. Gleich nach gewonnener Schlacht baute Heinrich auf einem ragenden Felsen an der Elbe eine feste, wahrscheinlich schon aus Steinen gefügte Burg, die nach dem Bach, der dort mündet, den Namen Misni, heute Meissen erhielt. Diese Burg ist immer fest in deutscher Hand geblieben. Um sie entwickelte sich die Mark Meißen, die den Kern des späteren Königreiches Sachsen bildete. Meißen beherrschte militärisch und wirtschaftlich das Land an der mittleren Elbe; es flankierte, zum erstenmal in dieser Art, die böhmische Bergfeste von Norden. Die Elb-Saale-Landschaft gehörte fortan zum sächsisch-thüringischen Staate und mit ihm zum Deutschen Reich. Die alte Sorben-Grenze, die Saale, war durch zwei Vorgeländestreifen gesichert: durch das Gebiet zwischen Saale und Mulde und das zwischen Mulde und Elbe.

Und ungefäumt ging König Heinrich daran, die Elblinie bis zu ihrem Ursprungsgebiet aufzurollen. 'Post haec Pragam adiit', sagt Widukind von Corvey in seiner bündigen Art; und wir können annehmen, daß gleich im Sommer 929 der Vorstoß nach Böhmen vor sich ging, der nun, der neugeschaffenen einheitlichen deutschen Ostfront gemäß, von zwei Seiten erfolgen konnte. Von Norden marschierte des Königs Heer, vermutlich die Elbe und Moldau hinauf, vor Prag; von Westen stieg Herzog Arnulf mit dem bairischen Aufgebot über den Böhmerwald. Aber jetzt kam es nicht zum Sturm. Herzog Benzel von Böhmen, innerlich wohl ein Anhänger der deutschen Gesittung, dazu von einer starken Gegenpartei im Lande selbst bedroht, leistete Huldigung und Tribut und erkannte die alte Lehnshoheit des Reiches an. Zwar wurde er später von seinem Bruder Boleslaw gestürzt und getötet; aber dieser rüttelte nicht an der Oberhoheit des Reiches, die denn später auch nach kurzer Unterbrechung von Otto I. für dauernd wiederhergestellt wurde. Das ganze Land östlich der Elbe stand jetzt unter deutscher Oberhoheit; deutsche Gaugrafen herrschten in den Gebieten der Sorben, der Heveller, der nördlich davon wohnenden Redarier und der mecklenburgischen Obotriten. Aber bei all diesen, vor allem bei den Redariern, die in Rethra ein starkes politisches und kulturelles Zentrum besaßen, war der Wille zum Widerstande nicht erloschen. Schon im Spätsommer des Jahres 929 erfolgte von hier aus der slawische Gegenstoß. Ein großes Volksaufgebot der Redarier überschritt unvermutet von Westhavelland aus die Elbe und überfiel die sächsische Volksburg Ballislevu, heute Balleben, zwischen Arneburg und Werben. Die Burg wurde überrannt, die Eingeschlossenen getötet oder in Gefangenschaft geschleppt. Der ganze Osten geriet in Gärung; die Ungarn konnten wiederkommen und auch von den Dänen her drohte ein Vorstoß. Nur ein schneller und entscheidender Schlag konnte die Gefahr bannen. Er erfolgte im September mit blitzartiger Schnelligkeit. Ein sächsisches Heer überschritt bei dem alten Elbstell Hübbeck (Hohbuoki) die Elbe und griff eine der stärksten Wilzenfestungen, Lunkini (heute Lenzen) in der Priegnitz an. Sie war neben der Brennaburg wohl die stärkste Feste im Wilzen-



„Die Aufstellung der Elblinie durch König Heinrich I.“ Zeichnung von E. Hunte (rechts nebenstehend).

lande; ihre Einnahme mußte den Aufstand brechen und die völlige Unterwerfung herbeiführen. Das sächsische Aufgebot führte Graf Bernhard, dem einer der ältesten und treuesten Mitstreiter Heinrichs, der Graf Dietmar von Nordthuringgau, als Berater beigegeben war. Fünf Tage währte die Belagerung; da kam die Kunde, daß ein gewaltiges wendisches Entsatzheer herannahte, das sächsische Lager zu überfallen. Die Sachsen blieben eine ganze Nacht unter Waffen; eingekesselt zwischen der breiten Elbe, der feindlichen Feste und dem zahlenmäßig weit überlegenen wendischen Heer, das ebenfalls in Waffen den Tag erwartete. Aber gewaltige nächtliche Regengüsse verhinderten einen Angriff auf das deutsche Lager. Am nächsten Morgen brannte wieder die Sonne auf das in voller Rüstung stehende deutsche Heer und auf die langsam und erschöpft herankommenden Wendon. Die Deutschen eröffneten den Angriff und hieben in die feindliche Front ein; aber gegen die Massen der Wendon kamen sie nur langsam vorwärts. Da ließ Graf Dietmar 50 seiner Panzerreiter in die wendische Flanke einhauen; die Slawen wankten und stürzen sich endlich in haltlose Flucht. In der Schlacht, die den ganzen Tag anhielt, wird das wendische Volksaufgebot völlig vernichtet. Am nächsten Tage fiel auch die Burg Lenzen. Alle das rechte Elbufer beherrschenden Burgen waren jetzt in deutscher Hand: Lenzen, Brennaburg, Zahna-Weissen, und in gewisser Weise auch Prag. Drei Jahre später vervollständigte Heinrich seine Herrschaft über das Slawenland durch einen Zug in die Lausitz. Die Volksburg Lubusca wurde belagert und zerstört. Der deutsche Machtbereich ging jetzt an einzelnen Stellen bis zur Oder.

Der dreijährige Feldzug im Osten ist kein militärischer Spaziergang gewesen und auch kein harmloser Vorstoß zur Erprobung der Heeresreform: er war eine der größten strategisch-politischen Taten, die die deutsche Geschichte aufzuweisen hat. Zum ersten Male seit dreihundert Jahren ist der ost-westliche Druck des Slawentums in das Gegenteil verkehrt worden; und wenn auch unter Heinrichs Nachfolgern manche der gewonnenen Stellungen wieder verloren gingen, so ist doch mit seinem einzigartigen Winterfeldzug die Wiedergewinnung des germanischen Ostens begonnen worden. Drei Jahre nach der Einnahme von Brandenburg wurde das Ungarnheer von Heinrichs Panzerreitern unter seiner eigenen Führung vernichtend geschlagen. Auch hier begann ein für unabwendbar gehaltenes Schicksal seine rückläufige Entwicklung.

Wir dürfen auch eine der letzten großen Taten des Königs in den großen Rahmen seiner Ostpolitik hineinstellen: das ist der Vorstoß gegen die Schlei und die Einnahme von Hattshabu. Die Politik Karls hatte hier ja weniger völkisch-deutsche als machtpolitische Ziele gehabt; sie hatte durch das Bündnis mit dem Dabotriten den Siedlungsraum der nordelbischen Sachsen noch weiter eingeeignet. Eingeklemmt zwischen der vordringenden dänischen Macht und den Wendon, behauptete sich in diesem Lande mühsam das sächsische Volkstum; auch von der See her war es mit den benachbarten Friesen durch die Wikingerzüge bedroht. Erst Heinrich vereinigte hier die Ziele des Reiches aufs engste mit denen seines sächsischen Volkes; wenn er die schmale Landbrücke zwischen Nord- und Ostsee in seine Hand bekam, war nicht nur ein besserer Küstenschutz gegeben, es war auch den dänischen Flankenstößen gegen die Elblinie ein Ende gesetzt. So können wir die Eroberung von Hattshabu als die letzte Maßnahme seiner Ostpolitik betrachten; auch hier greift die Einzelunternehmung immer organisch in seine große Gesamtpolitik ein.

Wenn wir heute nach tausend Jahren Heinrichs Werk beurteilen, so kommt es nicht darauf an, ob das von ihm Erreichte immer und ohne Unterbrechung sicherer Besitz geblieben ist. Es handelt sich vielmehr darum, ob seine Politik die Erfüllung einer wesentlichen deutschen Lebensaufgabe war, zu der wir uns heute noch bekennen können. Und diese Frage können wir ohne jeden Zweifel mit ja beantworten. Die Vollendung des Reiches der Deutschen, die Wiedergewinnung und Sicherung seines gegebenen Lebensraumes, die wir in unseren Tagen erleben konnten, weisen auf Schritt und Tritt auf das Werk des ersten deutschen Königs, der mit der Erfüllung der politischen Lebensaufgabe der Deutschen begonnen hat, von der Nordmark bis zu den Gebirgen von Böhmen, bis an die Grenzen von Ungarn und bis zur westlichen Grenze des deutschen Volksgebietes.

3. Cornelius: Zur Vorgeschichte des Zweikampfes

Von den verschiedensten indogermanischen Völkern erzählen alte halb sagenhafte Nachrichten, daß vor Beginn der Schlacht ein Necker den besten Mann des Feindes zum Zweikampf auffordern ließ. Der Kampf des einen Streiterpaares sollte an Stelle des Streites der Heere den Kampf entscheiden. Auf solche Weise haben germanische Stämme ihren Streit geschlichtet (1), und die Latiner von Rom und Alba Longa ihren Kriegshandel ausgetragen (2). Mehrfach haben Gallier einen römischen Gegner zum Kampfe vorgeschickt (3). Der Streit zwischen Griechen und Trojanern soll bei Homer zunächst durch einen Zweikampf der Fürsten entschieden werden. Erst nachdem der Waffenstillstand, der zu diesem Zwecke beschworen worden war, gebrochen war, begann der allgemeine Kampf (4). Durch Zweikampf sollen die Athener und Lesbier noch im 6. Jahrhundert den Streit um Sigeion geschlichtet haben (5), die Griechen von Perinth gegen die (thrakischen) Paloner noch um 500 (6). Sehr bekannt ist auch die Ausforderung des Philisters Goliath an die Feinde. Nachdem jüngst festgestellt wurde, daß die Philister (richtiger Palastier zu sprechen) ein indogermanischer, und zwar illirischer Stamm waren (7), paßt sich diese Nachricht vortrefflich in das Bild des indogermanischen Brauchtums ein. Daß Goliath durch die List des Gegners überwunden wird, der ihm nicht mit gleichen Waffen entgegentritt, ist kennzeichnend für die Auseinandersetzung des nordischen mit dem orientalischen Wesen und für die Gefahren, die dabei drohen.

Wir finden also bei den Indogermanen, mindestens bei allen Westindogermanen, den völkerrechtlichen Brauch, einen Krieg durch Zweikampf einzelner Streiter entscheiden zu lassen. So wenig war Blutdurst der Antrieb zu den Kriegen der nordischen Völker, daß sie vielmehr das Blutvergießen auf das geringste Maß einzuschränken suchten.

Wir dürfen dabei diesen ältesten Zweikämpfen noch nicht den Sinn eines Gottesgerichts unterlegen. Denn ein Gottesgericht würde ja voraussetzen, daß die beiden streitenden Heere einen gemeinsamen Gott gehabt hätten, den sie als Richter hätten anrufen können. Das ist eine Vorstellung, die dem Glauben der älteren Zeiten ganz fernliegt. Die Götter, die man anrief, waren Volksgenossen, Stammväter der edlen Geschlechter, und eben darum nicht Richter, sondern Mitkämpfer. Wohl aber mußten die Indogermanen ein den einzelnen Stämmen übergeordnetes Recht kennen, wenn sie versuchten, den Krieg durch einen Zweikampf entscheiden zu lassen. Denn das konnte ja nur eine rechtliche Entscheidung sein, die eben die Machtprobe überflüssig machen sollte. Der Kampf des Menelaos und Paris ist gleichsam das Austragen einer Wette (8), die zwischen den beiden streitenden Heeren abgeschlossen wird.

Das gemeinsame Recht aber, das den beiden Völkern verbindlich ist, ist in dieser ausführlichen Darstellung Homers der Zauber des Eides. Wer den Eid bricht, den verderben die dunklen Schicksalsmächte, in deren Gewalt sich der Schwörende freiwillig begeben hat. „Wenn Du den Eid brichst, so sollen dich die Eidgötter unaufhörlich heßen“, so steht in den Verträgen der indogermanischen Hethiter in Kleinasien, die von allen indogermanischen Völkern am frühesten schriftliche Aufzeichnungen hinterlassen haben (9).

Im Gegensatz zum völkerrechtlichen Zweikampf habe ich den gerichtlichen Zweikampf zum Austrag privater Rechtsbündel, wie er im deutschen Mittelalter üblich war, in den alten Sagen nirgends erwähnt gefunden. Nur den Umbvern in Italien (10) schreiben ihn die alten Quellen zu, – und die Art, wie sie ihn hervorheben, ist ein Zeichen, daß er mindestens den griechischen Forschern weder in der Vergangenheit ihres eigenen Volkes noch bei einem ihrer Nachbarvölker bekannt war. Es scheint mir danach deutlich, – soweit man in den verbliebenen Zügen ältester nordischer Volkskunde etwas deutlich nennen darf – daß der Zweikampf zuerst als völkerrechtliche Einrichtung ausgebildet worden ist, für die Rechtsentscheidung zwischen Volksgenossen aber nur bei wenigen Tochtervölkern der Indogermanen vorkam, also der indogermanischen Zeit noch unbekannt war. Es ist aber leicht zu verstehen, daß ein solcher Brauch, der für die Kriegsentscheidung zwischen Völkern üblich war, auch im Kampf der

Sippen untereinander in Aufnahme kam. Die Blutrache gehört ja zu den gemeinsamen rechtlichen Urbräuchen der indogermanischen (und vieler anderen) Völker. Sie konnte wohl schon in urindogermanischer Zeit durch eine Blutbusse abgekauft werden, die in der Regel 100 Rinde betragen zu haben scheint (11). Soviel mußte eine Sippe der anderen erlegen, die sie durch Totschlag um einen Mann geschwächt hatte. Sehr oft wurde lieber die Blutrache durchgekämpft, die dann wieder Rache von der andern Sippe hervorrief, und so konnte sich eine Fehde durch Geschlechterfolgen hinziehen. In Albanien und Korsika galt dies Recht der Rache ja bis nahe an die Gegenwart. Wie oft mußte es da unklar sein, welche Sippe denn nun eigentlich im Rechte sei! Sollte der Sippenkrieg ein Ende nehmen, so lag es nahe, zu demselben Mittel zu greifen, das als Schiedsgericht unter den Völkern üblich war, zum Zweikampf.

War es einmal dahin gekommen, Fehden durch einen Zweikampf beizulegen, der als Rechtsentscheidung mit vorangehenden Eiden ausgestaltet sein mußte, ganz wie Homer ihn schildert, so war es nur sinngemäß, daß diese Art des gerichtlichen Austrages auch für andere Rechtsfälle in Anwendung kam.

Dadurch wurde eine Unzuträglichkeit im Prozeßwesen ausgeglichen, die sich bis heute immer wieder bemerkbar macht. Wer jemals gegen gewissenlose Menschen einen Prozeß zu führen hatte, der weiß, wie leicht das Urteil durch falsche Aussagen über Vorgänge irreführt wird, für die keine Zeugen vorhanden sind. Es wird entschieden nach dem Eide des einen Teiles, und es wird meist falsch entschieden, wenn dieser Eid falsch ist. Das war nicht anders, solange es Menschen und Eide gibt und in alter Zeit noch häufiger als heutzutage, da ehemals Zeugen, die nur durch Zufall bei einem Vorgang anwesend waren, nicht vernommen wurden. Man mußte also schon in der Frühzeit der indogermanischen Völker nach Mitteln suchen, um die Wahrhaftigkeit der eidlischen Aussage so streng als möglich einzuschärfen. Bei den alten Germanen war es üblich, den Eid auf die Waffen zu leisten: „dieses Schwert soll mich verderben, wenn ich falsch aussage“ (12). Das war für einen Krieger gewiß die eindringlichste Art ihn zur Wahrhaftigkeit zu mahnen; wurde doch durch den Eid ein Zauber um die Waffe geschlungen, der auch den festesten Mut unsicher machen mußte, wenn er sich einer Schuld bewußt war. In einem Zeitalter, das an Zauber glaubte, war solch ein Eid nach Menschenermaßen gesichert. Trotzdem gab es auch damals Männer, denen der augenblickliche Vorteil mehr galt, als die Wahrhaftigkeit des Eides. Ihnen gegenüber brauchte der Germane sich nicht mit dem resignierenden Gefühl von der Unvollkommenheit aller Rechtsprechung zu befehlen. Sondern wer sich nicht betrug, wie es einem wahrhaften Manne zukaft, sondern den Volksgenossen zu übervorteilen suchte, dessen Eid konnte der Gegner durch die Herausforderung zum Zweikampfe prüfen.

Diese Entwicklung hat aber nicht nur bei den Germanen, sondern wie erwähnt auch bei einem Zweige der Italiker stattgefunden. Ausdrücklich wird von den Umbrenn berichtet, sie hätten ihre Prozesse durch Zweikampf ausgetragen, und auch im römischen Rechte hat man versucht, den Ausdruck „provocatio“ für Berufung (wörtlich Herausforderung) als ein Überbleibsel einer Zeit zu verstehen, in welcher der Einspruch gegen ein Urteil durch Herausforderung zum Zweikampfe eingelegt wurde.

Nun ist der jüngere Zweig der italischen Einwanderung durch mancherlei Beziehungen besonders eng mit den Germanen verknüpft. Umbrer und Ambroier, Marser in Mittelitalien und am Rhein, vielleicht auch Sabiner und Sueben (Schwaben) (13) führen den gleichen Stammesnamen. Dazu sind Sabiner und Sueben noch im 8. Jahrhundert durch einen gleichartigen Grabbrauch verbunden. Sie und nur sie bestatteten die Asche des Toten bisweilen in einer Urne von der Gestalt eines Hauses. Daß auch sprachlich gerade zwischen Italikern und Germanen manche besonders nahe Verwandtschaft in Lautbildung und Wortableitung besteht, wird in jüngster Zeit von zuständiger Seite hervorgehoben. Es kann uns daher nicht verwundern, daß auch in der Rechtsentwicklung beide Völker nahe Beziehungen aufweisen. Dadurch können wir die Entwicklungen, die wir vorher erschlossen haben, zeitlich festlegen. Bis zum Aufkommen der Hausurnen (d. h. etwa dem 8. Jahrhundert v. Z.) scheinen unmittelbare Beziehungen zwischen den Germanen der Saalegegend und den Stämmen bestanden zu

haben, die als Sabiner in Italien erscheinen. Wahrscheinlicher ist die Trennung der beiden Völker schon etwas früher anzusetzen, und sind nur Nachzügler bis in diese Zeit zu dem verwandten Volke im Süden gestoßen. Die Spaltung der Indogermanen in Einzelvölker ist ja gewiß kein einmaliger Vorgang, sondern ebenso wie die germanische Völkerwanderung oder wie die europäische Besiedlung Amerikas ein langdauerndes und immer wiederholtes Einströmen nordlicher Scharen in die leeren Räume. Jedenfalls liegt nach den sprachlichen und archäologischen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien kein Anlaß vor, die gleiche Rechtsentwicklung, die wir gefunden haben, als zufällige Parallelentwicklung zu deuten. Vielmehr dürfen wir wohl diese Entwicklung der Zeit zuschreiben, als Germanen und Umbrosabeller noch in Zusammenhang standen, — also nach den obigen Anzeichen einem jüngeren Abschnitte der Bronzezeit.

Die Entwicklung des Zweikampfes zum Rechtsmittel zwischen Volksgenossen scheint mir nun auch geistig und sittlich für die germanische Eigenart gegenüber den anderen indogermanischen Völkern grundlegend. Der Germane hat am längsten und am schwersten darum gerungen, eine staatliche Friedensordnung aufzurichten. Denn Landfrieden bedeutet Verzicht auf Selbsthilfe und damit einen Vorsprung des listigen, gerissenen Menschen über den geraden, tapferen Mann. Die staatliche Ordnung der anderen Indogermanen beruht auf dem Grundsatz, daß der Spruch des Richters gelten müsse, auch wenn er im Einzelfalle irre. Der gerichtliche Zweikampf der Germanen aber legte die Entscheidung nicht in die Hand des Richters, sondern in die eigene Hand der Parteien.

Dem entspricht bekanntlich die gesamte Rechtsgestaltung der Germanen. Der Prozeß war hier nicht ein Beweis vor dem Richter, sondern vor der Gegenpartei. Der Richter war zu einer Art Herold oder Zeremonienmeister des Prozesses herabgedrückt. Der germanische Mann suchte sein Recht nicht durch den Richter, sondern durch die Rechtmäßigkeit seines Anspruches, die der Gegner anerkennen müsse, wenn er ein rechter Volksgenosse sei; und wenn jener versuchte die Wahrheit zu beugen, so rief man ihn zur Waffenentscheidung. Die Prozeßgegner standen sich also in der gleichen Weise gegenüber, wie heute zwei souveräne Staaten. Und tatsächlich war ja, wie gezeigt, der Zweikampf eben aus dem Völkerrecht erst in das Prozeßrecht eingebracht. Wir kommen zu dem überraschenden Ergebnis, daß im Laufe der germanischen Entwicklung etwa in der jüngeren Bronzezeit die Souveränität des Fürsten als Richters (14) eingeschränkt worden, ja innerhalb des Prozesses durch die Souveränität des Familienhauptes ersetzt worden ist. Die Tragweite dieser Neuerung für die Entwicklung der Rechtsformen und des Rechtsgefühls, sowie für die Selbstständigkeitstriebe der Germanen läßt sich einstweilen nur ahnen. Prägen sich doch dem Charakter eines Volkstums seine arteiligenen Züge erst scharf und deutlich aus in seiner Wechselwirkung zum Glauben und zum Recht.

(1) Gregor v. Tours, Hist. Franc. II 2. — (2) Livius I 24 f. und Parallelstellen. — (3) Liv. VII 9 f.; 26. — (4) Aelian III. — (5) Der Bericht ist allerdings durchaus sagenhaft; vgl. meine „Tyrannis in Athen“, S. 30 f. — (6) Herodot V 1. — (7) Herbig und Krahe in Forschungen und Fortschritte, 1941, S. 7 ff. — (8) „Wette“, womit lateinisch vas, vadis der Vertragsbürge, zusammenhängt, ist ein urindogermanisches Wort für Vertrag überhaupt. — (9) Friedrich, „Hechtische Staatsverträge“, passim. — (10) Nic. Dam. J. Gr. Hist. II fr. 111. — (11) Vgl. meine „Untersuchungen zur frühen römischen Geschichte“, S. 104, und Bühler in Festzug an R. Koth, S. 44 ff., v. Schweder, ebenda S. 51 ff. — (12) So. J. B. Ammianus Marc. XVII 12, 21, wo jedoch der römische Berichterstatter den Sinn des Brauches in lächerlicher Weise mißverstanden hat. — (13) So nach Göttert, „Der arische Weltkönig und Heiland“, S. 72 ff. — (14) Daß sie urindogermanisch ist, hoffe ich aus der übereinstimmenden Auffassung vom Königtum bei verschiedenen Völkern demnächst genauer darzutun. Allerdings war sie nie absolut.

*

Wer sich eine Zukunft schaffen will, darf die Vergangenheit nicht aus dem Auge verlieren. Deshalb sucht in der Vergangenheit alles Gute und Schöne, das in ihr zu finden ist, gestaltet danach euer Ideal und versucht, dieses Ideal in der Zukunft zu verwirklichen.
D h m Krüger.

Ernst Büch bringt in seinem Aufsatz „Untersuchungen zum Tüll Eulenspiegel“ Germania, 1940, Heft 3, Seite 112 ff., die eigenartigen Schelben oder Kreise mit Zacken auf den Felszeichnungen von Bohuslän in Zusammenhang mit der Tüll Eulenspiegelfrage. Meines Wissens sind bisher zwölf solcher Bilder (s. Abb. 1–12) auf Felszeichnungen bekannt geworden (1), und zwar treten sie nur im Gebiet von Tanum auf. Sie haben bisher schon verschiedene Deutungen gefunden. Sie wurden teils

als „durch Bäume umhagte Rundplätze (Kultgrabstätten?)“ (2) bezeichnet, teils als verlängerte Speichen oder Hände, die von der Sonnenscheibe ausgehen (3);

Bing erklärt sie entweder als Abbild der Erde mit Zweigwerk (4) oder für mit Laub geschnittene heilige Schilde (5);

Sophus Müller hält sie für eine Nachbildung der Sonne mit ihren Strahlen (6);

Almgren für Menschen, die sich an dem Abbild der Sonne zu schaffen machen (7).

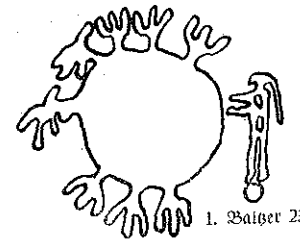
Mir selber scheint schon seit Jahren eine andere Deutung die wahrscheinlichere zu sein (8). Ich halte sie für um einen Mittelpunkt hochende Menschen. Ob es nun Wesen aus der Mythologie, dem Volksbrauch oder Lebensereignissen sind, muß dahingestellt sein, ebenso auch die Deutung der Frage, ob der Mittelpunkt ein Beratungsstein oder ein Feuer oder ähnliches sein soll. Es mag irgendeine Beratung abgehalten werden, die mit den sie durchweg umgebenden Schiffen zusammenhängt; zeigen doch 11 von den 12 Darstellungen dieses Bild inmitten von Schiffen oder bei diesen. Lediglich bei Balger 39 (s. Abb. 9) befindet sich die Zeichnung fast allein auf einem kahlen Felsen. Zu betonen ist, obwohl die Umzeichnung bei Büch (Abb. 6) bestehend ist, daß bei zwei anderen Zeichnungen deutlich erkennbar eine Frau neben den Kreis gezeichnet ist (s. Abb. 1 und 2) (9). Sie ist deutlich an einer Art Zopf am Hinterkopf zu erkennen. Meines Erachtens muß sowohl für Büch (Abb. 6) als auch für die anderen 11 Zeichnungen angenommen werden, daß die Zacken stilisierte Menschen sein sollen (vgl. besonders Abb. 6–8).

Das selbe gilt m. E. auch für die Darstellung auf dem Bronzehorn von Wismar, das D. Almgren a. a. O. S. 92 abbildet.

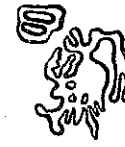
In diesem Zusammenhang möchte ich einen Bodenfund aus Mitteldeutschland bringen, der in seinem äußeren Aussehen diesen 12 Felszeichnungen ähnelt. Er ist jedoch leider undatiert und nur kurz beschrieben bekanntgeworden (10). Im Jahr 1877 oder kurz vorher fand man nämlich auf der Domäne in Alsteden im Mansfelder Seekreis „beim Graben der Fundamente des Schafstalles unter der Erde drei bis vier Fuß hohe Erdzylinder in Bienenkorbförmigkeit mit Spuren, daß Feuer an ihnen gewesen; um sie herum lagen Gerippe, deren Köpfe den Zylindern zugekehrt waren“. Nach der von Gröfpler beigegebenen Zeichnung (s. Abb. 13) hat es sich hierbei um sieben Tote gehandelt, die um den einen Zylinder herum auf dem Rücken lagen. Es bleibt fraglich, wieviele solcher Zylinder hier gefunden wurden und ob die Anzahl der Skelette um die anderen Zylinder dieselbe war wie um den abgebildeten. Das Geschlecht der Toten ist unbekannt. Die Funde wurden nicht geborgen, sondern an Ort und Stelle belassen. Die genaue Fundstelle und die näheren Fundumstände sind zur Zeit nicht bekannt, da kein Einwohner des Ortes vor vier Jahren sich auf mein Befragen hierauf besinnen konnte. Außerdem ist der „handschriftliche Bericht des Oberpfarrers Ahrendts in amtlichen Erhebungen des Landrates des Mansfelder Seekreises vom Jahr 1877“ (11) verschollen.

Erwähnen möchte ich weiterhin, daß ich vor längerer Zeit eine Hauszeichnung mit ähnlicher strahlenförmiger Darstellung gesehen habe, die einen Märtyrer oder Heiligen darstellen sollte. Nach meiner Erinnerung war er aufs Rad geflochten und die Glieder waren strahlenförmig abgebogen. Die Zeichnung sollte nach einem alten Kirchenfenster der Harzgegend (Halberstadt?) hergestellt sein. Näheres über dieses fragliche Fenster habe ich – da mir jetzt im Feld Nachforschungen nicht möglich sind – nicht erfahren können.

(1) Balger (Hällefvingar och Bohuslän), Taf. 23, 50, 54, 43, 20 (zweimal), 25, 39, 24, 26, 41 (zweimal). – (2) v. Scheltzema, Die Kunst unserer Vorfahren, Taf. XIV. – (3) Schneider, Die Felszeichnungen von Bohuslän, Veröffentlichungen des Provinzialmuseums, Halle 1/2, S. 12. – (4) Mannus 6, S. 324 ff. – (5) Mannus 10, S. 175. – (6) Nordiskt Fornidskänner I, S. 312. – (7) Almgren, Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden, Frankfurt a. M., 1934, S. 90. – (8) Dieck, Die Bedeutung der Moor- und Wasserfunde der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung unter besonderer Berücksichtigung der Holzgefalten, Moorleichen und Menschopferberichte, Dissertation, Halle 1939, S. 81 ff. – (9) Balger 23 und 43. – (10) Gröfpler, Geschlossene vorgeschichtliche Funde aus dem Kreise Mansfeld, Querfurt und Sangerhausen, Bd. 1 der Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächs. Länder, herausgeg. von der Landesanstalt für Volksheilkunde in Halle a. d. Saale, S. 127 und Taf. 17. – (11) Gröfpler, S. 127.



1. Balger 23



2. Balger 43



3. Balger 50



4. Balger 24



5. Balger 54



6. Balger 20



7. Balger 20



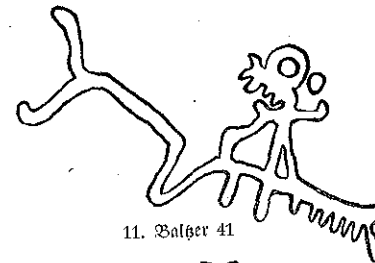
8. Balger 25



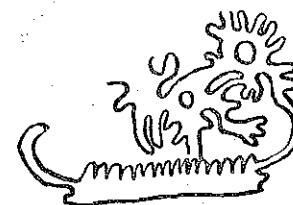
9. Balger 39



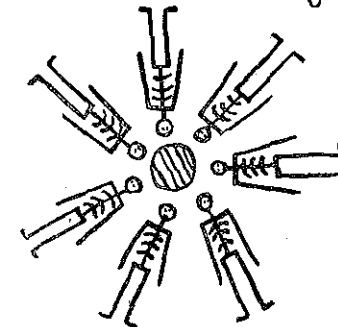
10. Balger 26



11. Balger 41



12. Balger 41



13. Gröfpler 7/17

Heinz Joachim Graf: Die Runennamen als sprachliche Belege zur Ausdeutung germanischer Sinnbilder

Nachdem in der Herkunftsfrage der Runen die bisherigen zahlreichen Entlehnungshypothesen zu keiner befriedigenden Lösung führten, Neckels gegenteilige Annahme einer Beeinflussung der südlichen Alphabete durch die Runen oder eine ihrer Vorstufen nach dem heutigen Stande der Forschung aber als zu kühn abgelehnt wurde (1), beginnt die Runenkunde einen neuen Weg zu gehen, der grundlegende Erkenntnisse zu versprechen scheint.

Man geht im Anschluß an die bisherigen Entlehnungshypothesen davon aus, daß eine kleinere Anzahl von Zeichen des Futhark keine eindeutigen Vorbilder in den norditalischen und sonstigen südeuropäischen Alphabeten hat, während die größere Menge der Runen sich ungezwungen aus diesen herleiten läßt. Es wird demnach von W. Krause (2) und J. Altheim (3) nunmehr eine zwiefache Wurzel für die Entstehung der Runenreihe angenommen. Einmal das norditalische Vorbild, das die meisten Zeichen geliefert hat, und zum anderen Male jener reiche Schatz vorrunischer Sinnbilder, der seit der jüngeren Steinzeit, vor allem aber seit der nordischen Bronzezeit „auf den Felsbildplatten Südschwedens, auf Werken der Kleinkunst und des täglichen Gebrauchs“ (4) sich in Resten erhalten hat. Dabei nennt Krause als häufig auftretende Zeichenformen dieser vorrunischen Sinnbildsprache: Baum, Hand, Pfeil, Leiter, Schlinge, Kreis und Kreuz (5). Als erster dachte der Kölner Germanist Heinrich Hempel in seinem wohlthuend sachlichen und besonnenen Aufsatz: Der Ursprung der Runenschrift (Vortrag im „Verein der Altertumsfreunde im Rheinland“ 1934), *GM.* 1935, S. 401 ff., „an die Möglichkeit einer Ergänzung des Runenbestandes aus dem Bereich der vorrunischen Sinnbilder, freilich ohne diese Möglichkeit näher zu beleuchten“ (6).

In ihren genannten Arbeiten gingen nun Krause sowohl wie Altheim daran, den möglicherweise vorrunischen Sinnbildbestand aus dem Futhark herauszuschälen. Das Ergebnis stellt sich nach Krauses vorsichtigen Erwägungen, auf denen Altheim weiter fußt, folgendermaßen dar: Vorrunisch sind möglicherweise:



Abbildung 1. Pfeilschaft von Nydam mit runenähnlichem Begriffszeichen. Nach E. Engelhardt, Nydam Mosefund.

↑ = t-Runen. Das vorrunische Zeichen findet sich auf einem der Pfeilschäfte aus dem Moor von Nydam (um 400 n. Z.), s. Abb. 1, auf hallstattzeitlichen Kerkhölzern von der Keltalpe bei Rißbüchel und auf bastarnischen Gefichtsurnen von der unteren Weichsel (7.-6. Jahrhundert v. Z.). Vgl. Krause, Wesen und Werden der Runen, S. 348 und Runeninschriften S. 3 und 26; Altheim und Trautmann, Vom Ursprung der Runen, S. 58.



Abbildung 2. Pfeilschaft von Nydam mit runenähnlichem Begriffszeichen. Nach E. Engelhardt, Nydam Mosefund.



Y = z (R)-Runen. Vorrunisch etwa zu finden auf einem der Nydamer Pfeilschäfte (um 400 n. Z.), siehe Abb. 2, dem Stein von Krogsta, siehe Abb. 3, und skandinavischen Felsbildern (Bronzezeit). Vgl. Krause, Wesen und Werden der Runen, S. 351 und Runeninschriften, S. 3, 26 f. und 159 f. Krause glaubt an ein altes Abwehrsymbol, das aus dem Bild der Hand mit ihren gespreizten Fingern hervorgegangen sein soll.



Q = o-Runen. Wiederum als runenähnliches Begriffszeichen auf einem der Pfeilschäfte von Nydam (um 400 n. Z.), siehe Abb. 4. Ferner auf dem Felsbild aus Genicat, Abb. 5, der Scheibe von Jossam (Bronzezeit), Abb. 6, u. v. Vgl. Krause, Wesen und Werden der Runen, S. 348 und 351, Runeninschriften S. 3 und Altheim und Trautmann a. D. S. 50.

Abbildung 3. Stein von Krogsta.

Abbildung 4. Pfeilschaft von Nydam mit runenähnlichem Begriffszeichen. Nach E. Engelhardt, Nydam Mosefund.

H = h-Runen. Krause nimmt an, daß dieses Zeichen aus einer Form mit 3 Querstichen (etwa ) entstanden ist, die einem vorrunischen Sinnbild mit vielen Querstäben (etwa ) das auf vielen bastarnischen Gefichtsurnen zu finden ist, ähnelte und mit ihm im Futhark verschmolz. Als Beispiel vergleiche man Abb. 7, die „Inschrift“ von einer dem 3. Jhd. n. Z. entstammenden Urne aus einem wandallischen Kriegergrab in Niesbrowitz (Kreis Groß-Strehlitz, Oberschlesien). Siehe zu diesem Problem Krause, Wesen und Werden der Runen, S. 348 und Runeninschriften, S. 6.

M = d-Runen. Sie hat nach Krause, Wesen und Werden der Runen, S. 348, ebenfalls Ähnlichkeit „mit einem ungefähr sanduhrähnlichen vorrunischen Begriffszeichen“.

S = j-Runen; aus dem Sinnbild  entwickelt.

Q = ng-Runen. Auch sie wurde wohl wie die j-Runen unmittelbar aus dem altgermanischen Sinnbildbestand genommen, als man an die Schaffung der Lautzeichenreihe des Futhark ging. Ihr Urbild ist fraglos der so häufige Kreis (7), der als Sinnbild des kreisenden Jahres zu gelten hat.

Dies wäre nach Krauses und Altheims Theorie vorläufig der Bestand an germanischen Sinnbildern, die als Lautzeichen in das Futhark eingegangen sein sollen. Der erstere schreibt hinsichtlich des weiteren Verfolgs des eingeschlagenen Weges: „Es erscheint mir möglich, daß sich auch noch bei der einen oder anderen Rune außerdem eine formale Ähnlichkeit mit irgendwelchen vorrunischen Begriffszeichen herausstellt, wenn man jene Begriffszeichen systematisch sammelt und sichtet. Freilich müßte man sich dabei streng an das altgermanische Gebiet halten. Es hätte wenig Zweck, ja, verbierte und entkräftete nur, den landschaftlichen Rahmen weiterzuspannen und runenähnliche Begriffszeichen statt zwischen Rhein und Weichsel etwa am Guadalquivir, am Nil oder am Ganges zu suchen“ (8). Ähnlich zukunftsfröh äußert sich Altheim: „Wir sind überzeugt, daß eine noch größere Anzahl von Runen auf solche Sinnbilder zurückzuführen sind“ (9).



Was aber bedeuten diese vorläufigen Ergebnisse für die Themastellung unseres Aufsatze? Wir haben dabei von den Runennamen des Futhark auszugehen, denn eigentümlicherweise ist uns für jede Rune ein ihr zukommender Name schriftlich überliefert, also auch für die in die Lautschrift eingegangenen vorrunischen Sinnbilder. Damit gewinnen wir einen sicheren Ausgangspunkt für die Interpretation der letzteren. Wir sind nicht mehr auf unsichere Vermutungen und mehr oder weniger scharfsinnige Kombinationen angewiesen, sondern vermögen uns auf schriftliche Quellen zu stützen. Sollte im Verlaufe weiterer Forschungen die Zahl der ins Futhark eingegangenen Sinnbilder über die jetzige hinausgehen, so gewinnen wir damit gleichzeitig weitere sprachliche und damit philologisch gesehen erstrangige Belege zur Ausdeutung germanischer Sinnbilder.

Gewiß, es sind verhältnismäßig späte Handschriften, die uns die Runennamen überliefern. Keine von ihnen liegt vor dem 9. Jhd. n. Z., keine ist uns aus urnordischer Zeit bekannt (10), und doch ist an dem hohen Alter des aus den Runennamen noch jeweilig erschließbaren Bedeutungsbereichs nur schwerlich zu zweifeln, mögen diese selbst auch jung sein und an die Lautzeichen des Futhark gebunden erscheinen (11). Krause sagt in Wesen und Werden der Runen, S. 350 zu diesem Problem: „Mir will da scheinen, als stellten diese Runennamen die äußerlich sichtbare Brücke dar zwischen den Runen und den vorrunischen Begriffszeichen“ und in Fußnote 16 derselben Seite bemerkt er: „Echon A. Petesch (Ztschr. f. dtsh. Unterricht 1917, S. 433 ff., besonders 441) vermutete, daß die Namen der eigentlichen Runen und ihre damit verbundenen mythischen Bedeutungen auf ältere „Zeichenrunen“ zurückgingen. Betrachten wir nunmehr die für unsere aus vorrunischen Sinnzeichen hervorgegangenen Runen überlieferten Namen, um innerhalb des jeweiligen Bedeutungsbereichs ihre älteste Form und damit nach Möglichkeit den ursprünglichen Sinn des betreffenden Symbols zu erschließen (12). Wir beginnen mit der j- und ng-Rune, bei denen vorausgesetzt wird, daß sie als alte Sinnbilder unmittelbar in das Futhark eingingen.

ǰ = j Runennamen: ags. gēar n. „Jahr“, nord. ár „(gutes) Jahr“, dän. ar [in lat. Schreibung ae] Abecedarium: ár, got. gaar (in Wulfilas Sprachform jer). Der Rune kommt also die urnord. Form *jara, urgerm. *jera „Jahr“ oder „gutes Jahr“ zu, und man braucht nicht zu zweifeln, daß das alte Sinnbild ǰ diesen Sinn gehabt hat. Das alte Kultzeichen mag den in die beiden Jahreshälften gespaltenen Jahreskreis darstellen.

ᚢ = ng Runennamen: ags. Ing „Stammheros der Ingwäonen“. Die urnord. Form ist *IngwaR „Ingw (der Gott des fruchtbaren Jahres)“, urgerm. *Ingwaz, der in dem schwedischen Yngvi-Freyr der Wikingerzeit fortlebt. Noch älter als der Begriff „Ingw-Gott des fruchtbaren Jahres“ mag die Bedeutung „Fruchtbarkeit“ sein, wenn wir den Gott für jünger als sein heiliges Zeichen Ǣ ansehen. Auf jeden Fall liegt in dieser Sphäre der Sinn des uralten Symbols.

Die Art der Deutung, wie sie mit diesen höchst wahrscheinlich unmittelbar ins Futhark übernommenen Sinnbildern vorgenommen worden ist, soll nun auch für die hypothetisch in der Runenreihe angenommenen vorrunischen Zeichen versucht werden:

ᚦ = t Runennamen: ags. tīr m. „Ehre“ < tī m. „Tyr“ (Gott), nord. Tyr „Tyr“ (der Gott), dän. tiar (in lat. Schreibung iu), Abecedarium: Tīu, got. tyz (in Wulfilas Sprachform tiws). Wir kommen damit auf urgerm. *Tiwaz, den alten Himmels- und Kriegsgott = lat. deus, griech. Ζεύς, ai. Dyauś. < urindg. *Deiwas. Auch hier mag das Zeichen des Gottes, der Pfeil, älter sein als dieser selbst und in die Sphäre des Kampfes und des Sieges deuten. So heißt es noch eddisch, daß man den Tyr (d. h. die Tyr-Rune) ins Schwert reißen soll, um den Sieg zu erlangen. Ein Beispiel dafür, daß das Götterzeichen häufig älter ist als der anthropomorphe Gott, bietet ein Fragment des Akusilaos von Argos, das ich hier in der Übersetzung Capelle's mitteile: „Und dieser Kalneus wird König der Epithen und führt Krieg mit den Kentaurern. Dann stellt er einen Speer auf dem Markt auf und befiehlt, diesen als Gott zu verehren.“

Die Vorsokratiker, übersetzt und eingeleitet von W. Capelle, Leipzig 1935 = Kröners Taschenausgaben, Bd. 119, S. 58. Das Original-Papyrus Oxyrhynchos 1611.

Υ * = z (R) Runennamen: ags. eolhx (mit unbekannter Bedeutung). Es ließe sich vielleicht eine urnordische Form *algīR „Abwehr“ (-z > -R) ansehen. Das alte Handymbol auf den südschwedischen Felsritzungen und auf dem Runenstein von Krogsta hat nach Krause (13) diesen Sinn gehabt. Die alte Wimmer'sche Deutung von eolhx als „Elch“ (14) dürfte auf Grund des nicht erklärten -g unzutreffend sein (15). E. Agrell geht von der wahrscheinlich älteren Form * des Zeichens auf der fränkisch-burgundischen Spange von Charnay (6. Jhd.) aus und stellt die geistvolle These auf, daß es sich um ein Zeichen für zwei Männer (die germanischen Dioskuren aus Germania Kap. 43) handeln könne. Zur Stützung seiner Ansicht weist er auf die isländische Bezeichnung stǫpmadr = „der auf den Kopf gestellte Mann“ für ʌ = R hin und leitet den Runennamen schließlich über *Alhtz aus altgerm. *Alhtz ab.



Abbildung 5 (links). Felsbild aus Genical. Nach J. Altheim und E. Trautmann, Vom Ursprung der Runen, Abbildung 25. — Abbildung 6 (rechts). Gossam, Bohuslän. Umzeichnung nach J. Altheim und E. Trautmann, Vom Ursprung der Runen, Abbildung 21.

ᚱ = o Runennamen: ags. æþel < älterem æþil m. und n. „Erbgut“, got. utal (in Wulfilas Sprachform āaþl) entsprechen einem urnordischen *ōþala „Ddal, ererbter Besitz, Eigentum“. In diesen Sinnbereich gehört das besonders häufig belegte schlingenartige Zeichen sicherlich seit altersher. Wenn auch Agrell a. D. S. 48 darauf hinweist, daß bei der Benennung der o-Rune dem Bildner nur „eine ganz kleine Reihe von einheimischen Wörtern zur Verfügung stand (vgl. die Wörter mit anlautendem o bei Gick, Wb. 4 3)“, so deuten doch das altnordische lykja und das neudänische løkke in ihrer doppelten Bedeutung „Schlinge“ und „umhөгtes Landstück“ sowie die Verwendung der Ddal-Rune in den mittellalterlichen Handschriften altenglischer Epen für das Wort éðhel „Heimat“ darauf hin, daß der Runenname die ursprüngliche Bedeutung des ᚱ-Zeichens trifft.

ᚱ = h Runennamen: ags. haegl „Hagel“, nord. hagall „Hagel“, dän. hafal (in lat. Schreibung hagal), Abecedarium: Hagal, got. haal (in Wulfilas Schreibweise hagl). Es ergibt sich urnordisch *hagla „Hagel“ oder „jähres Verderben“ (16). Ob mit dieser Bedeutung auch schon der Sinn des uralten germanischen Symbols getroffen wird, ist mir vorläufig noch nicht klar. In seiner jüngst veröffentlichten Arbeit über die Runen als Begriffszeichen (17) scheint Krause, was die Rune von Niesdrowitz anbelangt, der Annahme sehr nahe zu stehen, daß das dortige leiterähnliche Zeichen den Sinn des ᚱ-Runennamens verkörpert.

ᚱ = d Runennamen: ags. daeg „Tag“, got. daaz (in Wulfilas Sprachform dags). Die urnordische Form ist dagaR. Vorläufig läßt sich noch nicht erweisen, ob die ᚱ-runenähnlichen Sinnbilder auch schon die Bedeutung „Tag“, „Sonne“, „Licht“ oder eine ähnliche aus diesem Umkreis getragen haben (18).

Es bleibe schließlich nicht unerwähnt, daß unsere Untersuchung durchaus nicht darauf ausgeht, für das jeweilig untersuchte vorrurische Sinnbild eine ganz bestimmte, festliegende Bedeutung zu erschließen. Das Sinnbild wird vielmehr als Trägerin eines ganzen Kreises eng verwandter Begriffe angesehen, wie ja auch ein Wort nicht nur etwas „heißt“, sondern in der Regel Trägerin einer ganzen Reihe okkasioneller Bedeutungen ist.

Damit schließt unsere sprachliche Betrachtung. Sieht man von den noch bestehenden Schwierigkeiten bei der Deutung des H, M und Y (X)-Zeichens einmal ab, so zeigt es sich, daß im großen und ganzen der Bedeutungsbezirk der von uns betrachteten vorrurischen germanischen Sinnbilder mit ziemlicher Sicherheit aus den Nunnennamen erschlossen werden kann. Vielleicht ist dieser kleine Beitrag nicht der einzige, den die Sprachwissenschaft für die Sinnbildkunde zu leisten imstande ist. Jedenfalls scheint es mir nach diesem ersten Versuch und seinem vorläufigen Ergebnis nicht ausgeschlossen, daß durch die wechselseitige Erhellung auf sprachwissenschaftlichem und sinnbildkundlichem Gebiete manche ungeklärte Frage der Germanienkunde ihrer Lösung nähergebracht wird.

Der Aufsatz wurde bereits 1939 geschrieben. Seitdem dient der Verfasser bei der Waffen-44, so daß ihm eine genaue Übersicht über die seitdem erschienene runenkundliche Literatur nicht möglich ist.

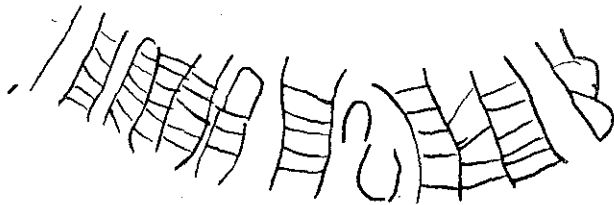


Abbildung 7. Inschrift von Niedrowitz. Nach B. Krause, Runeninschriften im älteren Futhark.

Nachtrag.

Die angelsächsische Bezeichnung der t-Rune, *tir*, dürfte ursprünglich mit dem nordischen *Tyr* nichts zu tun haben, sondern „Zier“ (germ. **tihor*, lat. *decus*) bedeuten. Der Name kann also höchstens später an den des germanischen Himmelsgottes *Tiu* angeglichen sein. – Zu der Rune *colhx* ist jetzt zu vergleichen Altheim/Trautmann, Die Elchrune (Germanien, 1941, S. 22 ff.). Diese Rune hat schon Herman Wirth vor zwölf Jahren als „Zwei Männer“ erklärt und mit dem gleichförmigen schwedischen Kalenderzeichen „*tvmadr*“ oder „*tvmaghr*“ in Verbindung gebracht. – Wenn die Odal-Rune als „Schlinge“ und als „umhagtes Landstück“ bezeichnet wird, so kehrt ihre Form in einem damit eng verbundenen brauchstücklichen Gegenstand wieder: der „Echub“, das Strohgewinde am Haselstecken, mit dem bis heute eingefriedigte Grundstücke bezeichnet werden, hat ganz zweifellos die Form der Odal-Rune. Er gehört in das Gebiet der „Runenformen in brauchstücklichen Sinnbildern“, über die ich in „Germanien“, 1936, S. 105 ff. abgehandelt habe.

Plaschmann.

(1) Vgl. B. Krause, Wesen und Werden der Runen, Zeitschrift f. Deutschkunde, 1937, S. 346. – (2) B. Krause, Sinnbilder und Runen, Altpreußen 1936, S. 15 ff.; Runeninschriften im älteren Futhark, Halle a. d. S. 1937; Wesen und Werden der Runen, Zeitschrift f. Deutschkunde, 1937, S. 281 ff. – (3) S. Altheim und E. Trautmann, Vom Ursprung der Runen, Berlin 1939 = Deutsches Ahnenerbe, Reihe B: Sachwissenschaftliche Untersuchungen – Arbeiten zur Germanienkunde. – (4) Altheim und Trautmann a. D. S. 49. – (5) Runeninschriften, S. 3. – (6) Krause, Wesen und Werden der Runen, S. 347, Fußnote 13. Für das Fortleben der alten Sinnbilder in den Runen tritt auch A. Th. Beigel in seinen vielbeachteten Arbeiten immer wieder ein. – (7) „Auf den norwegischen Runensteinen von Opdal und Årstad – – zeigt sich, daß die ursprüngliche Form dieser Rune offenbar ein Kreis war.“ B. Krause, Altpreußen, 1936, S. 24. – (8) Krause, Wesen und Werden der Runen, S. 348. – (9) Altheim

und Trautmann a. D. S. 50. – (10) Siehe H. Arns, Handbuch der Runenkunde, S. 96. – (11) Krause sagt in Runeninschriften, S. 3: „Diese Übertragung (der Begriffsbedeutung vorrurischer Sinnzeichen auf die Runen) trat schon äußerlich dadurch in Erscheinung, daß jede einzelne Rune nunmehr einen Namen erhielt, der einerseits mit dem Buchstaben begann, den die betreffende Rune als Lautzeichen besaß, der aber seiner Bedeutung nach in diejenige Sphäre hineinpasste, in der das betreffende vorrurische Begriffszeichen wirkte.“ – (12) Hierbei bringt uns E. Agrell's eigenwillige Lithart-Theorie mit ihrer dauernden Bezugnahme auf die religiösen Vorstellungen des Ostens nur wenig Gewinn. Vgl. E. Agrell, Zur Frage nach dem Ursprung der Nunnennamen = Skrifter utgivna av Vetenskaps-Societeten i Lund 10, Lund 1928. – (13) Krause, Wesen und Werden der Runen, S. 351. – (14) Wimmer, Die Runeninschrift, S. 133. – (15) Vgl. Sophus Bugge, Norges Indskr., Indl. S. 89 ff. und S. 148. – (16) Krause a. D. S. 352. – (17) B. Krause, Die Runen als Begriffszeichen, Beiträge zur Runenkunde und nordischen Sprachwissenschaft, Leipzig 1938, S. 42. – (18) Vgl. noch Krause, a. D. S. 49 f.

Hans-August Herrmann: Formgut und Sinnbildgehalt der Brettausschnitte und Siebellenken holsteinischer Bauernhäuser

(Schluß)

Die Betrachtung der Brettausschnitte als Begriffszeichen oder Sinnbilder ist natürlich unabhängig von ihrer heute nachzuweisenden Wertung durch die bäuerliche Bevölkerung. Zweifellos ist die Beibehaltung der altüberlieferten Formen im wesentlichen der Achtung des Bauern vor dem überkommenen Formgut zu danken und nicht einer Kenntnis der Sinnbeziehungen dieser Zeichen, wenn auch hier und da ein mehr oder weniger verdunkeltes Wissen um die eigentliche Bedeutung noch zu erkennen ist. Die Übereinstimmung der Form der Brettausschnitte mit den Sinnbildzeichen anderer Anwendungsgebiete, die in ihrem Ursprung und ihren Abwandlungen durch eingehende Untersuchungen seit langem bekannt sind, erlaubt aber doch eine nähere Abgrenzung des Sinngehaltes. Dabei ist es unmöglich von den formmäßig weit entwickelten Zusammensetzungen und Abwandlungen der einfachen Brettausschnitte auszugehen, obwohl gerade hier der Sinnbildgehalt am stärksten in Erscheinung tritt. Eine Klärung kann sich vielmehr nur ergeben aus der nachzuweisenden Begriffsbeziehung der einfachsten Formelemente, die in vielfacher Abwandlung und Umgestaltung immer wieder in der Gestaltung der Brettausschnitte nachzuweisen waren und unter der Bezeichnung „Grundformen“ bereits Veranlassung wurden zur Zusammenfassung vieler Ausschnitte größerer Formgruppen. Dabei darf aber keinesfalls übersehen werden, daß Schöpfer und Erhalter dieser Ausschnittformen bäuerliche Menschen waren und sich daher auf Grund ihrer Bindung an Grund und Boden, Jahreslauf und Witterung bei der Gestaltung sinnbildhafter Zeichen in erster Linie auf diese Grundlagen bäuerlichen Seins bezogen haben. Weshalb wird die Sinnbeziehung der Brettausschnitte zunächst innerhalb derartiger Vorstellungskreise zu suchen sein.

Erste Gruppe: Die Sonnen- und Jahreszeichen.

Bestimmend für den bäuerlichen Arbeitskreis ist stets der sich ständig wiederholende Lauf der Sonne. Es braucht daher nicht wunderzunehmen, daß sich gerade die Sinnbilder des Sonnenkreislaufes in großer Anzahl erhalten haben. Insbesondere ist das einfachste Sinnbild der Sonne, das zugleich auch als Spiegel des Sonnenlaufes und damit auch des Jahresablaufes gilt, der Kreis, in vielfacher Häufung als Grundform volkstümlicher Sinnbildanwendung bekannt geworden. Diese Feststellung gilt auch in vollem Umfange für die holsteinischen Brettausschnitte. Bevorzugt wird hier die Verwendung der als Sonnenzeichen dienenden einfachen Kreiselscheibe. Die in anderen Landschaften vielfach zu beobachtenden sogenannten strahlenden Sonnen sind in Holstein nur als Wiederholung des einfachen

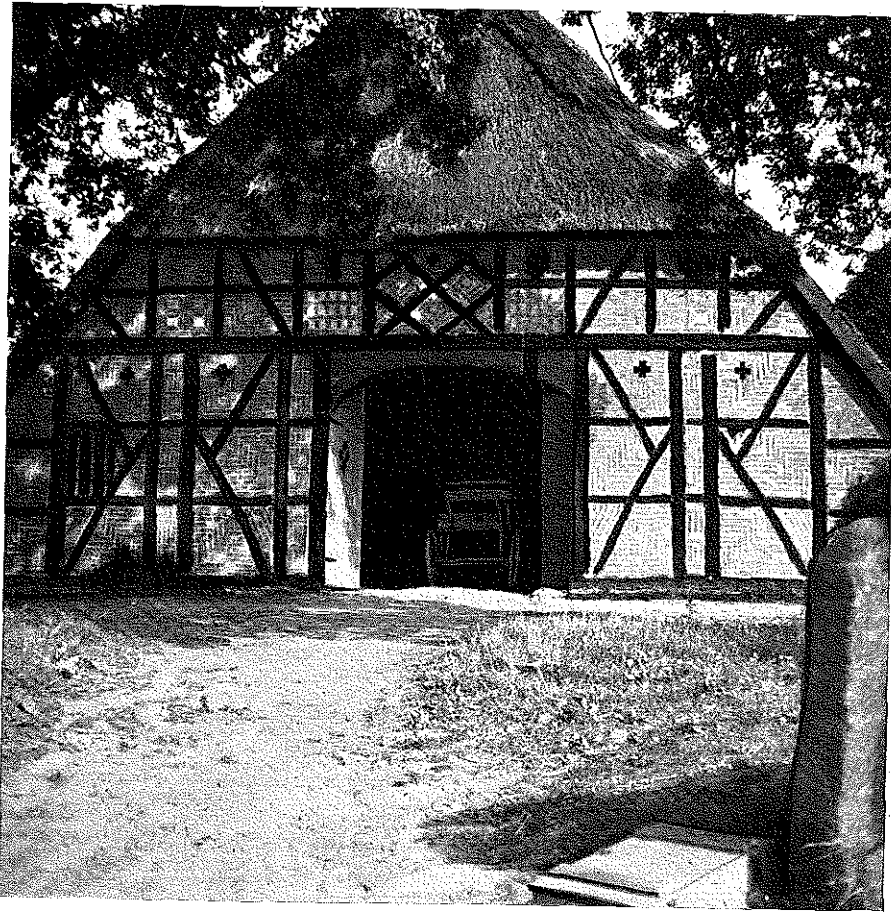


Abb. 11. Die gekrenzte Naute über dem Einfahrtstor. Aufn. Verfasser.

Kreisausschnittes in den Wandfächern über der Dielentür als Steinfügungen anzutreffen. Als weiteres, für Niederdeutschland kennzeichnendes Sonnenzeichen finden sich in großer Anzahl Halbkreise als Bretttausschnitte. Sowohl der einfache Halbkreis, der strahlende Halbkreis wie auch der aus zwei konzentrischen Halbkreisen aufgebaute Doppelhalbkreis, dessen kleinerer Bogen die Sonnenbahn der Winter Sonnenwende und dessen größerer Bogen den Lauf der Sonne zur Sommer Sonnenwende darstellen soll, sind als Sinnzeichen der Sonne und des Jahres in den holsteinischen Bretttausschnitten zu erkennen. Die Häufigkeit ihrer Anwendung spricht dabel für die Bedeutung, die eine bäuerliche Bevölkerung ihnen zumah. Seltener und nur in Verbindung mit andersgearteten Bretttausschnitten ist in Holstein ein drittes Sonnenzeichen zu beobachten, die Spirale oder Wendel. Als Sinnzeichen bezieht sich die Wendel auf die schraubenförmig aufsteigende Bahn der Frühlingssonne. Die seltsam spiralförmig aufgedrehten Stiele lilienförmiger Bretttausschnitte im alten Westwalddistrikt südlich von Preetz sind eindeutig als derartige Wendel zu erkennen. Die bei den genannten Brett-

ausschnitten stets vorhandenen spiegelbildlichen Verdoppelungen in einem zweiten Ausschnitt des gleichen Giebels dürften wohl als die Nachwirkung einer Ergänzung der einfachen Wendel zu einer Doppelwendel mit gegenläufiger Drehung als Sinnzeichen des stets wiederkehrenden Sonnenanstieges und -abstieges anzusehen sein.

In engem Zusammenhang mit der Doppelwendel steht das sog. alte Ddal-Zeichen. Das Sinnbild besteht entweder aus zwei übereinanderstehenden Kreisen, die durch einen geraden Strich verbunden sind, oder aus zwei nebeneinanderliegenden Kreisen, die durch einen Halbkreisbogen verbunden sind. Die erste Form des alten Ddal-Zeichens findet sich in vielfacher Verdoppelung in den Giebelfeldern der Propstei und der Hessesteinen Begüterung, wobei die Umformung der Kreise zu einer Naute eine Parallele hat in der durchaus geläufigen Abwandlung vorrunischer Zeichen. Die zweite Form findet sich nur ausnahmsweise als Bretttausschnitt in entarteter Form unter allerlei anderen Zutaten versteckt wie in dem abgebildeten Ausschnitt aus Spreng.

Ebenfalls als Sonnenzeichen sind alle auf die Kreuzform zurückzuführenden Bretttausschnitte zu werten. Gehören doch insbesondere das Rechteck, das Radkreuz, Malkreuz und Hakenkreuz zum ältesten Symbolgut des Nordens. Dementsprechend sind auch sämtliche Ausschnitte, die aus einer Verbindung der genannten Kreuzformen untereinander sich ergeben, zur Gruppe der Sonnen- und Jahreszeichen zu zählen. Der Sechsstern, Achtfstern und die sechs- und achtspeichigen Räder, deren Form in den verschiedensten Bretttausschnitten immer wieder zu erkennen ist, haben allerdings neben ihrer Bedeutung als Sonnenzeichen noch eine besondere Sinnbeziehung als Schutz- oder Lebenszeichen.

Als Sonnenzeichen mit besonderer Betonung ihrer Begriffsbeziehung als Jahreszeichen gelten auch der einfach und der dreifach geteilte Kreis, die als allein stehende Ausschnittformen häufiger anzutreffen sind.

Zweite Gruppe: Die Fruchtbarkeitszeichen.

Als nächst den Sonnenzeichen wichtigste und zahlreichste Gruppe ist eine große Anzahl holsteinischer Bretttausschnitte zusammenzufassen, deren Begriffsbeziehung sich auf den Vorstellungskreis der sich ständig erneuernden Fruchtbarkeit ausrichtet. Das Hauptzeichen dieser Gruppe ist die Naute. Die einfachste Form der Naute, die am häufigsten als Bretttausschnitt verwendet wird, ist seit langem als entsprechendes Zeichen bekannt. Noch stärker wird der Begriff der Fruchtbarkeit betont in den Nebenformen der Naute, der durchkreuzten Naute und den schachbrettartig aus vielen einzelnen Nauten zusammengesetzten Nautenfeldern. Seltener findet sich als Bretttausschnitt eine Verbindung der Naute mit der als Sonderform des alten Ddal-Zeichens nachgewiesenen stehenden Acht. Als Begriffszeichen bezieht sich diese Zusammenstellung wohl ebenfalls auf die ständige Erneuerung.

Als zweites Fruchtbarkeitszeichen dürfte in den Bretttausschnitten das Herz wiederzuerkennen sein. Die bereits erwähnte Verbindung der Herzform mit Nauten ausschnitten ist wohl im Sinne einer verstärkenden Begriffsbeziehung zu verstehen. In diesem Zusammenhang gewinnt die auffällige Zusammensetzung der im Gesamteindruck herzförmigen Bretttausschnitte aus zwei Kreisen und einer Naute eine besondere Bedeutung.

Weiterhin müssen als Fruchtbarkeitszeichen auch die eiförmigen und elliptischen Bretttausschnitte der Propstei angesehen werden, da das Ei als Symbol der Wiedergeburt eine bedeutende Rolle spielt. Es sei nur an die verschiedenen durch eingehende Untersuchungen bereits geklärten Volksbräuche um das Ei erinnert, sowie an den gerade aus Schleswig-Holstein überlieferten Brauch, den Toten ein Ei als Symbol der Wiedergeburt mit ins Grab zu geben.

Schließlich sind noch in Zusammenhang zu bringen mit der Gruppe der Fruchtbarkeitsbilder alle Ausschnitte in Form des Mondes, der Hörner und der Doppelhörner. Die eigenartige Abwandlung der Doppelhörner zu Herzformen sowie die häufig zu beobachtende Verbindung der Hörner und Doppelhörner mit herzförmigen Ausschnitten findet so eine ganz natürliche Begründung als Verstärkung und Hervorhebung der Sinnbeziehung. Eine davon

abweichende Verwendung der mondähnlichen Einzelzeichen scheint lediglich dort vorzuliegen, wo Zusammenstellungen von Sonnen- und Mondzeichen in der Art der vorher beigelegten Abbildung der Bretttaufschnitte an der alten Klosterscheune in Preetz angebracht sind. Hier scheinen die Mondzeichen als Gegenstück zu dem über ihnen eingeschnittenen Sonnensymbol in ihrer Bedeutung als Sinnbild des Jahreslaufes verwendet worden zu sein.

Dritte Gruppe: Die Segens- und Vermehrungszeichen.

Waren bislang die Bretttausschnitte in Verbindung gebracht mit Formen, die als reine Symbolzeichen anzusehen waren; so treten neben diesen in der Gestaltung der Siebelöffnungen auch Formelemente auf, die auf Runenformen verweisen. Bezeichnend ist aber, daß hier nur Runen mit stark sinnbildhafter Bedeutung festzustellen sind. Es ist natürlich, daß bei einer Betrachtung der Bretttausschnitte als Sinnzeichen einzig der Symbolwert dieser Runenzeichen zu berücksichtigen ist. Ohne Mühe lassen sich drei derartige Zeichen unter den Ausschnittformen nachweisen: die Dag-Runne, die sicherlich in der sogenannten Sanduhr zu erkennen ist, der „Ur-Bogen“, der sowohl als einfacher, wie als doppelter Bogen zu finden ist und die Man-Runne. Die Dag-Runne ist in ihrer Verwendung als Bretttausschnitt wohl am einfachsten in ihrer Bedeutung als Segenszeichen zu erfassen. Auch die Ur-Runne ist als Glücks- und Vermehrungszeichen bekannt, und schließlich hat auch die Man-Runne eine ausgesprochene Bedeutung als Segenszeichen im Sinne einer Vermehrung. Alle drei gelten aber zugleich auch als Jahreszeichen. Kennzeichnender als die einfachen Grundformen für die beiden zuletzt genannten Sinnzeichen sind ihre mannigfaltigen Umformungen und Abwandlungen. Der Ur-Bogen findet sich unzweifelhaft wieder in den felschartigen und doppelhornförmigen Bretttausschnitten und wird hier zum gestaltenden Formelement. Das dreisprossige Man-Zeichen ist vor allem in den dreigezackten Blumenfelsen, Tulpenformen und beziehungsweise in den Eilen wiederzuerkennen, von denen besonders der letzteren eine symbolhafte Bedeutung im bäuerlichen Brauchtum zukommt.

Vierte Gruppe: Die Lebenszeichen.

In enger Formverbindung mit der zuletzt genannten Gruppe der sinnbildhaften Runenzeichen entsteht durch die Zusammensetzung mehrerer Grundformen zu neuen Sinnbildformen eine in ihrer Sinnbeziehung nur schwer und niemals eindeutig zu bestimmende Gruppe von Brett-
ausschnitten. Die aufwärts oder abwärts gerichteten Bogenformen werden mit Abwandlungen des Man-Zeichens und Sonnensinnbildern zu Ausschnitten zusammengestellt, in denen unschwer die bekannte Form des Lebensbaumes zu erkennen ist. Der Lebensbaum hat als Sinn-
zeichen durchaus seine eigene, von der Bedeutung der genannten Einzelformen unabhängige Begriffsbeziehung, da er als Symbol des Jahresablaufes und damit letzten Endes auch des
Lebensablaufes gilt. Die Zusammenstellung der Baumform aus anderen Sinnzeichen beweist
dabei nur, wie stark sich die Überlieferung alten Formgutes auch ohne Wissen um den Sinn
der Form erhalten kann. Die Werthschätzung gerade dieser Sinnzeichen kommt dabei in der
Größe der Brett Ausschnitte und in ihrer sorgfältigen Herstellung zum Ausdruck. Bezeichnend
ist, daß die Ausschnitte der Lebensbaumform nur an dem der Straße zugekehrten Giebel des
Bauernhauses angebracht werden und die Sicht auf diese Zeichen stets sorgfältig freigehalten
wird.

Fünfte Gruppe: Die Schutz- und Abwehrzeichen.

Eine Sonderstellung hinsichtlich ihrer Begriffsbeziehung nimmt eine kleinere Gruppe von Brettabschnitten ein, deren Grundformen nicht als Symbolzeichen bekannt sind, sondern als Unheil abwehrende Schutzzeichen sich ihren Platz im Volksbrauche bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Es handelt sich hier um Verknotungen oder Verschlingungen, bei denen weder ein Anfang noch ein Ende festzustellen ist und die in vielfacher Abwandlung auch als Schnigmotive im

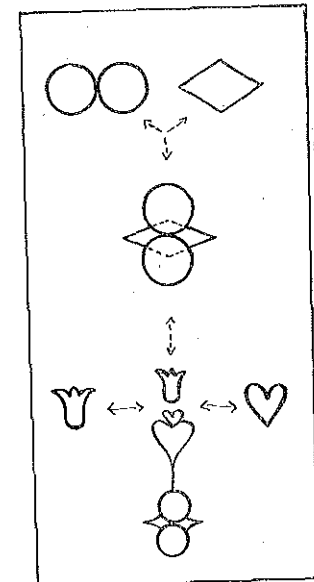
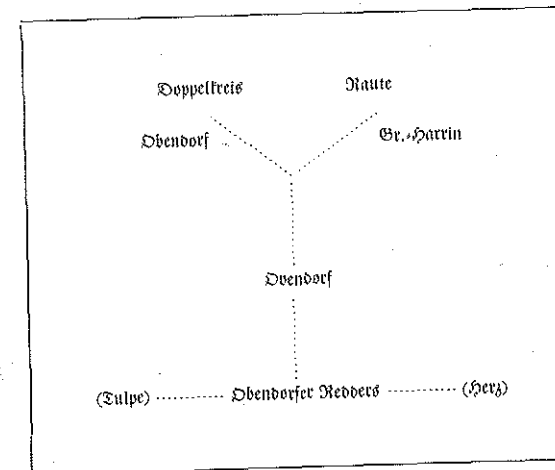
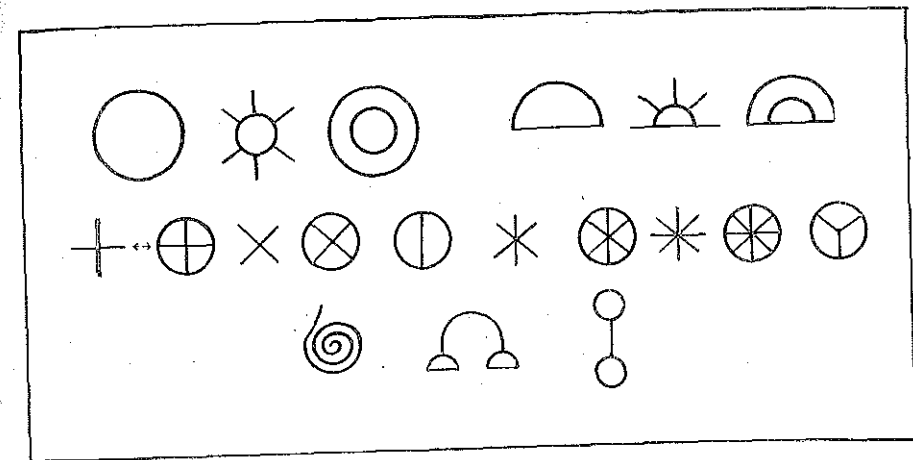
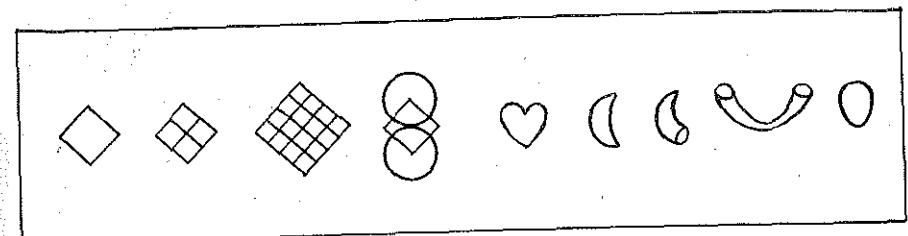


Abbildung 12 (oben). Die in den Brettanschnitten wiederkehrenden Sonnenzeichen. – Abbildung 13 (rechts). „Fruchtbarkeitszeichen“ in Siebelauschnitten; – Abbildung 14 (unten) „Fruchtbarkeitszeichen“ in Brettanschnitten.



Balkenwerk der Häuser nachzuweisen sind. Es ist klar, daß diese Verknötungen aus technischen Gründen nur sehr schwer als Bretttausschnitt herzustellen sind und im wesentlichen nur der äußere Umriß wiedergegeben werden kann. Es bleibt daher in vielen Fällen zweifelhaft, ob ein derartiges Abwehrzeichen dargestellt werden soll oder ob es sich um Spielformen anderer Ausschnittgruppen handelt. Als sicher zur Gruppe der Abwehrzeichen gehörig kann der Stinfstern betrachtet werden, der besonders im östlichen Holstein nicht gerade selten anzutreffen ist. Auch verschiedene Abwandlungen des Dreiblattes können auf derartige Verschlingungen zurückgeführt werden, während es beim Vierblatt außerordentlich zweifelhaft ist, ob hier eine Verknötung darzustellen beabsichtigt war oder ob nur eine Umformung des Malkreuzes vorliegt. Die Seltenheit der Anwendung der beiden zuletzt genannten Zeichen beweist jedenfalls die geringe Bedeutung, die ihnen gegenüber anderen zugemessen wurde.

Aus der bisher durchgeführten Gruppierung ergibt sich, daß die Bretttausschnitte und Giebelöffnungen unserer Bauernhäuser sich durchaus nicht in ihrer äußeren Form erschöpfen, sondern einen weitreichenden Sinnbildgehalt verraten. Mit jeder Ausdehnung einer Untersuchung auf der Grundlage einer umfassenden Bestandsaufnahme der vorhandenen Ausschnittformen und ihrer oben durchgeführten Gruppierung wird dieser Grundzug stärker und stärker in Erscheinung treten müssen und so helfen, ein bisher vernachlässigtes und nur mangelhaft erforschtes Gebiet volkstümlicher Überlieferung zu nutzen, das wertvolle Ergebnisse für die Frage der Zusammenhänge des germanischen Sinnbildgutes mit unserer Gegenwart birgt.

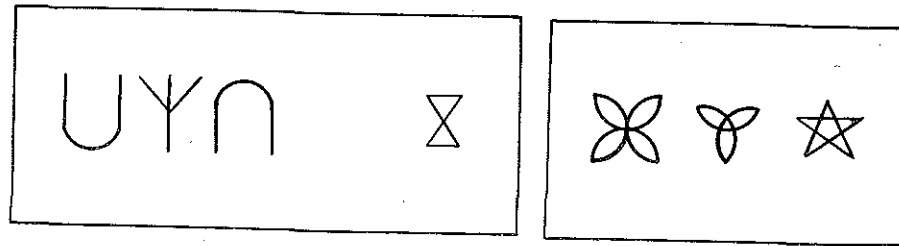


Abbildung 15 (links). „Verknötungszeichen“ in Bretttausschnitten. — Abbildung 16 (rechts). „Abwehrzeichen“ in Bretttausschnitten.

Gehorsam / Vom Sinn des Soldatentums.

Aus der Ableitung des Krieges von einer höheren sittlichen Aufgabe entsteht erst die Berechtigung zum Befehlen und die Pflicht zum Gehorchen. Niemand hat von sich aus das Recht, zu befehlen, daß ein anderer kämpft und stirbt. Herr über Leben und Tod ist der Befehlende, und das kann er nicht sein aus eigenem Recht, sondern nur aus dem Recht sittlicher Begründung. Befehlen im Kriege ist ein weihvolles Tun. So erklärt sich die soldatische Auffassung von der Unbedingtheit, ja geradezu von der Heiligkeit des militärischen Gehorsams.

General von Rabenau.



Abbildung 17. Verbreitungskarte der Bretttausschnitt-Formen in Holstein.

Als ich J. D. Plassmanns Aufsatz über die Stufenpyramiden, Germanien, 1941, S. 100–109, las, erinnerte ich mich, über ähnliche Pyramiden im iberischen Schrifttum, besonders aber in dem über Brasilien, einige Angaben getroffen zu haben. Zudem fand ich bei der Durchsicht meiner feinerzeit in Brasilien gemachten Aufnahmen, auch besonders solchen an der Küste und auch im Innern Brasiliens, eine Anzahl, die zufällig solche Stufenkreuze zeigten.

Zur Geschichte dieser Stufenpyramiden ist folgendes bekannt:

Bei der Gründung neuer Städte, an deren Stelle früher gewöhnliche Siedlungen von Weißen waren, zu denen später Indianer herangeholt wurden, um damit diese Siedlungen mehr zu bevölkern, wurde diesen Städten der erste Beamtenstab zugeteilt. Dieser setzte sich zusammen aus dem vom Gouverneur ernannten „Indianerdirektor“, dem Richter (Duvidor), dem Steuer- oder Zollbeamten (Provedor) und einer Militärbehörde (Unterleutnant einer Festung oder Milizhauptmann). Als erstes sichtbares Zeichen des Gerichtsbanns dieses neuerstandenen Ortes, der aus einer ungeordneten Ansammlung von rohen mit Palmblättern gedeckten Häusern bestand, wurde vor der richterlichen Wohnung oder dem Stadthaus (Casa da Camara) das „Pelourinho“ oder die Gerichtssäule gesetzt. Diese Säule bestand aus einem tief in die Erde eingelassenen Baumstamm, der mit eisernen Ringen versehen war. Mit der Zeit und der Entwicklung des Ortes wurde diese hölzerne Säule später durch eine steinerne ersetzt, die oft kunstvoll geziert und auf einen dreistufigen Sockel gesetzt wurde. Dieses Zeichen der Gerichtsbarkeit war auch zugleich der Richtplatz, an welchem die Verurteilten festgeschnürt wurden und im Beisein der Bewohner ihre Strafe verbüßen mußten. Meist handelte es sich dabei um öffentliche Auspeitschungen bei geringen Vergehen, und um Todesstrafe durch den Strang bei schweren Verbrechen.

Diese Gerichtssäulen hatten auf Meterhöhe schwere eiserne Ringe, an denen die Verurteilten festgebunden wurden, weiter oben waren andere Eisenringe angebracht, durch welche die Galgenschlinge gezogen wurde; außerdem saßen dort nach oben gekrümmte Haken, an welchen die Köpfe der Verurteilten aufgesteckt wurden. Die Spitze der Säule krönte eine eiserne Kugel mit den Hoheitsabzeichen des Königs von Portugal. Das Ganze erhob sich stets auf einer dreistufigen Pyramide. Die beigegebene und höchst seltene Abbildung eines solchen Pelourinhos fand ich in dem Buche: „Rio de Janeiro zur Zeit der Vizekönige (1763–1808)“ von Luiz Edmundo, 1932 (Abb. 1).

In Brasilien gehen die Nachrichten von solchen Richtssäulen bis 1558 zurück. In einem Brief des damaligen Gouverneurs von Rio de Janeiro, Mem de Sá, an den König meldet dieser: Er hätte nun in der eben gegründeten Stadt auch ein Pelourinho errichtet, worüber sich die Indianer und Neger sehr gefreut hätten, welche übrigens die Strafen weit besser und würdiger ertragen als wir selbst. – Als dann die städtische und die Gerichtsverwaltung, die zur Kolonialzeit infolge der großen Entfernungen vom Sitz der Zentralgewalt ziemlich unabhängig war, mehr und mehr vom Sitz des Gouverneurs aus überwacht werden und von diesem aus geleitet werden konnte, verschwanden die Richtssäulen aus den Städten. Da sie aber immer auf dem Stadtplatz und stets in der Nähe der Hauptkirche standen, so war es natürlich, daß sich die Kirche der alten Sockel und Stufenpyramiden bediente, um auf ihnen das Missionskreuz zu errichten. Deshalb findet man auf den Reisen durch das Innere des Landes an jedem früheren Ort, oder auch zuweilen an Stellen, wo früher eine der längst verlassenen „Villas“ stand, mächtige Kreuze auf oft flobig, aber stets dreistufig erbauten Sockeln. Der strenggläubige, in seiner Religion aber schlecht unterrichtete Brasilianer des Innern legt oft auf seinen großen Wanderungen sog. „Bußsteine“ von beträchtlichem Gewicht auf die Stufen dieser Kreuze, um dadurch Regen für seine Pflanzen, eine glückliche Beendigung seiner



Abbildung 1. „Pelourinho“ oder Richtsäule in Rio de Janeiro aus dem 18. Jahrhundert. Nach einer Holzschnittzeichnung in Luiz Edmundo, Rio de Janeiro zur Zeit der Vizekönige. Rio de Janeiro. 1932. S. 523.

schwierigen Kanofahrt, oder selbst einen glücklichen Ausgang eines heimlichen lokalpolitischen Racheaktes vom Himmel zu erlangen. Diese katholisch-afrikanische Mischreligion hat sich besonders in den von geflüchteten Sklaven gebildeten Rocambo-Dörfern herangebildet. Solche Bußsteine sind auf den Stufen der Pyramide auf Abb. 5 niedergelegt. Luiz Edmundo weist

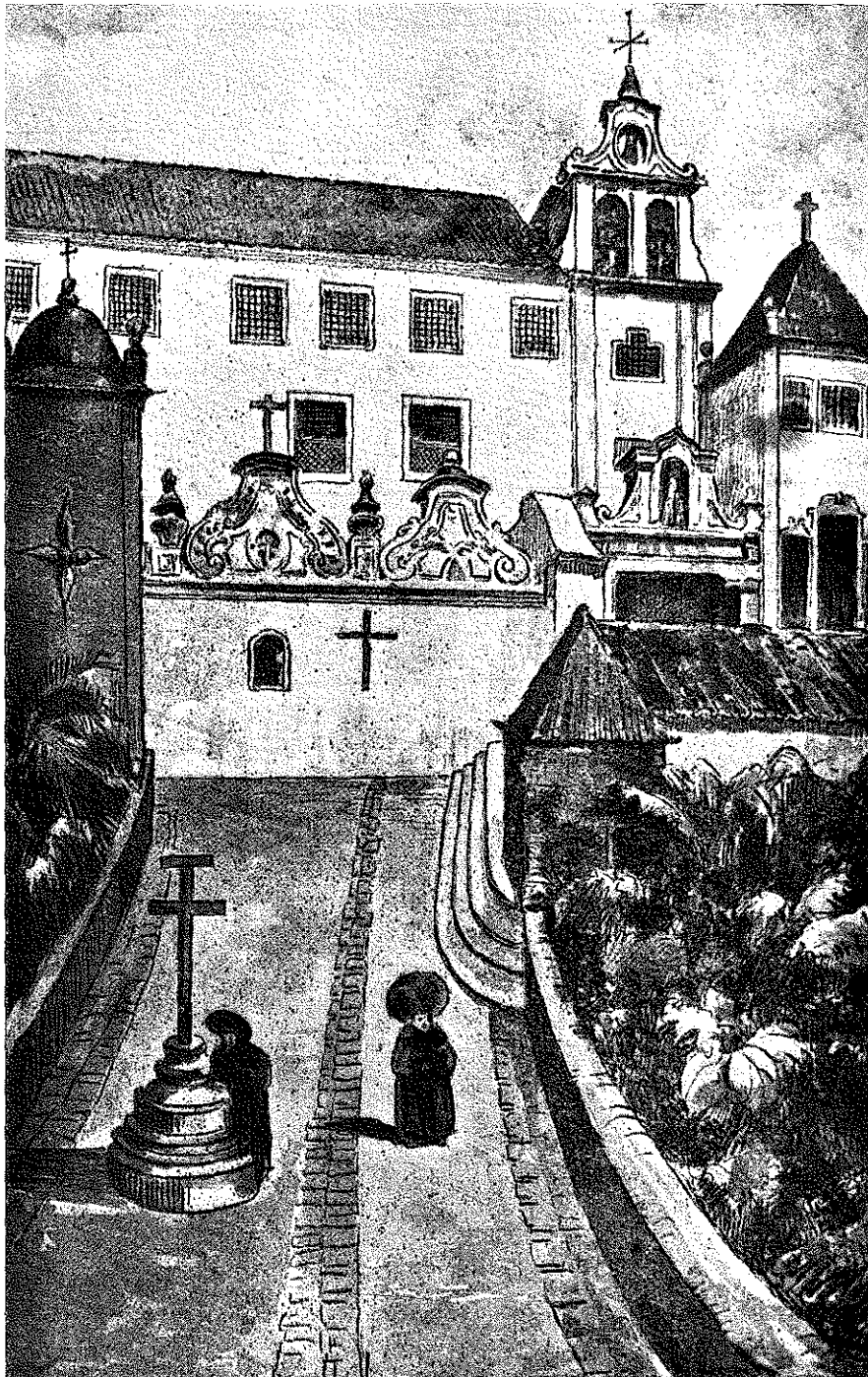


Abbildung 2 (links nebenstehend). Konvent von S. Anton in Rio de Janeiro mit Mönchen in der alten Kolonialtracht. Auf der nach der Mitte zu geneigten Straße ein Stufenkreuz. Ende des 18. Jahrhunderts. Aus Luiz Edmundo, Rio de Janeiro zur Zeit der Vizekönige. Rio de Janeiro 1932. – Abbildung 3 (oben). Stadt Paraty des gleichnamigen Staates. Mächtige Stufenpyramide mit Kreuz. Das Kreuz ist weit jüngeren Datums als der fleisige Sockel. Die Stadt wurde im 16. Jahrhundert gegründet.



Abbildung 4. Kirche von Pomal im Staat Parahyba. Rechts vom Stufenkreuz stand das alte, später abgebrochene Stadthaus.

bei seiner Besprechung der Pelourinhos auf den Zusammenhang mit den „moenia romana“ hin, die zu Caesars Zeiten in Gallien eingeführt sein sollen (?) und erwähnt auch ein Schriftstück in der Pariser Nationalbibliothek, das die berühmte Nichtsäule der „halles“ schildert. Handelsmann in seiner Geschichte von Brasilien erinnert an die Holandsäulen der norddeutschen Städte und an den „Bog oder Magog“ im Stadthaus Londons. In den alten spanischen Handschriften wird von den Portugiesen als „los Godos“ (den Goten) gesprochen. Sollte auf diesen Wegen eine Beziehung zu den Nichtsäulen im germanischen Raume herzustellen sein?

Anmerkung: Die Verbreitung der Stufenkreuze bis über das romanisch besiedelte Amerika und ihre Verbindung mit der rechtlichen Begründung einer städtischen und richterlichen Amtsgewalt gibt uns vielleicht einen Hinweis darauf, wie in Europa ursprünglich die Stufenpyramiden zustande gekommen sind. Das Kreuz ist ja überall erst eine spätere Zutat. Besonders aufschlussreich ist der Brauch, auf die Stufenpyramide noch später mit einer bestimmten Absicht Steine zu legen. Wenn wir daran denken, daß nach Herbert Meyers wohl begründeter Annahme die Stufenpyramide aus dem Steinhäufen entstanden ist, der ursprünglich Grab- und Gerichtssymbol war; wenn wir ferner an die zahlreichen Belege dafür denken, daß solche Steinhäufen allmählich von den Vorbeigehenden aufgestürzt wurden, so erscheint der brasilianische Brauch als letzter Nachklang eines uralten Brauchtums. Die Verbindung mit der portugiesischen Staatsgewalt läßt mit Sicherheit erkennen, daß die Stufenpyramide aus Portugal nach Amerika mitgebracht worden ist. Ob sie dort und in der Bretagne seit der Megalithzeit heimisch, oder ob sie erst von den Germanen eingeführt ist, das wird durch dieses sonst so aufschlußreiche Zeugnis auch nicht entschieden. Möglich ist gotischer Ursprung; wenn die Portugiesen ausdrücklich als „die Goten“ bezeichnet werden, so scheint bei ihnen noch ein stärkerer gotischer Einschlag vorhanden gewesen zu sein als bei den Spaniern.

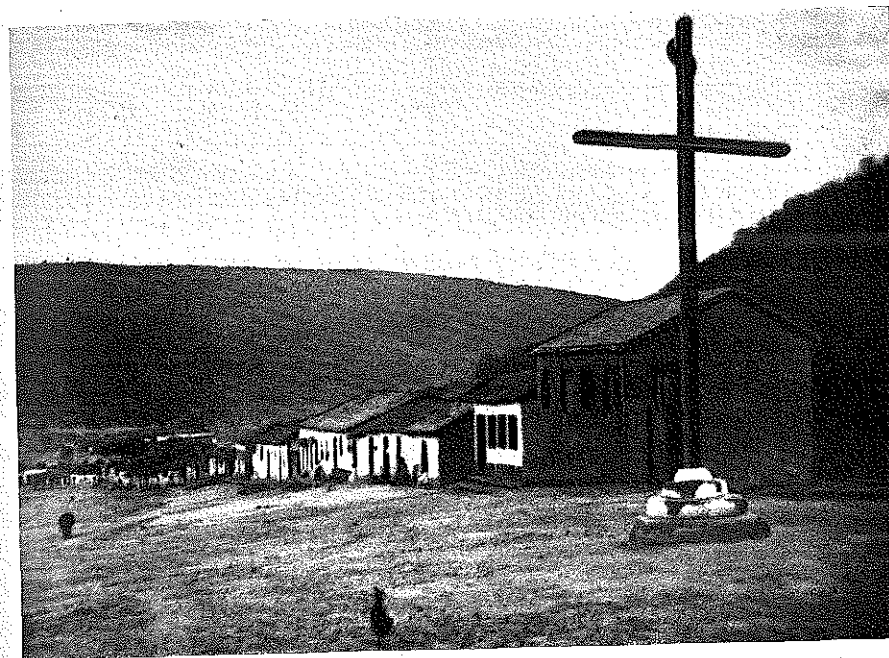
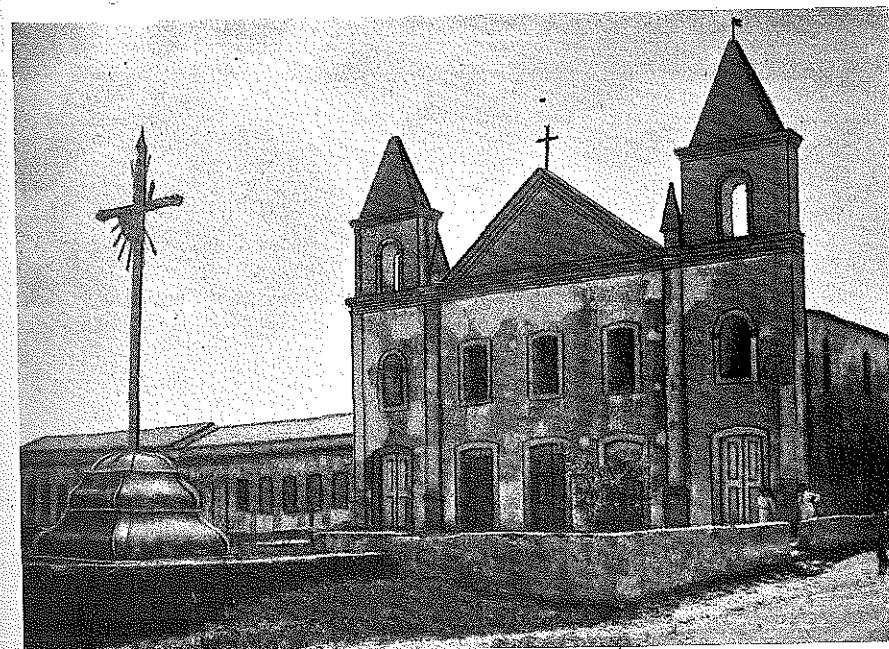


Abbildung 5 (oben). Teil des alten Städtchens Minas do Rio das Contas im Diamantengebiet des Staates Bahia mit einem rohen Stufenkreuz, auf dessen Stufen Gusssteine niedergelegt sind. — Abbildung 6 (unten). Alte Kirche des ehemaligen Klosters Carmo in Pernambuco. Davor das auf drei Stufen errichtete Missionskreuz.



Erwecker der Vorzeit

Edmund Weber. Unser langjähriger Mitarbeiter, Studienrat i. R. Edmund Weber in Spandau, feiert am 3. Juli seinen 70. Geburtstag. In Schneidemühl als Sproß einer alten ostdeutschen Bauernfamilie geboren, verlebte er seine Kindheit in Königswusterhausen. Hier wie auch in Berlin, wo er das Gymnasium zum Grauen Kloster besuchte, empfing er starke und bestimmende Eindrücke von der preussischen Geschichte, die er immer unter dem größeren Gesichtswinkel der deutschen Geschichte gesehen hat. Während seiner Universitätszeit in Berlin und Halle, wo er die sogenannten neueren Sprachen und Latein studierte, ging sein persönlicher Hang noch weit mehr nach kulturkundlichem Wissen, das ihm mehr und mehr als ein unerlässliches Nützzeug für den völkischen Kampf erschien, zu dem ihn seine deutsche Befinnung drängte. Wie so mancher völkische Gelehrte, so ist auch Edmund Weber durch die Wandervogelbewegung zuerst in den Strom der tätigen Volkstumsarbeit hineingerissen worden. Nicht als Jugendlerner, sondern als erwachsener Mann und Lehrer kam er zu ihr, und er war von der Schule, der Freiherr-vom-Stein-Schule in Spandau, wo er seit 1906 wirkte, zum Führer und Förderer der Jugendbewegung bestimmt. Die Bewegung zu Volkstum und Heimat führte ihn mit Notwendigkeit weiter in die Politik; wie jedem einsichtigen Deutschen war ihm die Unvermeidlichkeit des großen deutschen Lebenskampfes seit langem klar geworden. So arbeitete er im Alldeutschen Verband, im Ostmarkenverein, im Verein für das Deutschtum im Ausland und im Wehrverein – lauter Namen, die mit den Wurzeln der nationalen Bewegung untrennbar verbunden sind. Seit 1908 hat Edmund Weber in Gedichten, Aufsätzen und Vorträgen die Ziele der völkischen Jugendbewegung und der nationalen Organisationen vertreten. 1913 erschien das Gedicht-Buch „Heldensinn und Heldentum“, 1914 eine kulturgeschichtliche Erzählung „In des Reiches Aht“, die Arnulf den Gächeten, eine deutsche Heldengestalt, behandelt. Im Weltkrieg, in den sein achtzehnjähriger

Sohn als Kriegsfreiwilliger hinauszog, schrieb Weber eine große Anzahl von Gedichten für Heereszeitungen; sie behandeln durchweg die Zeit der deutschen Ostfriedung. Im letzten Kriegsjahr hielt er als Pionier-Landsturmmann selbst Vorträge vor der Truppe über den Sinn des deutschen Kampfes. Das schmachvolle Ende des Krieges erhöhte seine Tätigkeit für eine deutsche Wiedergeburt. Er sah ein, daß eine Rückbesinnung auf unsere germanische Vorzeit die Grundlage alles deutschen Denkens und Fühlens sei; und so kamen zu seinen zahlreichen Gedichten, Aufsätzen und Reden für die deutsche Wiedergeburt seit 1925 zahlreiche germanienkundliche Aufsätze für wissenschaftliche und erzählerische Fachblätter und für allgemein bildende Zeitschriften. Zwei Kurzgeschichten, „Die Wildgruben von Gemerwerder“ und „Das Königsgrab von Seddin“, führen den Leser in die altdeutsche Vorzeit ein. 1926 erschien im Verlage Quelle und Meyer, Leipzig, die erläuterte Quellensammlung „Die Religion der alten Deutschen“, deren zweite Auflage 1932 herauskam. „Das erste germanische Christentum“ (1934) und „Um Germanenlehre“ (1937) führten seine Arbeiten zur germanischen Glaubenskunde fort. Viele Einzelveröffentlichungen, von denen ein großer Teil in „Germanien“ erscheinen ist, behandeln auch das Gebiet der Runenkunde. Eine Frucht dieser Arbeiten wird die in Vorbereitung befindliche „Kleine Runenkunde“ sein. „Meine Schüler zur bewußten Deutschtum zu erziehen und auch den Erwachsenen den Sinn dafür zu wecken, ist mir als die vom Schicksal auferlegte Pflicht erschienen. Was diesem Ziele dienen konnte, suchte ich zu fördern, was ihm hinderlich war, habe ich an meinem Teile bekämpft.“ So sagt Edmund Weber von sich selbst. Er gehörte daher auch zu den ersten, die mit Wilhelm Teudt und den Freunden germanischer Vorgeschichte unsere germanienkundlichen Erkenntnisse und unser germanisches Wollen in breitere Kreise trugen. Der Ruhestand, in dem Edmund Weber seit 1933 lebt, hat seine lehrende und belebende Tätigkeit nicht beendet, sondern ihm die Ruhe für weitere Arbeiten gegeben, deren Ergebnisse wir unseren Lesern noch oft und auf lange hinaus vorlegen zu können hoffen. Pfaffmann.

Aus der Forschung

Zur Runenforschung 1938–1939. Die Rune des Kriegsgottes beherrscht die Zeit. Die angelsächsische Mißachtung aller völkerrechtlichen Vereinbarungen hat nicht nur den Warenverkehr auf den Weltmeeren unterbunden, sondern beruht auch die geistigen Fäden zerschnitten, die die Völker und Erdteile miteinander verknüpften. Diese Willkür hat dahin geführt, daß die Staaten und Völker Europas sich ihrer geistigen Schicksalsgemeinschaft stärker bewußt geworden sind. Es ist wohl als ein Zeichen dieser zwischenvölkischen wissenschaftlichen Notgemeinschaft zu bewerten, daß der bisher stets in englischer Sprache gebrachte Jahresbericht über die Runenforschung der in Kopenhagen erscheinenden Acta Philologica Scandinavica des Heftes 3–4 des Jahrgangs 14 diesmal auf deutsch gegeben ist. Im folgenden sei zunächst an seiner Hand in Auswahl eine Übersicht über die Neuveröffentlichungen in deutscher Sprache von Mitte 1938–39 gegeben.

Wie schon im Heft 7/1940 von „Germanien“ mitgeteilt worden ist, haben J. Altheim und E. Trautmann in dem Buch „Zum Ursprung der Runen“ (Frankfurt a. M. 1939) die Ansicht vertreten, das norditalische Alphabet, mit eingesprengten lateinischen Buchstaben, genüge nicht, um den Ursprung des Runen zu erklären; eine gewisse Anzahl von Runen finde in jenem Alphabet schon rein schriftgeschichtlich kein Vorbild; außerdem werde ja jede Rune in doppeltem Sinne verwendet: als Lautzeichen und als Sinnbild, das norditalische Alphabet aber enthalte nur Lautzeichen, nie Sinnbilder. Die Verfasser sind daher überzeugt, daß eine größere Anzahl von Runen auf Sinnbilder zurückzuführen ist. Sie fassen ihre Untersuchungen so zusammen: wie die Felsbildkunst der Val Camonica in den Alpen, so ist auch ihre Sinnbildschrift nordischen Ursprungs; ein überkommenes nordisches Erbe wurde von den Kimbern aufgegriffen und gestaltet.

Zu diesem Werke hat Arthur Nordén in „Berichte zur Runenforschung I“, 1939, S. 25–34, Stellung genommen. Er urteilt,

daß die Übereinstimmung zwischen den Bildmotiven der italischen und der nordischen Felszeichnungen, auf die sich die Verfasser stützen, schwerlich so häufig und inhaltlich so bindend seien, wie die Verfasser darzulegen suchen.

Konstantin Reichardt hat in der von Hermann Schneider-Eibingen herausgegebenen „Germanischen Altertumskunde“ (München, 1938, S. 431–450) eine Behandlung der Namen der Runen gegeben. Zum Ursprung der Runen urteilt er: „Die Vorlage des Runenalphabets war eines der norditalischen Alphabete. ... Seit der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts v. Chr. führt von der Ostschweiz eine Kulturstraße nach dem Norden. Die Kimbern können die Schöpfer, die Markomannen die wesentlichen Vermittler der Runen gewesen sein.“ Die Arbeit schließt mit folgenden Ausführungen: „Gehen wir davon aus, daß die Runenschrift überhaupt in Nachahmung der südeuropäischen Gephlogenheiten geschaffen wurde, so könnte sich hieraus sowohl der prosaische wie der religiöse Gebrauch der Schrift erklären, und die in größerer Nähe zur südeuropäischen Schriftkultur lebenden Germanen hätten solche doppelte Verwendung auf Grund des dauernden Einflusses der fremden Gebräuche durchführen können. Andererseits jedoch, und das erscheint wahrscheinlicher, kann das Runenalphabet von Beginn an als Schrift zu religiösen Zwecken, nur für eine Minderheit von Kennern bestimmt, geschaffen worden sein, und die Entwicklung zu einer Gebrauchsschrift wäre dann erst später, im wesentlichen beim nahen Zusammenleben mit schriftkundigen Völkern vor sich gegangen. Die Belege für Runenverwendung für die Gebrauchsschrift sind im übrigen äußerst gering an Zahl. Ganz und gar abzuweisen ist die Meinung, daß die verhältnismäßig gute Überlieferung altnordischer poetischer Denkmäler sich daraus erkläre, daß diese Denkmäler in älterer Zeit in Runen aufgezeichnet worden seien. Die neueren Untersuchungen der mündlichen Überlieferung bei den Völkern haben ergeben, daß die Erhaltung von Liedern und Gedichten über etwa drei Jahrhunderte in mündlicher Überlieferung durchaus kein Wunder darstellt, sondern einen recht üblichen Vorgang.“ In dem „Archiv für das Studium der neueren Sprachen“ (1938, S. 145–151) hat Her-

mann Harder unter „Die Formverschiebung der Runen“ den Gestaltenwandel der Runen im Laufe ihrer tausendjährigen Entwicklung untersucht und festgestellt, daß das Bestreben der Runenbildner darauf gerichtet war, möglichst jede Rune auf einen einzigen Hauptstab zu bringen. Er hätte dieses Formstreben gern „Stabung“ genannt, mußte aber davon absehen, da Stabung sich bereits als Eindeutigung von Alliteration (Stabreim) eingebürgert hat; daher hat er es als „Stieling“ der Runen bezeichnet. Den inneren Grund für diesen Drang nach einem Hauptstab sieht Harder in einem Wesenszug des germanischen Stilgefühls und urteilt: „Die Runenwissenschaft der Gegenwart spricht von Haupt- und Kennstäben (Grund- und Beistäben). Ursprünglich aber bezeichnet der in allen germanischen Sprachen zu findende Wortstamm „Stab“ in der Beziehung auf das Runenzeichen wohl den Grundstab. Er fällt in die Augen, ragt auf wie ein Stab, der in den Boden gepflanzt ist. Dieser Anblick muß dem germanischen Gefühl gefallen haben, denn der aufgepflanzte Stab ist der germanischen Religion ein verehrungswürdiges Zeichen, von den Holzpfählen der Steinzeit bis zur sächsischen Irminful und zu den „Stabgärten“, vor denen die Wikinger sich verneigten.“ Ivar Lindquist hat in der Zeitschrift „Göteborgs och Bohusläns fornminnesförenings“, 1939, S. 140–141, eine im Jahre 1929 gefundene Steinaxt mit den Runen i a m s, die er als Wesenfall des Mannesnamens Jamtr deutet, behandelt. Er setzt die Inschrift in die Zeit um 1000 n. Zv.; sie kann aber auch jünger sein. Für wißbegierige Runenfreunde, die auf solche Steinbeile mit Runen aufmerksam geworden sind, sei erwähnt, daß Arthur Norden im „Arkiv för nordiskt filologi“, 1937, S. 185 ff., eine Reihe von dergleichen Steinäxten behandelt hat; er setzt sie in die Zeit der gewollten Wiederbelebung der Runen im sechzehnten Jahrhundert.

Eine auf sorgsamster Prüfung der Kunde und bedächtig abwägender Deutung der Inschriften aufgebaute Zusammenfassung der neuesten Forschungsergebnisse ist das Buch von Sigurd Eierle: „Kannten die vorchristlichen Germanen Runenzauber?“ Der Verfasser bejaht seine Frage, betont aber, daß nicht alles und jedes, was in Runen geschrieben

worden ist, darum schon magisch ist. Eigen- und neuartig ist, daß Eierle die Inschriften nach dem Werkstoff (Stein, Metall, Knochen, Holz, Ton) eingeteilt hat. Er kommt zu dem Schlusse, daß bestimmte Arten von Runenzauber an bestimmte Werkstoffe gebunden sind, z. B. Grabzauber an den Grabstein, Amulettzauber an Schmuckstücke usw. Er urteilt, daß der Wetterzauber, der eine gute Ernte bezweckte, sich des Steines, also eines Bestandteiles der Erde bediente, während der Liebeszauber, der auf die Fruchtbarkeit von Lebewesen ausging, Knochen und Bein bevorzugte. Die Anmerkungen bei Eierle bringen viel Wichtiges bei. So erklärt er den Neßsenker vor Phöben (Havel), die Knochenfunde in der Unterweiser sowie die Spange von Kärlich für neuzeitliche Fälschungen und so zweifelt er an der Echtheit der friesischen Holzfunde aus den Wurten. Die Deutung von Zeichen auf einem Steinplättchen und einer Holztafel, die beide in Halthabu gefunden worden sind, als Runen lehnt er ab. Ebenso spricht er dem Ziegel von Lelzin, dem Grapenfuß von Elepe auf Usedom und dem Tonköpfchen von Hinterpommern jede Verwendbarkeit für das Runenwesen ab.

In keinem unmittelbaren Zusammenhang mit der Runenschrift steht ein Buch, das 1939 in Berlin erschienen ist: Otto Nuppel „Die Hausmarke“. Aber da die Hausmarkenforschung zur Rettung und Sammlung ihrer letzten Überbleibsel jede Förderung verdient, sei hier des Werkes gedacht. Der Verfasser unternimmt es, das von Homeyer 1871 meisterhaft bearbeitete Forschungsgebiet zu erweitern, indem er es von der religiösen Seite her anfaßt. Er scheidet die Haus- und Hofmarken von den Viehmarken, die noch heute auf Island und in den Ostalpen den Eleren in die Ohren geschnitten werden, und ebenso will er die Hausmarken von den Hofmarken gesondert wissen. Er sieht in den Hausmarken ursprüngliche Sippenzeichen: „Die Hausmarke in ihrer Urgehalt ist Symbol der Sippe des Urabns, die Hausmarke als abgewandeltes Zeichen das Symbol des „Hause“ als einer Untergliederung der Sippe und – weil in dem abgewandelten Zeichen das Urzeichen mit enthalten war – immer zugleich das Symbol der Sippe und des Urabns.“

Edmund Weber

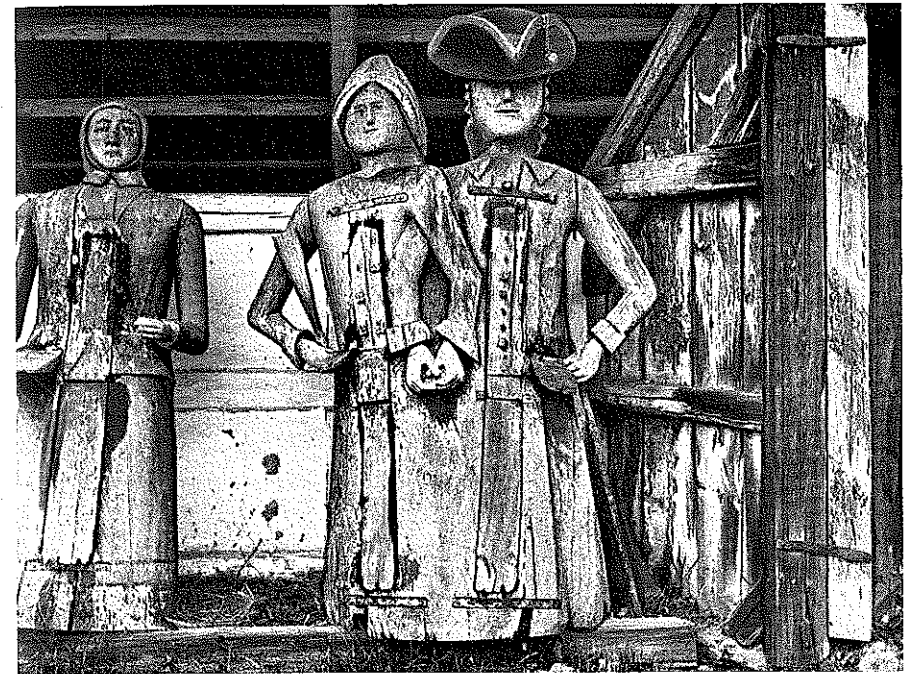


Abbildung 1. Holzgeschnitzte Bienenstöcke in Höfel (Schles.). Ehepaar aus einem Stamm und Mago. Aufnahme Wiedermann.

Aus der Landschaft

Volkstum an alten Bienenstöcken. Im bäuerlichen Gerät sind manche sehr alte Überlieferungen erhalten geblieben, die bis zu den Wurzeln deutschen Volkstums zurückreichen. In einsamen Bergtälern, abseits vom breiten Wanderwege finden wir jene Holzgeschnitzten und farbig bemalten Bienenstöcke, die als „Kloßbeuten“ bekannt sind. Schlesien besitzt in den 20 Stöcken des Dorfes Höfel (Kreis Löwenberg) einen besonderen Schatz dieser Art. Es ist kein Zufall, daß diese geschnitzten Kloßbeuten im Berglande zu finden sind. Was der Bauer in langen Winternächten erfann, das schnitzte er gern in das weiche Holz. All seine wunderlichen Gedanken um Gott und die Welt fanden ihren Niederschlag in der bäuerlichen Kunst.

Beim Betrachten dieser seltsamen Figurenstöcke drängt sich uns die Frage auf, was wohl die damaligen Besitzer veranlaßt haben mag, solch sonderbare Formen zu wählen. Später war es wohl die Barockkunst, die mit ihrem Reichtum an grotesken, phantasiereichen Kunstwerken diese Darstellungen beeinflusste. Aber im Mittelalter waren diese Kloßbeuten viel häufiger zu finden. Die Imkerei nahm damals eine besonders geachtete Stellung ein. Sie galt als ein „königliches Handwerk“, ihr Gerät trug die Sinnbilder des höheren Denkens.

Aus dem Väterglauben stammten die alten Sinnbilder, die wohl in ältester Zeit dem Gerät als Vorbild dienten. Das Mittelalter machte sie oft zu „Dämonen“ und „bösen Geistern“, deren Wirken man abwehren wollte. Darum erhielten die Bienenstöcke als Schutz geschnitzte Masken. Die gleichen Gedankengänge mögen es gewesen sein, die un-

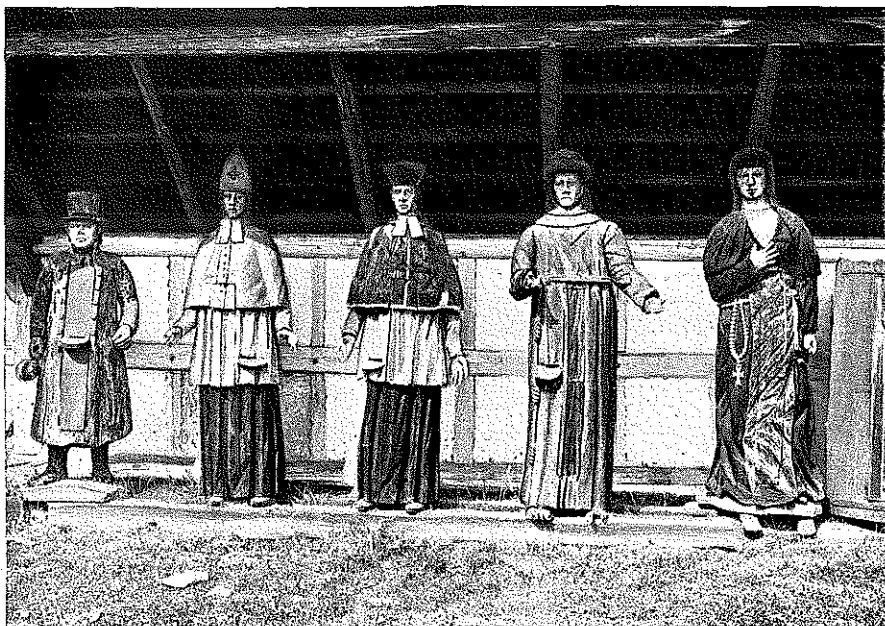


Abbildung 2. Holzgeschnitzte Bienenstöcke in Höl (Schles.), links der „Bienenvater“. Aufnahme Wiedermann.

lere Bauern veranlaßten, solche Klossbeuten in Tiergestalt zu schnitzen; so entstanden Löwen und Bären, Hunde und Igel. In späterer Zeit wurden Darstellungen des Heidentums gewählt, Türken und Mohren, die gleichfalls der Abwehr böser Geister dienen sollten.

In der Gestaltung brachte die Barockkunst, die unferm Einfluß der Gegenreformation stand, einen völligen Wandel. Kirchliche Motive drängten in den Vordergrund, es entstanden Figuren der Äbte und Bischöfe, der Heiligen und der Figuren des Alten Testaments. Auch der Gutsheer wurde dargestellt, Soldatenfiguren entstanden; die bunte Vielheit des Barock gab den Klossbeuten ein reizvolles Kleid. Einer der Figurenstöcke von Höl zeigt auch den Bienenvater, Überschaar mit Namen, der sich, im steifen Hut und mit seinem „Gottesstischrock“, darstellen ließ. Die Schnitzkunst und mehr noch die farbige Gestaltung, läßt keinen Zweifel aufkommen, daß jene Schnitzwerke dem Kunstkreis der Klosterschulen jenes Landes angehören.

Alle diese Figuren sind aus Holz geschnitzt

und ausgehöhlt. Sie sind farbig bemalt und zeigen selbst heute, mit den Spuren des Verfalls noch an, daß sie einst sorgfältig betreut und mit Liebe gepflegt worden sind. Ihre Herstellung ist wohl in zwei Gruppen und verschiedenen Werkstätten erfolgt. Ein Teil der Stöcke gehört der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts an, die anderen mögen um das Jahr 1720 entstanden sein. J. Wiedermann

Ein Stufenbaum im Lipper Lande? Beim Durchstreifen des Landes Lippe fand ich im Dorfe Reelkirchen (Kr. Detmold) neben der in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts erbauten Liboriuskirche eine riesige Linde, deren untere Äste sich weit hin ausstrecken, deren Krone sich jedoch vom Kranz der unteren Belaubung deutlich abhebt. Der Baum macht unzweifelhaft den Eindruck, als wenn er früher beschnitten oder geleitet worden sei. Ich habe daher versucht, Hinweise auf eine mögliche besondere Bedeutung des Baumes zu finden.

Bachillid scheint, daß die Kirche 1231 bereits als „Kirchspiel“ Kirche genannt wird;



Die Linde von Reelkirchen. Aufnahme Weigel.

Wie die Volksüberlieferung auch heute noch berichtet, daß die großen, seitwärts nach außen stehenden Äste gewissermaßen als Symbole der zur Kirchengemeinde gehörenden Dörfer gälten. Es hatte also jedes Dorf seinen Ast, ja, es soll sogar jeder Ast auf ein solches Dorf gerichtet sein. Der Volksmund nennt die schöne Linde natürlich eine „tausendjährige Linde“, doch wollen die Sachverständigen ihr ein so hohes Alter nicht zusprechen. Endlich dürfte von Wichtigkeit sein, daß früher das „Hegenausstreiben“ am 1. Mai von diesem Baume seinen Ausgang nahm. Die Hegen sollen in den hohlen Räumen der Seitenäste gelegen haben. Viel ist es nicht, was sich an Wissen über die Bedeutung der Linde erhalten hat. Das Wenige aber zeigt, daß der Baum in der Vorstellungswelt der Bauern eine Bedeutung gehabt hat, die der sonst bekannter Stufenbäume gleicht. Jedenfalls gibt aber die Form neben den eindeutigen Volksüberlieferungen darüber Aufschluß, daß dieser Baum einmal der Mittelpunkt bestimmter Feste und gewissen Glaubens gewesen ist. R. Th. Weigel

Die Bücherwaage (Bücherwaage), von Friedrich Schmidt, 16. Nordland Verlag, Berlin 1940, 80 Seiten. NM. 1.90/1.20. Die deutsche Geschichte hat ihr besonderes Gepräge dadurch erhalten, daß im Mittelpunkt des politischen Denkens und Sehns nach dem Einn des Reiches bewegt. Es ist das große Verdienst der kleinen Schrift des

Erich Keyser: Geschichte des deutschen Reichs (Jellandes). Zweite, vermehrte Auflage. 1940. E. Hirzel, Leipzig. Kart. NM. 4.-, Leinen NM. 5.30. Im August-Heft 1940 dieser Zeitschrift wurde das obige Buch Erich Keyser, das in erster Auflage kurz nach Ausbruch des Krieges erschienen ist, angezeigt und empfehlend darauf hingewiesen. Wir begrüßen es, daß nach so kurzer Zeit eine Neuauflage notwendig wurde. In dieser zweiten, vermehrten Auflage konnte der Verfasser darauf verzichten, die deutschen Forderungen auf Rückkehr des Reichslandes zu begründen, denn inzwischen war durch die Waffentaten unserer Wehrmacht das Unrecht von Versailles in diesem Gebiete beseitigt und das Reichsland in den Bereich Großdeutschlands zurückgeführt. Dagegen ist ein Kapitel über die politische und militärische Auseinandersetzung zwischen Deutschland und Polen hinzugefügt und die Darstellung bis hart an die Gegenwart fortgeführt. Bei der Darstellung dieses Zeitraumes stützte sich der Verfasser vor allem auf die Akten des Auswärtigen Amtes (Weißbücher), die Berichte des DKB und eigene Erfahrungen. Ein Namen- und Sachverzeichnis, verschiedene neue Karten und Bilder, sowie eine kurze Literaturübersicht sind neu hinzugekommen und erhöhen die Anschaulichkeit und praktische Verwendbarkeit des Buches. Auch dieser zweiten vermehrten Auflage wünschen wir weiteste Verbreitung. H. Köffler

Friedrich Schmidt: Das Reich als Aufgabe. Nordland-Bücherei, Bd. 16. Nordland Verlag, Berlin 1940, 80 Seiten. NM. 1.90/1.20. Die deutsche Geschichte hat ihr besonderes Gepräge dadurch erhalten, daß im Mittelpunkt des politischen Denkens und Sehns nach dem Einn des Reiches bewegt. Es ist das große Verdienst der kleinen Schrift des

Hauptschulungsleiters der NSDAP., gegenüber allen oft unklaren und verschwommenen Reichsideologien, wie sie in letzter Zeit, gerade im Bereich der katholischen Literatur aufgetischt sind, das Reich als Aufgabe in klaren und einprägsamen Sätzen umrissen zu haben. Wenn heute das Großdeutsche Reich wie einst das mittelalterliche Deutsche Reich die Gestaltung des europäischen Raumes begonnen hat, so erwächst dieser Führungsanspruch des Reiches nicht nur aus seinen geschichtlichen Grundlagen, er erhält vor allem dadurch seine Berechtigung, daß die Idee des Nationalsozialismus die Kraft gehabt hat, die alten Ordnungen des Kontinents in ihrer geistigen Schwäche und Zeitferne zu überwinden und an ihre Stelle das Volksbewußtsein als gestaltende Macht zu setzen. An Stelle alter Bindungen haben wir heute die Zugehörigkeit zum eigenen Volk als die letzte und höchstwertige Verpflichtung des Einzelnen erkannt, das Volk als die gottgewollte Einheit blutsgleicher Menschen ist zugleich die natürliche Grundlage des Reiches; die Erhaltung und Steigerung der Volkskraft ist höchste Aufgabe des Reiches. „So ist das Reich Adolf Hitlers eine glückliche Einheit von Mensch und Raum, gebunden durch eine diesem Menschentum innerlich entsprechende Idee und geführt nach ursprünglichen geschichtlich-natürlichen Grundsätzen, die dem inneren Befehl des deutschen Menschen gerecht werden.“

K. Jordan

Die Schleswiger Truthähne.

Alfred Stange: Der Schleswiger Dom und seine Wandmalereien. Ahnenerbe Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem 1940. NM. 6.80.

Willy Krogmann: Die Schleswiger Truthähne. Hansischer Bilderverlag, Hamburg 1940. NM. 1.95.

Am Dom zu Schleswig waren und sind große Wiederherstellungsarbeiten im Gange. Das größte Unternehmen dabei war die Entfernung der von August Olbers Ende der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts ausgeführten Übermalungen der Fresken im Kreuzgang, im Hallenchor und im Querhaus. Nun sind alle Malereien des 13. Jh. in „wundervoller Reinheit“ wieder vor uns entstanden, und Alfred Stange, der hervorragende Kenner der frühen und altdutschen Malerei, be-

naute die Gelegenheit, nicht nur sie als eine wunderbare Bereicherung der deutschen Kunst in die Öffentlichkeit einzuführen, sondern zugleich den gesamten Schleswiger Dom mit seiner wechselvollen Baugeschichte in einem Werk von außerordentlichem inneren und äußeren Range zu würdigen.

Sein Buch gibt erschöpfend Auskunft über die bisherigen Ergebnisse der Forschungen, bringt sie aber gleichzeitig einen großen Schritt weiter. Der „Granitbau“, der erste „Ziegelbau“, der erste „Gewölbbau“ werden rekonstruiert, und wo die Phantasie des Verfassers die Lücken der spärlich fließenden Quellen überbrückt (oder überspringt), ist sie doch immer gepaart mit echter historischer Einfühlung. Stange hat es verstanden, Schleswig zwischen Hattabu und Lübeck den ihm gebührenden Rang zu begründen und zu sichern. Besonders klar hat er die Verbindungslinien der Schleswiger zu den Niederlanden herausgearbeitet.

Der zweite Teil wendet sich ausschließlich den Wandmalereien zu. Sie sind auch eine unvergleichliche Zier des Domes, und sie werden – gewissermaßen neu entdeckt – den Dom berühmt und wie Naumburg und Bamberg zu einem Wallfahrtsort der Kunstbesessenen machen. Ja, sie haben ihn schon in unverhältnismäßig kurzer Zeit berühmt gemacht, aber das verdanken sie – der Wahrheit die Ehre! – dem Truthahn.

Der Truthahn ist ein ursprünglich nur in Amerika heimisches Tier, das nach den bisherigen, nie bezweiferten Forschungen der Zoologen erst in den 20er Jahren des 16. Jh. zu uns herüber gekommen ist.

Dieses Tier nun kam auch nach der Entfernung der Übermalung in einem Eierfries unter der Szene vom Kindermord des Herodes im Schwahl des Schleswiger Domes zutage, und Stange bestimmte es – und viele gingen mit ihm überein – als ein unzweifelhaftes, vollkommen einwandfreies malerisches Werk des späten 13. Jh.

Was tun? Nur die Wikinger konnten, als sie um das Jahr 1000 Neufundland und die nordamerikanischen Inseln entdeckten, den Truthahn eingeführt haben, wenn man nur annimmt, daß sie tatsächlich auch den nordamerikanischen Kontinent erreicht haben, worauf ja schon stets der Name „Winland“

hinzudeuten schien. Ja, streng genommen ist der Truthahn der beste Beweis für die letztere Annahme! Viele Winlandforscher stimmten der Hypothese zu.

Jetzt wurde die Presse aufmerksam, und die Truthähne des Domkreuzganges wurden berühmt. In der „Woche“, im „Hamburger Fremdenblatt“, in vielen deutschen, dänischen und norwegischen Zeitungen wurde die Entdeckung unter sensationellen Überschriften wie „Truthahn entthront Kolumbus“ usw. gefeiert. Der Streit der Meinungen setzte ein, Zoologen schossen gegen die Stilistik der Kunstgeschichte, die Historiker nahmen das Winlandproblem erneut energisch in Angriff. Besonders ist hier die Arbeit von Willy Krogmann (s. o.) herauszugreifen. Er zeigt auf, daß sich die Amerikafahrten der nordischen Seeleute tatsächlich bis ins 14. Jh. hinein erstreckten. Mehrere Quellen und eine stattliche Reihe von schlüssigen Beweisen konnte er für diese Tatsache sammeln. Das Truthahngebiet berührte sich auch wirklich mit der anzunehmenden Lage von Winland. Es war auch keine Seltenheit, daß die Seefahrer Karikaturen aus der Neuen Welt mit nach Hause nahmen, so ist überliefert, daß schon im 11. Jh. der deutsche Kaiser und der dänische König grönländische Eisbären als bis dahin noch nicht gesehene Seltenheit zum Geschenk erhielten. Warum sollten sie keine Truthähne mitgebracht haben? So war alles in bester Ordnung.

Da plötzlich meldete sich August Olbers zum Wort und bezeugte, daß er die Truthähne höchst eigenhändig entworfen und, der zoologischen Verhältnisse unkundig, an die Stelle eines nicht mehr erkennbaren alten Eierfrieses gesetzt hat.

Damit schien eine schöne Hoffnung für immer dahin zu sein. Die Truthähne von Schleswig bewiesen also doch nicht die Entdeckung Amerikas.

Aber noch gibt sich Stange nicht geschlagen, und in seinem hier besprochenen Buche erwähnt er den Brief von Olbers und „läßt die Frage offen“, bleibt aber im übrigen bei seiner Meinung.

Und man muß schon sagen, mit Recht. War nicht ein ähnlicher Fall schon dagewesen? Vergleiche z. B. die Flora-Wachsbüste Leonardo da Vincis im Kaiser-Friedrich-Museum, Ber-

lin! Auch hier meldete sich ein moderner Künstler, ein englischer Bildhauer, ein Restaurator und elender Kopist, und gab sich (fälschlich!) als Schöpfer des berühmten Werkes aus. Und Wilh. v. Bode, der bei Leonardo blieb, wurde mit den schlimmsten Schmähungen beworfen. Aber Bode und die Stilkritik siegten, und heute glauben nur noch ganz Unentwegte an den Engländer. Die stilistischen Eigenschaften, die Linienführung der Truthahnzeichnung, der Restaurationsbefund führten Stange dazu, die Aussagen Olbers' für unzuverlässig zu halten.

Fast gleichzeitig mit Stanges Schleswig-Werk erschien indessen das erwähnte Bändchen von Krogmann, und hier findet das lange Hin und Her sein Ende: Der Truthahn war ein Reinfall.

Zunächst schrieb einer der letzten Augenzeugen der Olbers'schen Rekonstruktion, ein Baudirektor aus Bremen, um die Wahrheit zu bezeugen, daß er selbst gesehen hat, wie Olbers den Eierfries mit den Truthähnen neu entworfen hat, aber je zwei Füchse und zwei Truthähne einander abwechseln ließ. 1921 hat aber dann ein anderer Maler die Füchse wieder entfernt und ausschließlich Truthähne gegeben, acht an der Zahl, so wie wir sie heute sehen. Und Olbers fandte eine Photographie von seiner Restaurationsarbeit an Krogmann, und hier wechseln tatsächlich Füchse und Truthähne miteinander ab.

Das heißt aber: Die Truthähne sind neu. Die Stilkritik hat hier einmal versagt. Stange hat sich geirrt. Der Restaurationsbericht war wohl doch nicht so ganz zuverlässig. Das Rätsel ist endgültig gelöst.

Stange kann seinen Irrtum ruhig einsehen, ohne daß sein Buch oder sein Ruf den mindesten Schaden erleiden. Die Stilkritik hat nicht das erstemal geirrt. Sie bleibt deshalb das, was sie ist: eine methodisch einwandfreie und für die Kunsthistorie unübersehbar wichtige Arbeitsweise.

Und was haben wir an diesem Fall der Irrungen alles lernen können! Der Truthahn hat es vermocht, die breiteste Öffentlichkeit für den Schleswiger Dom zu interessieren, schon dafür sollte man ihm danken. Er hat ferner die Wikinger- und Winlandforschung ungemein belebt und zu wichtigen Zusammenfassungen und Neuergebnissen geführt.

Viele haben überhaupt erst durch die Trübsal von der vorkolumbischen Entdeckung der Neuen Welt vernommen. Sogar die Zoologen hatten ihre Vorteile. Schließlich tut es sowohl der Stilistik wie den Konservatoren zuweilen not, einen Warnungsschuß zu hören. Der Kreuzgang des Schleswiger Domes wurde durch eine kleine Komödie berühmt. Aber die Hauptsache bleibt, man weiß jetzt etwas von ihm und dem Schleswiger Dom, der, wie Stanges Buch überzeugend darlegt, von größter Bedeutung für die Vergangenheit unseres Volkes ist.

Deutsche Gestalter und Ordner im Osten. Forschungen zur deutsch-polnischen Nachbarschaft im ostmitteleuropäischen Raum III. In Verbindung mit zahlreichen Mitarbeitern von Kurt Lüdtke (Ostdeutsche Forschungen 12) Posen 1940. Historische Gesellschaft im Wartheland, Verlag S. Hirzel, Leipzig. XI und 341 S. RM. 10.-/12.-.

Bereits in mehreren Büchern hat Lüdtke die entscheidende Rolle, die das deutsche Volkstum für die Entwicklung Polens gespielt hat, untersucht. Das neue, von ihm herausgegebene Sammelwerk setzt diese Forschungen in eindringlicher Weise fort. Es vereinigt die Biographien von 35 deutschen Aufbaupionieren im Osten. Die Reihe dieser Persönlichkeiten, die sich natürlich in jeder Beziehung erdbeerter Weise, soll gleichsam symbolisch für viele andere Namen die ganze Breite dieser deutschen Leistung veranschaulichen. Von Missionsbischof Bruno von Querfurt, dem Zeitgenossen Ottos III. und Heinrichs II., führt sie bis zu den deutschen Schöpfern der polnischen Industrie im 19. und 20. Jahrhundert. Dabei handelt es sich, wenn wir etwa von August dem Starken absehen, nicht so sehr um Gestalten der großen Politik. Um so wichtiger ist es aber, daß einmal an einer Reihe von Einzelbeispielen die oft viel zu wenig beachtete Arbeit herausgestellt wird, die der Deutsche im alltäglichen Leben als Diplomat, Kaufmann oder kühn vorausschauender Wirtschaftsführer, als Wissenschaftler und Künstler hier im Osten vollbracht hat. Es gibt kaum ein Gebiet des politischen, wirtschaftlichen und vor allem des kulturellen Lebens, auf dem nicht diese deutsche Leistung

zu beobachten wäre. Der erste Berufsdiplommat in Polen und der Ordner der polnischen Staatsfinanzen im 16. Jahrhundert sind Deutsche. Deutsche Künstler wie Valentin Greff, Belfart und Josef Elsner haben das polnische Musikleben entscheidend beeinflusst. Deutsche Architekten waren im 18. Jahrhundert an der Ausgestaltung Warschaws führend beteiligt. Vielleicht am sinnfälligsten tritt in Erscheinung, wie die Anfänge der polnischen Wissenschaft ganz auf den Leistungen einzelner deutscher Gelehrter beruhten. Nicht nur die erste Organisation der polnischen Wissenschaft ist von einem Deutschen geschaffen. Auch Einzeldisziplinen wie die Geologie, die klassische Philologie, die polnische Sprachwissenschaft selbst, Heilkunde und soziale Fürsorge sind von Deutschen ins Leben gerufen. Es liegt eine tiefe Tragik darin beschloffen, daß das Werk dieser Männer, die sich stets als gute Deutsche gefühlt haben, einem Staat zugute kam, der diese Kulturarbeit mit einer steigenden Feindschaft gegen das Deutsche Reich vergalt. Erst die großzügige Umsiedlungsaktion und die Neugestaltung des Ostens in unseren Tagen hat den Deutschen davor bewahrt, als Kulturdinger im fremden Volkstum unterzugehen. K. Jordan

Best du stirbst,
Gippen sterben,
Du selbst stirbst wie sie;
Eins weiß ich,
Das ewig lebt:
Des Toten Frieden.

Edda.

Berichtigung

zum Aufsatz „Drei nordische Stadtkalender“ von Adolf Hofe im Aprilheft 1941. 1. Im Kalendarium des Stabes Sch. (S. 146) muß die Zeile zum 2. Februar vor der Zeile zum 3. Februar stehen. 2. Die Beschriftung der Bildtafel (S. 149) muß lauten: Abb. 3 (leider kopfstehend) oben März, April, Mai; unten Juni, Juli, August. Abb. 4 unten September, Oktober, November; oben Dezember, Januar, Februar.

Zur Zeitschrift für Volkskunde erscheinen von nun ab Beihefte unter dem Titel

Volksforschung

Beihefte zur Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben von Heinrich Harmjanz und Erich Köhr

Eine allgemeine Veröffentlichungsmöglichkeit in Verbindung mit einer die gesamte deutsche Volkskunde als Wissenschaft erfassenden Zeitschrift fehlte bislang. Es gab bisher überhaupt noch keine ähnliche Einrichtung, die in zwangloser Reihen- und Zeitfolge maßgebliche Arbeiten zur Erkenntnis und Erforschung deutschen Volkstums in geistiger und dinglicher Hinsicht ermöglichte. Für die Beihefte ist bewußt der kurze Sammelbegriff „Volksforschung“ gewählt worden. Genau so wie seit dem Jahrgang 1938 die Zeitschrift für Volkskunde ein ganz bestimmtes Gesicht mit betonter volkstümlicher Weiße erhalten hat, die die „Volkskunde“ aus ihrer bisherigen Enge und zum Teil auch Kurzatmigkeit herausgeführt hat, so werden die Beihefte auch jene Weiße und jenen Geistesflug spüren lassen.

Die Beihefte unter dem Stichwort „Volksforschung“ dienen der Erforschung des Wesens des deutschen Volkes durch Einzeluntersuchungen und Einzelbarstellungen. Das deutsche Volk ist eine geschichtliche Wirklichkeit mit einem ihm innewohnenden organischen Lebensgesetz, aufgebaut auf Körper und Geist, Rasse und Landschaft. Dementsprechend ist das Arbeitsgebiet der deutschen Volkskunde über den Rahmen der bisher geübten philologischen Arbeitsweisen hinausgegangen. Siedlungs-, Agrar-, Wirtschafts- und Landesgeschichte, Sprach- und Mundartenfragen, geographische Rückfragen und kartographische Methoden, psychologische, soziologische sowie philosophische Fragen, Religionswissenschaft und nicht zuletzt Bedingungen von Rasse und Vererbung bestimmen und formen jeweils den Erkenntniswillen der neuen deutschen Volkskunde als Wissenschaft, ohne dabei ein Teilgebiet der angebotenen Hilfswissenschaften zu sein und zu werden. Gegenstand bleibt uns immer das deutsche Volk, die Idee des Volkes, beider Werden und Dasein, die völkische Gestaltung, ihr Werden und ihre Ordnung in Zeit und Raum. Endziel bleibt immer – nach wie vor – die Erkenntnis des Menschen in seinem gemeinschaftlichen volkstümlichen Leben und seinen Lebensäußerungen. – Es erübrigt sich hier, erneut grundsätzliche Forderungen und Leitfäden aufzustellen. Die Zeitschrift für Volkskunde mit ihrem Inhalt und die von nun an erscheinenden Beihefte zeigen in wirklicher Arbeit, was heute eine zeitgemäße Volksforschung als Volkskunde zu bewältigen und zu leisten hat.

Als Beihefte ist bereits erschienen:

1. Manfred Hellmann, Die preußische Herrschaft Sauroggen in Litauen (1690–1793). Großformat. Umfang 80 S. Mit 2 Karten. Kt. RM. 4.50.

Es werden demnächst erscheinen:

2. Ernst Hamza, Das Rauchstubegebiet im nördlichen Niederdonau.
3. Heinrich Harmjanz, Siedlung und Wüstung des Mittelalters im brandenburgischen Havelland.
4. Erich Köhr, Montigny. Ein burgundisches Dorf.
5. Ham-Harmjanz-Köhr, Deutsche Volkskunstforschung.

Abnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem

Unserem heutigen Heft 7 liegt ein Prospekt des Verlags Karl Kühne, Wien-Leipzig, „Niederdonau Natur und Kultur“, bei, welchen wir der besonderen Beachtung unserer Leser empfehlen.

Hauptgeschäftsführer: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Pflasterstr. 16. Anzeigenleiter: Gerda Bräunberg, Berlin-Dahlem. Abnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7–11. Buchdruck Rastner & Callmer, München. Offsetdruck J. P. Himmer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Niedinger, Augsburg.

Das Erbe der Ahnen

dem deutschen Volke in Wort und Bild zugänglich zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfaßt daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere Ahnen auch heute empfangen:

Erbe, Glauben, Tat.



Verlags-Prospekte erhalten Sie in jeder Buchhandlung oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem



Germanien

Monatshefte für Germanenkunde

Heft 8 / August 1941

RM 0.60

Inhaltsverzeichnis

Willi Mai	Als die Bolschewisten ins Baltienland kamen	281
J. Althelm und E. Drautmann	Hirsch und Hirschfage bei den Arien	286
Walter Degel	Auf den Spuren germanisch-deutschen Holzgeräts	297
Die Sündgrube	Die „Brille“ als Sinnbild	311
	Zum Handfymbol	315
	Leiter, Befen, Echornfteinfeger	315
Aus der Landfchaft	Der Wilbe Mann im Holzbau	316
Die Bücherwaage	Friedrich Schneider: Die neueren An- fchauungen der deutschen Hiftoriker	317
	J. D. Plassmann: Kleine Koftbarkeiten	318
	Mag Gottfchall: Die deutschen Per- fonennamen	318
	Handbücher der praktifchen Vor- gefchichtsforschung	319
	E. Peterfen: Der oftelbifche Raum als germanifches Kraftfeld	319
	Richard Eichenauer: Polypphonie – die ewige Sprache deutscher Seele	320

Der Umschlag-Holzchnitt, Genridwolf, ift von Eugen Nerdlinger,
Augsburg.

»Germanien« Monatshefte für Germanenfunde

Zeitschrift aller Freunde germanifcher Vorgefchichte. Herausgegeben von der Forschungs- und
Lehrgefemeinschaft „Das Ahnenerbe“. Hauptfchriftleiter: Dr. J. D. Plassmann, Berlin-Dahlem,
Pücklerftraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Rußlandallee 7-11.

13. Jahrgang, Neue Folge Band 3, Heft 8.

Bezugspreis: Einzelheft M. -.60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post M. 1.80. Zah-
lungen: Poftfcheckkonto Leipzig 9978. – Bezug durch Post fowie durch den Buch- und Zeit-
fchriftenhandel. – Beilagen und Anzeigen werden z. B. nach Preisliste 1 berechnet. – Falls
bei Poftzuftellungen unferer Zeitschrift „Germanien“ Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten
wir zunächst diefe bei Ihrem Briefträger, dann erft bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag,
Berlin-Dahlem, zu beanftanden.

Willi Mai: Als die Bolschewisten ins Baltienland kamen

Der Entfchluf des Führers, den bolschewiftifchen Kolof im Ofen anzugreifen und damit Deutschland
und Europa für immer von einer unerträglchen Bedrohung zu befreien, kennzeichnet eines der größten
Daten der germanifchen Gefchichte felt der Völkerveränderung und den Tagen König Heinrichs I. Wie
dieser feine Entfchluf reifen ließ, um dann im gegebenen Augenblick blifchnell zuzufchlagen, fo hat
unfer Führer ein Jahr lang die Entwicklung reifen lassen, um dann entfchluf den Endkampf mit
einem heuchlerifchen Feinde aufzunehmen. Was fich in den Monaten des Jahres 1940 im Baltienland
abspielte, ift dem übrigen Europa faft ganz unbekannt geblieben. Mit der Schilderung diefer Ereigniffe
durch einen unferer Mitarbeiter glauben wir daher einen Beitrag zur deutschen und europäifchen
Gefchichte zu geben.
Die Schriftleitung.

Der Führer fagte in feiner Proklamtion vom 22. 6. 1941, Rußland habe immer betont,
daß es von den baltifchen Völkern gerufen worden fei. Eine fpätere dokumentarifche
Gefchichtfchreibung wird einmal zeigen, was fich in Wirklichkeit in den Tagen im Bal-
tikum abgespielt hat, da die Aufmerkfamkeit der gefamten europäifchen Öffentlichkeit durch den
Kampf im Westen gebannt war. Für uns Reichsdeutsche, die wir die Sommermonate 1940
im Baltikum verbrachten und die Vorgänge fich bald als Groteske, bald als Tragödie ent-
wickeln fahen, konnte Sinn und Ziel der Entwicklung faum zweifelhaft bleiben.

Ein Stimmungsbericht aus diefer Zeit foll der Auffatz fein, gewiffermaßen auf der Straße
erlebt und aus der Erinnerung niedergeschrieben; denn Tagebuchaufzeichnungen konnten aus
begreiflichen Gründen damals nicht gemacht werden.

Ich war im April 1940 nach Riga gekommen, um im Zusammenhang mit der Sicherung der
Hinterlaffenfchaft der Baltendeutschen einen wiffenfchaftlichen Forschungsauftrag durchzu-
führen. Die baltifchen Staaten standen damals unter autoritären Führungen, die äußerlich
in vielem deutsche Staatsformen nachahmten. Die Letten fprachen gerne von „unferem Führer“
und meinten damit Ullmanis, den Staatspräsidenten und ehemaligen Führer der Bauern-
partei, der fich einige Jahre zuvor durch einen Staatsreich die Macht verfchafft, die Volks-
vertretung nach Hause gefchickt, die Parteien aufgelöst und die bolschewiftifchen Führer ins
Gefängnis gefekt hatte. Er genoß auch einiges Anfehen im Lande und füllte mit Ausftellungs-
eröffnungen faft die gefamte „Lettifche Chronik“, die als faft einziges einheimifches Film-
erzeugnis jeweils vor den ausländifchen Spielfilmen gezeigt wurde. Die Russen hatten feit
Herbst 1939 befonders an der Küfte Stützpunkte befest und bauten dort mit Hochdruck Be-
festigungen. In Riga felbst traten fie faum in Erfcheinung. Man fah dort nur ab und zu einige
Urklauer der Roten Armee.

Die baltendeutschen Umfiedler hatten bereits vor Monaten das Land verlassen.

Die Anteilnahme an den Kriegereigniffen war groß. Die Meldungen und Kommentare
darüber aber waren zunächst jüdifch-englifch. Die Rigaer Tageszeitungen hängten Karten
der Kriegsfchauplätze aus und fteckten mit Fähnchen die Stellungen ab. Pech, daß beim Nor-
wegenfeldzug die englifchen Meldungen fo falch waren! Als man nach Andalusnes und Namfios
plöglch ganz abbauen mußte, wirkte der deutsche Sieg nur noch größer. Beim Sturm im
Westen wurde man vorfichtiger, und bald waren es nur noch die deutschen Meldungen, die
gehört und geglaubt wurden. Mit tiefem Bedauern für Frankreich, mit wachsender Achtung vor
der Deutschen Wehrmacht, mit immer stärker ausbrechender Verachtung gegen die Engländer
verfolgten die Menschen die Ereigniffe im Westen.

Da rückte plöglch das Land aus dem Schatten des Gefchehens in das Licht harter Entfchei-
dung. Am 18. Juni rückte die Rote Armee in die baltifchen Staaten ein. Die Vorgefchichte, fo-
weit für uns erkennbar, war kurz. Zwei Tage zuvor waren Minister der drei baltifchen Staaten
nach Moskau befohlen worden. Im Volke begann ein jähes Erwachen. Ungeheure Erregung
wogte in der Stadt, und tiefe Niedergeschlagenheit legte fich auf die Gemüter. Am 18. Juni

in der Mittagsstunde meldet der lettische Rundfunk, daß am frühen Morgen die russischen Truppen die Grenze überschritten hätten. Dies war in einem Ultimatum zur Sicherung der Freundschaft gefordert worden, da die drei Staaten mit einem der Sowjetunion feindlichen Staat, Finnland, konspiriert hätten.

Ich hörte die Meldung im Erschließungsraum eines großen Barenhauses, in dem Menschen aller Bevölkerungsschichten saßen. Niemand wagte zu sprechen. In den Gesichtern spiegelte sich hilfloses Entsetzen. Die Menschen wußten, was Bolschewismus ist. Der Blutterror von 1917 hatte ihr eigenes Volk zerrwühlt.

In der Stunde, da nicht das alte Rußland wiederkehrte, sondern das bolschewistische Unter-menschentum über das Land hereinbrach, erwachte bei vielen doch das europäische Kulturbewußtsein, und aus der Bitterkeit des eigenen hilflosen Zusammenbruchs erhob sich trotz aller innerer Vorbehalte der Glaube an die Macht, die allein imstande war, dem Bolschewismus entgegen zu treten, an Deutschland und den Führer.

Um 14 Uhr des 18. Juni fuhren die ersten Sowjetpanzerwagen in Riga ein. Es war gut, daß sie so schnell kamen; denn die Juden der Moskauer Vorstadt – Riga hat einige Zehntausende – witterten bereits Morgenluft. Ein bolschewistischer Nest der lettischen Arbeiterschaft, zumal lettgalischer Herkunft, der sich bisher hatte verkriechen müssen, kam auch wieder ans Licht. Es waren zuerst nur kleine Gruppen, die sich an den Straßenrändern aufstellten und mit geballter Faust die einziehenden Truppen begrüßten. Lettische Nationalisten stellten sich dagegen. Es kam zu Beschimpfungen, zu Schlägereien. Um 15 Uhr knallten am Bahnhofsplass die ersten Pistolenschüsse. Die Polizei trieb die Streitenden auseinander. Gegen Abend wurden die Kolonnen der Panzerkampfwagen und Kraftwagen, die über die Düna-Brücke hereinrollten, länger und rissen nicht mehr ab. Auch der Tumult auf der Straße wurde größer. Immerhin waren es nur einige Tausende, die Verbrüderung feiern wollten mit den bolschewistischen Truppen. Doch diese benahmen sich auffallend kühl und zurückhaltend, offensichtlich unter strengstem Befehl. Sie besetzten die wichtigen Punkte der Stadt, blieben aber zunächst völlig unnahbar und uninteressiert am Leben der Straße. Unterdessen wogte der jüdisch-bolschewistische Mob durch die Straßen, suchte einen Waffenladen auszuplündern, wurde aber unter Opfern von der Polizei vertrieben. Dann ballten sich die Menschen am Abend wieder am Bahnhofsplass und um das Rundfunk- und Zentralpostgebäude. „Nieder mit dem Faschismus!“ „Nieder mit Ullmanis!“ „Es lebe Stalin!“ tobte es durcheinander. Die Polizei wurde dessen nicht mehr Herr. Lettisches Militär mit zwei Panzerwagen rückte an. Die Menge wurde drohender. Befehle – Gegenrufe – Kommandos! Die Panzer rollten, Maschinengewehre hämmerten, wie Spreu flog die Menge auseinander. Aber es waren nur Schreckschüsse. Ich suchte, als die Straße frei war, vergeblich nach den Spuren des Kampfes. Die Sowjetpanzer standen bei all diesen Vorgängen mit stolischer Ruhe mitten in dem Gewoge und rührten sich nicht.

Am nächsten Tag fand sich ein Aufruf der lettischen Regierung in der Zeitung, man möge doch derartige Kundgebungen unterlassen, die durchaus nicht den Beifall der russischen Freunde finden könnten. Wieder einen Tag später folgte das Dementi der Sowjetgesandtschaft: Man sei im Gegenteil sehr erfreut über den Empfang, der der einziehenden Roten Armee bereitet worden sei.

Was sich in den nächsten Tagen und Wochen hinter den Kulissen abspielte, blieb der Öffentlichkeit natürlich verborgen. Eines aber wurde in kürzester Zeit auch dem Mann auf der Straße klar: daß hier die Bolschewisten eine Komödie zu spielen begannen, die eindeutig, wenn auch allzu deutlich dirigiert, das eine Ziel hatte: der Vergewaltigung der Völker den demokratischen Mantel umzuhängen. Die kleinen Tumulte des ersten Tages waren doch zu armfellig und zu deutlich getragen von jenen „Königen des Kaufmarktes“, die am Sonntagvormittag auf einem Stück auf der Straße ausgebreiteter Zeitung rostige Nägel oder ausgelassene Hausschuhe feilboten, oder auf einem Haufen alter Benzinkannen und Blechbüchsen wie die Maharadschas thronten. In Riga aber, wo selbst noch dieses Publikum fehlte, hatte sich eine kleine Bande in den Besitz von Waffen gesetzt und war tatsächlich zu Gewalttaten

gegen die Regierung geschritten. Das war natürlich abgeblasen worden. Man war in den zwei Jahrzehnten doch „Staatsmacht“ geworden und hatte diesen Übereifer nicht mehr nötig. Was ich im weiteren von Riga und später von Reval zu berichten habe, verlief meist auf die Stunde gleichzeitig und fast völlig gleichartig in den drei baltischen Staaten. Während die Rote Armee den Schein völliger Zurückhaltung wahrte, wurden die Völker, gelähmt von der Angst infolge ihrer Anwesenheit, Schritt für Schritt weiter getrieben bis zum letzten Entschluß. Zunächst trat die Regierung zurück und wurde noch unter dem alten Staatspräsidenten durch eine Puppenregierung ersetzt. Diese beschloß eine Neuwahl der Volksvertretung, die nach demokratischen Grundsätzen durchgeführt werden sollte. Es sollte jede Partei aufgestellt werden können, für die sich eine genügende Anzahl von Männern zur Verfügung stellte. Niemand aber wagte sein Todesurteil selbst zu schreiben. So begannen nun die Aufmärsche und Kundgebungen für die rote „Liste des arbeitenden Volkes“. Sie wurden eröffnet mit der feierlichen Befreiung der bolschewistischen Führer aus den Gefängnissen und mit der Bestattung der Todesopfer vom 18. Juni. Durch Versprechungen vom Sowjetparadies, durch Hetzen und Einschüchterungen, durch drohende Gesten gegen Deutschland suchte man die Massen aufzuwählen und gefügig zu machen. Deutschland! Ja, waren nicht die Deutschen schuld, daß es dem lettischen Arbeiter so schlecht ging? Hatten nicht sie durch die Umsiedlung die lettische Wirtschaft zerstört? Sind es nicht die Deutschen, die das Unglück über die Welt bringen? Nieder mit dem Faschismus! Es lebe Stalin, der Führer aller Arbeiter der Welt! – Man munkelte, die Späßen pfiffen es von den Dächern, und jedermann konnte sich endlich selbst überzeugen, daß ein Niesenaufmarsch der Sowjetarmee stattfand. Tausende von Tanks sollten in den Wäldern um Riga liegen. Wozu? Wegen der 16 lettischen Polizeipanzerwagen? Wahrscheinlich, die Juden witterten Morgenluft, auch die, die für sich von der Bolschewikenherrschaft nur Enteignung erwarten konnten. Die Masse des Volkes aber zitterte vor Erwartung, daß er doch noch losbrechen möge, dieser Krieg und den roten Spuk wegsetzen möge für immer.

Zu den Aufmärschen und „Meetings“ fanden sich noch nicht genug Freiwillige. Die Betriebe mußten geschlossen marschieren. Man sah es an den eisigen Gesichtern, wie „begeistert“ die Arbeiter dem Befehl folgten. Die Leute wurden gezwungen, sich bis zu bestimmten Tagen rote Fahnen zu kaufen; sonst verloren sie ihren Arbeitsplatz. Hinter allem aber stand ja die bodenlose Angst vor dem schon einmal erlebten Blutterror.

In den Tagen, an denen Demonstrationen stattfanden, übernahm jetzt die Rote Armee die Polizeigewalt in der Stadt und damit auch die Verkehrsregelung. Wenn dann an darauffolgenden Tagen die einheimische Polizei wieder erschien, waren ihre Podeste an den Straßenkreuzungen über und über mit Blumen geschmückt. Zum Freiheitsdenkmal aber wallfahrteten die Menschen und breiteten einen Teppich von Blumen auf der Straße. Auch zur Wacha-blösung in der Mittagsstunde vor dem Denkmal fanden sich immer mehr Menschen ein. Wie oft hatte man früher dort gestanden und sich über den etwas operettenhaft wirkenden Aufmarsch gefreut. Jetzt aber spürte man selbst das für die Letten tief Erschütternde dieser Kundgebungen. Der Wahltag kam näher. Wenige Tage zuvor entschlossen sich frühere Regierungsmitglieder unter Führung des Staatspräsidenten doch noch zur Aufstellung einer „weißen“ Wahlliste. Sie wurde genehmigt, unmittelbar vor der Wahl aber wieder aus undurchsichtigen Gründen verboten. Es gab also nur eine Liste. Wählen mußte jeder; der Stempel im Paß und die Angst vor der G.P.U. trieben zur Wahlurne. Nur in abgelegenen Dörfern wagte man teilweise von der „Wahl“ fern zu bleiben. Die „Wahl“ ergab rund 90% für die „Liste des arbeitenden Volkes“ in allen drei Staaten.

In der Nacht vor der Wahl – es war Mitte Juli – fuhr ich nach Reval. Die estnische Hauptstadt ist eine sehr schöne, alte Stadt mit zahlreichen deutschen Baudenkmälern. Ihre Bewohner, die wohl mehr deutsches, dänisches und schwedisches Blut in sich haben als solches aus ihrer finnisch-ugrischen Stammverwandtschaft, zeichnen sich durch besonders saubere und wohlgestaltete Erscheinung und außerordentliche gepflegte Aussehen aus. In ihrem Wesen sind sie offener und freundlicher als die Letten. Auch belastet den Deutschen, der Estland besucht, trotz allen historischen Verzichts dem Estentum gegenüber weniger die Bitterkeit geschichtlicher Erinnerungen

als in Zettland. So läßt man sich gerne gefangen nehmen von dem Zauber einer alten Kulturstadt und der Liebenswürdigkeit ihrer Bewohner.

Um so greller aber wirkte hier die bolschewistische Komödie. Ich saß wenige Tage nach meiner Ankunft im Café „Kultas“. Der Gastraum war im ersten Stock und man sah über den „Freiheitsplatz“, auf dem ein neuer Akt abrollte. Ein „Meeting“ sollte es werden zur Feier des „Wahlsieges“ des „arbeitenden Volkes“. Still, mit eisigen Mienen marschierten die Menschen unter den Sowjetfahnen, mit Spruchbändern und Bildern Lenins und Stalins auf. Der weite Platz war rings umsäumt mit Neugierigen. Ein Betrieb wagte es, neben der roten Fahne eine estnische mitzutragen. Lauter Beifall erscholl unter der Menge. Die Fahne wurde entfernt. Dann begann die Kundgebung. Die „Internationale“ wurde gespielt. Man hörte die Stimmen der Kommissäre, die mitsangen, aus dem Lautsprecher. Das Volk blieb kalt. Es ließ eben so kalt einige Reden über sich ergehen. Man sprach von der Forderung des Volkes nach der Sowjetverfassung und dem Anschluß an die Union. Dann war die Kundgebung zu Ende. Nein, sie begann eigentlich erst: schon marschierten die Kolonnen wieder ab, da begannen einige Stimmen die estnische Nationalhymne zu singen. Wie eine Woge ging es durch das Volk. Die Hüte flogen von den Köpfen. Um mich her sprangen die Menschen auf. Mit Tränen in den Augen, tiefergriffen sangen sie das Lied ihrer Freiheit. Tollkühne demonstrierten mit einer Fahne vor der russischen Gesandtschaft, wurden verhaftet und blieben verschwunden.

Wenige Tage später trat das neue rote Parlament zusammen, Gesindel auf der Straße zusammengelesen oder aus der Union importiert. Die Scheu vor dem weißen Kragen war ihr Ausweis. Sie tagten eine Stunde und faßten zwei Beschlüsse: 1. Ausrufung der Sowjetrepublik Estland und Anschlußerklärung an die Sowjetunion. 2. Nationalisierung der Banken und des Grundbesitzes. Noch aber war die Komödie nicht zu Ende gespielt, auch die letzte Demütigung blieb nicht erspart; denn Moskau schwieg: einen, zwei Tage. Dann hörte man, daß eine Abordnung nach Moskau fahren werde, um den großen Rat um Aufnahme in die Sowjetunion zu bitten. 14 Tage lang tagte der große Rat. Es sprach Molotow, und dann berichteten die Vertreter der einzelnen Sowjetrepubliken. Dann erst durften die baltischen „Beauftragten“ ihre Bitte vorbringen. Wieder große Beratung und schließlich der gnädige Beschluß, die dringende Bitte zu erfüllen und die Staaten in die bolschewistische Gemeinschaft aufzunehmen. Das geschah am 5. oder 6. August. Russische Räte übernahmen jetzt die oberste Gewalt. Ihnen wurden auch die inzwischen gebildeten roten baltischen Regierungen unterstellt. Was sich in dieser Zwischenzeit des Machtübergangs an einzelnen Schicksalen abspielte und vorbereitete, war auch für den unbeteiligten Zuschauer ergreifend. Selbstverständlich begannen nun die Verhaftungen und Verschleppungen im großen Ausmaß. Wer unbequem war, wurde bestenfalls zur „Schulung“ nach Innerrussland geschickt. Die Grenzen waren schon längst geschlossen, den Einheimischen die Pässe entzogen. An ein Entkommen war nicht mehr zu denken. Alle größeren Häuser wurden beschlagnahmt und oft in wenigen Stunden geräumt. Den Bewohnern setzte man einfach die Möbel auf den Hof. Doch auch wer nicht für Leben und Gut zu fürchten hatte, sah seine Welt versinken. „Helfen Sie mir nach Deutschland zu kommen“, sagte mir ein Hotelbesitzer, der sich aus eigener Kraft mehrere glänzend geführte Häuser eingerichtet hatte, „ich will lieber in einem Kulturstaat Schubpuffer sein als hier der Verwalter meiner Hotels.“ Wer auch nur einen Tropfen deutschen Blutes nachweisen konnte, versuchte sich zur Nachumsiedlung zu drängen. Andere baten Reichsdeutsche um fingierte Ehen, um über die Grenzen zu kommen. Nie vergesse ich auch ein Gespräch mit dem Direktor des Museums in Narva aus den Tagen der letzten Entscheidung. Es war ein etwas weltoffener Gelehrter, der nur seiner Wissenschaft lebte. Er fühlte, daß seine Welt zusammenbrach, daß er abgeschnitten wurde von der Kultur und der europäischen Gemeinschaft. Wie um eine Beruhigung zu finden, fragte er immer wieder: „Ja, aber warum kommen Sie denn gerade jetzt hierher. Das können Sie doch auch nach dem Kriege noch alles haben!“ – Die Veränderung, die in diesen Wochen das Stadtbild von Reval nahm, war überraschend. Die auffallende Gepflegtheit der Leute verschwand völlig. Man blieb entweder überhaupt von der Straße weg, oder man trug sich schäbig und vernachlässigt, um keinen Anstoß zu erregen.

Wir Reichsdeutsche hatten in diesen Wochen eine merkwürdige Stellung. Daß wir die besonderen „Schützlinge“ der G.P.U. wurden, ist klar. Nach außen aber erwies man uns eine höfliche, geradezu vorfichtige Behandlung. Besonders die rote Übergangsregierung zeigte eine völlige Unsicherheit. Wir waren die letzten Ausländer, die überhaupt noch im Lande sein konnten. Eines Tages sollte das letzte, noch nicht von der roten Armee belegte Hotel über Nacht geräumt werden, da das „Parlament“ einziehen sollte. Die deutsche Gesandtschaft erhob auf unsere Bitte Beschwerde. Der Innenminister entschuldigte sich und wir blieben allein unter den nunmehr einziehenden Parlamentariern wohnen. Einige Tage später entschloß ich mich doch, ein Privatzimmer zu suchen. Ich ließ eine Anzeige in die estnische Tageszeitung setzen: „Reichsdeutscher sucht ...“ Eine Stunde nach Erscheinen der Zeitung lagen bei der Redaktion bereits zehn Angebote. Die Vermieter waren lauter Leute, die nie ein Zimmer vermietet hatten, jetzt aber hofften, ihre Wohnung noch länger behalten zu können, wenn sie einen Reichsdeutschen im Haushalt hatten.

In diesen Wochen kam die Bevölkerung auch etwas in Berührung mit den Notarmisten, die aus ihrer Zurückhaltung herausstraten. Es waren zwei Dinge, die nach den Gesprächen die Menschen besonders bewegten. Das eine war die kaum glaubhafte Hilfs- und Ahnungslosigkeit der russischen Soldaten dem estnischen Kultur-, Wirtschafts- und Gesellschaftsleben gegenüber. So hielten rote Offiziere einen gewöhnlichen Revaler Wochenmarkt für eine prägende Ausstellung, die den Russen einen estnischen Reichtum vortäuschen sollte. Ein Soldat zeigte in einem Laden seine ganz zerrissenen Stiefel vor, um ein Paar neue kaufen zu können. Zahllose Äußerungen dieser Art gingen von Mund zu Mund und gaben den Leuten einen Vorgeschmack der kommenden Herrlichkeit. Das andere aber war das: Offiziere und Mannschaften sahen einmütig den Zweck ihres Hierseins im kommenden Krieg gegen Deutschland.

Das aber war auch die letzte und stets wachsende Hoffnung der Esten. Man glaubte nicht daran, daß Deutschland Rußland angreifen werde. Aber man hielt es für sicher, daß die Sowjets Deutschland in dem Augenblick in den Rücken fallen würden, da Deutschland den Endkampf gegen England beginne, und man traute Deutschland trotzdem die Kraft zu, mit beiden fertig zu werden. Als gegen Ende Juli die rote Propaganda gegen Finnland immer größer wurde und ein zweiter Krieg unmittelbar bevorzustehen schien, da hoffte man, Deutschland werde gezwungen werden, Finnland zu Hilfe zu kommen, um seine bedrohte Nordflanke zu schützen. Hinter Dichtung und Wahrheit aber stand der Glaube an die einzige Macht, die hier noch Änderung schaffen konnte. Hier noch ein Beispiel: Ein Landarbeiter sollte von den Noten als Verwalter eines enteigneten Landgutes eingesetzt werden. Der Mann lehnte ab. Dem ehemaligen Besitzer gegenüber meinte er: „Die Deutschen kommen ja doch! Was machen die aber dann mit mir!“

Am 9. August verließ ich das Land. Das „Sowjetparadies“ aber begann erst jetzt.

*

Das ist die Kraft, die nimmer stirbt
und immer wieder streitet,
das gute Blut, das nie verdirbt,
geheimnisvoll verbreitet!
Solange noch Morgenwinde
voran der Sonne wehn,
wird nie der Freiheit Fuchterschar
in Nacht und Schlaf vergehn!

Gottfried Keller

Die Frühgeschichte des Indogermanentums – damit ist der Bereich der folgenden Betrachtungen schon im Titel abgegrenzt. Es soll damit nicht gesagt sein, daß er nirgends überschritten wird. Auch vor- und nichtindogermanische Kulturen müssen zuweilen befragt werden. Der Anlaß kann verschiedener Art sein. Das eine Mal gilt es, die indogermanische Eigenart durch Vergleich mit Andersartigen schärfer zu fassen; das andere Mal, indogermanischem Lebensgut in fremdem Gewande nachzuspüren. Auch zur Klärung grundsätzlicher Fragen ist es nützlich, außerindogermanische Entwicklungen heranzuziehen. Eben dies gibt den Anlaß, uns zu Anfang der Frühzeit der mesopotamischen Kulturen zuzuwenden.

Die Blütezeit der Sumerer liegt der indogermanischen Geschichte weit voraus. Das Auftreten des Hirsches läßt sich von allem Beginn an beobachten. Auf den sumerischen Denkmälern erscheinen bereits beide Hirscharten, die uns in erster Linie beschäftigen werden: der Rothirsch (*cervus elaphus*) und der Damhirsch (*cervus dama vulgaris*), daneben auch dessen mesopotamische Sonderart (*dama mesopotamia Brooke*). E. Douglas van Buren (1) hat ihr Vorkommen auf den Denkmälern zusammengestellt. Die Liste ist nicht ganz vollständig (2), gibt aber alles Wesentliche an.

Das Vorkommen zumal des Rothirsches geht außerordentlich hoch hinauf. Die älteste Darstellung befindet sich auf einer Tonschale von Samarra (3) und gehört an die Wende des 5. zum 4. Jahrtausend (4). Mit der vierten Schicht von Uruk – also ungefähr um 3300 –, mit der 13. Schicht von Tepe Gaura, etwas später in Arpatschija, beginnen die Siegelabdrücke, die piktographischen Zeichen auf den Tontafeln und bemalten Scherben. Kurz danach setzt eine geschlossene Reihe von Funden ein, die bis zum Ausgang der frühdynastischen Zeit (Kupferrelief aus Tell el-Obēd, etwa 2700) und bis zu den spätdynastischen Königsgräbern reicht. Die prachtvollen Funde von Ur – die Hirschbilder auf dem Kopfschmuck der Königin Schubad, auf einer silbernen Harfe und einem Lapislazuli-Mosaik – bilden den Ausklang (5). Mit der akkadischen Periode bricht der Reichtum an Hirschdarstellungen ab. Sie verschwinden nicht gänzlich, aber sie bleiben vereinzelt. Auch mit der Assyrikerzeit ändert sich das nicht mehr.

Der Wechsel ist auffallend, erklärt sich aber in dem Augenblick, da man die völkischen Verhältnisse in Betracht zieht. Die Herkunft der Sumerer ist umstritten, aber die Einwanderung aus dem Norden, möglicherweise aus der Nachbarschaft des Kaspischen Meeres, darf als gesichert gelten (6). Sie gehören als erste in die Reihe der „Bergvölker“, die aus ihren nördlichen Elzen in die mesopotamische Ebene hinabstiegen und ihre Herrschaft den dort ansässigen Semiten aufzwangen. Deren älteste Schicht, die Akkader, war von Anfang an, gleichzeitig mit den Sumerern, im Lande (7). Aber erst allmählich begann sie sich neben den sumerischen Herren- und Lehreimstern durchzusetzen. Mit der Mitte des 3. Jahrtausends nimmt der akkadische Einfluß überhand, um schließlich das Sumerertum gänzlich zu überwinden.

Mit dieser völkischen Umwälzung fällt die Geschichte des Hirsches auf merkwürdige Weise zusammen. Er war ein bevorzugter Gegenstand der sumerischen Kunst. Die Sumerer haben auch den Akkadern das Wort für den Hirsch – sumerisch *lulim*, akkadisch *lulima* – gegeben; das spätere Wort *aialu* hat ursprünglich vielleicht den Steinbock bedeutet (8). All das brachten die Einwanderer aus dem Norden mit (9); Parallelen zur Schalendarstellung von Samarra findet man in der ersten Schicht von Susa (10). Die Akkader setzten diese sumerische Überlieferung – man möchte sagen: nur widerwillig fort. Diese Tatsache ist um so erstaunlicher, als der Hirsch bis in assyrische Zeit zur Fauna Mesopotamiens gehörte. Die Reliefs aus dem Palast Assurnasirpals II. in Nimrud, den Palästen Salmanassars III., Samsaribis und Assurbaniपालs in Niniveh zeigen Rot- und Damhirsch als Jagdtier (11).

Eine Erklärung aus dem Wechsel der Fauna ist demnach nicht zulässig. Weder hatten die Sumerer das Bild eines Tieres aus dem Norden mitgebracht, das sie in Mesopotamien nicht mehr vorfanden und darum verloren, noch ist der Hirsch im Lauf der Jahrhunderte im Tief-land ausgestorben. Es bleibt als einzig mögliche Feststellung, daß das Volk nordischer Herkunft den Hirsch als Gegenstand künstlerischer Darstellung geschätzte, daß das Südvolk ihn mehr oder weniger verschmäht hat.

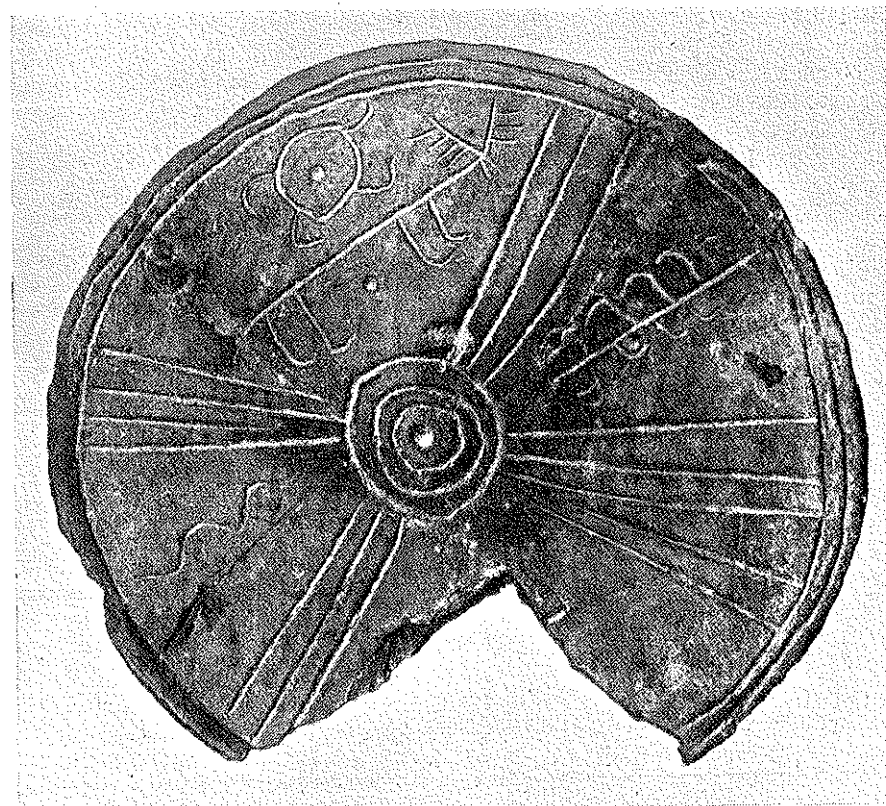


Abbildung 1. Trojanischer Kleinkreis mit Sinnbildern des Jahreslaufes. Aufn. Staatl. Museum für Vor- und Frühgeschichte.

Damit ist eine grundsätzliche Beobachtung gemacht, die einen wichtigen Hinweis für unsere gesamten Betrachtungen gibt. Sie wird sich in der Folge wieder und wieder bestätigen, zumal innerhalb des Kreises, mit dem wir uns vorzugsweise beschäftigen. Schon in der Sprache der Sumerer glaubte man indogermanische Bestandteile zu erkennen (12). Damit sind wir bei den Indogermanen des vorderen und mittleren Asien angelangt.

In Troja erscheinen Hirschbilder auf dem Gerät der ersten und zweiten Schicht. Tonwirtel (13), daneben der Deckel einer Urne (14) (Abb. 1) tragen Zeichnungen, die, auf wenige Striche sich beschränkend, den „geometrischen“ Abriss eines Hirschess geben. Die Auffassung der Zeichnungen hat geschwankt. Während die einen „bloße Ornamente“ feststellten (15), sprachen die anderen von einer ausgebildeten Jahreskreissymbolik nordischer Herkunft (16). Es bleibe ungefragt, ob wirklich die Begriffe „Ornament“ und „Symbol“ sich ausschließen. Ob es nicht vielmehr so liege, daß jedes Ornament nach Ursprung und Wesen symbolischen Gehalt besaß (17). Denn schon die geschichtliche Einordnung der trojanischen Stücke wird die rechten Wege weisen. Nordischem Gut im ältesten Troja zu begegnen darf nicht wundernehmen. Das Megaronhaus (18) tritt nicht erst mit der zweiten, sondern schon mit der ersten Schicht auf. Es fanden sich in der zweiten Schicht auch kleine, winklige Hüttenkomplexe, wie man sie aus dem kretischen Gurnia kennt (19). Neben dem altmittelländischen Wohntypus steht also das Herrenhaus nordischen Ursprungs. Das Bild ergänzt sich durch die Kleinfunde. Die Amphoren führen auf schnurkeramische Vorbilder (20). Unmittelbarste Ähnlichkeit weisen die siebenbürgische Zurchensticheramik und die böhmische Schnurkeramik (21) auf; andere Formen der Keramik von Troja I wie die Hohlfußschale lassen sich auf die illyrischen Gebiete des Balkan zurückführen (22). In Siebenbürgen haben auch die goldenen Hängespiralen des Großen Schazes ihren Ursprung (23). Die Streitaxt mit überhängendem Hammerende, die in Troja sich findet, gehört mit der Marschwißer Hammeraxt (24), andere Arttypen mit denen der böhmischen Schnurkeramik zusammen (25). Die Knaufhammeraxt mit beiderseits ausgezogener Scheide und ausgeprägtem Mittelgrat besitzt im oberen Weichselgebiet ihre Entsprechung (26). All diese Formen sind Endglieder von Entwicklungsreihen, deren Anfänge in Mittel- und Nordeuropa verfolgt werden können. Auch das Vorkommen von sinnbildlichen Zeichen ist aus nordischen Einflüssen zu erklären (27).

Der Schluß ist zwingend, daß in Troja I-II eine Einwanderung mitteleuropäischer Bevölkerungsbestandteile stattgefunden hat (28). Sie setzten sich neben und über die bereits vorhandene Schicht kleinasiatischen Ursprungs (29). Vermutlich als Herren, wie das Megaronhaus und die prachtvollen Prunkbeile zeigen, die wohl dem König vorangetragen wurden.

Unter dieser Voraussetzung tritt die zuvor genannte Hirschdarstellung auf dem Urnendeckel in die rechte Beleuchtung. Ihre Bezogenheit auf eine Jahreskreissymbolik nordischen Ursprungs läßt sich nicht mehr von vornherein abweisen.

Zunächst ist festzustellen, daß mehr als bloßes Ornament gemeint war. Die Vier- und Achteilung des Kreisrundes stellte ein uraltes Symbol dar. Es begegnet in der Felsbildkunst des südlichen Schwedens und der Val Camonica (Abb. 2), auf der Keramik von Susa I und im ältesten Rom, auf der Trommel des Schamanen ebenso wie in der „Syrtschen“ Kultur Westafrikas (30). Über den letzten Ursprung wagen wir nichts auszusagen. Aber die Bedeutung läßt sich, in großen Zügen wenigstens, bestimmen. Sonnenkreis oder Sonnenrad, vier- oder achtgeteiltes Weltbild, Jahreskreis oder Stadtplanung – alle führen sie auf kosmische Symbolik. Gerade auch bei der Stadtplanung, die ihrem Ursinne nach die Spiegelung einer Weltordnung darstellt.

Innerhalb des obersten der vier Kreissektoren erscheint der Hirsch. Über seinem langgestreckten Rücken steht links der Halbmond, rechts die Sonnenscheibe (31). Die Darstellung wurde also mit Recht in die Jahreskreissymbolik eingereiht. Die Form der Sonne – ein Kreis mit gekrümmten Strahlen, nach Art des Hakenkreuzes – begegnet in reichlicher Ausgestaltung in Troja selbst (32), aber auch auf den Felsbildern Bohuslans (33) und der Val Camonica (34). Auch die Verbindung von Hirsch und Sonne kehrt dort wieder. Die abstrakt-geometrische Formgebung des Tierkörpers weist auf die vorgeschichtliche Kunst Mittel- und Nordeuropas (35). Ein Scherben der Salzländer Kultur mit einer Jagdszene sei besonders angeführt (36). Unter den Felsbildern Bohuslans besitzt er seine Gegenbilder, und an Alter steht er dem trojanischen Stück nicht nach (37).

Auch die Hirschdarstellung des Urnendeckels führt, wie so manches aus den beiden ältesten Schichten Trojas, auf nordische Herkunft (38). Sie bedeutet einen Einbruch dieses Bereiches in den kleinasiatischen. Die Funde von Altschar Hüyük zeigen, daß man hier in vorindogermanischer Zeit den Hirsch nur als Jagdbeute kannte (39). In Troja dagegen beschränkte man sich nicht auf das Hinnehmen eines naturhaften Daseins, auf die stoffliche Verwertung des erlegten Tieres. Der Hirsch war mit religiösen Vorstellungen verknüpft. Sonne und Mond sind ihm zur Seite; er steht in einem der Viertel des Jahreskreises oder Weltbildes. Neben eine gegenständlich-natürhafte Tatsachenwelt tritt der metaphysische Sinngehalt.

Eine nord- oder mitteleuropäisch bestimmte Schicht tritt im sonstigen Kleinasien nicht auf. Weiter östlich, etwa in Nartan, finden sich keine Spuren (40). Um so mehr fällt auf, daß in Altschar Hüyük, südlich von Antara, weitere Hirschdarstellungen zutage getreten sind, die sich mit der trojanischen inhaltlich berühren.

Die Grabungen in der Nekropole haben zwei bronzene Edelhirsche gebracht (41). Beide sind an der Unterseite mit Vorrichtungen versehen, die das Einlassen in eine Basis gestatten. Vielleicht handelte es sich um Weihgeschenke. Von besonderem Interesse ist das Stück aus dem Grab BM. (42). Das Tier trägt – ob nur auf der linken Seite oder auf beiden, geht aus den Veröffentlichungen nicht hervor – sieben konzentrische Doppelkreise. Auf dem Rücken erscheinen zwei Kreuzzeichen, um den Hals ein dreifaches Zickzackband. Den Unterteil des Kopfes bedeckt eine Maske aus Silber. Zusammen mit beiden Hirschen wurde eine größere Anzahl von durchbrochenen, halbkreisförmigen Bronzescherben ausgegraben – disques solaires, wie sie der Herausgeber nennt (43). Auf einem erscheint wiederum ein Hirsch mit Maske, beiderseits von ihm je ein Hirschkalb, flankiert von zwei gleichfalls maskierten Panthern.

Die Stücke gehören gleich den Gräbern, denen sie entstammen, in die vorhethitische Zeit von Altschar Hüyük (III: 2500–2000 v. Jw.) (44). Zeitlich fallen sie mit Troja II–III zusammen (45). Es ist verführerisch, eine Verbindungslinie zu ziehen, zumal auch inhaltlich eine Berührung besteht. In Troja wie in Altschar Hüyük ist der Hirsch mit Sonnensymbolen verbunden.

Doch der Weg, der bei Troja II eingeschlagen wurde, ist bei dem innerkleinasiatischen Fundort nicht gangbar. Die Bronzehirsche weisen keine formalen Beziehungen zum nord- und mitteleuropäischen Bereich auf. War die Darstellungsform dort abstrakt-geometrisch, so ahmt sie in Altschar Hüyük in höherem Maß die tierische Erscheinung nach. Sie sucht nicht gleich einem Ideogramm die Bedeutung festzuhalten, sondern gibt den Versuch eines Abbildes.

So muß eine Einordnung dieser Stücke vorläufig unterbleiben. Man suchte sie in Verbindung mit der indoiranischen Wanderung zu bringen, doch auch dieser Weg erwies sich als nicht gangbar (46). Bei einer weiteren Gruppe von Denkmälern läßt er sich mit mehr Aussicht auf Erfolg beschreiben.

3.

Ein Kollief aus der Mitte des 2. Jahrtausends (47) gibt eine Jagdszene (Abb. 3). Sie spielt in einer Landschaft, die als solche durch Geländelinien gekennzeichnet ist. Ein Bogenschütze hat von seinem dahineilenden Streitwagen herab manches Getier, Spießbock und Raubvogel, erlegt. Im Hintergrund harret seiner eine Gruppe von Hirschen: der eine liegend, der andere nach links schreitend. Griesse schließen das Ganze oben und unten rahmenartig ab. Es sind Darstellungstypen gewählt, die auch auf dem Hauptbild erscheinen: unten der schreitende Hirsch, oben zwischen Bäumen jeweils ein Hirschaar gegenständig liegend.

Der zweite Typus entstammt dem iranisch-mesopotamischen Grenzgebiet, wo er auf den Kerkuf-Zylindern wiederkehrt (48); er hat uns nicht weiter zu beschäftigen. Die Hirschjagd des Siegelzylinders findet ihr monumentales Gegenstück in einem Kollief aus Orbasu bei Malatya (am oberen Euphrat). (49). Auch da jagt ein Bogenschütze vom dahinfahrenden Streitwagen herab, diesmal gefolgt von einem Hund. Der Hirsch eilt in großen Schritten davon (Abb. 4).



Abbildung 2. Val Camonica, Scala di Cimbergo. Photo E. Trautmann, 1937.

Das Relief fällt in spätere Zeit als das Siegelbild, etwa ins 11. Jahrhundert. Doch stilistisch gehören beide zu dem gleichen Bereich: der mitannischen Kunst (50). Damit tritt zum zweitenmal ein indogermanischer Einbruch in Vorderasien hervor.

Die Blütezeit der Mitanni fällt in die Jahre 1600–1400 v. Jw. Damals geboten sie über die Churriter im nördlichen Syrien und Mesopotamien. Während diese sprachlich den Urartäern, den vorindogermanischen Bewohnern Armeniens, nahestanden (51), zeigen die erhaltenen Königsnamen, daß die mitannischen Herren Arier waren (52). Die Namen ihrer Schwurgötter: des Mitra, Varuna, Indra und der Nasatya treten bestätigend hinzu (52). Die arischen Mitanni „haben dem alten Orient den Streitwagen mit dem ritterlichen Herrentum gebracht und seiner Kunst das Motiv des Wagenkampfes“ (53). Der Name des Dynasten Surata weist geradezu auf den Wagen hin: „Lenker guter Wagen“ (ai. su-rātha-); er erscheint zusammen mit Indaruta als Führer von fünfzig Streitwagen. Abiratta und Tusratta „einen überlegenen“ und „einen verderblichen Streitwagen besitzend“ (ai. abhi-rātha-, dar-rātha-) ergänzen das Bild (54). Das Pferdebuch des Mitanni Kikkuli, aus dem hethitischen Archiv von Boghazköi, gibt die Zahl und Rundenbezeichnungen in indoarischer Sprache an (55).

Der Vorstoß der Mitanni bildet eine Etappe der großen Wanderung, die die Arier und unter ihnen die Indoarier von Transkaukasien über Kurdistan, Armenien und Nordwestpersien in ihre spätere Heimat führte. Archäologische Funde lassen den Verlauf dieser Wanderung erschließen (56). Wie ein Teil der wandernden Stämme im Norden die Kultur von Asterabad mit ihrer charakteristischen grauschwarzen Tonware zerstörte (57), so brach ein Zweig der Indoarier im Süden in das Gebiet der Churriter ein. Züge einer Einwirkung vorderasiatischer Kulturen auf die Religion (58) und Dichtung (59) der ältesten Indoarier haben sich aufzeigen lassen; sie fügen sich in das Bild der Wanderung ein.

4.

Die Heimat des Streitwagens ist in Osteuropa, in den Steppen und Ebenen des südlichen Rußland, zu suchen (60). Während die mitannischen Arier nach dem oberen Mesopotamien vordrangen, faßen andere Stämme gleicher Herkunft an der unteren und mittleren Wolga (61). Ihre Anwesenheit ist durch sehr alte Lehnwörter bezeugt, die sie in den finnisch-ugrischen Sprachen hinterlassen haben (62). Nordvinisches azoro „Herr“ geht auf arisches *asura- zurück, und im Tscheremissischen erinnert das Wort für „Mensch“ (63) an das arische marjanni, mit dem die Mitanniherrscher ihre ritterliche Gefolgschaft bezeichneten (64).

Voraussetzung für den Gebrauch des Streitwagens bildet ein flaches und baumarmes Gelände. Auf ihm gibt der Wagen nicht nur ein wirksames Kampfmittel ab, sondern bestimmt auch die Form der Jagd. Von dem dahinaufenden Gefährt herab gewährte sie einen größeren Erfolg, als er dem Bogenschützen zu Fuß beschieden war (65). Daß man in den südrussischen Eiben der Arier nicht nur den Streitwagen besaß, sondern mit ihm auch die Jagd auf den Hirsch betrieb, darf man annehmen. Neben dem Hirsch stand im südrussischen Raum der Elch. Seine wogulische Bezeichnung entspricht genau ai. śarabha- (67).

Damit stößt man auf eine sehr alte Schicht des Arischen, der auch das Wort für den „Elch“ angehört. Die einstige Bedeutung ist nur noch aus dem Wogulischen zu entnehmen. Im Altindoarischen bedeutet śarabha- ein Fabeltier mit acht Beinen, das dem Hirschgeschlecht entstammt. Es ist der Gegner von Löwen und Elefanten (68). Aber auch bei den Wogulen handelt es sich nicht um ein gewöhnliches Tier.

Denn der himmlische Elch, der den Menschen vom Firmament herabgesandt war, besaß eine besondere Gestalt. B. Munkácsi (69) gibt folgenden Bericht: „Unser Vater Numi Tārem sandte die ursprüngliche Tiergestalt des Elchsternes zur Zeit der Erschaffung der Welt mit sechs Händen-Füßen durch seinen Zauber auf diese untere Welt. In der Mitte seines Bauches hatte er noch zwei Vorderbeine. Ein gewöhnlicher Mensch vermochte ihn nicht zu verfolgen, nicht zu töten. Der Mensch forderte deshalb den Waldkobold auf, den sechsfüßigen Elch zu verfolgen ... Dem Koboldsohn gelingt es, die Elchkuh zu erlegen, aber der Elch mit den Käl-

bern und Kälbinnen rennt verzweifelt weiter... Wie der Koboldsohn zu dem getöteten Tier kommt, ist es mit den sechs Händen-Züßen so groß, daß es sich dreißig Flußufer, dreißig Flußlängen lang erstreckt. Er schneidet die überflüssigen Beine ab und spricht zu seinem Vater Numi Tārem:

„Verwandle dieses Tier zu einem vierhändig-vierfüßigen mit Deinem Zauber!
Ich, der Mann, der ich ein rechter Mann bin, konnte dieses Tier töten;
Aber wenn die Welt des Menschenzeitalters ersteht,
Wenn die Welt der Menschenzeit ersteht,
Wie wird man es dann töten können?
In jener Größe, wie Du es erschuffst,
Soviel Männer Du auch haben magst, dieses Tier wird sie alle töten“ (70).

Dieses lendenvestümmelte Tier spiegelt sich nun als Gestirn am Himmel.“

Auf eine weitere Sagenform bei den Irisch-Osken verweist gleichfalls Munkácsi: „Hier heißt die verfolgende mythische Gestalt Tunk-pox; er jagt die außerordentlich schnell laufenden sechsfüßigen Elche schon während seines Aufenthaltes im Himmel... Der Jäger holte das Tier ein, doch gelang es ihm nur, die beiden Hinterbeine des todmüden Tieres abzuschneiden. Er sagte: das Menschengeschlecht wird kleiner und schwächer werden: wie wird es dieses sechsfüßige Wild erlegen können, obwohl es mir eine leichte Arbeit ist? Der Elch und alles Wild habe von nun an nur vier Beine.“

Munkácsi (71) selbst hat bereits auf den indoarischen *śarabha*-verwiesen. In der Tat stimmen beiderseits Name und Sache derart überein, daß die Gleichsetzung sich nicht umgehen läßt. Die Ugroninnen, deren Sprache die arischen Lehnwörter erhalten haben, gewinnen damit neue Bedeutung. Nicht nur uralte Sprachformen haben sie erhalten: auch mythische Vorstellungen der arischen Periode scheinen bei ihnen bewahrt zu sein. Der *śarabha*-war, wie das sein Name nahelegt (72), ein Cervide. Daß im besonderen ein Elch gemeint war, zeigt das Bogulische allein. Mit dem altindoarischen Zabeltier hat er einen bestimmten Zug, die anormale Zahl der Beine, gemeinsam, auch das eine Altertümlichkeit. Nur wurde der *śarabha*- nicht mehr als Elch verstanden. In Indien war dieser aus dem natürlichen Bereich ausgeschieden und der Welt der Zabel anheimgefallen.

Ein ähnliches Zurücktreten der Cerviden läßt sich in einem zweiten Fall beobachten. Lat. *cervus*, hmn. *carw* „Hirsch“, lit. *kárvo* „Ruh“, altpreuß. *kurwis* „Dohse“ führen auf eine Grundform **krw-*. Das entsprechende arische Wort hat sich allein in den finnisch-ugrischen Sprachen als Lehnwort erhalten, während es im Indoarischen und Iranischen aufgegeben ist (73).

Diese Feststellungen sind für das spätere Verhalten der arischen Stämme von Bedeutung. Als sie in Iran und Indien einbrachen, führten sie auch dorthin den Streitwagen mit. Er blieb lange in Übung. Darius I. ließ sich auf einem Rollstuhl zu Wagen den Löwen jagend darstellen (74). Und noch in den Heeren der späteren Achämeniden fahren die indischen Hilfsvölker zu Wagen (75). Die glänzende Schilderung, die Kälidāsa zu Beginn des ersten Aktes seiner *Sakuntalā* von einer Hirschjagd zu Wagen gibt, hat die alte heroische Form beibehalten. Zu einer Zeit, da man im Iran der Sasaniden längst die jüngere Form, die Jagd zu Pferde, übte (76).

Aufgegeben war in Indien freilich der Hirsch als vornehmstes Jagdtier. An sich fehlen die Cerviden im indischen Bereich keineswegs. Ein reicher Schatz von Namen läßt sich aus den indischen Sprachen zusammenstellen (77). Doch bereits im Rgveda treten Hirsch und Hirschjagd stark zurück. Die Erwähnungen beschränken sich auf wenige Stellen, die überdies unsicher sind (78). Auch im Avesta fehlt der Hirsch; ebenso fehlt er fast ganz als Gegenstand der Kuristanbronzes, als deren Verfasser die vielleicht mit indogermanischen Bestandteilen durchsetzten Kossäer in Betracht kommen (79). Und doch zeigen die Reliefs von Taq-i-bustān und die anderen Jagddarstellungen der sasanidischen Kunst (80), daß zumindest der Damhirsch im Iran heimisch war.

Man beobachtet erneut, was bereits bei der sumerischen Kunst aufgefallen war. Bei dem Vor-

bringen eines nördlichen Volkes nach Süden verschwindet der Hirsch mehr oder weniger rasch. Nicht als ob es sich um ein tatsächliches Fehlen handelte: Iran und Indien besitzen ihre Cerviden ebenso wie Mesopotamien. Der Rückgang vollzieht sich allein in der Vorstellungswelt. Der Hirsch, der in ihr bei den Nordvölkern einen bevorzugten Platz einnimmt, wird verdrängt. Und zwar bei den Ariern ebenso wie bei den Summerern und ihren Nachfolgern.

An die Stelle des Hirsches treten andere Jagdtiere. Altindoar. *rśya-* bedeutet den „Bock der Gazelle“, und doch zeigt die Urverwandtschaft mit altnord. *elgr*, ags. *colh*, ahd. *elaho*, daß ursprünglich der „Elch“ gemeint war. Auf den mitannischen Siegelzylindern sieht man neben der Hirschjagd die auf Antilope und Gazelle, auch sie geschah zu Wagen (81). Für Kälidāsa an der bereits erwähnten Stelle ist die Antilope das königliche Jagdtier. Seine Schilderung muß uns die der alten Hirschjagd heroischen Gepräges ersetzen.

Die Antilope flieht vor ihren Verfolgern: „Lieblich unter Halsbiegungen den Blick auf den stets folgenden Wagen fest gerichtet, mit dem Hinterkörper aus Eurcht vor dem Pfeilschall beinahe ganz in den Vorderkörper hineingegangen, den Weg mit halbverzehrtem darbhā-Gras, das dem vor Müdigkeit geöffneten Munde entfällt, bestreuend“ (82), eilte sie in hohen Sprüngen, „mehr in der Luft als auf der Erde“, davon. Ihr nach die Pferde: „mit ausgestrecktem Vorderkörper... die Ohren straff nach oben gerichtet, nicht erreichbar vom Staub, den sie selbst erregen, gleich als wenn sie die Geschwindigkeit der Antilope nicht ertragen könnten.“ Schon holen die Jäger das Tier ein, der König legt den Pfeil auf den Bogen – da wird die flüchtende Antilope durch das Dazwischentreten der Einsiedler gerettet.

Diese Beschreibung weist noch auf eine Besonderheit hin. Für einen Augenblick droht die Antilope dem Blick des Königs zu entweichen. Er fragt seinen Wagenlenker nach der Ursache, und dieser antwortet: „Des holperigen Bodens wegen hatte ich durch Anziehen der Zügel die Geschwindigkeit des Wagens verringert. Dadurch hat die Antilope einen großen Vorsprung gewonnen. Jetzt, da du dich auf ebenem Boden befindest, wird sie dir nicht schwer zu erreichen sein.“ Diese Worte kennzeichnen die Abhängigkeit der Wagenjagd von der Bodenbeschaffenheit. Eine Unebenheit stellte sofort den Erfolg in Frage (83).

Damit kehren wir noch einmal zu den Mitanni zurück. Das östliche Kleinasien, das nördliche Syrien bilden schwerlich für die Wagenjagd ein ideales Gelände. War sie also für Malatya recht am Platze? Vermutlich ließ sich der Rennwagen nur in Ausnahmefällen verwenden. Im mitannischen Sendschirli wurde darum ebenso wie im hebräischen Apf, nach Ausweis der dortigen Reliefs (84), die Jagd zu Fuß betrieben. Man jagte die Rothirsche nach wie vor mit Bogen und Schweißhund, ohne Pferd und Wagen.

Und doch wurde daneben die Hirschjagd vom Wagen herab dargestellt! Das zeigt, daß sie nicht nur technisch, durch größere Erfolgschancen bei der Jagd, bedingt war. Hirsch und Wagen mußten in tieferem Wesensgrunde miteinander verbunden sein. Wie bei den arischen Mitanni, so gaben auch bei ihren indischen und iranischen Vettern andere als praktische Beweggründe den Anlaß ab, der sie am Bild des jagenden Herrschers auf dem Streitwagen festhalten ließ.

In der vedischen Religion wird durch das Rad die Sonne symbolisiert. Sie wurde beim Vajapeyaoopfer durch einen aus Weizenmehl gefertigten Radkranz dargestellt (85). Ein Rad oder einen Wagen drehte man bei der Anlegung eines Opferfeuers dreimal herum: auch dies ein Hinweis auf Sonnensymbolik (86). Im awestischen Mithra Nächst ziehen Mithras Wagen „geistige, weiße, leuchtende, weithin sichtbare Hösse, fluge, kundige, schattenlose“; golden sind des Wagens Räder (87). Golden ist im Rgveda auch das Gefährt der *Asvins* (88). Da sind die Sonnenrosse deutlich, und Gold ist die Farbe der Sonne (89). Mit seinem Wagen eilt Mithra (90), „der unssterblichen Sonne mit ihren Rossen voran“, als erster erreicht er „den goldgeschmückten, schönen Berggipfel“. Mit dem sonnenhaften Wesen von Rad und Wagen hängt zusammen, daß der Lauf der Himmelsbahnen mit dem schnellen Wagen verglichen wird (91). Der Sonnenwagen ist zugleich Götterwagen. Indra und die Marut, seine Kriegsmänner, Mithra, Varuna, die *Asvins* und viele andere fahren auf ihm daher (92). Auch in den Nächst ist Mithra der göttliche Kriegerheld auf dem Wagen.

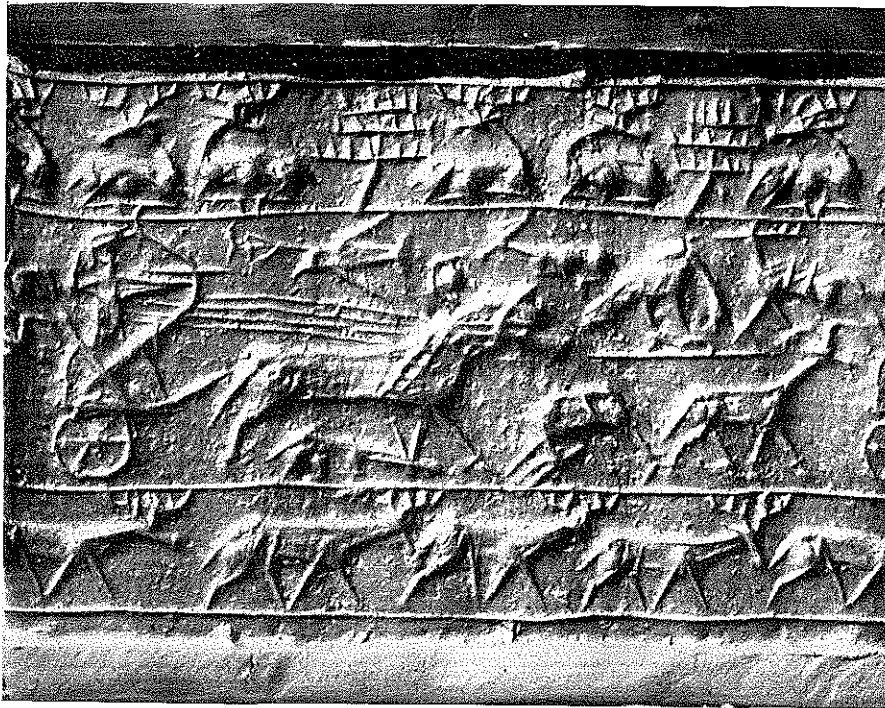


Abbildung 3. Kolliefel. Vorderasiatische Abteilung der Staatlichen Museen, Berlin. Photo V A 553.

Überall gehen die Vorstellungen „Wagen“ und „Rad“ ins Kosmische über. Wir verweisen noch auf den Jungdamestischen Namen des siebenten, in der Mitte gelegenen Erdteils *xʷani-rada-*. Der älteren Auffassung gegenüber, die ihn als „mit schönem Wagen“ deutete (93), ist die J. Spechts (94) vorzuziehen, die hier das „Sonnenrad“, den *ἡλίου τροχός*, erkannte. Das erste Kompositionsglied gibt *xʷani-* statt des zunächst zu erwartenden *xʷanro-*, und dieser Wechsel entspricht einem bekannten Wortbildungsgesetz (95).

Ist der Wagen ein Sonnen- und Götterwagen, so gilt vom Hirsch das Gleiche. Mit Sonne und Mond verbunden trat er auf dem trojanischen Urnendeckel entgegen. Ähnliches wird sich für die skandinavischen und norditalienischen Felsbilder erweisen lassen. Aber auch die Kunst der Mitanni selbst führt auf die gleichen Vorstellungen.

Aus Malatya ist ein zweites Relief (96) erhalten, das den König einem Gotte opfernd darstellt. Dieser hält mit der Rechten den Bogen geschultert, in der Linken den Blix. Auf seiner spitzen Mütze ein Ornament kleiner Kreise, die sich als Sonnen- oder Gestirnsbilder deuten lassen. Gleich den hethitischen Göttern von Nasilikaya steht auch dieser auf seinem Tier: er hält es an einem um den Hals gelegten Zügel. Überhaupt ist die Ähnlichkeit mit dem churritisch-hethitischen Wetter- und Blixgott Teshup nicht zu verkennen (97).

Aber die Natur des Tieres, auf dem der Gott von Malatya steht, wurde bisher Einhelligkeit nicht erzielt. Während die einen es als Stier ansprachen, erklärten es die anderen als Hirsch (98). Es trifft zu, daß die gleiche Gottheit auf einem älteren Siegelzylinder (um 2000 v. Jm.) auf einem Stier steht (99). Aber für das Relief von Malatya scheint, nach Ausweis des Beweises, allein der Damhirsch in Betracht zu kommen. Unter der Herrschaft der arischen Mitanni ist

er dem altnordisch (100) vorderasiatischen (101) Stier zur Seite getreten, wie die Hirschjagd zu Wagen im Tell Halaf neben der auf den Stier (102) erscheint. Ein Gegenüber von symbolischer Bedeutung, in dem indogermanisches und nicht- oder vorindogermanisches Volkstum aufeinanderstießen; ein Gegenüber, dem wir auch sonst begegnen.

Von seinem Vorgänger, dem Stier, mag der Hirsch den gedrunenen Körperbau empfangen haben, den ihm der Künstler von Malatya gab. Der Deutung als Damhirsch entspricht, daß das Tier, welches rechts von Gott und König zum Opfer herangeführt wird, ein Hirschkalb oder Jungtier (kenntlich am kleineren Geweih) ist. Heiliges Tier des Gottes und Opfertier pflegen weithin zusammenzufallen (103). Dementsprechend erscheint im hethitischen Ritual ein Opfer auch von Hirschfleisch (104).

Das Rad ein Sonnenrad, der Wagen ein Sonnen- und Götterwagen, der Hirsch Genosse des bogentragenden Wetter- und Blixgottes, Opfertier und mit Sonnensymbolen verknüpft – das schließt sich zusammen. Der Gott jagt im Hirsch das Tier, das ihm zugehört, ihm heilig ist. Er jagt das Sonnentier mit dem Sonnenwagen; er erlegt den Hirsch mit der Waffe, die Abbild des fernhinterstehenden Blixes ist.

Die arischen Götter, hat man gesagt (105), seien das Spiegelbild arischer Fürsten gewesen. Das ist moderne psychologische Ausdeutung: für die alte Zeit verhält es sich gerade umgekehrt. Es sei noch einmal an den Eingang von Kallidasas *Sakuntala* erinnert, wo der König auf dem Streifwagen und mit angezogenem Bogen hinter der Antilope herjagt. Da meint der Wagenlenker, Siva selbst vor sich zu sehen, der mit dem *pinaka* (Name von Sivas Bogen) bewaffnet das flüchtige Tier verfolgt. Der jagende Gott also ist das Ursprüngliche, und sein Glanz fällt auf das Abbild, den irdischen Herrscher. Dieser selbst stellt befriedigt fest, die Schnelligkeit seines Gefährts übertriffe sogar die Sonnenrosse.

Im Bild des Jägers, der vom Wagen herab in rasender Fahrt den Hirsch erlegt, spiegelt sich die Gottähnlichkeit arischen Herrtums. Weil beides, Hirschjagd und Götterdasein, untrenn-



Abbildung 4. Orbasu bei Malatya. Aufn. H. Moortgat.

bar verknüpft war, – und nur darum – hielt sich die Darstellungsform. Sie hielt sich selbst dort, wo diese Art der Jagd praktisch nicht mehr in Betracht kam. (Schluß folgt.)

(1) The Fauna of Ancient Mesopotamia as represented in Art (Analecta Orient. 18) 37 f. Einige literarische Bezeugungen des Hirsches bei B. Landsberger, Abh. Sächs. Akad. Wiss. 42, 6, 98 f. – (2) Es fehlen, soweit wir sehen: Kleine Steinfigur (Weißgerstein) aus der Djemdet-Nasr-Schicht in Urut (Sammelfund); Hirsch, Kleinfunde aus den arch. Tempelschichten in Urut (Ausgr. d. Dt. Forschungsgemeinschaft. In Urut-Baraka 24, Taf. 12 h (Dammhirsch?), etwa 3100. – Siegelabbild in Tot aus Urut, Schicht V: J. Jordan, Abh. Berl. Ak. 1930, 4, 51, Abb. 44, etwa 3300. – H. Frankfurt, Cylinder Seals pl. XIII b und ff., etwa 2700; S. 141. Wir danken die Hinweise J. Jordan. – (3) H. Herzfeld, Die Ausgrab. von Samarra 5: Die vorgesch. Töpfereien 18, Abb. 16 nr. 16. – (4) Aufsatz von J. Jordan. – (5) H. H. Hall und E. L. Woolley, Ur-Excavations 2, 87 f.; pl. 140; 141 b; 112–113; 96–97. – (6) A. Ungnad, Eubartu 9 f.; zuletzt B. Hrozný, Die älteste Geschichte Vorderasiens 39 f.; 58 f. – (7) Dies ist die Auffassung J. Jordans. – (8) B. Landsberger, a. D. 98; A. Falkenstein, Arch. Seife aus Urut 2, 53 Anm. 4. – (9) J. Wiesner, Pisciculi J. Dölger 309 f. – (10) Mém. de la délég. en Perse 13, pl. 10, 7; 12; 131; pl. 3, 169. – (11) E. Douglas van Buren, a. D. 40; 42. – (12) B. Hrozný, a. D. 58. – (13) H. Schliemann, Mios nr. 1289; 1882; Hoernes-Menghin, Urgesch. d. bild. Kunst. 3 496; P. Grimm, Jahresschr. f. Vorgesch. 29, 56, Abb. 21. – (14) D. Muck, Germanien 1939, 169 f. – (15) J. Wiesner, a. D. 310. – (16) D. Muck, a. D. 172 f.; vergl. P. Grimm, a. D. 55. – (17) H. Dingler, Germanien, 1937, 39; Altheim-Trautmann, Italien u. d. Dor. Wanderung (Albae Vigillae 5) 13 f.; dazu K. Kerényi, Labyrinthos (Sonderdruck aus Laureae Aquincenses II) 26. – (18) E. B. Wiegand, Amer. Journ. Arch. 41, 18; vergl. 110; J. B. Goethert, Arch. Anz. 1940, 642; E. Schuchhardt, Abh. Berl. Akad. 1940, 10, 12 f. – (19) H. Th. Bossert, Mitkreta 3 Abb. 215; S. 29, Abb. 12. – (20) E. Fuchs, D. griech. Fundgruppen d. frühen BJ. (Neue Dts. Forsch., Abt. Archäol. 1) 98. – (21) E. Fuchs, a. D. 103, Taf. 7. – (22) E. Schuchhardt, a. D. 3 f. – (23) E. Schuchhardt, Alteuropa 3 244. – (24) B. G. Childs, The Danube in Prehistory 225, Abb. 129 links. – (25) E. Fuchs, a. D. 121 f.; Taf. 10. – (26) E. Fuchs, a. D. 122 f.; Abb. 14. – (27) P. Grimm, a. D. 55. – (28) E. Schuchhardt, a. D. 244 f.; E. Fuchs, a. D. 117; auf Troja I beschränkt sie jetzt E. Schuchhardt, Abh. Berl. Akad. 1940, 10, 14; 21. – (29) E. Schuchhardt, Alteuropa 3 239 f. – (30) E. Balzer, Hällristningar från Bohuslän, Taf. 4, nr. 6 und 8; Taf. 5–6; Taf. 9–10 nr. 1–3; Taf. 13 nr. 3 u. a. m.; E. Grobenius, Kulturgesch. Afrikas 168 f.; 177 f.; Monumenta Africana (Neuausgabe) 62 f.; für die römische und germanische Stadtanlage sakralen Ursprungs: B. Müller, Kreis und Kreuz. Unterfuch. z. jäh. Siedlung bei Italikern u. Germanen (Dies. Abnenerbe 2, 10); für die Val Camonica Altheim-Trautmann, Wörter u. Sachen 1938, 18 f. – (31) D. Muck, a. D. 171. – (32) E. Schuchhardt, Alteuropa 3 236 Abb. 136 m; vergl. 297. – (33) E. Balzer, a. D. Taf. 1–2, nr. 1; Taf. 9–10, nr. 1. – (34) Altheim-Trautmann, a. D. 15; 17; Abb. 5. – (35) Vorläufig B. Kellermann, Germanien 1938, 16 f.; Abb. 2–3. – (36) P. Grimm, a. D. 59 f.; Taf. 34. – (37) Zum Zeitansatz der Salzburger Kultur vergl. P. Grimm, a. D. 38 f. – (38) D. Muck, a. D. 171; 174, deutet die rechts anschließende Figur als Lebensbaum. Sehr wahrscheinlich, wenn auch eine genau entsprechende Form uns nicht bekannt ist. – (39) K. Bittel, Prähist. Forsch. in Kleinasien 58; 77; 84; J. Wiesner, a. D. 310. – (40) E. Fuchs, a. D. 98. – (41) H. Cambel, Rev. hitt. et asian. 4, fasc. 30, 208 f. – (42) H. Cambel, a. D. Taf. 9; J. Wiesner, a. D. Taf. 8, 3; St. Przeworkski, Die Metallindustrie Anatoliens (Intern. Arch. f. Ethnographie 36, Suppl.) 128. – (43) H. Cambel, a. D. Taf. 10; 13–16. – (44) H. Cambel, a. D. 210; St. Przeworkski, a. D. 25; K. Bittel, M. 1939, 116 f. – (45) Vergl. die Zeitafel bei St. Przeworkski, a. D. 26. – (46) J. Wiesner, a. D. 311. Eine weitere Vermutung bei B. Hrozný, a. D. 53; 118 f. – (47) A. Moortgat, Orient. Lit.-Ztg. 1930, 843 f. – (48) G. Gantenau, Glypt. syro-hitt. nr. 271; 273; 285 f.; 295; Tablettes de Kerkouk, Babyloniaca 9, 74 nr. 108; 111; A. Moortgat, a. D. 853. – (49) A. Moortgat, a. D. Taf. 2, 1; Schäfer-Andrae, Die Kunst des Alten Orients (Propyläen-Kunstgesch. 2) 551 oben. – (50) A. Moortgat, a. D. 852 f.; Bildwerk u. Volkstum Vorderasiens z. hethit. Zeit 20. – (51) B. Hrozný, a. D. 111 f. – (52) J. Friedrich, Realleg. f. Assyriol. 1, 144 f.; B. Hrozný, a. D. 111 f. – (53) J. Wiesner, Fahren u. Reiten in Alteuropa u. im Alten Orient (Der alte Orient 38, 2–4) 34; A. Moortgat, Orient. Literatur-Zeitung 1930, 852 f. – (54) P. Kretschmer, RZ. 55, 93, Anmerkung 1; H. Schindler, Die ersten Reiter im alten Orient 6; 9, wo weitere Literatur. – (55) E. Forrer, Ztschr. Die Morgenl. Gesellschaft. 1922, 254 f.; P. Jensen, Erkundungsbereiche Afrikas. Berlin 1919, 376 f.; H. Grelsch, Orient. Lit.-Ztg. 1929, 327 Anm. 7. – (56) H. Helne-Geldern, Journ. of the Indian Soc. of Oriental Art 4, 87 f. – (57) E. J. Hame, Geographica Annaler 17, 42. – (58) P. Kretschmer, Wien. Ztschr. f. d. Kde. des Morgenlandes (WZM.) 33, 1 f.; Kleinasien. Forsch. 1, 297 f. – (59) B. Wüst, WZM. 34, 171 f. – (60) D. Spengler, Welt als Gesch. 3, 283; J. Wiesner, Fahren und Reiten 38; 44. – (61) H. E. Stier, Neue Propyl.-Weltgesch. 1, 431. – (62) H. Jacobsohn, Reiter u. Kriegerinnen 22 ff.; 87 ff.; 177 ff. – (63) H. Jacobsohn, a. D. 38; 183; 245. – (64) J. Friedrich, a. D. 146. – (65) J. Wiesner, Pisciculi J. Dölger 311. – (66) H. Jacobsohn, a. D. 57. – (68) Petersb. Wörterb. 4, 94. – (69) Vogel népköltési gyűjtemény (Sammlung vogellischer Volksdichtung) 1. CCCLXVII f. Die Übersetzung wurde hier wie für alle später zu nennenden Stellen durch das Altertumswissenschaftliche Institut der Universität Szeged unter der Leitung von K. Kerényi angefertigt. – (70) B. Munkácsi, a. D. 4, 311; v. 129 f. – (71) a. D. 2, 314 f. – (72) H. Jacobsohn, a. D. 57. – (73) H. Jacobsohn, a. D. 124 f. – (74) J. Carre, Die Kunst des alten Persien Taf. 52. – (75) J. Wiesner, a. D. 79 f. – (76) Vgl. unten. – (77) Mitteilung von B. Prinz, dessen Angaben wir an anderer Stelle veröffentlichen werden. – (78) Zu J. Wiesner, Pisciculi J. Dölger 311 Anm. 15: Daß RZ. 1, 163, 1; 9, die Sonnenrosse mit dem Hirsch verglichen werden, trifft nicht zu; darin ist die Antilope. – (79) So B. Hrozný, a. D. 51; 116. Wir kennen nur ein einziges Bild: eine Schale mit eingeritztem Hirschfries im Innern. Es befindet sich im Historischen Museum zu Stockholm und

wurde durch E. J. Carre während seiner Iranexpedition 1933 erworben. – (80) Carre-Herzfeld, Iran. Felsreliefs Taf. 38; J. Carre, Die Kunst des alten Persien 86–87; 107. – (81) A. Moortgat, Orient. Lit.-Ztg. 1930, 843 f. – (82) Unter Benützung der Übersetzung von D. Voefling (1842). Auf die Verschiedenheit der Sakuntala-Regen- stonem braucht nicht eingegangen zu werden. – (83) Die gleichen Schwierigkeiten ergaben sich bei einer Antilope hinter Gazellen, die wir 1938 im Gefolge des Schammar-Scheichs Meschan in der Dschirzsch mitnahmen. – (84) A. Moortgat, Die bildende Kunst Vorderasiens und die Bergvölker, Taf. 35–37. – (85) H. Oldenberg, Die Relig. d. Veda 3 85. – (86) H. Oldenberg, a. D. 109 Anm. 2. – (87) H. 10, 68; 136. – (88) AB. 1, 64, 11. – (89) H. Oldenberg, a. D. 85. – (90) H. 10, 13; Übersetzung von H. Vommel, Die Päst des Avesta 68. – (91) H. Güntert, D. arische Weltkönig und Helland 270 f. – (92) H. Oldenberg, a. D. 28 f.; J. Wiesner, Fahren und Reiten 34 f. – (93) Chr. Bartholomae, Mitkan. Wörterb. 1864. – (94) Wörter und Sachen 1938, 23 Anm. 1. – (95) W. Caland, RZ. 31, 267; 32, 592; J. Wadstein, Altnord. Gram. 2, 1, 59. – (96) Arch. Mitt. aus Iran 2, Taf. 10 unten; Realleg. d. Vorgesch. 8, Taf. 41 C; A. Moortgat, Bildwerk und Volkstum Vorderasiens zur Hethit. Zeit 21 Abb. 19. – (97) G. Zurlant, La relig. degli Hittiti (Storia delle religioni 13) 63. – (98) Realleg. d. Vorgesch. 8, Taf. 41 C; J. Wiesner, Pisciculi J. Dölger 311 Anm. 17; A. Moortgat, a. D. 20; G. Zurlant, a. D. 63 f. – (99) A. Moortgat, a. D. 17, Abb. 14. – (100) J. Altheim, Studi e materiali di storia delle religioni 10, 125 f.; A history of Roman religion 64 f. – (101) E. Malten, Arch. Jahrb. 1928, 90 f. – (102) M. v. Spenheim, Der Tell Halaf Taf. 19 b. – (103) E. Malten, Arch. Jahrb. 1914, 214 f.; E. Tzeling, Mater Varum 96; J. Altheim, a. D. 137 f. bez. 71. – (104) Reilschriftf. aus Boghazk. 15, 22, 12; G. Zurlant, a. D. 297. – (105) H. Oldenberg, a. D. 28 f.; J. Wiesner, a. D. 35.

Walter Dyer: Auf den Spuren germanisch-deutschen Holzgeräts

Es ist dem 20. Jahrhundert nicht leicht gefallen, die formale Erbschaft des 19. Jahrhunderts zu überwinden. Es hat harte Kämpfe gekostet, bis der Formenschwulst, die theatralische Dekoration, die Neigung zum Kitsch und zum „Sun-als-ob“ auch nur einigermaßen unterdrückt werden konnte. Eben weil diese Kämpfe schwer waren, neigt unsere Zeit sehr dazu, die geistige Leistung anzuerkennen, die zur Gestaltung eines einfachen, aber formvollendeten Gegenstandes aufgewendet werden muß. Man widmet diesem Thema immer wieder Ausstellungen, Veröffentlichungen, Aufsätze und Vorträge, und das alles mit Recht; denn die Erschaffung einer schlichten aber vollendet schönen Gebrauchsform ist tatsächlich eine hohe geistige Leistung.

Der Historiker ist nicht in dem Maße geneigt, solchen Leistungen seine Hochachtung zu bezeigen. Er neigt noch immer zur bevorzugten Herausstellung der geschmückten und reich verzierten Gegenstände aus der Hinterlassenschaft vergangener Jahrtausende. Infolgedessen ist der enge Zusammenhang des kulturellen Bollens unserer Tage mit der gegenständlichen Volkskultur der Vergangenheit noch wenig gesehen. Wir neigen nach wie vor dazu, es für ein ganz besonderes Verdienst des 20. Jahrhunderts zu halten, daß es die Schönheit und Bedeutung der reinen Form erkannt habe, und daß es uns befreit habe vom Wust der überladenen Prunkformen, in denen das 19. sich gefiel. Die Verzierungsart des 19. Jahrhunderts kennen wir noch zur Genüge aus Erfahrung und kennen ja auch die Urbilder und Vorbilder dieser „Prachtstücke“ durch unseren Museumsbesitz.

Die Häufung kostbaren und reich verzierten Hausrates in den Museen ist es ja gerade, die dazu geführt hat, daß man die ganze historische Vergangenheit gleichsam in Samt und Seide sehen zu müssen glaubte und daß man sich den häuslichen Besitz der gotischen und Renaissancezeit, des Barock und des Empire fast allgemein sehr prunkvoll und kostbar vorstellt. Die Ursache für dieses Auswahlprinzip der Kunstgewerbemuseen macht man sich auch selten klar. Sie liegt ganz einfach darin, daß die Sammlungen des Kunstgewerbes fast sämtlich während der Gründerzeit entstanden, um dem Handwerk und der Industrie Vorbilder zu liefern, und daß

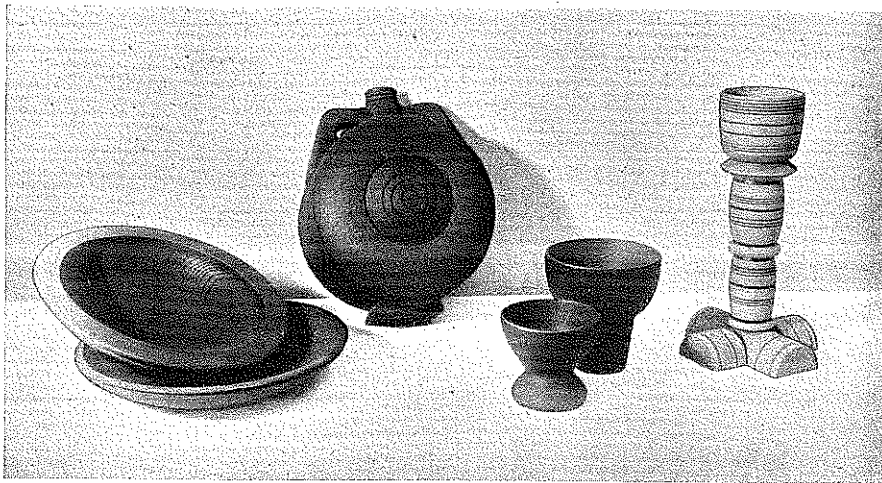


Abbildung 1. Bedecktes Holzgerät – Schüssel, Feldflasche, Becher, Leuchter – aus dem alemannischen Sängergab von Oberflacht, Württemberg, 6./7. Jahrhundert (Nachbildungen). Staatliches Museum für Vor- und Frühgeschichte, Berlin. Aufn. Museum.

sie diese Vorbilder im Geschmack der Gründerzeit wählten und sammelten, das heißt sie bevorzugten ganz eindeutig den prächtigsten und verziertesten Hausrat und nahmen die einfach reine Form, der das 20. Jahrhundert wieder huldigt, kaum in ihre Bestände auf.

So konnte es kommen, daß die alltägliche Volkskultur (mit Ausnahme des Arbeitsgebietes der Volkskunde, des bäuerlichen Brauchtumsgutes) vernachlässigt blieb. Mit anderen Worten, man konnte sich und kann sich noch heute den häuslichen Besitz der breiten Volksschichten, die immer 95 vom Hundert des Volksganzen ausmachen, in Mittelalter und Neuzeit noch immer nicht vorstellen. Nun, der häusliche Besitz der Volksgesamtheit war immer so, wie wir ihn heute wieder erstreben: einfach und schlicht, formschön und werkgerecht, und der übliche Besitz der Kunstgewerbemuseen kennzeichnet lediglich die Lebenshaltung einer ganz kleinen fürstlichen, geistlichen und bürgerlichen Oberschicht, die den Kulturhistoriker nicht so ausschließlich beschäftigen sollte, zum mindesten nicht in unseren Tagen. Da wir aufgehört haben, Fürstengeschichte allein zu betreiben, dürfen wir auch aufhören, die Fürstenkultur so bevorzugt zu studieren.

Da nun die Vor- und Frühgeschichtsforschung anders verfuhr und nicht auswählte, sondern alles Gefundene tatsächungemäß darbot und in den Kreis ihrer Untersuchung zog, überwiegt hier das Formgut, das dem Gebrauch des ganzen Volkes diente, und so stellt sich die Vor- und Frühzeit vergleichsweise ärmlich dar. Kein Wunder, daß es vom Standpunkt des 19. Jahrhunderts aus gesehen so erschien, als habe unser Volk in den Jahrhunderten, die vor der Interessenphäre der damaligen Kunstgeschichte lagen, also vor dem 13. Jahrhundert etwa, bescheiden, ärmlich und kulturlos, wie man es vom damaligen Standpunkt auffaßte, dahingelebt. Diese Denkfehler mußten zwangsläufig entstehen, weil man inkommensurable Größen, weil man nicht zu Vergleichendes verglich. Man verglich nämlich (und tut das vielfach noch heute) Fürstenkultur und Nachkunst des Altertums, also Griechenlands, Roms und Kleinasien mit dem bäuerlich-volksstämmlichen Formbesitz Germaniens. Man verglich den Besitz einer jeweils kleinen mittelmeerischen Oberschicht – überspitzt gesagt den Nachlaß des Tiberius oder eines römischen Senators, mit dem der breiten germanischen Volksmassen, also mit dem der Bauern

und Krieger. Es ist noch nie gefragt worden, wie der römische oder griechische Bauer und Soldat hausten und welche Geräte sie sich bedienten. Würde hier Gleiches mit Gleichem verglichen, so würde sich vermutlich die Waagschale zugunsten germanischer Kultur zu senken beginnen. (Man bedenke nur, was es heißen will, daß die germanischen Völker den Ritsch in keiner Form gekannt haben, den Ritsch, der während des Altertums in den Mittelmeergebieten geradezu wuchert, ein Thema, dessen eingehende Untersuchung sehr lohnend wäre.) Man kam noch nie dazu, nach der Lebenshaltung des einfachen Menschen im Altertum zu fragen, beginnt man doch kaum erst zu fragen, wie denn das deutsche Volk während der soviel untersuchten Stilperioden der deutschen Kunstgeschichte gelebt, und was es in seinem täglichen Dasein benützt hat.

Im einseitigen Auswahlprinzip liegt ein wesentlicher Grund für den großen Abstand, der scheinbar zwischen der Kultur unserer Vorzeit und den Völkern des Altertums einerseits und den kunsthistorisch durchforschten Jahrhunderten der Stilperioden andererseits besteht. Kulturhistorisch betrachtet ist die Vergangenheit ein beschämend unbekanntes Gebiet, sofern man sich die häusliche Kultur der Volksgesamtheit vorzustellen sucht.

Man kann nicht umhin, den Mangel an Objektivität zu beklagen, der in der kunstgewerblichen Forschung und der Sammeltätigkeit des 19. Jahrhunderts in Erscheinung tritt. Beide waren

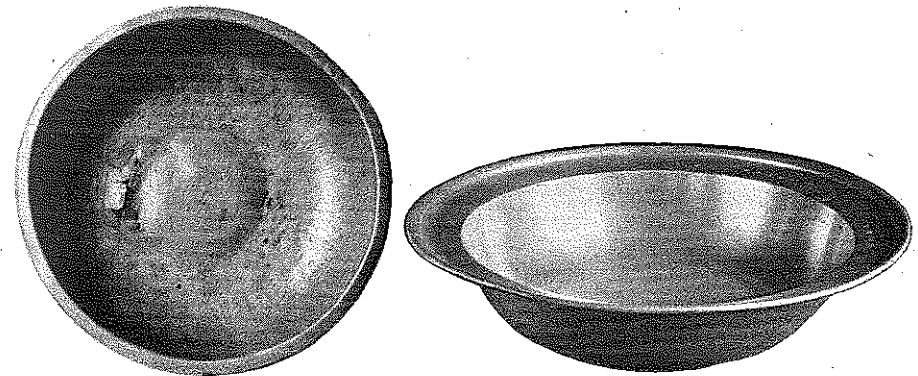


Abbildung 2 (links). Bronzeschüssel, sog. Hanseschüssel. 12.–14. Jahrhundert. Frankfurt a. M., Museum für Kunsthandwerk. Aufn. Degel. – Abbildung 3 (rechts). Zinnschüssel. Anf. 19. Jahrhundert. Sammlung Degel. Aufn. Degel.

so zeitgebunden wie denkbar und es erscheint unverständlich, daß die Verzauberung noch ungelöst geblieben ist, und daß der Mensch des 20. Jahrhunderts, der Klarheit, Zweckmäßigkeit und die Schönheit reiner Formen in seiner Umgebung erstrebt, gewissermaßen zu seinem eigenen Großvater wird, wenn er ein Kunstgewerbemuseum betritt und gläubig den dort angehäuften historischen Prunk und sagen wir es offen – auch Ritsch – für historische Wahrheit nimmt. Das heißt, daß er sich die Lebenshaltung der Vergangenheit so vorstellt, wie sie dort

erscheint. Als unausbleibliche Reaktion stellt sich dann ganz unwillkürlich die bekannte mitleidige Verachtung der germanischen und frühmittelalterlichen Kultur ein. Würde man als Mensch des 20. Jahrhunderts und nicht als heimlicher Zeitgenosse des 19. (übrigens eine sehr verbreitete Krankheit, siehe Film!) die Vergangenheit betrachten, so würden viele überkommene Wertvorstellungen sich ändern, nicht zuletzt die Beurteilung der Vor- und Frühzeit.

Klarheit, Schönheit und Reinheit der Form sollten billigerweise nicht nur dann bewundert werden, wenn sie vom 20. Jahrhundert geschaffen scheinen. Bestimmt ist es eine hohe Leistung, eine vollendete Form zu schaffen, doch, so scheint es mir, ist diese Leistung um so höher zu achten, je früher sie auftritt, und es ist wirklich an der Zeit, den historischen gegenständlichen Nachlaß der Frühzeit nicht nur wissenschaftlich zu erforschen, sondern auch ästhetisch zu werten. Nun ist das allerdings nicht immer so ganz leicht, weil das vor allem erhaltene Tongerät in seiner Oberflächenwirkung gelitten hat, und in seiner rauhen Unansehnlichkeit unserem ästhetischen Empfinden oft wenig entgegenkommt und die Wertung auch der Form leicht negativ beeinflusst. Sehr zu Unrecht, denn viele Formen, die sich über Jahrtausende zu halten vermochten und in verschiedensten Werkstoffen bis auf unsere Tage gekommen sind, sind im rauhen Ton geboren. Der Respekt vor der geistigen Leistung ihrer Erfindung gebührt jedoch nicht so sehr dem Handwerker des Mittelalters, der Neuzeit oder gar den Entwerfern der Gegenwart, denn sie alle sind nur die Wiederholer dessen, was die Vor- oder Frühzeit erschaffen hatte. Es sind nicht wenige gerade unserer schönsten Dauerformen, die heute als Neuschöpfungen bewundert werden, während sie uns gerade als Ahnenerbe besonders kostbar sein sollten. (Ich habe in meinen Büchern „Hausgerät, das nicht veraltet“, Ravensburg 1938, und „Deutsches Handwerksgut“, Berlin 1939, den Nachweis der Formkontinuität über lange Zeiträume vielfach erbracht.)

Neben dem Befangensein in den Geschmacksvorstellungen des 19. Jahrhunderts ist ein weiterer Umstand einer gerechten Beurteilung der vor- und frühzeitlichen Umweltgestaltung vor allem hinderlich. Das ist die bekannte Tatsache, daß entscheidend wichtige Werkstoffe, nämlich Holz, Glas und Textilien sehr vergängliche Werkstoffe sind, die nur gelegentlich unter besonders günstigen Bedingungen erhalten geblieben sind: So das Holz aus der Bronzezeit in den Baumsärgen Jütlands und aus der Frühzeit vor allem in den alemannischen Grabfunden von Oberflacht. In beiden Fällen erweist sich, was auch bei hinlänglicher Überlegung logisch erscheint, daß die besseren Dinge des Haushalts, das gute Geschirr wie man heute sagen würde, soweit es nicht aus Glas, in der Regel aus Holz gefertigt war, und daß kein Versuch einer gerechten Beurteilung germanischer Kultur unternommen werden kann, ohne gründlichste Beachtung aller Möglichkeiten, die im Holze liegen.

Nun würdigt man zwar jedes vorhandene Stück in seiner Bedeutung und durchforscht auch in allen seinen Möglichkeiten das in den heutigen Holzlandschaften aus früheren Zeiten bewahrte oder noch übliche Holzgerät, aber es bestehen noch mannigfache Möglichkeiten zur Erweiterung des Vorstellungsbereiches, wenn man aus Spätformen in anderen Werkstoffen das Aussehen der ursprünglichen Holzvorbilder zu erschließen trachtet.

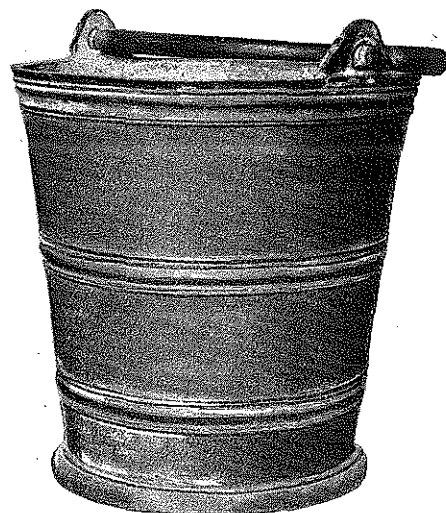
Die handwerkliche Überlieferung darf man sich als eine Kette vorstellen, deren Ununterbrechlichkeit ihr wesentlichstes Merkmal darstellt. Es ist also in vielen Fällen möglich, aus Nachbildern zwingende Rückschlüsse auf das Aussehen der Urbilder zu ziehen. Da Holz und Ton nun einmal zu den ältesten Werkstoffen gehören und unter diesen als einzige eine gewollte und deshalb auch wiederholbare Formgebung ermöglichen, sind sie maßgebend geworden für die Gestaltung von Dauerformen, von sogenannten ewigen Formen. So sind die Holzgeräte aus dem alemannischen Sängergab von Oberflacht (Abb. 1) Stück für Stück wichtig, weil sie nicht Sonderformen oder einmalige Formen, sondern ein typisches allgemein gültiges Formgut darstellen und sicherlich auch Wiederholungen viel älterer Formen sind. Die Holzschüssel mag als ein Beweis dafür dienen, daß die schönsten und gebräuchlichsten Porzellanschüsseln der Gegenwart aus dem Holze stammen und daß die reife Schönheit einer solchen Form in unserer Zeit nicht gesteigert werden konnte. Wiederholungsformen dieser schön gehöhlten Schüssel mit dem schmalen Flachrande gibt es aus allen Jahrhunderten, so



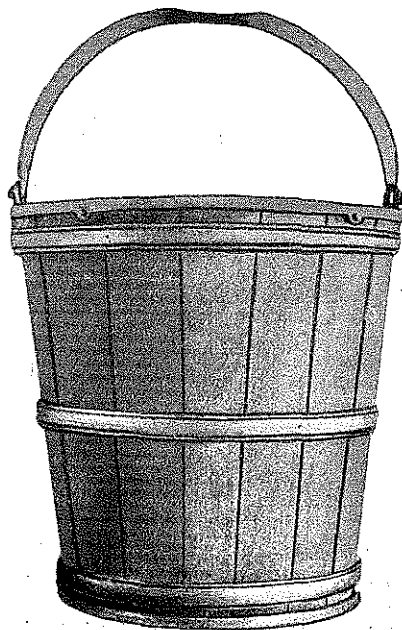
Abbildung 4 (oben). Zinnflasche aus Zinn in der Form der gedrechselten Holzschüssel. 16./17. Jahrhundert, Karlsruhe. Badisches Landesmuseum. Aufn. Degel. — Abbildung 5 (unten). Gedrechselte Holzbecher aus dem alemannischen Sängergab von Oberflacht. 6./7. Jahrhundert (Nachbildung). Aufn. Degel.



6



7



8

Abbildung 6. Bronzeimer in der Form des höflichemäßig hergestellten, mit Meisen gebundenen Holzheimers, vgl. Abbildung 8. 13./14. Jahrhundert. Köln, St. Ursula. Aufn. Haus der Rhein. Heimat.

Abbildung 7. Bronzeimer, vgl. Abbildung 6 und 8. 13./14. Jahrhundert. Paderborn, Erzbischöfliches Diözesan-Museum. Aufn. Degel.

Abbildung 8. Kleiner Holzimer mit Bronzebeschlag aus dem Diebergfund. 9. Jahrhundert.

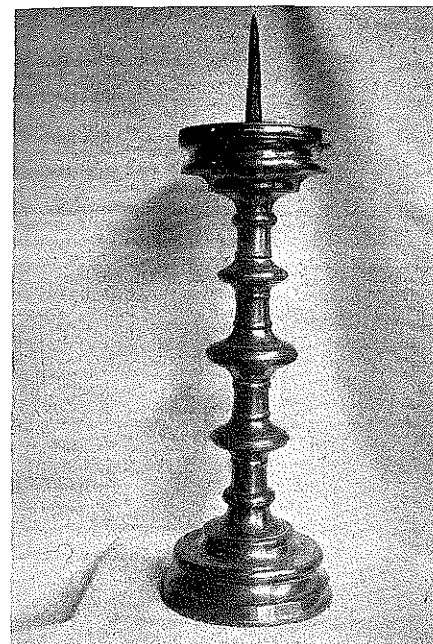


Abbildung 9 (links). Bronzeleuchter in typischer Holzdrehelform. 16. Jahrhundert. Im Kunsthandel, München. Aufn. Degel. – Abbildung 10. Bronzeleuchter (Mitte), 17./18. Jahrhundert – (rechts) 15./16. Jahrhundert. Beide sind charakteristisch für die ursprünglich drehelfmäßige Gestaltungsweise. Altona, Museum. Aufn. Degel.

die bronzenen Hanfeschüsseln des 11.–15. Jahrhunderts (Abb. 2), Zinnschüsseln vom 15. bis ins 19. hinein (Abb. 3) und schließlich die Porzellanschüsseln unserer Tage, um nur wenige zu nennen.

Auch die scheibenförmige Holzflasche (Abb. 1 Mitte) ist eine sehr alte Form, die, wenn sie auch in der Gegenwart keine Rolle mehr spielt, so doch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein gebräuchlich war. Die Form blieb im Zinn vielfach erhalten, kam auch in Ton nicht selten vor, doch ist die Herkunft dieser Form aus dem Holze absolut eindeutig erkennbar. Selbst wenn die oberflächliche Flasche nicht gefunden worden wäre, könnte man zwingend auf ein Holzvorbild schließen, denn der ganze Formaufbau ist durch das Herstellungsverfahren bedingt, das ein ganz holzmäßiges ist. Eine dicke hölzerne Scheibe wird von der Mitte der einen Seite her ausgehöhlt und dann wird an dieser Stelle ein kreisrundes Verschlussstück eingesetzt. Die konzentrischen Zierlinien sind also bei der Holzflasche, ebenso wie die äußere Form durch das Material und den Arbeitsvorgang bedingt. Bei den Zinn- und Tonflaschen gleicher Art (Abb. 4) sind Körperform und der Rhythmus der Zierlinien nur dann verständlich, wenn man sie als Nachbildungen der ursprünglichen Holzflaschen erkennt. Solche Holzflaschen sind durch bildliche Darstellungen vielfach belegt und aus den letzten Jahrhunderten auch vielfach erhalten (Abb. 17 rechts).

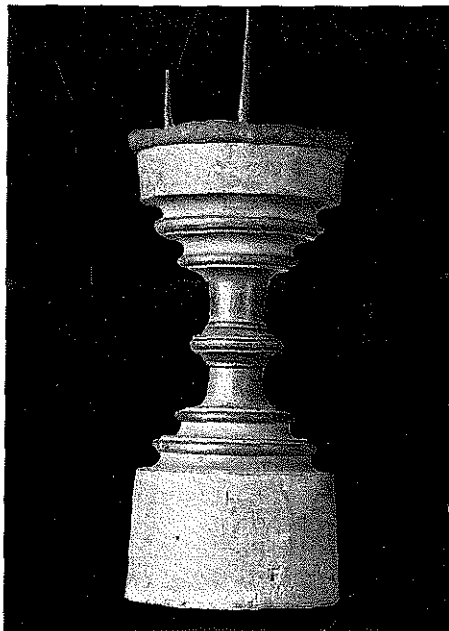


Abbildung 11. Hölzleuchter aus einer Dorfkirche bei München. 18. Jahrhundert. Spätes Beispiel einer für das hohe Mittelalter bezeichnenden Leuchterform. München, Bayer. Nationalmuseum. Aufn. Museum.

Die formvollendeten Holzbecher (Abb. 5) sind nach ihrer ästhetischen und kulturhistorischen Bedeutung noch kaum gewürdigt worden. Sie sind für die Untersuchung deutscher Formen besonders wichtig, weil sie in anderen Werkstoffen häufig nachgebildet wurden. Die Formgebung dieser Becher ist unüßlich und neuartig, wenn man die bis dahin bekannten Becherformen einschließlich der antiken betrachtet. Andererseits ist es selbstverständlich, daß Formen, die eindeutig auf dem Werkvorgang des Drehselns beruhen, sich von den landläufigen Bechergruppen, die entweder kummenartig im weitesten Sinne oder konisch oder nach Art der antiken Flachschaalen gebildet sind, unterscheiden müssen. Entfernte Ähnlichkeiten mit den kleinen Tonfußlampen der Frühzeit und einigen Fußbechern der Lausitzer Kultur sind festzustellen und es ist gar nicht unglaublich, daß diesen verwandte Holzgeräte damals schon vorhanden gewesen sind. Jedenfalls sind alle diese älteren keramischen Vergleichsstücke weit formloser und mangelhafter durchgebildet. Die sehr schönen und reifen Oberflächter Formen lassen den Schluß zu, daß sie Glieder einer langen Entwicklungsreihe sind, die durch diesen Zufallssund nun endlich erschlossen wird. Sicherlich hat es solche Becher in großer Zahl gegeben. Das Drechslerhandwerk war nun einmal eines der meist geübten germanischen Handwerke und gedrechselte Becher müssen schon, wenn man sich den Werkvorgang vergegenwärtigt, so oder so ähnlich ausgesehen haben.

Wenn auch bisher weitere frühzeitliche Holzbecher nicht zutage gekommen sind, so gibt es doch Tonbecher genug, die deutlich erkennen lassen, daß sie auf Drehselbformen zurückgehen. Ihr reichliches Vorhandensein in den mannigfachen Abarten erlaubt den Schluß, daß auch die gedrechselten Holzvorbilder in Fülle vorhanden waren. Sie haben gegenüber den Tonbechern den Vorzug, ästhetischer und appetitlicher zu sein, und man kann sich diese Holzbecher aus schön ge-

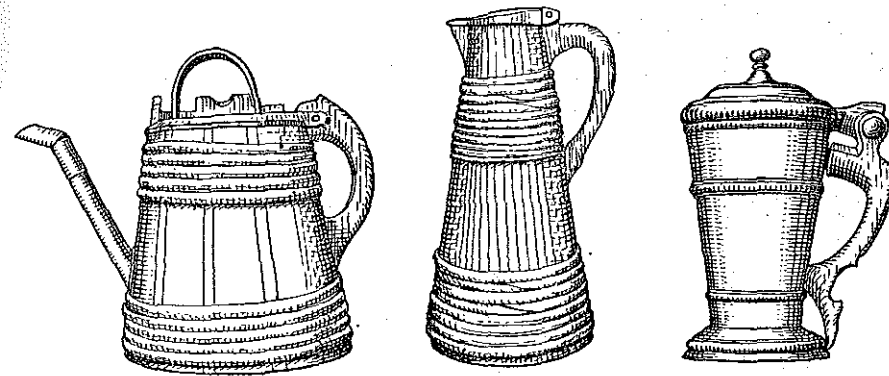
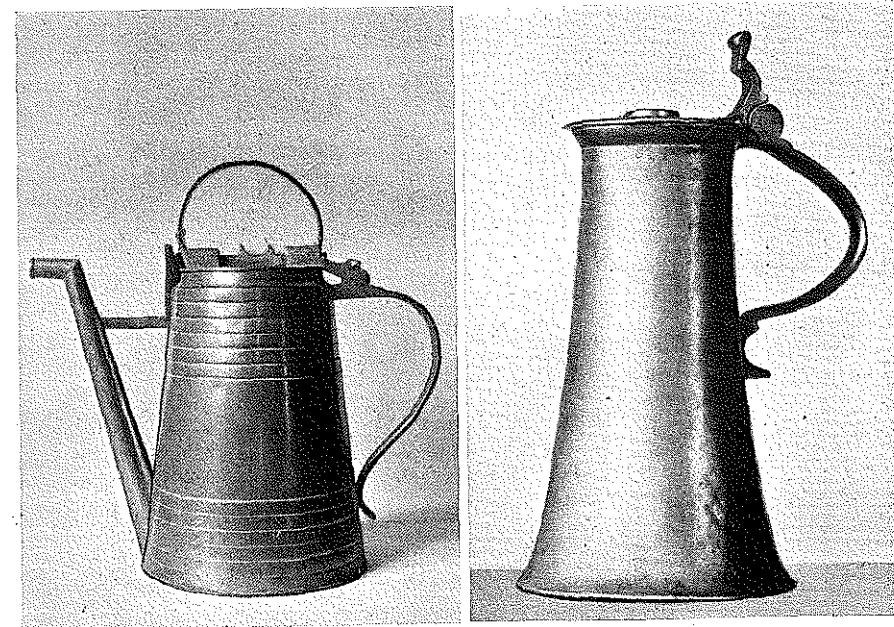


Abbildung 12 (oben). Holzkannen aus Franke, links aus Schweden. — Abbildung 13 (unten links). Zinnkanne. Anfang 19. Jahrhundert. Vgl. Abbildung 12 links. Gera, Museum, Aufn. Vogel. — Abbildung 14 (unten rechts). Zinnkanne, sog. Stipe, Südd. Dat. 1576. Vgl. Abb. 12 Mitte. München, Bayer. Nationalmuseum. Aufn. Museum.



maserten Hölzern sehr reizvoll vorstellen. Neben den glatt geformten Beispielen zeigen die Wiederholungsformen in Ton die verschiedenen Verzierungsmöglichkeiten von Holzbechern. Der Vorgang des Drechselns erlaubt ja mannigfache Möglichkeiten der Oberflächenbelebung. Die Wiederholungsformen der Oberflächter gedrechselten Holzbecher und deren Abwandlungen in Glas und Metall sind gleichfalls so zahlreich, daß man damit rechnen darf, daß auch Holzbecher zahlreich und alltäglich waren. Zum Glück kommen der Forschung hier Darstellungen zu Hilfe. Verschiedene Tischgenen des frühen und späten Mittelalters lassen trotz der etwas typisch und allgemein gehaltenen Art solcher Darstellungen kleine eierbecherartige Gebilde erkennen, mit denen nichts anderes gemeint sein kann, als eben solche Holzbecher.

Auch literarische Belege, die die Verbreitung von Holzbechern für das frühe Mittelalter beweisen, sind vorhanden. Allerdings sind sie gewissermaßen negativer Art. Denn es handelt sich in der Regel um kategorische Verbote der Kirche, bei der Messe und überhaupt auf dem Altare Holzbecher und Glasbecher zu benutzen.

Die kulturbringende und kulturtragende Macht und Kraft der Kirche ist viel betont worden und wird noch immer außerordentlich hoch bewertet. Nicht zuletzt, weil sie allein aus dem noch immer so dunklen Zeitraum vom 9. bis zum 13. Jahrhundert neben ihren Großbauten auch einen nennenswerten Nachlaß von Gegenständen bewahrt. Da Grabfunde entfallen, Bodenfunde für diese Jahrhunderte sehr selten sind und fast alles vorhandene Gerät dem Nachlaß der Kirche entstammt, folgerte man, daß Kirche und Klöster die einzigen Kulturträger gewesen seien und man folgerte weiter, daß die Gerätekultur auf deutschem Boden bis zum Nullpunkt herabgesunken sei – und das in den Jahrhunderten höchster kaiserlicher Machtentfaltung! Es haben sich also in den Kirchen neben den Goldschmiedearbeiten aller Art, die uns hier nicht beschäftigen, bronzene Weihwassereimer, Leuchter, Schüsseln und Erztaufen erhalten. All diese Geräte wirken ungemein repräsentativ durch ihre schlichte und edle Formgebung und werden als vollendete Leistungen kirchlichen und klösterlichen Kunstvollens viel bewundert. Eine unvoreingenommene Prüfung dieses Formgutes führt zu überraschenden Resultaten. Die zahlreich erhaltenen, einzig durch Querbänder verzierten herrlichen Bronzeimer, für die wir hier nur zwei Beispiele geben können (Abb. 6 und 7), beruhen selbstverständlich auf Holzvorbildern, denn weshalb sollte ein Bronzeimer gebunden sein? Vergleicht man solche Bronzeimer mit dem Holzimer aus dem Osebergfund (Abb. 8), so kann an diesen Zusammenhängen wohl nicht gezweifelt werden. Durch Metallbänder gebundene Holzimer in mancherlei Abarten gehörten zu den germanischen Volksformen alltäglichster Art. Anfänglich wurden sie natürlich von der Kirche benutzt, bis dann die Verbote von Holzgeräten für den liturgischen Gebrauch und das Bedürfnis nach repräsentativer Ausgestaltung des kirchlichen Gerätes die Überzeugung dieser Volksform in den kostbareren Werkstoff bewirkte.

Eine formale Umgestaltung oder Neugestaltung dieser Kirchengeräte wäre folgerichtig gewesen, aber die hinsichtlich der Formerfindung sonderbar sterile und unschöpferische Kirche behielt die schlichte Volksform einfach bei. Ein für uns sehr glücklicher Umstand, denn es ist somit möglich, aus den vielen vorhandenen Bronzeimern auf das Aussehen verschiedener Typen von verlorenen Holzimern zu schließen. Die Schüsseln gehen ohnedies auf Holzformen zurück, aber auch die monumentalen Erztaufen, die repräsentativsten Einrichtungsgegenstände der Kirchen, die gleich Denkmälern beherrschend dastehen, sind letzten Endes nur Wiederholungen von Holzblüten, die auf Träger oder Füße gestellt sind. Die Originale, die hölzernen Wasch- und Badebüßen sind durch Miniaturen vielfach zu belegen.

Ebenso sind die wunderbaren Bronzeleuchter des Mittelalters und späterer Jahrhunderte formal-geistig von den entsprechenden Holzvorbildern abhängig (Abb. 9 und 10). Hohe gedrechselte Holzleuchter sind gewiß nicht erst für die Kirche erfunden und geschaffen worden, denn die Kirche gestaltete ihr Gerät nicht neu, sondern nahm das Vorhandene und das Übliche in ihren Gebrauch. So bedeutet es eine beglückende Erweiterung des Vorstellungsbefisses vom germanischen und frühdeutschen Hausrat, wenn wir uns die hohen und niedrigen gedrechselten Leuchter, die in hundertfältigen Bronzewiederholungen vorhanden sind, als üblichen Hausrat zu denken wagen. Vereinzelt ist übrigens der transportable, etwa meterhohe gedrechselte Holz-

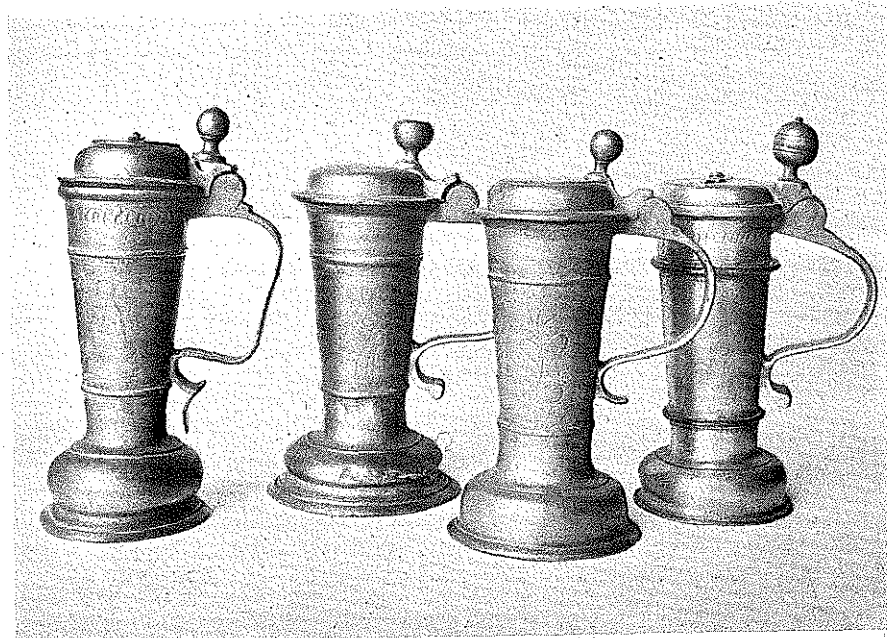


Abbildung 15 (oben). Nordb. Zinnkännchen, sog. Adbrachen. Das Holzvorbild siehe Abbildung 12 rechts. Anfang 18. Jahrhundert. Stralsund, Museum für Vorpommern und Rügen. Aufn. Degel. – Abbildung 16 (unten). Zinnkännchen in Adbrachenform der Marienbruderschaft in Münster. Dat. 1673 und 1674. Münster i. W. Westfälisches Landesmuseum. Aufn. Degel.



Abbildung 17 (oben). Links zylindrische Holzflasche, 18. Jahrhundert. Vgl. dazu die Zinnflasche Abbildung 18 aus Siebenbürgen, Baron Bruckenthal'sches Museum, Hermannstadt. Rechts scheibensförmige Holzfeldflasche aus dem deutschen Siedlungsgebiet Gortschee in Kroatien, 18. Jahrhundert. Privatbesitz Berlin. Aufn. Degel. — Abbildung 18 (rechts nebenstehend). Zinnschraubflasche, 18. Jahrhundert. Sammlung Degel. Aufn. Degel.



leuchter in der Art, wie ihn die langobardische Sigwaltplatte in Cividale zeigt, noch bis ins 19. Jahrhundert hinein in Bauernhöfen erhalten geblieben, so z. B. im Ostensfelder Bauernhause in Hufum.

Der Leuchter von Oberslacht stellt das bisher älteste erhaltene Holzbeispiel dar. (Abb. 1 rechts). Der Zufall war nicht so freundlich, daß er uns wie im Falle der Becher und Schüsseln auch hier ein formenschönes Beispiel hinterlassen hätte. Aber das Vorhandensein dieses Gegenstandes ist Beweis genug für die Richtigkeit der hier geäußerten Theorie. Die Gliederung eines senkrechten stabähnlichen Gebildes durch Schwellungen und Einziehungen oder scharfe gratartige Vorsprünge kann auf nichts anderem beruhen als auf dem Wertvorgang des Drechselns (Abb. 9). (Leuchterbildungen, die auf dem Vorgang des Schmiedens beruhen, die durch Spaltung und Biegung von Metallstäben entstehen, haben einen ganz anderen Formcharakter.) Das fast starre Festhalten der Metallgießer an den Formprinzipien des Drechselns wurde begünstigt einmal durch den ewig sich gleichbleibenden Reiz einer solchen aufteilenden Gliederung, zum andern durch den verwandten Arbeitsvorgang, denn die Weiterbehandlung des gegossenen Metallstückes erfolgt ja ebenfalls an der Drehbank.

Obwohl es also für Metall andere Möglichkeiten der Formung gegeben hätte und auch gab, hielt man doch auf deutschem Boden überwiegend an der im Holz entstandenen Drechselform

fest. Durch solche Erscheinungen wird immer wieder bewiesen, wie stark der Formwille eines Stammes oder einer Landschaft rassistisch gebunden und deshalb so weitgehend unveränderlich ist. Es ist keinesfalls der Trieb zur Nachahmung allein, der es bedingt, daß all die vielen Formen, die sich im Laufe langer Zeiträume in den Urwerkstoffen Holz und Ton herausgebildet hatten, so häufig fast unverändert in andere neue Werkstoffe übergingen, obwohl diese nach ihrer Struktur ganz andere Formmöglichkeiten bieten würden. Der Formwille ist eine geheimnisvolle, blutgebundene Macht, die ein Volk dazu treibt, Jahrhunderte, ja Jahrtausende hindurch immer wieder die gleichen Formgestaltungen zu bevorzugen und nur unmerkliche Veränderungen daran zu gestatten. Allerdings sind diese Erscheinungen nur da zu beobachten, wo eine geschlossene Lebensgemeinschaft besteht. Die gesunden Instinkte des Großstädtlers sind wie auf vielen anderen Gebieten so auch auf diesem längst verschüttet. Die Mode ersetzt ihm den Formwillen.

Viele Metallgeräte späterer Jahrhunderte haben eindeutig den ursprünglichen Holzcharakter bewahrt. Die Strichzeichnung (Abb. 12) gibt drei typische alte Holzgeräte wieder, von denen das linke und mittlere aus Mitteldeutschland, das rechte aus Schweden stammt. Die Metallkanne aus Gera (Abb. 13) hat eindeutig den ursprünglichen Holzcharakter bewahrt. Die Schmucklinien geben die Bindestreifen wieder, die Form ist eine holzmäßige und der Deckel

verschuß mit dem Niegelsystem ist der gleiche, übrigens eine thüringisch-sächsische Spezialität. Es ist fast lächerlich, wie genau diese Zinnkanne ihr Holzvorbild kopiert. Die süddeutsche Stige hingegen (Abb. 14) ist eine freie Übersetzung der Holzbitsche in den neuen Werkstoff. Die Stige, eine der häufigsten Zinnformen Süddeutschlands, ist ins Metall wirklich überfetzt und ist frei von slavisch kopierenden Zügen, aber dennoch – das Holzvorbild gab ihr die Gestalt.

Das sogenannte Möhrchen, eine der gebräuchlichsten Zinnformen Norddeutschlands (Abb. 15 und 16) und Niedersachsens, ließ mich zunächst nicht an ein Holzvorbild denken. Aber eines Tages stieß ich doch auf das im Ostseeraum beheimatete Holzbeispiel, und man kann nur feststellen, daß die Übernahme wieder einmal eine fast „wörtliche“ ist.

Es gibt noch eine große Zahl von Beispielen, die verblüffende Zusammenhänge zwischen Zinn- und Holzformen aufdecken, so die Holzflasche aus Siebenbürgen (Abb. 17 links) und die Zinnflasche (Abb. 18).

Die Tatsache dieser Ähnlichkeiten ist nicht nur im einzelnen wichtig, sondern grundsätzlich von Bedeutung, weil sie deutlich zeigt, in wie weitem Umfang die späteren Metallformen von älteren Holzformen abhängig sind und damit beweist, wie zahlreich und verbreitet gedrechseltes und geböttchertes Holzgerät in früheren Zeiten gewesen sein muß. Selbstverständlich mußte und muß eine Kultur unterschätzt werden, wenn der wichtigste unter den Werkstoffen, die ihr zur Verfügung standen, und mit ihm das entsprechende Formgut der Vernichtung anheimfielen. Man wird ihr in Zukunft besser gerecht werden können, wenn zu der Untersuchung der späteren Holzgeräte auch die Durchforschung der Metallgeräte des Mittelalters und der Neuzeit tritt, soweit diese vom Holze abhängig sind oder sein können.

*

Aber nichts ist verloren und verschwunden,
was die geheimnisvoll waltenden Stunden
in den dunkel schaffenden Schoß aufnahmen. —

Die Zeit ist eine blühende Flur,
ein großes Lebendiges ist die Natur,
und alles ist Frucht, und alles ist Samen.

Schiller

Die Zundgrube

Die „Brille“ als Sinnbild. Zum Ausgangspunkt dieser Betrachtung wähle ich die „Brille“ am Spruchband eines Backhauses vom Jahre 1773 in Niederstenhammer, Kr. Olpe in Westfalen (Abb. 1). Dieses Backhaus gehört zum Hause Nr. 2 von 1768. Meine Untersuchungen im Kreise Olpe zeigten, daß es sehr wichtig ist, Hausinschriften und Sinnbilder im Zusammenhange zu betrachten. Der Befund ergab, daß vielfach Sinnbilder mit Inschriften verknüpft sind. Sie erscheinen besonders am Anfang, in der Mitte und am Ende der Spruchbänder. Nach den vorliegenden Untersuchungen über Hausinschriften entstammen diese zumeist dem 15. bis 17. Jahrhundert. Sie enthalten in der überwiegenden Zahl den Wunsch nach Segen und Glück für das Haus und die Bewohner. Ich möchte hier auf eine Parallele hinweisen, die ich an einer anderen Stelle weiter auszuführen gedenke. Die Münzfunde des ersten Jahrtausends n. Z. bieten vielfach Weihe- und Widmungsinschriften. Mit diesen Inschriften sind ebenfalls Sinnbilder unrunischer Form und solche runischer, d. h. schriftsprachlicher Form verbunden. Hierzu bieten die Hausinschriften mit ihren Sinnbildern manche aufschlußreichen Vergleichspunkte.

Die Inschrift an unserem Backhaus lautet: „ICH BIN DEM BAUREN EIN FEIND UND AUCH EIN FREUND. . NICHT GEBRAUCHT SO SAHES AUCH SCHLECHTER AUS.“ Der Balken ist über der Tür beschädigt; es sind etwa zwei Worte zu ergänzen. Danach möchte ich die Inschrift so lesen: „Ich bin dem Bauern ein Feind und auch ein Freund wurde ich nicht gebraucht so sah es auch schlechter aus.“ Die Form „Bauern“ erklärt sich aus der Mundart; die Einzahl „bur“ ergab in der Mehrzahl „buren“, hochdeutsch Bauern. Wir werden als Schreiber dieser Inschrift einen einheimischen Zimmermeister annehmen dürfen. Versuchen wir, zunächst die Inschrift zu deuten. Auf wen bezieht sich das „Ich“ der Inschrift? Daß der Balken ursprünglich zu diesem Backhaus ge-

hört, steht außer Frage. Beziehen wir die Inschrift auf das ganze Backhaus, so paßt dazu schlecht das „Feind“. Nehmen wir an, daß sich der Spruch auf das brennende Feuer im Backhaus beziehen soll, so würde sich ein brauchbarer Sinn ergeben. Diese Erwägung wäre nicht von der Hand zu weisen, wenn wir im Backhaus ein Feuerhaus, das Koch- und Backhaus, vor uns hätten. Das ist aber nicht der Fall. Es enthält einen gemauerten Backofen und einiges Handwerk zum Zimmern, aber kein Schmiedefeuer.

Ich möchte die Inschrift auf das Sinnbild am Anfang des Spruchbandes beziehen, auf die „Brille“. In diesem Sinnbild sehe ich das Ende einer Entwicklungsreihe, die sich bis in vorgeschichtliche Zeiten zurückverfolgen läßt. Die Brille stellt als Teil für ein Ganzes einen Kopf dar. Das Wichtigste in einem Gesicht sind die Augen. Diese können nicht einfacher wiedergegeben werden als durch zwei miteinander verbundene Kreise. Die Augen sind das Licht im menschlichen Gesicht, sie werden zu einem besonderen Kennzeichen des Wächters. Diese Entwicklung läßt sich eindeutig bestimmen.

Wir kennen aus der Jungsteinzeit Gesichtsdarstellungen, die nur aus den Augen bestehen. Sophus Müller (1) weist auf Tongefäße aus Jünnen, Seeland, Schonen und den angrenzenden Inseln hin, auf denen durch konzentrische Kreise die Augenpaare dargestellt werden. Meist sind sie durch die Stricheln der Brauen als bogenförmige Wülste miteinander verbunden. Nase, Mund oder andere Gesichtsteile werden nicht dargestellt. Auf der iberischen Halbinsel finden sich nach Hoernes (2) in der Bronzezeit Idole mit Gesichtsandeutungen, die nur aus den Augen bestehen. Meist werden die Augen durch Kreise mit Mittelpunkt dargestellt, die Brauen werden durch Stricheln angedeutet (3). Seite 214 verweist Hoernes auf Déchelette, Manuel I, Kap. X; P'Anthrop. XXIII, 1912, 29 ff., der ausführt, daß das häufige Vorkommen solcher Darstellungen an Gräberstätten es nahe lege, in ihnen eine primitive Todesgotttheit zu sehen, deren Kult manchmal mit dem des Beiles verknüpft war. An zahlreichen Menhiren aus Frankreich, an Dolmen aus der Bretagne finden wir ebenfalls Gesichtsdarstellungen,



Abbildung 1. Aufnahme Ahnenerbe (Dr. Schulte).

die sich fast ganz auf die Augen beschränken. Diese werden dargestellt durch einfache Kreise, Kreise mit Mittelpunkt oder konzentrische Kreise. Herbert Kühn (4) bringt Abbildungen von Gesichtsurnen, auf denen durch Wiedergabe von Augen und Nase ein Kopf dargestellt wird. Die Augen werden durch einfache oder konzentrische Kreise angedeutet. Ich verweise besonders auf Tafel VIII, Gesichtsurne von Elufom, Kr. Bistitz, Posen, aus der Zeit von 750–400 v. Zm. (Berlin, Mus. f. Vor- und Frühgesch., Inv. Nr. I 5123 a–b). Aus diesen Belegen geht hervor, daß die Wiedergabe einer menschlichen Figur in vorgeschichtlicher Zeit allein durch die Darstellung ihrer Augen oder ihrer Augen und ihrer Nase erfolgen konnte. Dabei ist es für uns zunächst unwesentlich, ob wir es bei diesen Darstellungen mit Menschen oder mit menschlich gebachten Göttern bzw. Geistern zu tun haben. Daß wir die „Brille“ an unseren Häusern der Gegenwart als Augendarstellungen bzw. deren Ersatz durch die Brille deuten dürfen, dafür bieten die „Neidköpfe“ weitere Beweise. An den Bauernhäusern finden wir häufig

an den Enden der Geschosßbalken, an dem Balken über dem Einfahrtstor der niedersächsischen Bauernhäuser, an Eckpfosten und im Giebel Männerköpfe dargestellt, die sogenannten Neidköpfe, die zur Abwehr böser Gewalten und als Wächter dienen sollen. Ihre Deutung in diesem Sinne wird durch die Neidinschriften klargestellt. Das Vorkommen von Neidköpfen und Neidinschriften läßt sich in drei Entwicklungsstufen festlegen: 1. Neidköpfe erscheinen allein, 2. mit den Neidköpfen sind Neidinschriften verbunden, 3. die Neidinschriften erscheinen allein. Hier ist uns ein Vorgang von größter Bedeutung faßbar: Ein älteres Sinnbild, der Neidkopf, wird durch eine Hausinschrift, durch Buchstaben und Wortsinn ersetzt und abgelöst. Die Neidköpfe verlieren ihre Selbständigkeit und wachsen in die Architektur hinein oder sie verschwinden ganz. Robert Mielke (5) weist darauf hin, daß an Feldsteinkirchen des nördlichen Schleswig aus dem 12. und 13. Jhd. schon solche Köpfe erscheinen. In den späteren Jahrhunderten sind sie zahlreich nachzuweisen. Die Verbindung von Neidkopf und Inschrift

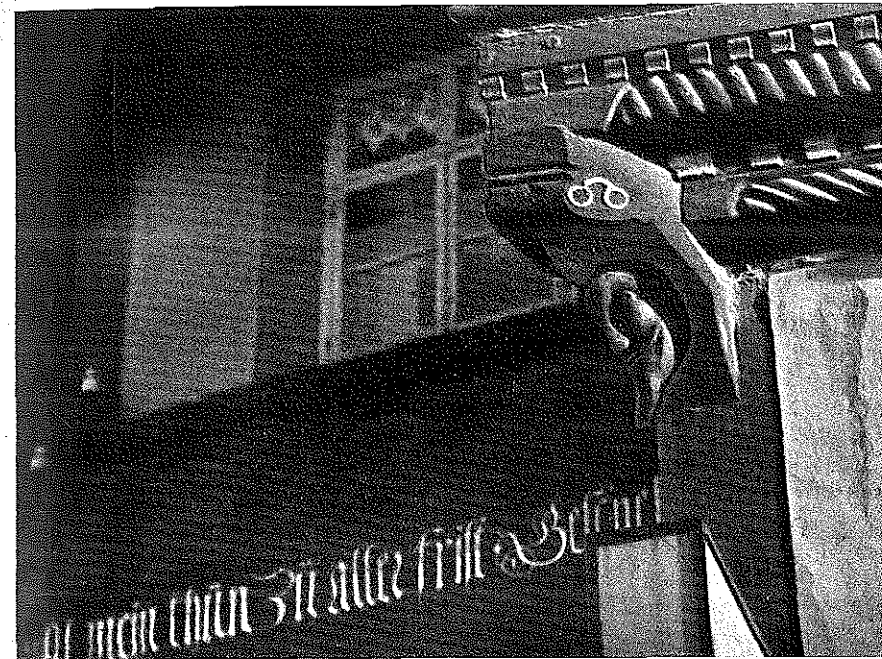


Abbildung 2. Aufnahme Ahnenerbe (Weigel).

finden wir an einem Hause in Groningen aus dem 17. Jhd. Dort steht unter einem bärtigen Männerkopf: „Ick kiek noch int“ (6), d. h. „ich sehe noch dahin“; es ist eine doppelte Beteuerung der Wachsamkeit. In Ost- und Westfriesland heißen durch Neidinschriften gekennzeichnete Häuser geradezu „Hatershäuser“, also Haß- oder Neidhäuser. Als Beispiele solcher Inschriften führe ich nach Mielke (7) an: Odersum, Haus aus dem Jahre 1567: „Doch nider laet din Nidet sin. Wat Godt mi gont dat is min. As Godt behaget so is beter benidt as beclaget.“ In Groningen lautet eine Inschrift von 1633: „DIE MY BENIDEN ENDE NIET ENGEVEN SE MOETEN MY LIDEN EN LATEN MY LEVEN! ALST GODT BEHAGET BETER BENIT ALS BECLAGET!“ (8) Als Parallelen hierzu nenne ich zwei Inschriften aus dem Kreise Olpe, aus dem Gebiet, von dem wir ausgingen: Selbecke, Nr. 27 von 1795: ALLE DIE MIR NICDS GONNEN UND AUGH NIGHTS GEBEN MÜSSEN DOCH LEIDEN DAS ICH LEBE WEN ICH HABE GOTTES SEGEN IST

MIR AN IHRER MISGUNST NICHTS GELEGEN.“ Marmese, Nr. 21 von 1755: „FÜR MISGUNST ZANG UND HADER FÜR DOCTORES FELLSCHIERER UND BADER VOR ADVOCATEN UND BETTELBRÖDT BEHÜTE UNS DER LIEBE GOTT. WER BAUET AN WEG UND STRASSEN DER MUS DIE WEISEN UND NARREN IUDICIREN LASEN.“ Hieraus geht hervor, daß Häuser der gleichen Art wie diejenigen, an denen wir die „Brille“ als Sinnbild nachweisen können, „Neidköpfe“ zeigen, die durch die „Neidinschriften“ als Wächter und Übel abwehrende Gestalten gedeutet werden dürfen.

Abb. 2 aus Osterwieck, Nosmarinstr. 7/8 (9) zeigt einen bärtigen Männerkopf und dazu auf derselben Bänke eine Brille. Statt weiterer Abbildungen verweise ich auf das Bildarchiv der „Abteilung für Schrift- und Sinnbildkunde im Ahnenerbe“ in Horn, Elbe. Danach finden wir in Zauberbischofsheim eine Niesenbrille auf der Nase eines bärtigen Männerkopfes, in Lauenburg finden wir bei zwei nebeneinander liegenden Geschosßbalken

an dem einen einen Kopf, an dem anderen eine Brille. Besonders häufig erscheint die Brille neben oder unter einem Kopf oder einer Gestalt über dem Einfahrtstor des Niedersachsenhauses. Ich verweise ganz besonders auf zwei Bilder von Langewiesche (10), Bild 103, Obernbeck, Nr. Herford, Scheidemann, Nr. 23 und Bild 105, Steinfalte, Nr. Herford, Fischer, Nr. 17. Auf dem ersten Bilde erscheint die Brille unter einer Gestalt über dem Tor, auf dem anderen erscheint in der Türbogenmitte eine Brille, bei der durch zwei Punkte in der Mitte der Kreise die Augen deutlicher gemacht werden. Gerade die Stelle über dem Tor, an der die „Brille“ hier angebracht ist, ist für einen „Wächter“ der denkbar beste Ort. Weigel (11), bringt einen wertvollen Hinweis mit einer Abbildung von den sog. „Brillentalern“ aus dem Harz. Weigel deutet hier die „Brille“ in Anlehnung an Wirth als eine Erscheinungsform des Ddälzeichens. Schon rein formal liegt diese Anknüpfung nahe; sie wird durch andere Entwicklungsreihen gestützt. Von dem oben angegebenen Material gesehen, erscheint mir für unsere Beispiele die „Brille“ näherliegend. Entscheidungen werden nur von Fall zu Fall gefällt werden können. Vor jeder Schematisierung muß in der Sinnbildkunde gewarnt werden. Sinnbilder sind lebende Gebilde und wollen als solche gedeutet werden. Auf dem abgebildeten Taler vom Jahre 1587 sehen wir ein Pferd, den „wilden Mann“ mit einem Baum in der rechten Hand; in der linken Hand hält er ein Licht, darunter befinden sich übereinander Totenkopf, Stundenglas und Brille. Wir finden hier die Brille in Verbindung mit der bedeutsamen Gestalt des „wilden Mannes“, der hier durch seine Insignien (Baum, Licht, Totenkopf und Stundenglas) als Herr über Leben und Tod gekennzeichnet wird. Die Brille mag dazu gehören als Zeichen des Wächters wie des Richters.

Wir vergegenwärtigen uns, daß die Brille als Mittel zur optischen Korrektur der Augen zuerst am Ende des 13. Jhd. erwähnt wird; 1482 werden aus Nürnberg Brillenschleifer genannt. In diesen Zeiten wurde die Brille vor die Augen gehalten, erst vom 17. Jhd. an wird sie vor den Augen getragen. Diese Betrachtung ist für die Formgeschichte unseres Sinnbildes „Brille“ von Bedeutung. Wir

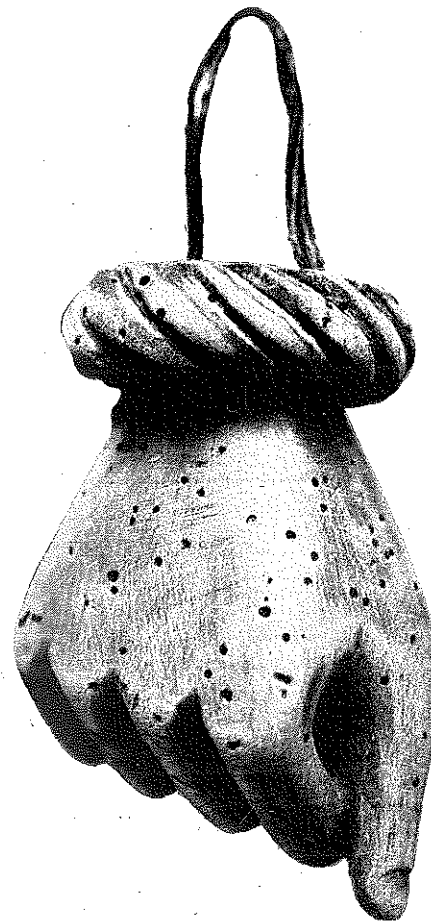
können das in den Abbildungen gezeigte Sinnbild einmal als lineare Form aus den Augen Darstellungen der vorgeschichtlichen Zeit ableiten. Nach Erfindung der Brille wird durch ihre Form die Darstellung der Augen stark beeinflusst worden sein. So haben wir gesehen, wie die Brille als Verstärkung der Augen zu den Neidköpfen tritt. Sie unterstreicht den Charakter dieser Köpfe und Gestalten als Wächter, Beobachter und Beschützer. Ebenso konnte in Anknüpfung an den älteren Brauch der Augen Darstellungen jetzt erneut die Brille allein als Teil für ein Ganzes die Bedeutung der Köpfe und Gestalten übernehmen; die Brille wurde zum Sinnbild. Kehren wir von hier aus zu unserem Ausgangspunkt, der Brille am Bachhaus, Abb. 1, zurück. Es dürfte m. E. als erwiesen gelten, daß wir in diesem Sinnbild eine Gestalt vor uns haben, die nach altem Volksglauben über das Haus und die Geschicke seiner Menschen Macht hatte. Auf diese Vorstellung läßt sich die Inschrift beziehen: „ICH BIN DEM BAUREN EIN FEIND UND AUCH EIN FREUND wurde ich NICHT GEBRAUCHT (beachtet) SO SAH ES AUCH SCHLECHTER AUS.“ Aus dieser Inschrift würde sich ergeben, daß bei ihrer Anbringung das Sinnbild „Brille“ noch bewußt angebracht wurde, daß es noch nicht zum reinen Ornament herabgesunken war.

Berner Schulte.

(1) Sophus Müller, Nordische Altertumskunde, I, 162 f., Straßburg 1897. — (2) Wochs Hoernes, Uebersch. der bildenden Kunst in Europa von den Anfängen bis um 500 v. Chr., 3. Aufl. durchgesehen und ergänzt von Demald Menghin, S. 207 ff., S. 682. Wien 1925. — (3) a. a. D., Abb. S. 213. — (4) Herbert Kühn, Die vorgeschichtliche Kunst Deutschlands, S. 114, Taf. VIII. Berlin 1935. — (5) Robert Wietke, Der Neidkopf, Brandenburgla, Monatsbl. der Ges. f. Heimatkd. d. Prov. Brandenburg, VII. Jg., 1898/99, S. 286 ff., S. 293. — (6) a. a. D., S. 292. — (7) a. a. D., S. 287. — (8) a. a. D., S. 288. — (9) Karl Theodor Weigel, Osterwick/Harz, die Stadt der Nymen und Sinnbilder, Osterwick 1938, Abb. 15 oben. — (10) Fr. Langewiesche, Sinnbilder Germanischen Glaubens im Wietefindesland, Eberswalde 1935, S. 43. — (11) Karl Theodor Weigel, Sinnbilder in Niedersachsen, Hildesheim 1941, S. 15, Abb. 00, Tafel 10 oben.

Zum Handsymbol. Zu den Ausführungen über das Handsymbol in „Germanien“, 1941, S. 226 (vgl. Germanien, 1940, S. 348 ff.), schreibt uns Herr John Greefe, Direktor des Brandeschußmuseums in Kiel: Wir besitzen in

unserem Kieler Brandeschußmuseum, Abteilung Feuerbrauchtum, unter Nr. 301 eine sogenannte „geballte Faust“, wie sie das beigegebene Lichtbild zeigt. Es ist eine sehr getreue Nachbildung nach dem Original im Friesenmuseum in Reithum auf Sylt. Die Hand gehört zwar nicht in den Kreis der von Plass-



Schulshand von Sylt. Aufn. Brandeschußmuseum Kiel.

mann betrachteten Nadeln und Stäbe, aber auch hier handelt es sich um eine Schulshand. Zu dem Gegenstand habe ich auf Sylt folgen- des ermitteln können: nur eine alte Frau konnte noch einige Angaben machen, darnach hat die „geballte Faust“ ehemals im Inneren des Hauses über der Haupteingangstür gehangen. Sie sollte von dort aus das Haus

und seine Bewohner vor allem Unglück, so besonders auch vor Feuer und Blitzschlag schützen. Eine Umfrage mit Abbildung in der Sylter Zeitung, die ich vor einigen Jahren hielt, hatte kein weiteres Ergebnis. Der Brauch des Handaufhängens ist heute auf Sylt erloschen.

Die kleine Hand ist 8 cm lang und holzgeschnitten. Die Faust ist nicht ganz fest geschlossen, sie ist durch eine Bohrung ausgehöhlt, wobei die größere Öffnung zwischen Daumen und Zeigefinger liegt. Durch diese Öffnung wurden abwehrende Kräuter in die Hand gesteckt; bevorzugt wurde dabei Beifuß (*Artemisia vulgaris*). Beifuß wird auch von Wuttke (92 f., 133, 137) und Freudenthal (S. 297 f.) unter den abwehrenden Johanniskräutern genannt. Erst in Verbindung mit einem Johanniskraut war der „Schuß“ vollständig.

Leiter, Besen, Schornsteinfeger. Auf S. 153 dieser Zeitschrift bespricht G. Zuchs, Ansbach, die Leiter als Sinnbild in der Hand des Schornsteinfegers. Ich möchte darauf hinweisen, daß dieser Glücksbringer noch ein zweites Sinnzeichen trägt, nämlich den Besen. Dessen Beziehungen zum Fruchtbarkeitsglauben und die sich daraus entwickelnde apotropäische Wirkung habe ich in den Mitteilungen der Saarpfälzischen Pollichia (1940) ausführlich behandelt. Er gehört wie Zweisel, Lebensbaum und andere wohl zu den ältesten unmittelbar der heimischen Natur (als Hezenbesen) entnommenen Heils- und Sinnzeichen, ist im Grunde ein alter Donarbesen, der in vielerlei Gestalt uns noch heute im Volksbrauch begegnet. Die offenbar spätere Deutung, daß er das Alte, Unfruchtbare und Schädliche wegkehren soll, ließ den ursprünglichen Sinngehalt teilweise vergessen. Er hat sich aber trotzdem tapfer als Glücksbringer bis in die heutige Zeit hinein gehalten, z. B. bei verschiedenen Jahresfesten, bei Hochzeitsbräuchen usw. und als er, wie die Leiter, von „Berufs wegen“ zum Schornsteinfeger kam, hat er trotzdem seine alte Kraft noch bewahrt. Ist er sonst im Volksbrauch mit Sabel und Hammer vielfach treu vereint, so finden wir ihn hier einmal in Gesellschaft der Leiter, die er, wenigstens als Sinnzeichen, an Alter wahrscheinlich weit übertrifft. Jergg

Der wilde Mann im Holzbau. Zu den Ausführungen von K. Th. Weigel über „Der wilde Mann im Holzbau“ möchte ich folgen, des bemerken: Wer viele geschnitzte Hausecken in Hessen gesehen hat, wird bestätigen können, daß in der überwiegenden Mehrzahl die Ständerkante zu einer gedrehten Säule ausgearbeitet ist, der oben ein Kopf und unten oft die Schlange, Wurmlage u. ä. angefügt ist (Frislar, Bild 1 und 2). Auch da, wo man die Säule nicht vollständig ausgearbeitet hat, hat man die Bindungen wenigstens durch Einferbungen angedeutet (Frislar, Bild 3). Was die Deutung betrifft, die Weigel dem Sinnbild gibt, so möchte ich bezweifeln, daß dem wilden Mann, ursprünglich wenigstens, die Vorstellung des Wächters zugrunde liegt. Für die Ecke möchte ich es sogar bestimmt ablehnen, und zwar mit folgender Begründung: Wie anfangs bemerkt, ist in der überwiegenden Zahl der Fälle die Kante des Eckständers zur gedrehten Säule ausgearbeitet. Diese gedrehte Säule hat ihre Parallele im Siebelzeichen am westfälischen Bauernhaus, jener gedrehten Säule die den Namen „Seck“ führt. Vom „Seck“ konnte ich seinerzeit in Germantien darlegen, daß sowohl die äußere Form der gedrehten Säule, als auch der Name „Seck“ vielleicht auf Bodan zurückgehen. Die gedrehte und gefüllte Säule (Abb. 4) hat ihre Parallele im Caduceus, dem Stab des Hermes Psychopomp; der Name „Seck“ wurde seinerzeit aus geiga lautgeschichtlich einwandfrei abgeleitet. Geigupr ist Odinsname und Windname und stellt sich zu geiga „schwingen, schwenken“ (M. Nink, Bodan, germ. Schicksalsglaube, S. 72). Daß Odin „Eigner, Herr und Bewirker des ohr, Wutherr, Wüter, Wüterich“ (Nink, ebda. S. 31) seine Parallele im wilden Mann findet, ist ja sehr naheliegend. Schließlich möchte ich noch auf den Umstand hinweisen, daß die Hausecke in manchen Gegenden, besonders Hessen, kultische Verehrung insofern genießt, als man bei Feuerbrünsten zu ihr betet, daß das Feuer erlösche. Wie käme der Mensch dazu, zur Ecke zu beten,

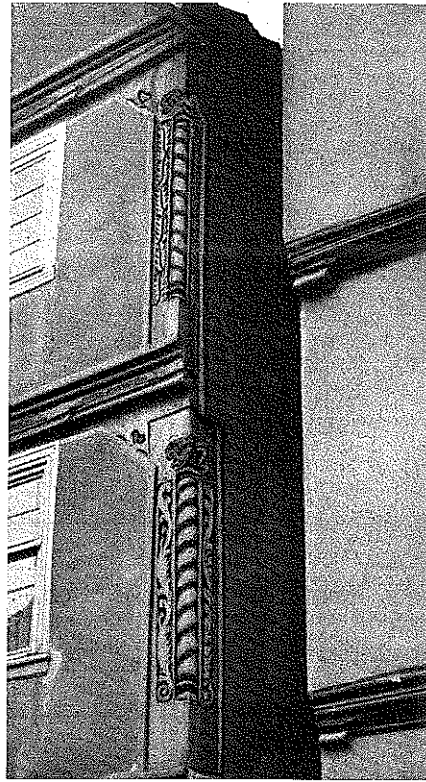


Abb. 1 (oben). Aufnahme des Verfassers. Abb. 4 (unten).

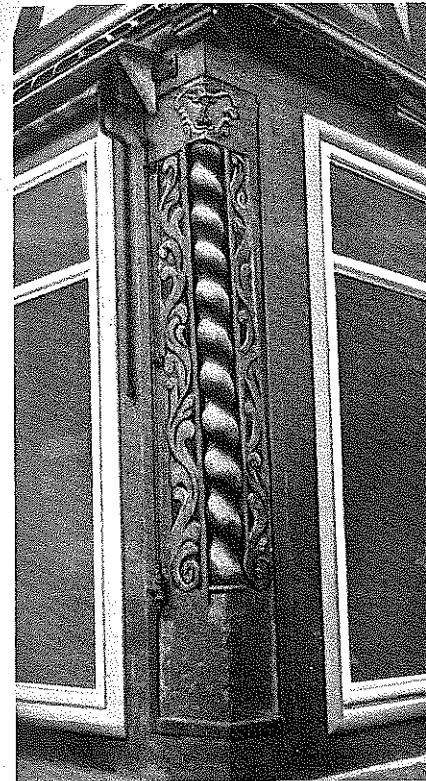
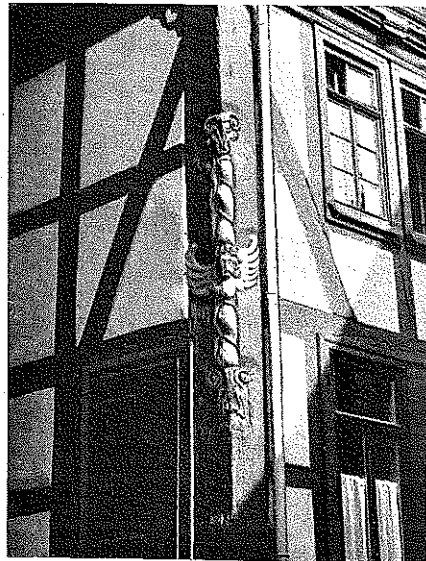


Abbildung 2 (links). – Abbildung 3 (rechts).

zum Wächter? Nein, er verbindet mit dem Eckpfahl die Vorstellung von etwas Göttlichem (vgl. den Pfahl auf dem Ahnengrab). Aus dem Eckpfahl wurde später – christliche Verzauberung – der „wilde Mann“. E. Bäch

Die Bücherwaage

Friedrich Schneider: Die neueren Anschauungen der deutschen Historiker über die deutsche Kaiserpolitik des Mittelalters und die mit ihr verbundene Ostpolitik. 4., erneut vermehrte

Auflage, Verlag Böhlau Nachf., Weimar 1940, 156 S. RM. 5.60.

Das Buch von Schneider bietet eine Übersicht über die Beurteilung der deutschen Kaiserpolitik in der deutschen Geschichtsschreibung seit dem bekannten Streit zwischen H. v. Sybel und J. v. Sicker über diese Fragen. Daß ein solcher Überblick zweifellos einem Bedürfnis entspricht, zeigt die Tatsache, daß Schneiders Buch innerhalb von wenigen Jahren bereits vier Auflagen zu verzeichnen hat. In diesem rein referierenden Charakter liegen aber zugleich die Grenzen des Buches beschlossen. Eine anschauliche Vorstellung, wie sich das Geschichtsbild in den letzten 80 Jahren gerade in der Auffassung der deutschen Rom- und Italienpolitik gewandelt hat, erhält der Leser bei der Anordnung des Stoffes nicht. So wird auch nicht deutlich, daß das politische Erleben der letzten Jahre uns für

das Verständnis der mittelalterlichen Kaiserpolitik mit ihrer ordnenden Aufgabe im europäischen Raum ganz neue Gesichtspunkte erschlossen hat. Schon aus diesem Grunde hätten auch die Ausführungen der politisch führenden Persönlichkeiten unserer Tage mitberücksichtigt werden müssen. Daß sie nicht beachtet sind, nimmt um so mehr wunder, als auf der anderen Seite jede neuere Dissertation mit ihren vielfach wenig selbständigen Urteilen verzeichnet ist. K. Jordan

Kleine Kostbarkeiten. Herausgegeben von J. D. Plassmann. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin 1940; geb. RM. 4,80. Herausgeber einer Sammlung zu sein, heißt sich der Verantwortung bewußt werden, die in einer Gemeinschaftsarbeit liegt. J. D. Plassmann hat diese Aufgabe, das mag hier im Vorhinein gesagt werden, erfüllt. „Kleine Kostbarkeiten“ nennt sich diese geschmackvoll ausgestattete Sammlung kulturgeschichtlicher Aufsätze, die in ihrer Gesamtheit einen anschaulichen Begriff von den Werten und Gütern zu übermitteln verstehen, die aus vor- und frühgeschichtlichen Tagen auf unsere deutsche Gegenwart überkommen sind. Viel mühselige Kleinarbeit des Forschers mit dem Spaten in der Hand und mit der Feder am Schreibtiisch ist der Entdeckung und Ausdeutung germanischer Funde vorangegangen. Man spürt das deutlich besonders in den Beiträgen von Bohmers über das eiszeitliche Brauentöpfchen aus Unter-Wisternitz, von B. Müller „Die Kapelle von Dräggelte“ und von Siegfried Fuchs „Das Gifflugsgrab in Eivdale“. Sie lehren einen die Achtung vor der Arbeit des Forschers und die Freude am schöpferischen Reichtum germanischer Kultur. Sie spricht nicht nur in den Zierscheiben des Thorsberger Moorfundes oder dem Hammerkreuz von Hiddensee oder in den langobardischen Kleinoden aus Italien lebendig zu uns, sondern tun sich auch im Hohenfurter Liederbuch und in der alten Dreschermusik aus Thüringen als immer grünes Reis am Baume deutschen Volksgutes kund. J. D. Plassmann selber deutet im ersten Abschnitt der Sammlung den Lebensbaum als Wahrzeichen der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“, die, sich dieses verpflichtenden Vorbildes bewußt, den Weg zur Er-

kenntnis germanischer Vergangenheit beschreitet. Die „Kleinen Kostbarkeiten“ sind, wie es im Vorwort heißt, „all denen dargeboten, die sich von dreitausend Jahren Menschenschaft geben und das völkische Lebensgefühl unserer Tage mit dem Bewußtsein des Ewigen durchdringen wollen“. Wir Leser aber wollen sie nehmen als eine köstliche Gabe aus dem Schrein der reichen Geschichte unserer Ahnen, mit der uns heute mehr verbindet als bloßes Wissen um ihre Werte. Und darum soll dieses Buch nicht bloß in unseren Schränken stehen, sondern uns eine ständige Quelle der Freude und Anregung bedeuten und das ist unser schönster Dank an die Mitarbeiter dieser Sammlung.

Heinz E. Kroeger.

Max Gottschall: Die deutschen Personennamen. Walter de Gruyter & Co., Berlin, 1940. RM. 1,62.

Von dem durch seine „Deutsche Namenskunde“ bekannten Verfasser ist in der Sammlung Börschen das vorliegende Bändchen erschienen. Es stellt keinen Auszug aus dem größeren Werk dar, sondern ist mehr vom kulturgeschichtlichen Blickpunkt aus geschrieben. Das Namensverzeichnis am Schlusse umfaßt etwa 4600 heutige Familiennamen, bietet also Wissbegierigen weitgehend Auskunft.

Bei aller Knappheit führt das Büchlein den Leser in Fragen ein, die gerade in unseren Tagen der Ahnenforschung für breitere Kreise wesentlich geworden sind. Erfreulich ist dabei die Rückschau auf die germanisch-altdeutsche Namensgebung. Dabei fällt nicht auf manche germanische Namen, die zunächst Erstaunen oder Befremden erregen. So erfährt der Leser, daß der Name Hengist des Sachsenführers, der sich in Britannien festsetzte, ein „Abername“, d. h. Bei- oder Epitheton ist und Hengst bedeutet hat. Der von Scheffel besungene Alemannenherzog Chroth (Krähe) ist uns ebenfalls nur unter seinem Avernamen bekannt, desgleichen der Halbgott Wulfila (Wölflin). Anregend wird für viele sein, daß der durch Dahms „Ein Kampf um Rom“ allgemein bekannt gewordene Totenkönig Totila eigentlich Badwila hieß, aber, ihm bis zu seinem Heldentode der aus seiner Kinderzeit stammende „Zallnamen“ Totila angehangen hat. Für das völkische Selbstbewußtsein der alten

Deutschen kennzeichnend ist, daß sie nach der Bekehrung noch viele Jahrhunderte hindurch treu und zäh an ihrem ererbten Namens- Erbgut und Brauch festhielten und sich nicht dazu bewegen ließen, ihren Kindern jüdisch-christliche Namen zu geben.

Das Büchlein handelt weiter von der Entstehung der Familiennamen, von den Taufnamen als Familiennamen, von den Namen, die von Wohnstätte und Herkunft oder von Beruf und Stand abgeleitet worden sind, von den Avernamen, den Humanistennamen, von den Fällen, wo die Namen völlig entdeutsch wurden, von slawischen Namen in Deutschland, vom Namenwandel und von der Namensdeutung, von Namenkunde und Familienforschung. So dient es dem Geiste des Großdeutschen Reiches. E. Weber.

Handbücher der praktischen Vorgeschichtsforschung. Herausgegeben von Prof. Dr. Hans Meinerth. Band 1. **Karl Bertisch: Früchte und Samen.** Ein Bestimmungsbuch zur Pflanzenkunde der vorgeschichtlichen Zeit. Mit 71 Abbildungstafeln. 1941. Verlag Ferdinand Enke, Stuttgart. Preis geheftet RM. 18.-, geb. RM. 19,50.

Unsere Kenntnis über die Nahrung, den Landbau, die Arzneikunde, den Handel und die heimische Industrie des vorgeschichtlichen Menschen können wir nur durch mühsamste Kleinforschung der Funde aus Geländen und Grabungen im Laboratorium erreichen. Es handelt sich dabei um ganz winzige, oft äußerst verkleinerte oder durch lange Lagerung in ihre einzelnen Teile zerfallene Pflanzenreste oder Zellenverbände. Diese erkennen und bestimmen zu können, erforderliche bisher zeitraubende vergleichende Studien bei mangelndem größeren Vergleichsmaterial. Besonders den jüngeren Fachgenossen der Paläobotanik oder der Pollenanalyse fehlten bisher Spezialwerke, die in übersichtlicher Weise das immer beängstigender anwachsende Material zusammenfassend behandelten. Die Hilfswissenschaften konnten dem Vorgeschichtsforscher auf botanischem Gebiet bei seiner praktischen Arbeit oft nur wenig helfen. Durch die genaue Bestimmung der die ausgegrabenen Kunst- oder Gebrauchsgegenstände begleitenden Pflanzenreste konnte auch schon das Alter dieser geformten Funde näher

angegeben werden. Von größtem Wert bei diesen analytischen Arbeiten ist immer das dazu gehörige Vergleichsmaterial. Die vorliegende, fast alle bisher angetroffenen Pflanzenteile der Früchte und Samen aus den vorgeschichtlichen Vegetationsperioden umfassende Zusammenstellung gibt dem Pflanzenkundler eine wertvolle Unterlage zu seinen Arbeiten und erleichtert ihm dadurch seine Forschungsaufgabe wesentlich. Die zahlreichen Bildtafeln erläutern die mit großem Fleiß ausgearbeiteten Bestimmungsschlüssel in trefflicher Weise. Dieses Handbuch kann nicht nur dem fortgeschrittenen Fachgenossen bestens empfohlen werden, sondern wird auch dem jungen Nachwuchs ein wichtiger Führer und Ansporn zu weiterer Vertiefung in dieser Forschungsrichtung sein.

Alle unsere Hinweise und Erwägungen zusammenfassend, dürfen wir uns freuen, endlich einmal ein gutes und brauchbares Bestimmungsbuch zur vorgeschichtlichen Pflanzenkunde zu besitzen. Ph. v. Luegelburg.

E. Peterfen: Der ostelbische Raum als germanisches Kraftfeld. Curt Rabisch Verlag, Leipzig 1939. 291 Seiten, 186 Abb., Kart. RM. 34.-. Die politischen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit haben den Ost- raum wieder in den Mittelpunkt der Betrachtungen gestellt. In diesem Zusammenhang hat auch die Forschung nach der germanischen Epoche des Ost- raumes neuen Auftrieb bekommen. Einer der wesentlichsten Beiträge zu diesen Erkenntnissen bildet E. Peterfens umfangreiches und bedeutsames Buch „Der ostelbische Raum als germanisches Kraftfeld“. Wie der Verfasser in seinem Vorwort betont, beschreitet er mit dieser Arbeit wissenschaftliches noch unbeackertes Neuland. Die Zeitspanne zwischen dem Beginn der Völkerwanderung und der Stabilisierung des karolingischen Reiches weist für den Ost- raum in der Tat ein historisches Vakuum auf, das E. Peterfen mit seiner sehr umfangreichen und gründlichen Arbeit zu schließen sucht, die als Ergebnis mühevoller und gewissenhafter Kleinforschung zu bewerten ist. Der reich bebilderte Band vermittelt einen lebhaften Eindruck von den Waffen-, Schmuck- und Gerätefunden aus den Bezirken zwischen Elbe, Oder und Weichsel, von der holsteinischen

Ostseeküste bis hinab in die böhmischen Lande. In den einzelnen Abschnitten behandelt E. Petersen übersichtlich und zweckmäßig geordnet die geschlossenen und einzelnen Kunde und ihre zeitliche Stellung, die masurenische Kultur Ostpreußens, den amarischen Kultureinschlag im Raum östlich der Elbe, die Frage des Handels vom 6. bis 8. Jahrhundert und noch einige andere wichtige Fragen.

Wie der Verfasser selber zugibt, werden die Erkenntnisse seines Buches sicherlich noch durch künftige Forschungen ergänzt und verbessert werden können. Unbeschadet dessen aber hat E. Petersen einen brauchbaren und wertvollen Beitrag zur Frühgeschichte des deutschen Ostraumes geliefert. Vielleicht nur wegen der allzustarken Anhäufung wissenschaftlichen Materials läßt das Buch die klare Linie und den großen Schwung vermissen, der notwendig ist, um neben aller Einzelrecherche nicht den Blick für die großen Zusammenhänge zu verlieren.

Heinz E. Kroege.

Richard Eichenauer: Polyphonie – die ewige Sprache deutscher Seele. Georg Kallmeyer Verlag, Wolfenbüttel, 1938. RM. 3.-.

Der bekannte Goslarer Schulmann, Verfasser eines vielbeachteten Buches über Musik und Rasse, bietet hier auf 77 Seiten einen Vortrag, den er 1936 während der Braunschweiger Reichsmusiktag der Hitlerjugend gehalten hat. Er arbeitet an gut gewählten Beispielen von der Mitte des 15. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts heraus, wie der nordisch-germanische Mensch in einer harmonisch untermauerten Kontrapunkt-Einstimmung sich musikalisch am besten ausdrückt, während der mittelmännische Mensch sich in der Bellanto-Monodie bezeichnend „darbietet“ (schon aus dieser Gegensatzformulierung ersieht man, daß er seelenrasenfundlich vor allem auf E. J. Claus gründet). Wenn der Verfasser in der nordisch-polyphonen Musik „gebändigten Ausdruck göttlicher Ordnung“ sieht, so ist mir erst kürzlich angesichts des Hauptportals am Straßburger Münster die Wichtigkeit dieser Prägung, sogar weit über den tonkünstlerischen Bereich hinaus, deutlich bestätigt worden. Nicht so glücklich erscheint mir Eichenauers andere Formulierung. „Dem

Eden ist die Tonkunst fessellos strömender Ausdruck menschlicher Leidenschaft“, da ja auch der nordische Musik „Leidenschaft“ inneohnt. „Aber nicht schlecht legt er ja wohl die Akzente auf „fessellos“ und „gebündigt“.

Ohne Eichenauers Schrift zu kennen, habe ich in meiner „Kleinen Geschichte der deutschen Musik“ (Cotta 1938, 332 Seiten) seine These ebenfalls verfochten, aber unter sehr viel umfassenderer Anwendung des Begriffs Polyphonie (da Eichenauer Verdeutschungen dieses Wortes und seines Widerspiels vermisst, so seien meine Übersetzungen „Vielsträhnigkeit“ und „Einssträhnigkeit“ genannt), indem ich für die jetzt 600 Jahre selbständiger deutscher Mehrstimmigkeit drei polyphone Jahrhunderte im Pendelwechsel mit ebensoviel homophonen nachgewiesen zu haben glaube:

1350–1450 erste Homophonie

1450–1550 erste Polyphonie

Zeitalter des Cantus firmus (Spätgotik)

1550–1650 zweite Homophonie

1650–1750 zweite Polyphonie

Zeitalter der Fuge (Barock)

1750–1850 dritte Homophonie

1850–1950 dritte Polyphonie

Zeitalter der Sonate (Romantik)

Jedesmal ist das einssträhnige Jahrhundert dasjenige der Zuführung südlichen und westlichen Rohstoffs, der eingedeutscht wird, das vielsträhnige dann eines der intensivierenden Vernordung, erstmals mit dem Gipfel bei Heinrich Isaac und Ludwig Senfl (das ist im wesentlichen Eichenauers Polyphonie), zum zweitenmal mit Johann S. Bach und Georg F. Händel im Scheitelpunkt, das dritte mal mit Brahms, Wagner, Bruckner, Neger, Pfitzner, als den nordischen Großmeistern. Ich glaube, diese Aufstellung widerlegt die Darstellung Eichenauers in nichts, sondern führt sie nur weiter. Besonders erfreulich erscheint, daß Eichenauers Themenstellung von der Reichsleitung der Hitlerjugend stammt und in deren Kreisen volle Resonanz gefunden hat – echter Kunstwille und Drang zur Kulturverkenntnis ist das Schönste, was wir uns vom deutschen Nachwuchs wünschen können, und Eichenauer hat zu diesem Ziel die Jugend ein beträchtliches Wegstück weitergeführt.

Hans Joachim Moser.

Die Weltliteratur

1941 / Heft 5/6

AUFSÄTZE: Hans W. Hagen: Wir und die Gedankenwelt des Westens.

Hermann Eris Busse: Elsaß. Karl Brill: Straßburgs deutsche Tradition. Paul

Schall: Die weltanschauliche Entwicklung im abgetrennten Elsaß. Siegwalt

Benatzky: Das Reich, der zum Gesetz gewordene Wille unserer Rasse. Kurt

Eggers: Vom Auftrag der revolutionären Dichtung. Hans Ernst Schneider:

Bemerkungen zu einem deutschen Drama. Heinz Dähnhardt: Unterhaltungs-

oder Erlebnisschrifttum? Herbert Barth: Brief an einen Dichter. Hans Rössner:

Literarischer Zwischenhandel.

GEDICHTE: Kurt Eggers, Wolfgang Jünemann, Hans Ernst Schneider.

BUCHBESPRECHUNGEN: S. Benatzky, K. Eggers, H. Franke, H. W. Ha-

gen, G. Gröger, E. Langenbacher, H. Löffler, B. Payr, H. E. Schneider,

W. Schütt, C. Schrempf, R. Wolfram u. a.

Preis 30 Pfennig

SCHWERTER-VERLAG / BERLIN-DAHLEM

Das nationale Sammelgebiet

Notgeld 1914-1924

Herbert Bodenschatz, Hamburg 33

von höchstem u. bleibendem Geschichtswert.
Anschaffsendungen u. Preisliste unverbindl.

Hauptstiftleiter: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Büdlerstr. 16. Anzeigenleiter: Gerda Grünberg, Berlin-Dahlem. Abnehmer-Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11. Buchdruck Kasper & Callway, München. Offsetdruck J. P. Himmer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Neubinger, Augsburg.

Das Erbe der Ahnen

dem deutschen Volke in Wort und Bild zugänglich zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfaßt daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere Ahnen auch heute empfangen:

Erbe, Glauben, Tat.



Verlags-Prospekte erhalten Sie in jeder Buchhandlung oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem



Germanien

Monatshefte für Germanenkunde

Heft 9 / September 1941

Preis RM 0.60

UNTERST
D. DRUCK
LAGE

Inhaltsverzeichnis

D. S. Neuter	Walhall	321
Sverre Bredholt	Holzbau und Bauernhaus in Norwegen	323
Wilhelm Pöfner	Das Niedersächsisches Volkstums- museum der Hauptstadt Hannover . .	338
J. Althelm und E. Trautmann	Hirsch und Hirschjagd bei den Arier .	349
Die Bücherwaage	Karl von Goebel: Ein deutsches For- scherleben in Briefen aus sechs Jahr- zehnten. 1870 bis 1932	358
	Christian Peschke: Die frühwandalische Kultur in Mittelschlesien	359
	Universalstaat oder Nationalstaat. Macht und Ende des Ersten deutschen Reiches	360
	Hedwig Bohne-Fischer: Ostpreußens Lebensraum in der Stetigkeit	360

Das Umschlagbild, gestaltet von Eugen Nerdinger, Augsburg, zeigt eine Szene von der Bronzezeit zu Sinesen: Der Leichnam des Adalbert von Prag, zwischen zwei Bäumen erhöht aufgebahrt, rechts der Kopf nach Vorschritt alter Weisümer auf den Baumstumpf gesetzt. Auf dem mitt-
leren, nach Art der „Irminul“ emporkwachsenden Bäume, der Vogel,
der wie im Märchen vom Nachschlafboom die Seele versinnbildlicht.

»Germanien« Monatshefte für Germanienkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und
Lehrergemeinschaft „Das Ahnenerbe“. Hauptzeitschriftleiter: Dr. J. D. Plassmann, Berlin-Dahlem,
Pücklerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11.

13. Jahrgang, Neue Folge Band 3, Heft 9.

Bezugspreis: Einzelheft M. - 60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post M. 1.80. Zah-
lungen: Postcheckkonto Leipzig 9978. - Bezug durch Post sowie durch den Buch- und Zeit-
schriftenhandel. - Beilagen und Anzeigen werden z. B. nach Preisliste 1 berechnet. - Falls
bei Postzustellungen unserer Zeitschrift „Germanien“ Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten
wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag,
Berlin-Dahlem, zu beanstanden.

D. S. Neuter: Walhall

Die beiden in das alte Grimnied der Edda eingeschobenen Strophen Odins:

540 Gölfe hat Bilfrinnir's Bau rundum,
aller Häuser größtes hat mein Sohn,

540 Tore sind an Walhall,
800 Einherer gehen aus jedem,
wenn sie ausziehen, zu wehren dem Wolf, -

stellen, da sie zur Schilderung des Himmels gehören, notwendig Himmelszahlen dar und
müssen an dessen Wirklichkeiten im Norden geprüft werden. Die Verzehnt-, Verhundert- und
Vertausendfachung einer Zahl ist uns aus anderen nordischen Quellen als ein Kunstmittel
bekannt; die eigentlichen Zahlen des Himmels müssen in der 54 und 8 enthalten sein. Die
8 bzw. 16 kennen wir als eine gemeingermanische Teilung der Sonnenbewegung. Die Zahl
54 läßt sich aus einer alten Teilung der Mondbahn in die 27 Nächte der wahren Mond-
bewegung erschließen.

Bei der starken Jahreszeitlichen Ungleichheit von Tag und Nacht in den höheren Breiten ist
an die Stelle dieser Unterscheidung im alten Norden der Ganztage (von 24 Stunden) in 2 gleich-
lange Halbtage geteilt worden. „Nacht und Tag sollen in je 2 Halbtagen um die Erde fahren“
erklärt Snorri. Die 27 „Nächte“ des vollen Mondumlaufs um den Himmel sind altnordisch
als 54 Halbtage (doegr) anzusprechen.

Die 54 oder 540 Gölfe (Dielen, Räume) hat Bilfrinnir, d. i. Thor, des alten Himmelsgottes,
Haus. In der Zeit der Abfassung dieser Strophen gilt Thor als Odins Sohn. Walhall, d. i.
Odins gestirnter Himmel, hat die gleiche Himmelsbahnteilung, gibt aber den 540 Gölfen die
in der großen Odinsweilung notwendigen 540 Tore, um den Einherern, die Odin für den
Endkampf mit dem Wolfe um Balders Befreiung in Walhall sammelt, den sofortigen Aus-
marsch unter seiner Führung zu ermöglichen.

Die Gesamtzahl 540 mal 800 = 432 000 bleibt nach altgermanischer Kunstübung ungenannt.
Sie stimmt mit der altarischen Weltalterzahl überein, die in Indien das jetzt währende
Menschenalter ausmacht und wahrscheinlich auch dort aus der Mond- und Sonnenbahnteilung
gebildet worden ist. Die Offenbarung des Johannes teilt dagegen denselben Himmelsgürtel,
den Tierkreis, in 12 Tore, die sich anerkanntermaßen auf die babylonisch-griechischen 12 Sonnen-
häuser oder Tore beziehen und von dort entlehnt sind.

In den höheren, germanischen Breiten sind diese 12 Abschnitte der Sonnenbahn des Jahres
wegen der langen Dämmerungen und der sommerlichen Nachthelle nicht zu beobachten. Der
germanische Norden hat deshalb (wie nachweisbar Iran und Indien in ihrer frühen Zeit) an
Stelle der Sonnenbahn die ihr nahe Mondbahn in die 27 Abschnitte (Gölfe) oder 54 Halbtage
des Mondumlaufs geteilt, und die germanischen 432 000 Einherer entsprechen als Voll-
endungszahl auch des germanischen Menschenalters (vergd = Welt) der indoiranischen
gleichen Weltalterzahl. Da in der Offenb. Joh. zudem das Verfahren der verhüllenden Dritte-
lung der Zahlen erwiesen ist, so ist auch die aus dem iranischen Kreise entlehnte Gesamtzahl
der 144 000 Heiligen auf dem Himmelsberge der Offenb. Joh. auf dreimal 144 000, d. i.
432 000, anzusetzen, wie ich dies schon 1921 in meinem „Näfel der Edda“ dargelegt habe. Die
Endzahl der Welt ist in diesen drei von einander so weit entlegenen Überlieferungsbereichen
die gleiche.

Dieselbe Teilung findet sich auf der Scheibe des Himmelswagens von Trundholm aus der
dänischen Bronzezeit mit den Zahlen 27 und 8 bzw. 16, die schon unabhängig von dieser

Darlegung als Himmels- und Mondzahl gedeutet sind. Indien und Iran hatten ursprünglich den Himmelsgürtel in 27 Mondhäuser, später erst in 28 geteilt und es darf angenommen werden, daß sie diese Teilung aus ihren europäischen Ursitzen mitgebracht haben. Babylon dagegen hat, soweit bis jetzt nachweisbar, die Mondbahn niemals in 27 (54), sondern gemäß der Sonnenbahn in 12 oder 24 Teile geteilt, und diese babylonische Teilung der Mondbahn ist es, die im Mittelalter durch Beda u. a. schließlich auch nach Island gelangt. Die uns noch überlieferten germanischen Sternnamen gehören zu ihrem größten Teil zu den Sternbildern, aus denen einst Indien und vermutlich auch Iran ihre Mondhäuser gebildet haben (vgl. Germ. Himmelstunde, S. 550, 571).

Die Bezeichnung Tore und Gölfe (Dielen) in der Walhallzahl entspricht völlig den griechischen und indischen Bezeichnungen für die 27 Häuser, Gemächer, Höfe oder Tore der Mondbahn. Der Aufbau der germanischen Endzahl kann also auch aus diesem Grunde der Offenb. Joh. nicht entnommen sein, die diese Mondbahnteilung nicht kennt. Die Offenb. Joh. hat ihre Zahlen und ihren Berg Zion beweisbar aus dem vorderasiatischen Kreise entlehnt (vgl. Das Rätsel der Edda [1922], 62 f., 93 ff.).

Will man annehmen, daß die Gesamtzahl 432 000 der Walhallstrophe erst spät aus einer neueren Berührung germanischer und iranischer Überlieferungen (die z. B. in den drei Wintern vor dem Eintritt des Weltalterendes vorzuliegen scheint – die in der Offenb. Joh. fehlen –) entstanden sei, so ist doch wahrscheinlich, daß die Aufbauzahlen 54 und 8 oder 27 und 16 der Gesamtzahl ausdrücklich als Abschnitte der Mond- und Sonnenbahn in den beiden indogermanischen Völkergruppen alt sind und vielleicht gemeinsamer Wurzel entstammen, daß zumindest die Mondbahnteilung auch im germanischen Gebiete des Nordens einer selbständigen Himmelstunde angehört.

Zur Zeit der Entstehung der Walhallstrophe ist die germanische Zeitrechnung im Norden wie in Deutschland längst zur Zählung des Mondumlaufs zu 28 Nächten in Verbindung mit der Siebenerwoche übergegangen. Heiliger Rede bleibt die ältere Teilung.

Aber gerade diese ältere Teilung kennzeichnet Walhall als das von Mond, Sonne und Sternen umkreiste Himmelshaus, als den Sitz der Himmlischen, den germanischen Olympos (Odys. 6, 43 ff.).

nie von Draken erschüttert, vom Regen nimmer beflutet,
nimmer bestöbert vom Schnee; die wolkenloseste Heitre
waltet ruhig umher und deckt ihn mit schimmerndem Glanze.

Und doch ist Walhall nicht nur der heitere Sitz hellenischer Schönheit. Die germanische Himmelsburg wird umweht vom Schicksalshauch, der die gesamte Göttermacht des Himmels und der Erde zum ewigen Kampfe treibt, der den toten irdischen Streiter, den doch gottgeborenen, in das Eine große Heer des Gottes emporträgt – diese germanische Himmelsburg ist das Spiegelbild der ewigen Ordnung über dem Chaos, der Urgebirge des dauernden, nie aufhörenden Kampfes der aufbauenden, schöpferischen Mächte gegen die ringsandrohenden Kräfte der Zersetzung und Zerstörung:

Im vollenden Zeichen des Lichtes und des Sieges.

*

Daß Ende des Lebens ist allen gewiß.
Drum leiste jeder, so lange er kann,
tapfere Tat, daß den toten Helden
der nie verweltende Nachruhm kröne.

Aus dem Beowulflied

Sverre Bredholt: Holzbau und Bauernhaus in Norwegen

Hohe Tannen- und Kiefernwälder bedecken das norwegische Land. Auch Eichen, Eschen, Birken und andere Holzarten sind im ausreichenden Maße vorhanden. Seit Jahrtausenden bildet deshalb das Holz in Norwegen das gegebene und bodenständige Baumaterial.

Das norwegische Holzhaus, wie man es aus früheren Zeiten kennt, ist mit der norwegischen Natur auf das engste verbunden und mit der Seele der Norweger geradezu zusammengewachsen. Der Norweger liebt das Holz und sein aus Holz gebautes Haus, und er hat sich deshalb durch Jahrhunderte hindurch ein großes Wissen um das Holz und ein hervorragendes Können im Holzbau erworben. Die vorzügliche handwerkmäßige Ausführung und die phantastischen und harmonischen Formen und Maße müssen selbst in unserer Zeit Staunen und Bewunderung erwecken.

Sehr oft hört man den Einwand, daß man ja gar nicht wissen kann, wie die ältesten norwegischen Bauten eigentlich ausgesehen haben, denn Holz ist ja anderen Baustoffen gegenüber sehr vergänglich, und es kann von älteren Bauten nicht viel übrig geblieben sein. Dabei hat man aber die Weise, in welcher die Alten in Norwegen ihr Bauholz herrichteten, völlig vergessen. Wie man das machte, davon werde ich später erzählen, möchte aber schon jetzt betonen, daß in Norwegen noch Holzhäuser stehen, die die Sagazeit gesehen haben und deren Holz noch so frisch und fest ist, daß man glauben kann, sie werden noch einmal dieselbe Zeitspanne überdauern. Beispiele hierfür finden wir auf dem Hofe Jaastad in Hardanger an der norwegischen Westküste, auf dem Hofe Kauland in Numedal und auf dem Hofe Sinne in Bos, auch an der Westküste in der Nähe von Bergen. Hier stehen besonders prächtige Holzbauten, die laut Runeninschriften alle aus dem 13. Jahrhundert stammen. Das betrifft die Bauernhäuser. Die Stabkirchen sind zum Teil noch älter und schon im 12. Jahrhundert gebaut worden. Will man noch weiter zurückgehen, dann muß man sich auf Ausgrabungen, Runeninschriften und geschichtliche Überlieferungen stützen.

Diesen Quellen nach war das älteste norwegische Wohnhaus die in die Erde gegrabene Hütte, deren Wände aus Gestein und aufgeworfener Erde bestanden, und deren Dach aus Rundhölzern, Birkenrinde und Torf gebildet waren und von einem Gerüst unbewohnter Rundhölzer getragen wurde.

Das läßt sich selbstverständlich nicht alles durch die vorgenommenen Ausgrabungen feststellen. Man ist aber zu der Annahme gezwungen, daß die Erbhütten, in denen die nordnorwegischen „Samen“ zum Teil heute noch leben, die sogenannten „Sammen“, in genau derselben Bauart hergestellt sind.

Häuser, in denen keine Menschen oder Tiere wohnen sollten, z. B. Scheunen stellte man in einer einfacheren Weise her. Da sie nicht warm zu sein brauchten, wurde sie nicht in die Erde eingegraben, sondern freistehend aufgebaut. Das Gerüst der Erbhütte wurde beibehalten, ebenso das Dach. Die Wände wurden in einfachster Weise als Bohlenwand oder als ein Flechtwerk von dünnen Ästen hergestellt.

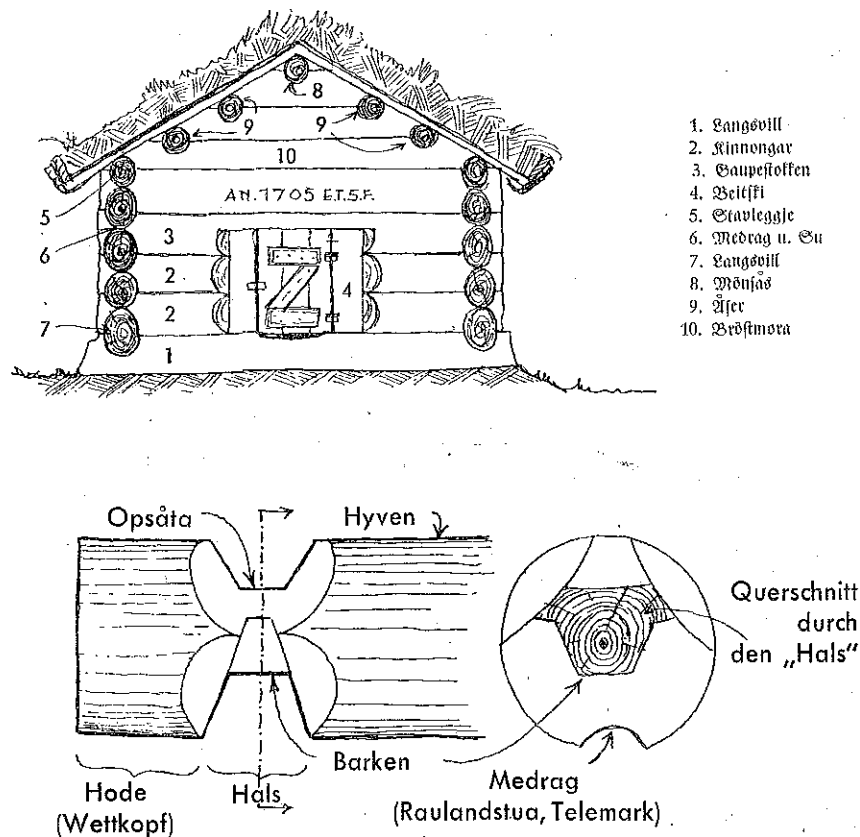
In dieser Weise entstanden auch größere freistehende Bauten, wie z. B. Königshalle und Hof, die den alten nordischen Göttern zur Ehre errichtet wurden.

Nach den Stielen oder Stäben, die ein wichtiges Glied der Konstruktion dieser Häuser bildeten, ist diese Bauweise der Stabbau genannt worden und die Bauten Stabbauten. Die Stabbaukonstruktion hatte ihre Vorteile. Unter anderem die, daß der Raum beliebig groß gemacht werden konnte. Nachteilig war die Aufteilung des Raumes durch die großen Stäbe oder Pfosten.

Die im 11. Jahrhundert auf norwegischem Boden gemachte Erfindung verstand es jedoch, diesen Nachteil des Stabbauens zu beheben. Sie war ebenso einfach, wie genial. Die Stäbe werden in die Wände hineingebaut, aber in einer Weise, die sowohl handwerksmäßig wie schönheitsmäßig vorzüglich ist. Die Unterlage der Wände bilden von jetzt ab vier große

Schwellhölzer, die in einem Viereck gelegt sind. Die Pfosten oder Stäbe, die früher im Gebäude darinnen standen, sind jetzt über die Eckzusammenfügungen dieser Schwellhölzer gesetzt worden, und zwar so, daß die Schwellhölzer in den Basen der Pfosten eingezapft sind und diese gewissermaßen auf den Schwellhölzern reiten (Abb. II). Oben finden wir dann zwischen Stäben und den oberen Hölzern die Pfetten (in norwegisch Stavlegger genannt), eine ähnliche Verbindung. In dem Rahmen, der auf diese Weise zwischen Stäben, Schwellholz und Pfette entsteht, sind danach die Holzbretter zu einem unzertrennlichen Ganzen eingefügt. Die stolzesten Zeugen dieser Bauart sind unsere Stabkirchen, die im 11., 12. und 13. Jahrhundert gebaut worden sind.

Abbildung I. Blockbau (ursprünglich norwegische Benennung). Blockhaus mit Hs-Dach (Pfettendach). – Unten: Beispiel für die Ausführung eines Balkenkopfes.

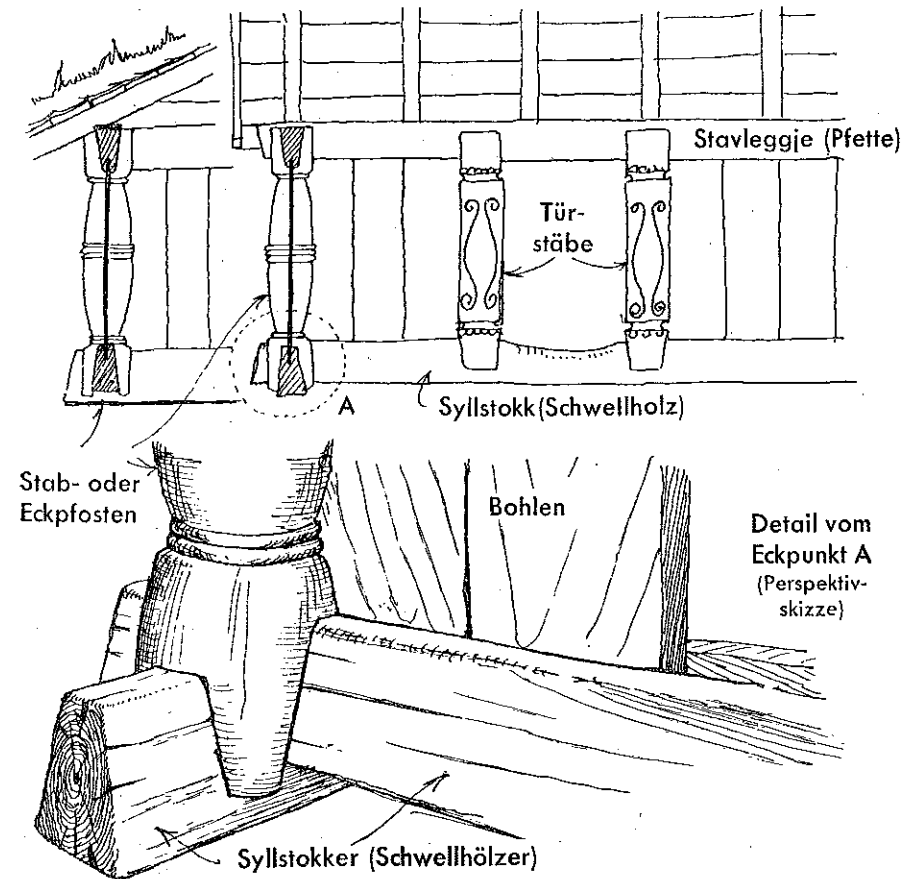


Wie bereits erwähnt, waren die freigebauten Stabbauten zur Menschenwohnung nicht geeignet, weil sie nicht genügend Schutz gegen den Wind und die Kälte der nordischen Winter gewährten. Man muß deshalb annehmen, daß Menschen und Tiere bis zum Anfang unserer Zeitrechnung in Erdhöhlen gewohnt haben.

Um diese Zeit aber tritt ein neuer Haustyp in Erscheinung, der sogenannte Blockbau (Abb. I), der sich besser als menschliche Behausung eignete. Er verband die Vorteile von Stabbau und Erdhütte, denn er konnte freistehend gebaut werden und war trotzdem warm genug, um im Winter ausreichend Schutz zu bieten. Wir sehen, daß sich in dieser Weise zwei Konstruktionsmethoden entwickelt haben, die vortrefflich dazu geeignet waren, einander zu ergänzen. Wir finden dann auch im norwegischen Holzbau immer wieder die beiden Bauweisen gleichzeitig, ja sogar in demselben Haus verwendet.

Wo eine gut isolierende Bauweise erforderlich war, wurde Blockbau verwendet, z. B. in Wohnungen, Ställen usw. Wo aber andere Anforderungen gestellt wurden, z. B. Leichtigkeit und

Abbildung II. Verbesserter Stabbau.



Holzsparnis in Laubengängen, Scheunen usw., fand der Stabbau seine Verwendung. Zunächst wollen wir uns etwas näher mit den zwei Bauarten Blockbau und Stabbau beschäftigen, um dann, wenn wir auf die Einzelhäuser zu sprechen kommen, ohne weiteres die Konstruktion der norwegischen Bauernhäuser verstehen zu können. Wie ich früher erwähnte,

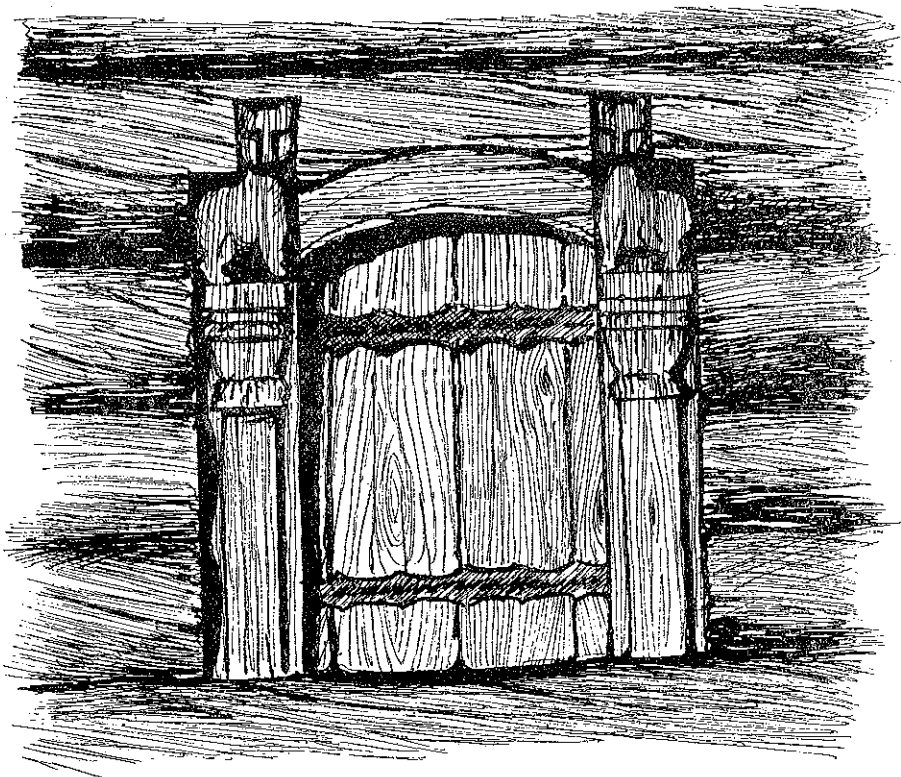


Abbildung 1. Norwegisches Speichertor vom 14. Jahrhundert. Am Dore Abå, Hjartdal, Telemark.

schmelzen Stabbau und Blockbau in eine vollkommenere Mischbauweise zusammen, und ich werde die beiden Bauweisen deshalb auch hier gemeinsam behandeln.

Zuerst etwas über die Materialauslese.

Welche Geheimnisse waren es, die die Alten ein derartig widerstandsfähiges Bauholz herstellen ließen?

Sehen wir uns einmal die Vorbehandlung an.

Als Bauholz dienten hauptsächlich die riesigen Kiefern der norwegischen Wälder, die früher bis zu einem Durchmesser von 1,50 m gediehen. Hatte nun der Zimmermann eine Kiefer ausgesucht, so wurde sie nicht gleich gefällt, sondern zunächst nur der Äste und Wipfel beraubt, so daß nur noch drei bis vier von den kleinen Ästen oben zurückblieben. In diesem Zustand hat man den Baum mindestens zwei Jahre stehen lassen. Die zurückgebliebenen Äste haben das Harz durch den ganzen Stamm gezogen und nach Verlauf von etwa zwei Jahren war der Kieferstamm in eine stahlharte, harzdurchtränkte Holzsäule verwandelt, die in Norwegen „malmsfuru“ genannt wird (d. h. Erzkiefer). Hatte man auf diese Weise genug Bauholz gesammelt, was allerdings leicht ein paar Menschenalter dauern konnte, so suchte man sich einen Bauplatz, und der Bau konnte in Angriff genommen werden.

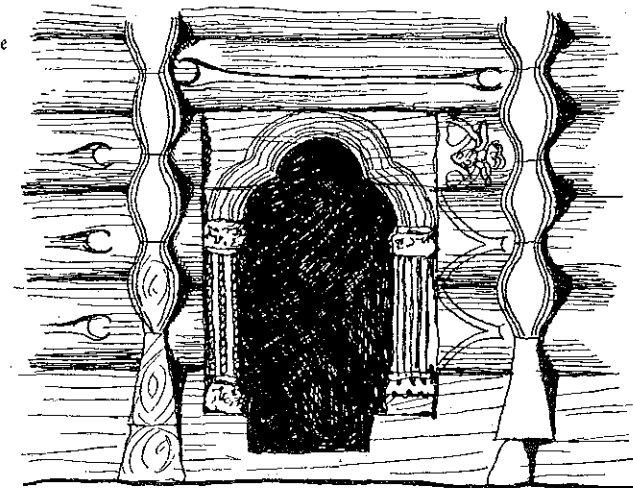
Der Bauern wurde immer im Blockbau ausgeführt.

Die aufeinandergelegten Hölzer fügte man in den Ecken sorgfältig zusammen. Diese Zusammenfügungen, die sogenannten Knoten (norwegisch „Laste knuter“) stellen Höchstleistungen norwegischen Zimmermannkönnens dar und haben auch in vielen Fällen eine künstlerisch sehr befriedigende Form erhalten.

Die für den Blockbau charakteristischen hervorstehenden Balkenköpfe, die sogenannten Bettköpfe (norwegisch nov genannt) haben in Norwegen ihre besonderen Formen gefunden. (Eine Menge noch gebräuchlicher Namen wie katthugunov, hesthugunov, ohshugunov und hjartenov deuten auf die Vielfältigkeit der Formen hin.) Bezeichnend für die norwegischen Bettköpfe ist, daß sie kürzer, fester und genauer verarbeitet sind, als die der anderen Länder, wo Holzbau üblich gewesen ist. Zu den norwegischen Blockbauten aus dem Mittelalter sind meistens Holzstämmen von kreisrundem Querschnitt verwendet worden. Auch hier haben die Knoten eine einwandfreie Ausführung erhalten. Da das Zusammenfügen kreisrunder Bauhölzer mehr technische Schwierigkeiten bietet als das der ovalen, ist man im 16. und 17. Jahrhundert dazu übergegangen, oval zugehauene Holzstämmen zu verwenden. Aus dieser Zeit stammen auch die meisterhaftesten Ausführungen der Eckknoten. Beim Vergleich norwegischen Holzbaues mit dem anderer Länder ist es wichtig, die Holzabmessungen im Auge zu behalten. In vielen noch erhaltenen Bauernhäusern aus dem Mittelalter finden wir Blockwände von Holzstämmen zusammengefügt, die im Querschnitt bis über 1 m messen, obwohl das äußere minderwertige Holz entfernt worden ist.

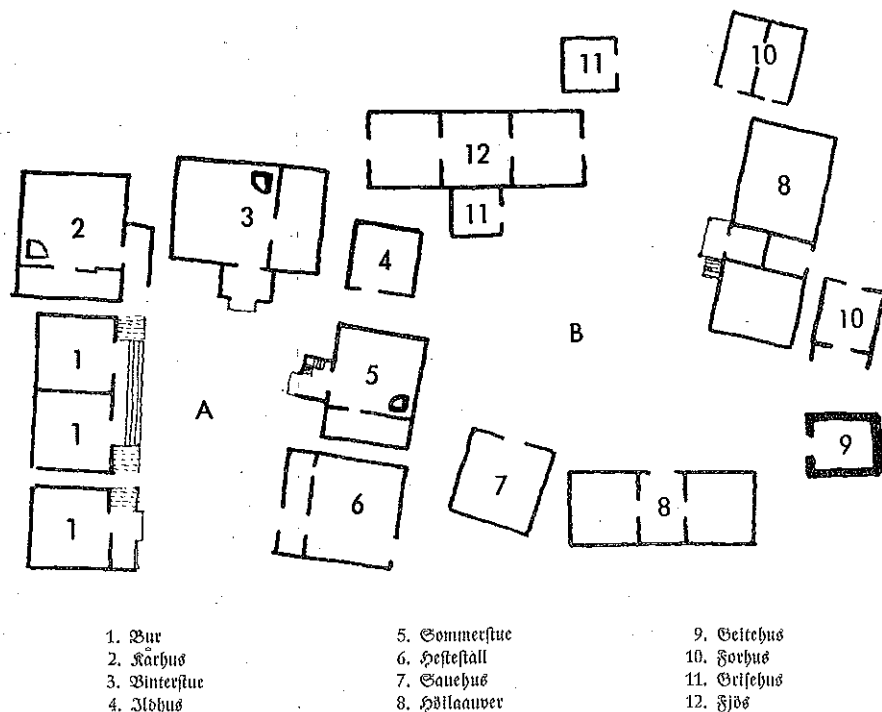
Es liegt jetzt nahe zu fragen: Warum diese riesigen Abmessungen? Man hätte doch viel schneller und einfacher mit mehreren, aber kleineren Holzstämmen arbeiten können. Um das zu verstehen, ist es notwendig, die ganze Einstellung und Denkweise der alten Skandinavier näher zu betrachten. Das Zusammengehörigkeitsgefühl der einzelnen Geschlechterfolgen war damals ein ganz anderes als heute. Baute sich ein Bauer ein Haus, so verwendete er dazu Holzstämmen, die vielleicht sowohl von seinem Großvater wie von seinem Vater ausgesucht worden waren. Es war dann auch nicht nur für ihn allein bestimmt, sondern mußte ebenso für die Nachfolger seines Geschlechtes der nächsten zwei bis dreihundert Jahre dienen. Daraus erklärt sich auch die Wucht und Monumentalität der alten norwegischen Bauernhäuser.

Abbildung 2. Türöffnung am Hofe Hv, Mennebu (nach Visteb).



Eine Blockwand, auch von ziemlicher Länge, stellt ununterbrochen etwas sehr widerstandsfähiges und stabiles dar. Die Holzstämme sind durch die Knoten an den beiden Endpunkten in ausreichendem Maße festgehalten. Sobald sich aber eine Öffnung in der Wand befindet, die höher ist als die Stärke eines Holzstammes, büßt die Wand viel an ihrer Standfestigkeit ein. Die durch die Öffnung unterbrochenen Stämme drohen nämlich, durch den Druck der überliegenden Wand und den des schweren Torfbaches seitlich aus der Wand herauszurutschen. Die einzige Wandöffnung des alten norwegischen Blockhauses ist die Tür. Um nun die Wände seitlich der Tür abzustützen und vor dem Herausrutschen zu bewahren, sind die Türwangen mit den sogenannten Beistflier versehen (Abb. 1 und 2). Die Beistflier sind kräftige Pfosten oder Bohlen, welche in verschiedener Weise mit der Wand verbunden sein können. Entweder ist der Beistfi mit einer Nut versehen und das Hirnholz der Holzstämme mit Federn die einpassen, oder auch umgekehrt: der Beistfi hat eine Feder, die in einer Nut im Hirnholz der Stämme eingefügt ist. Die erste dieser Konstruktionen ist die ältere. Die Beistflier, die in dieser Weise die Türöffnung flankieren, waren sehr augenfällig und haben infolgedessen eine reiche Ausstattung erhalten. Hier finden wir die schönsten der phantasievollen Holzschnitzereien des norwegischen Bauernhauses. Auch der Holzstamm, der die Türöffnung nach oben begrenzt, hat seine besonderen Formen erhalten. Meist ist er gerade, es gibt aber auch Beispiele dafür, daß der Rundbogen als oberer Türabschluß benutzt worden ist (Abb. 2). So z. B. in dem Haus am Hofe Do in Nennebu (Mittelnorwegen), das für seine besonders großen Holzabmessungen bekannt ist. Ein Nachteil des alten Blockhauses ist vielleicht der, daß die Blockwände, die die

Abbildung 3. Grundriß eines norwegischen Bauernhofes (Sandbu in Gudbrandsdalen). (Nach Bisted.) A Manngard (Menschenhof), B Nautgard (Tierhof).



1. Gruva (Äre)
 2. Gjelsja
 3. Kottstova
 4. Koven
 5. Utedyrr
 6. Svalen
 7. Moldbenken
- über 4 und 5 Kamen

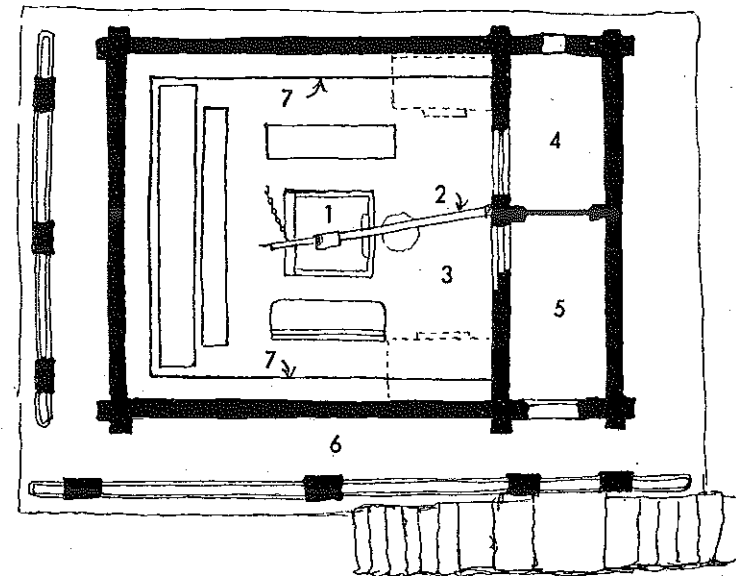


Abbildung 4. Grundriß eines altnorwegischen Bauernhauses. (Am Hofe Kveste in Gudbrandsdalen.) (Nach Bisted.)

tragenden Bauteile bilden, frei liegen und dem Einfluß der Witterung sehr ausgesetzt sind, da man ja eine Panelung oder Verschalung noch nicht kannte. Es wäre auch schade gewesen, wenn die schöne kräftige Blockwand verunziert worden wäre. Doch die Alten haben sich hier ebenfalls zu helfen gewußt, und zwar in einer Weise, die sowohl technisch wie künstlerisch als einwandfrei angesehen werden muß. Man hat einfach den von früher bekannten verbesserten Stabbau zu Hilfe gezogen. Das Blockhaus wurde mit einem Laubengang in Stabbauweise versehen (Abb. 11), der sich auf einer oder mehreren Seiten des Hauses entlang zog und von dem Dach überdeckt wurde. So hatte man zweierlei erreicht: Der Blockbau als Hauskern erhielt den nötigen Schutz gegen die Wetterseiten, und das Haus bekam dadurch eine wertvolle und billige Erweiterung der schon vorhandenen Fußbodenfläche.

Wie früher schon erwähnt, waren die Stabbauwände auch schönheitsmäßig auf der Höhe. Durch ihre ebenmäßige Aufstellung und ihre reichgeschnitzten Eck-, Tür- und Zwischenpfosten wie durch ihre senkrechte Linienführung, die jetzt der ausgesprochen horizontalen Haltung der Blockwand gegenübergestellt wurde, hat sie in höchstem Maße dazu beigetragen, den Reiz und den eigentümlichen Charakter des norwegischen Bauernhauses zu erhöhen.

Ich hoffe, den konstruktiven Aufbau der Wände in großen Zügen einigermaßen Hargelegt zu haben und möchte nun ein paar Worte über die Konstruktion der Dächer dieser Häuser sagen. Im allgemeinen unterscheidet man zwei grundsätzlich verschiedene Dachkonstruktionen. Nämlich die Sparrenkonstruktion und die Lasdachkonstruktion – nach dem norwegischen Wort Las. Das ist ein Holz, welches ungefähr denselben Zweck erfüllt wie die deutsche Pfette. Der Unterschied ist der, daß der Las nur von Giebelwänden oder Quervänden unterstützt wird (Abb. 1). Dadurch hat der Las eine ziemlich große Stützweite zu tragen und muß deshalb größere Abmessungen erhalten als die Pfette.



Abbildung 5. „Røststue“ (Røststova) von Kveste, Valle, Setesdal. (Nach Jäschken.)

Die Dachkonstruktion ist klimatisch und landschaftlich bedingt. Da in Küstengegenden nicht genügend Holz vorhanden ist und hier vor allem die großen Hölzer, die bei einem Nassebdach Verwendung finden, schwer beschafft werden können, findet man meistens das Sparrendach. Im Binnenland dagegen, wo man keine Rücksicht auf die Holzersparris zu nehmen braucht, trifft man überall das Nassebdach an.

Dieses Dach hat außerdem den Vorteil, daß es mit einer viel kleineren Neigung gebaut werden kann. Dadurch wird nämlich erreicht, daß sowohl Regen als auch Schnee, die beide das Haus warm zu halten vermögen, nicht abrutschen. In Küstengegenden dagegen, wo es mehr Regen als Schnee gibt und außerdem die Dächer mit Steinplatten gedeckt werden, konnte man ruhig das Sparrendach mit seiner größeren Neigung verwenden. Beim Nassebdach, das im allgemeinen als die beste Lösung gilt, wird das Gewicht des Daches gleichmäßig auf alle vier Wände, auch auf die Giebelwände des Hauses verteilt. Beim Sparrendach dagegen müssen allein die Längswände den Gesamtdruck des Daches tragen. Dazu kommt, daß das Sparrendach nicht nur senkrechten Druck sondern auch Horizontalschub auf die Wände ausübt. Es müssen deshalb besondere Anordnungen getroffen werden, die diese Schubkräfte aufnehmen. Dazu sind die großen Querbalken bestimmt, die in die oberen Balken der Längswände eingezapft sind und dem Innenraume eines Sparrendachblockhauses sein besonderes Gepräge geben.

1. Røststova
2. Utebyr
3. Koven
4. Betten
5. Rauchofen
6. Røstbenken
7. Dør

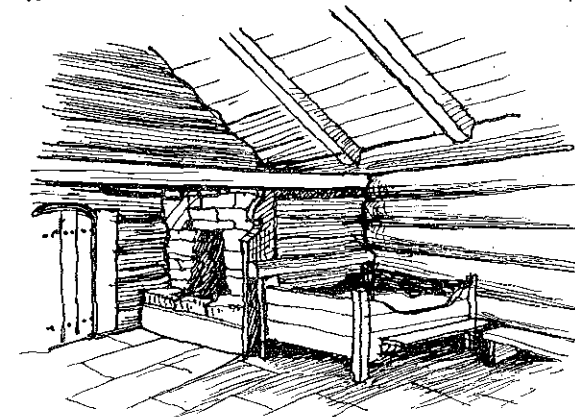
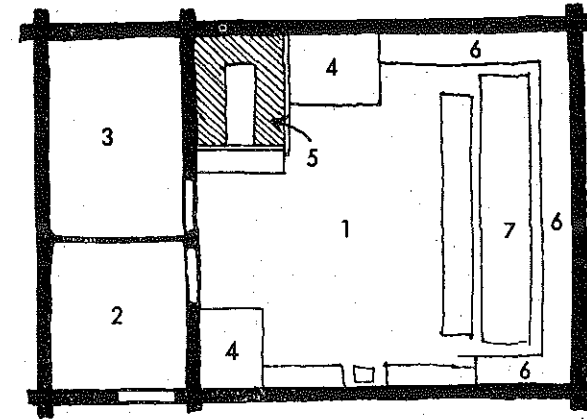


Abbildung 6. Norwegische Rauchofenstube (Røststue) (In Bø in Westnorwegen) (Nach E. Sundt.)

Ich möchte jetzt, nach der Besprechung der Konstruktionsmethoden, zu der Betrachtung der norwegischen Bauernhöfe in ihrer Anlage übergehen.

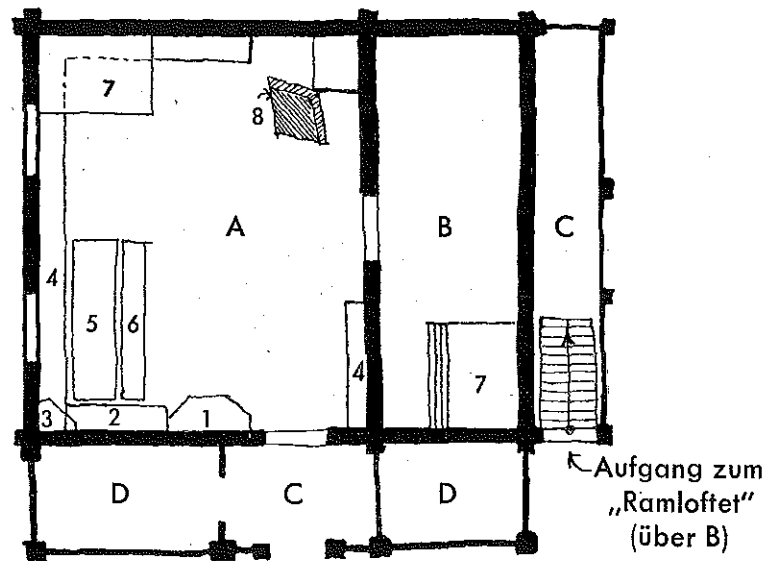
Charakteristisch für diese Höfe, seien sie groß oder klein, ist die Spezialisierung der Häuser. Ein Hof kann daher aus einer Reihe von Häusern bestehen. Das ist heute noch genau so wie in ältester Zeit. Ja, wir finden Höfe aus dem Mittelalter, die aus 20–30 Einzelhäusern bestehen. Ein Beispiel hierfür ist der Hof Sandbu in Gudbrandsdalen in Ostnorwegen (Abb. 3). Hier zählen wir 16 Einzelhäuser, die sich um zwei Höfe schließen. Diese Anordnung finden wir sehr oft bei den mittelalterlichen Höfen. Sie scheint damals so üblich gewesen zu sein. Nach dem Zweck der umliegenden Häuser haben die beiden Höfe ihre Benennung erhalten. Den einen hat man manngard (d. h. Männerhof) und den anderen nautgard (d. h. Tierhof) genannt. Der erstere umfaßt die Wohnhäuser, Speicherhäuser usw., während der letztere aus den verschiedenen Scheunen und Ställen gebildet wurde.

Ich möchte jetzt ein paar Häuser aus dieser Anlage herausgreifen, um sie näher zu betrachten. Erst wollen wir einmal das eigentliche Wohnhaus untersuchen (Abb. 4).

Plan und Einrichtung dieses Hauses sind im großen und ganzen in ganz Norwegen die gleichen gewesen. Die Längsseiten des Hauses waren im allgemeinen nur ein wenig länger als die Querseiten, und die einzige Eingangstür lag immer an einer Ecke, entweder in der Giebel- oder in der Seitenwand; je nach der Lage des Hauses im Gelände. Wollte man in solch ein

Haus eintreten, so mußte man den Kopf einziehen und die Füße heben, um sich keine blauen Flecke zu holen, denn die Türöffnung war erstaunlich niedrig und die Schwelle kniehoch. Letztere wurde von dem unteren großen Balken der Wand gebildet, der durch die Türöffnung nicht geschwächt werden durfte. War man durch die Außentür getreten, so kam man zunächst in einen kleinen Raum, den sogenannten utedyrr. Erst von hier aus gelangte man durch noch eine Tür in den Hauptraum des Hauses. Dieser hat altnorwegisch den Namen rotstova. Rot heißt Dach. Also ein Raum, der bis unter das Dach frei ist. Die einzige Lichtöffnung dieses Raumes war ein Loch mitten im Dach in der Nähe des Firktes. Deshalb auch der Name ljore, der einfach Loch bedeutet. Neben dem erst erwähnten kleinen Vorraum lag noch ein Raum von ungefähr derselben Größe und Form wie dieser, der nur von dem Hauptraum aus zugänglich war. Diese beiden kleineren Räume hatten gewöhnlich eine flache Bretterüberdeckung, so daß über diesen ein kleiner Dachraum entstand, ramen genannt. Dieser Grundriß mit den drei Räumen war, wie gesagt, im ganzen Lande üblich und ist schon in den ältesten Häusern des Mittelalters vorzufinden. Abweichungen von diesem Typ finden wir z. B. in Gudbrandsdalen. Hier wurde ein Laubengang in Stabbau vor der Haustür angelegt, die auf diese Weise genügend geschützt war und unmittelbar in den Hauptraum führen konnte. Der „utedyrr“ oder kleine Vorraum wurde somit überflüssig und konnte mit dem anderen kleinen Raum zu einem größeren zusammengefügt werden. Derartige Häuser wurden durch eine offene aufgezimmerte oder aufgemauerte Feuerstelle geheizt (Abb. 4, Z. 1). Der Rauch verzog sich durch die Öffnung im Dach. Diese in einfachster Weise aufgebaute Feuerstelle hat in den verschiedenen Gegenden

Abbildung 7. Grundriß einer norwegischen „Ramloft“-Stube. (Am Hofe Lpfke, Gudbrandsdalen.) (Nach E. Sundt.)



1. Schrank (Ramskap)
2. Bank (Höfete)
3. Schrank (Ramskap)
4. Bank (Langbenk)

5. Tisch (Langbord)
6. Bank (Höfete)
7. Seiten (Senger)
8. Kamln (Pels)

- A Rauchstube (Mölkstube)
B Nebenzimmer (Köven)
C und D Laubgänge
(Galer)

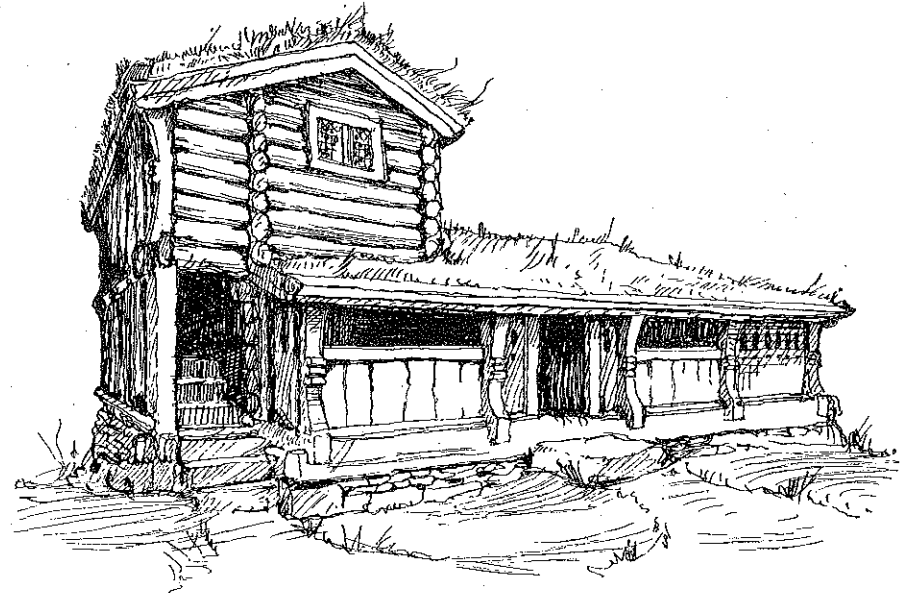


Abbildung 8. Alte Bauernstube, „Ramloftstube“ in Norwegen. (Auf dem Hofe Hjeltar, Eljaak in Gudbrandsdalen.)

verschiedene Namen erhalten, z. B. Aare – nach dem lateinischen Wort ara, Altar. Eine andere Benennung ist grue oder auch grava, d. h. Grube oder Vertiefung. Dieselbe Feuerstelle wurde auch zum Kochen benutzt. Um die großen Kochkessel aufhängen zu können, war über der Feuerstelle ein beweglicher Holzbalcken eingebaut, der „gelgja“ (d. h. Galgen (Abb. 4, Z. 2)). Von diesem hingen dann verstellbare Eisenhaken herunter, an denen die Kessel in beliebiger Höhe über das Feuer gehängt werden konnten. Dieser gelgja oder Galgen war in ältester Zeit immer mit Schnitzereien versehen und endete gewöhnlich in einem ausgeschnittenen Pferdekopf. Das Pferd, Wodans Lieblingstier, ist ja von den Germanen heilig gehalten worden und hatte die Aufgabe, das Bauernhaus vor übernatürlichen bösen Mächten zu schützen.

Ähnliche Tierköpfe in phantastischen Formen sind übrigens an allen möglichen Stellen der alten norwegischen Bauernhäuser zu finden. Besonders sind die Giebel mit solchen „husbrander“ versehen, die demselben Zweck dienen. Ein besonders bekanntes Beispiel sind die Tierköpfe am Steven der Wikingerschiffe.

Trotz ihrer urtümlichen Einfachheit macht die altnorwegische Bauernstube einen beinahe überwältigenden Eindruck, wenn man sie zum erstenmal betritt. Das geheimnisvolle Oberlicht, die Wucht und seltsame Einfachheit der Einrichtung hauchen uns geradezu das Mittelalter entgegen. Wir haben das Gefühl, als sei eine jahrhundertferne Sagazeit drohende, bedrückende Wirklichkeit geworden. Die größten norwegischen Dichter und Maler scheinen dieselben Gefühle gehabt zu haben, denn unvergeßlich wie die Bauten selbst sind die Schilderungen in Farben und in Worten, die diesen Häusern zuteil geworden sind (Abb. 5).

Durch Jahrhunderte hat sich dieser Haustyp erhalten. Solange der Rauch vom offenen Herd durch den Raum und schließlich durch die Dachöffnung verzogen wurde, mußte das Haus einstöckig bleiben, jedenfalls über der großen Stube. Nur über den beiden kleinen Räumen hatte

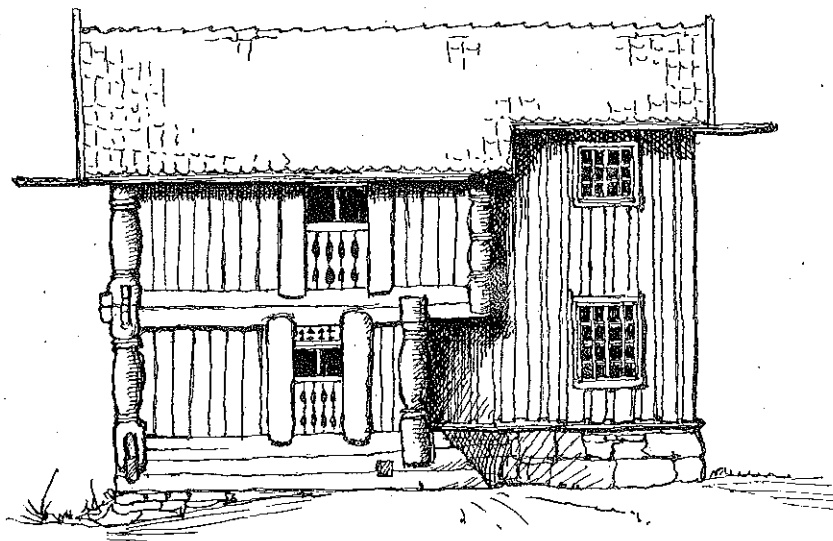


Abbildung 9. Norwegisches Bauernhaus „Telemarkstua“ (Tveiten, Heddal, Telemark). (Stien.)

man Gelegenheit zweistöckig zu bauen, und man nimmt an, daß diese Möglichkeit schon im Mittelalter ausgenützt worden ist, denn in der Literatur dieser Zeit werden zweistöckige Bauten erwähnt. Doch schon im 13. Jahrhundert wurde der offene Herd teilweise von dem „rökovn“ oder Rauchofen verdrängt (Abb. 6). Dieser hatte zwar auch keinen Schornstein, zeigte aber insofern eine Verbesserung, als er mit seinen steinernen Wangen und seiner Überdeckung in eine Ecke versetzt werden konnte und mit seinen großen Steinmassen auch, nachdem das Feuer ausgelöscht worden war, das Haus zu erwärmen vermochte, und zwar in einer viel angenehmeren Weise als die alte offene Feuerstelle. Beispiele für Häuser mit Rauchofen, die „rökovnstuer“, d. h. Rauchofenstuben, finden wir in Boß in der Nähe von Bergen.

Ein Ofen in unserem Sinne mit Schornstein zum Ableiten des Rauches scheint erst im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts allgemeine Anwendung gefunden zu haben. Damit hatte auch der Jahrhundertalte dreiräumige Haustyp seine Rolle ausgespielt. Der Schornstein machte es überflüssig, daß die große Bauernstube bis unter das Dach reichte. Mit anderen Worten, man war durch nichts mehr daran gehindert zweistöckig zu bauen. Tatsächlich stammen gerade aus dieser Zeit die ersten bekannten Bohnhäuser, die mit Obergeschoß versehen waren. Sie gliedern sich in drei Haupttypen: in die ramloftstuer (Abb. 7 u. 8) aus Gudbrandsdalen, appstuer in den nördlichen Gegenden und barfröstuer aus Osterdalen. Diese haben aber im allgemeinen kein volles Obergeschoß. Bohnhäuser mit zwei vollen Geschossen tauchen erst im 18. Jahrhundert auf, und da im größeren Ausmaße nur in Gudbrandsdalen. Doch auch in Telemark sind um diese Zeit zweistöckige Bohnhäuser gebaut worden (Abb. 9), die mit ihrer besonderen Formgebung vielleicht die schönsten Bauten dieser Epoche darstellen. In anderen Gegenden wiederum, z. B. in Setesdalen, scheint man die Möglichkeit die Häuser zweistöckig zu bauen nicht ausgenützt zu haben. Man hat sie vielmehr in der Länge erweitert bzw. verlängert. Oft sieht man, daß die alte Stube mit offenem Herd einen Zubau erhalten hat, die nystue (Neustube), die mit einem Kamin versehen war. Die alte Stube benutzte man als Sommerwohnung,

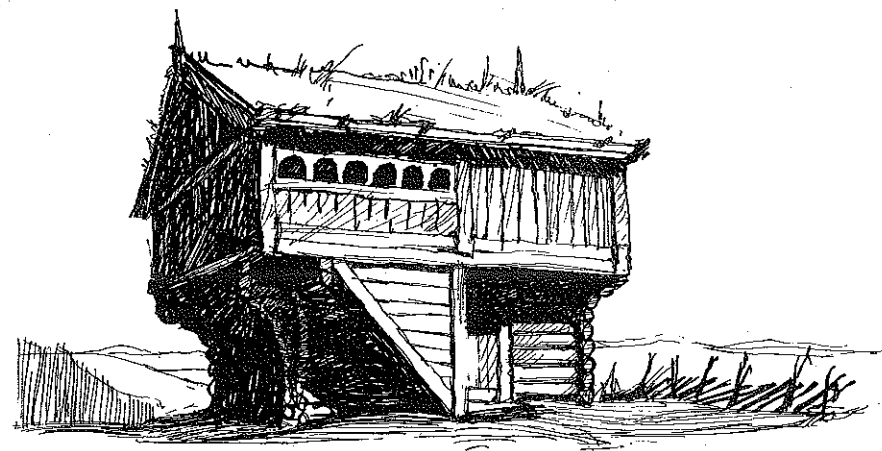


Abbildung 10. Speicher („Løft“) am Kollfjell, Gudbrandsdalen (Bygdøy).

während die neue Stube als Behausung im Winter diente. Merkwürdigerweise sind diese Häuser bis in unsere Zeit benutzt worden. – Ich möchte jetzt zu einem anderen Hause des norwegischen Bauernhofes übergehen, das fast ebenso wichtig ist wie das Bohnhaus. Das ist der Speicher.

Schon im Mittelalter wurden selbständige Häuser gebaut, die als Lagerräume für Mehl, Fleisch, Brot usw. dienten. Sie waren ebenerdig und erhielten darnach ihren Namen jarbur, d. h. Erdehaus. Im 16. Jahrhundert aber, als sich die Statten in Norwegen ausbreiteten, bekamen die Speicher oft einen Unterbau als Schutz gegen diese Tiere. Dieser Unterbau bestand meist aus vier oder sechs kräftigen gedrückten Holzpfählen (norweg. stabben). Die Bauten haben danach den Namen Stabbur erhalten. Es war natürlich, diese Bauten, in denen die Nahrung aufbewahrt wurde, in kriegerischen Zeiten gleichzeitig als Wehrbauten zu benutzen. Da sie keine Feuerstellen besaßen, waren sie auch nicht den Beschränkungen wie das Bohnhaus unterworfen und konnten zweistöckig gebaut werden. Man verwendete zu diesen Bauten Holz größten Ausmaßes. Das Obergeschoß bekam zu Anfang aus wehrtechnischen Gründen einen Laubengang in Stabbaumweise. Der im allgemeinen sehr einfache Grundriß dieser Häuser enthielt in jedem Geschos nur einen einzigen Raum. Dazu kam dann im Obergeschoß der ausragende Laubengang. Der Hauskern wurde in Blockbau ausgeführt. Der Raum im Untergeschoß diente wie schon erwähnt zur Aufbewahrung von Lebensmitteln. Der obere Raum dagegen war im allgemeinen das Gästezimmer des Hofes und beherbergte wertvolle Kleidungsstücke, besonders die Brautkleider. Außerdem fand man hier oben auch zwei oder mehrere Betten eingebaut, die oft mit reichen Holzschnitzereien versehen waren.

Diese Speicherbauten, die weit über die Grenzen Norwegens bekannt geworden sind, haben zu den verschiedenen Zeiten und in den verschiedenen Gegenden Norwegens ihre jeweils charakteristischen Formen erhalten. Wichtige Bauten aus dem Mittelalter finden wir noch in Gudbrandsdalen (z. B. an den Höfen Kollfjell und Heringfjell) (Abb. 10 u. 11). Auch in

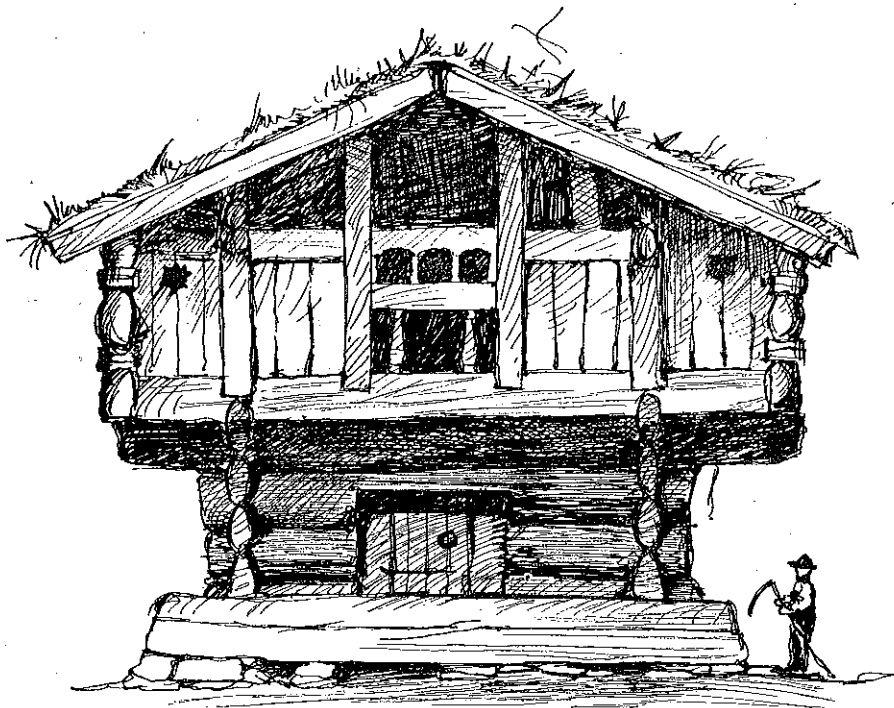
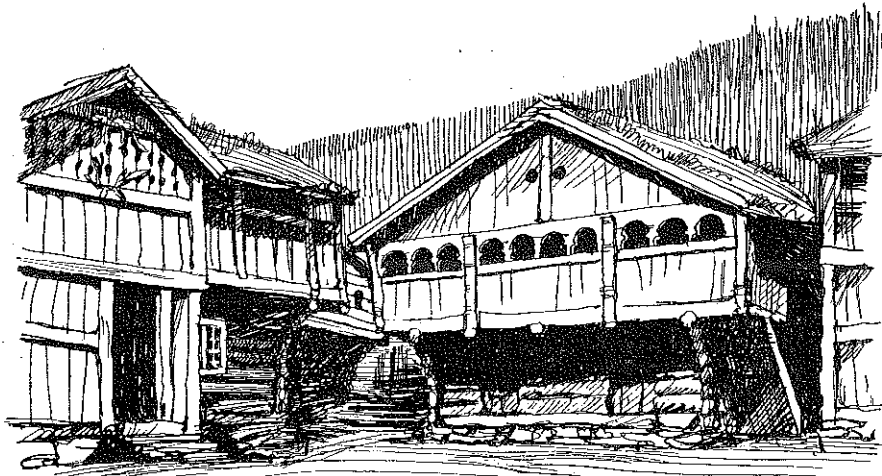


Abbildung 11 (oben). Vom Hofe Heringstad, Hedalen, Norwegen. — Abbildung 12 (unten). Norwegisches Speicherhaus „Setesdalsstyp“. (Am Hofe Dje, Setesdalen.)

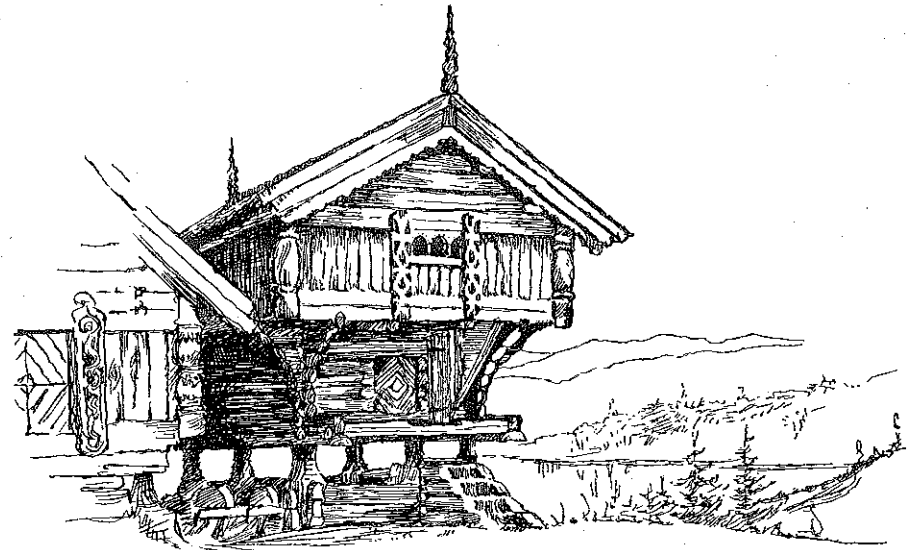


Abbildung 13. Speicherhaus am Bolkesjö in Telemark, Norwegen (Cop. nach Tiedemann).

Setesdalen wurden im 17. Jahrhundert zahlreiche Speicherhäuser errichtet, die durch ihre Wucht und Schwere geradezu mittelalterlich wirken. Ein Beispiel hierfür ist der Speicher am Hofe Dje (Abb. 12). Die im 18. Jahrhundert in Telemark erbauten Speicherhäuser (Abb. 13) bilden mit ihren ausgezeichneten Proportionen und feinen Schnitzereien den Höhepunkt dieser Epoche und verdienen neben dem Besten, was norwegische Zimmermannskunst geschaffen hat, genannt zu werden.

Ich bin in der Landschaft Telemark zu Hause und habe deshalb reichlich Gelegenheit gehabt, gerade diese Bauten sowohl in ihrer Anlage wie in ihrem Aufbau genau kennenzulernen, und ich kann nur sagen, daß je näher man sich mit diesen Dingen befaßt, man um so mehr die alten Baumeister bewundern muß.

Und doch waren diese Baumeister keine Gelehrten. Niemand hat ihnen jemals von Baustil und Bauform erzählt. Sie waren Bauern und bauten und schufen nur so wie es ihnen die Tradition und ihr eigenes Schönheitsgefühl befohl.

*

Heil dir, Tag!	Heil euch, Ase!
Heil euch, Tagsöhnel	Heil euch, Asinnen!
Heil Nacht und Nachtkind!	Heil dir, fruchtschwere Flur!
Mit holden Augen	Nat und Rede
Schaut her auf uns	Gebt uns Ruhmreichen beiden
Und gebt uns Eisenden Sieg!	Und heilkräftige Händel

Edda, Brautlied Siegfrieds und der Walküre

Wilhelm Pefler: Das Niedersächsisches Volkstummuseum der Hauptstadt Hannover

Die Stadtverwaltung Hannover hat sich durch die Gründung des Vaterländischen Museums im Jahre 1903 ein großes Verdienst um die museumsmäßige Pflege der Volkskunde Niedersachsens, der Landesgeschichte Hannovers und der stadthannoverschen Kulturgeschichte erworben, ein nicht minder großes aber durch die 1935 erfolgte Aufteilung dieses alten allzu umfassenden Heimatmuseums in vier sachlich und räumlich getrennte Einzelmuseen und durch deren großzügige Aufmachung. So kommen als wichtige Sondergebiete die Kulturgeschichte einer bedeutenden Großstadt, ferner die Landesgeschichte eines alten Staates, wofür sich namentlich in militärischer (Münin 1794, Waterloo 1815, Scharnhorst) und juristischer Hinsicht hervorgeraten hat, drittens die Beteiligung Niedersachsens am Weltkrieg und schließlich die uralte eigene Volkskunst Niedersachsens, des am reinsten germanischen Teils des deutschen Vaterlandes, im Museumswesen gut zur Geltung. Dies geschieht durch die 1936 eröffnete Heeresgedenktstätte im Leineschloß, das 1938 vollendete Niedersächsisches Volkstummuseum, das 1939 am Jahrestag der Schlacht von Waterloo (18. Juni) eröffnete Museum Georgspalais (Landesgeschichtliche Sammlung) und das Stadtgeschichtliche Museum, das in einem prächtigen Patrizierhaus barocken Stils an der Prunkstraße der Neustadt, der Calenberger Straße, vorläufig untergebracht ist und hier in wechselnden Ausstellungen die Zeugnisse städtischer Kultur vorführt.

Von diesen vier neuen Museen ist das Niedersächsisches Volkstummuseum in den alten Räumen an der Prinzenstraße 4, die vorher alle Bestände des vielseitigen Vaterländischen Museums vereinigend umfaßt hatten, verblieben. Hier war nun infolge der Hinausverlegung der andern Abteilungen genügend Platz frei geworden, um die reichen Schätze des niedersächsischen Volkstums würdig zur Schau zu stellen, und zwar in dem geräumigen Hauptgebäude, während das kleinere Vorderhaus, das früher z. B. auch Museumskauräume enthalten hatte, auf die Aufnahme der Verwaltungsräume, der Bücherei, des vielbenutzten Nachschlagearchivs, der Handwerkerstuben und der Studiensammlung beschränkt wurde. Die Einrichtung der letzteren entlastet die übrigen Bestände in glücklicher Weise, so daß im Hauptgebäude eine Museumsaufstellung erfolgen konnte, die aus dem schier unerschöpflichen Vorrat der Sammlung von Museumsstücken nur das Wichtigste und Schönste auswählt, sich so von jeglicher Überladung frei hält und das Gezeigte durch Anordnung, Beleuchtung und Erklärung (durch Beschriftung und Abbildung) deutlich, verständlich und eindrucksvoll vorführt. Bei alledem war der leitende Gedanke, daß ein Heimatmuseum nicht nur eine Fortbildungsanstalt für Erwachsene, sondern weit darüber hinaus für jung und alt sämtlicher Bevölkerungskreise eine Anregungsstätte und eine Bildungsstätte ersten Ranges sein muß und zu diesem Zwecke danach streben sollte, dem Ideal „Das Museum als Kunstwerk“ möglichst nahe zu kommen. Von einem Museum, das dieses Ideal erfüllt, geht ganz von selbst ein Strom der Begeisterung auf die Besucherschaft aus.

Durch die von Grund aus erfolgende Neuaufstellung und die sich ihren Zielen unterordnende bauliche Neuaufteilung des gesamten Hauptgebäudes war es möglich, nicht nur die einzelnen Sachgebiete klar und wirkungsvoll vorzuführen, sondern auch die Reihenfolge in der Vorführung vollständig dem Aufbau einer wissenschaftlichen Volkskunde anzupassen. So betreten wir nach Durchschreiten eines kleinen Vorraums, in dem nicht nur das einschlägige Schrifttum zu Ansicht und Kauf ausliegt, sondern auch der Umfang des Museums-Sammelsgebietes auf Landkarten erscheint und so dem Besucher von vornherein klar wird, den Eingangsräum, der die Grundlagen jeglichen Volkstums museumsmäßig vorführt: Land und Leute, Boden und Bevölkerung.

Vom Fußboden erheben sich zwei gleich große sehr umfangreiche Reliefs Niedersachsens im Maßstab 1:100 000, jenes rechts die Hauptzüge der Bodengestalt und Bodenbedeckung des

Landes zeigend, jenes links die Stammesverhältnisse verdeutlichend. Die erhebliche Ausdehnung des Landes Niedersachsen, seine landschaftliche und höhenmäßige Gliederung, die Wirtschaftsgrundlagen und die Bevölkerungszusammensetzung werden dadurch dem Besucher sofort klar. Gesteigert wird das Verständnis einerseits durch eine der geographischen Mannigfaltigkeit des Landes angepasste Vielsfarbigkeit des Bodenreliefs, andererseits durch eine nach einander aufleuchtende Lichtschaltung am stammeskundlichen Relief, die das wechselnde Bild der völkischen Gliederung reizvoll vorführt: zunächst die drei großen Hauptgruppen der Angeln, Isthänen und Herminonen, sodann deren Aufgliederung in Friesen und Chauken am Meer, Angrivarier und Cherusker an der Weser aufwärts, Langobarden im Nordosten usw., fernerhin die Ausweitung des Gebietes der Friesen und der Sachsen, schließlich die aus wirtschaftlichen Gründen erfolgende Einwanderung der Niederländer im 12. und 13. Jahrhundert und der oberfälischen Erzgebirger im 16. Jahrhundert, jene die Marschen eindeichend und entwässernd, diese dem Oberharz seinen Erzreichtum abringend. Großphotos an den Wänden zeigen in einer erlesenen Auswahl des allerbesten Bildstoffes dem Besucher einerseits die reiche Mannigfaltigkeit und wunderbare Schönheit der Landschaften unserer Heimat (Meeresküste, Heide, Moor, Binnensee, Hügelland und Gebirge), andererseits die ausgeprägten Zeitformen in der rassischen Beschaffenheit der Bevölkerung (Heidebauer, Marschbäuerin, Cheruskerin usw.).

Wie die in dieser Museumsabteilung vorgestellten Erscheinungen des Bodens und der Bevölkerung nur eine Einleitung für das Verständnis des Volkstums mit seinen zahlreichen Einzelmerkmalen darstellt und insolgedessen in einem mäßig großen Raume untergebracht werden konnte, so benötigte die nun folgende, eine Haupterscheinung Niedersachsens darstellende Museumsabteilung der Hausformen, dementsprechend einen ganz großen Saal, wie er im Museumshauptgebäude im Erdgeschoß gegeben war. Beim Betreten desselben überrascht und erfreut uns ebensosehr die ansehnliche Vielheit der ausgestellten Hausmodelle, wie die Übersichtlichkeit, in der diese infolge der Günstigkeit des Raumes erscheinen. Drei Haupttypen des bodenständigen Bauernhauses beherrschen Niedersachsen, nämlich der niedersächsische in der Mitte, der friesischer im Nordwesten am Meere und der mitteldeutsche im Hügelland und Bergland des Südostens, und diese drei Sachgruppen schließen sich in ihrer museumsmäßigen Verteilung unmittelbar der Dreifachigkeit des Saales an: links die niedersächsischen Hauptformen vom Kübbinghaus mit seinen niedrigen Wänden bis zum hochwandigen Vierständerhaus, Einheitshäuser mit Mittellängsbiele, in der Mitte des Saales die Friesenhäuser vom kleinen Fischerhaus der Inseln bis zum Kleinfeldbau der fruchtbaren Marschen in Ostfriesland und Jeverland, rechts die quergeteilten mitteldeutschen Formen, vom Einbauhof bis zum Vierbauhof mit seiner malerischen burgähnlichen Anlage und wiederum zum Einhaus des Oberharzes, das unter dem klimatischen Einfluß des Gebirges von der Vielhäufigkeit zur Einheitlichkeit strebt. Jedes einzelne der Modelle ist, wie sich das von selbst versteht, in bezug auf Genauigkeit des Baustoffes und der Form eine wissenschaftliche Urkunde; so bestehen, um nur ein Beispiel zu nennen, die Sockel der Hausmodelle vom Harz und vom Harzvorlande nicht aus angemaltem Gips, sondern aus den der Umgebung der betreffenden Bauernhäuser an Ort und Stelle entnommenen Gesteinsproben von Grauwacke oder Porphyr. Eine Vereinigung von Verständlichkeit und künstlerischer Wirkung jedes Hausmodells wird dadurch angestrebt, daß einmal Baugesüge und Raumteilung des Hausinneren durch Fortlassen der einen Dachfläche erkannt werden können, zum andern die prachtvolle Wirkung der hochragenden Giebelseite und der hinter dem Einfahrtstor sich auftuenden Diele als einer Fortsetzung der altgermanischen Hallenbauten von bequemen Ruhebetten aus erschaut und erfasst werden kann. Der Gesamtüberblick innerhalb der Bauernhausabteilung wird durch Landkarten und Erklärungstafeln erleichtert, die Erkenntnis der Einzelheiten des bäuerlichen Wohnhauses aber durch ein in natürlicher Größe aufgebautes Brett aus Hfernhagen mit seinem Herdfeuer und seiner traulichen Raumwirkung und durch eine von ersten Sachleuten, nämlich Harzer Waldarbeitern, errichteten Räte der Köhler, die mit ihrem kreisrunden Grundriß die Form mancher Bauten der Urzeit bis zur Gegenwart fortführt. Auch hier herrscht Genauigkeit bis ins

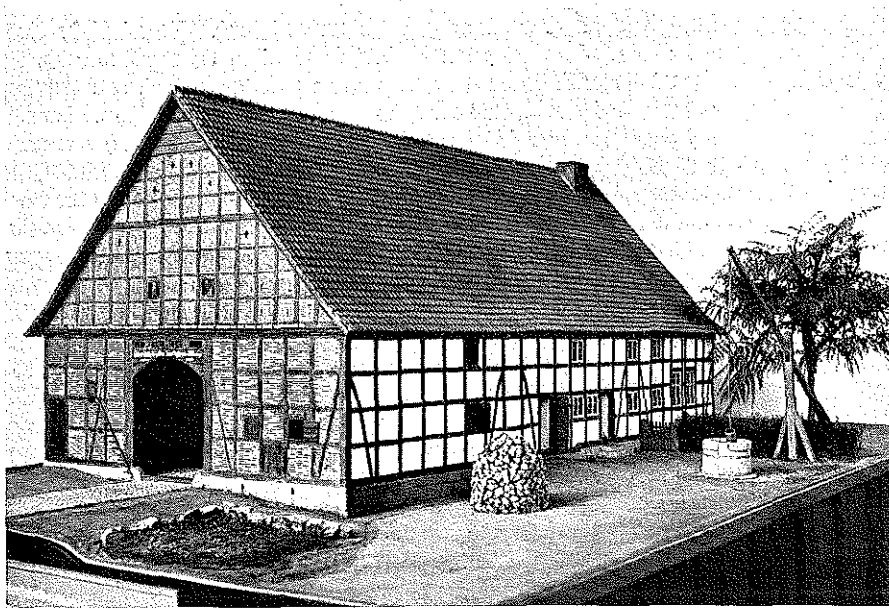


Abbildung 1. Modell eines Hauses aus Messenkamp im Sünteltal (Messenkamp). Aufn. Hans Pufen.

kleinste, von der urwüchsigen Treppe, die aus einem mit Stufen eingekerbten Fichtenstamm besteht, bis zu dem aus einem Rindenstück bestehenden Dachhut, der das offene Rauchloch schüßt. Der folgende Raum, der zum Treppenhaus überleitet, ist weiteren Bauten des ländlichen Lebens gewidmet. Speicher, namentlich die schönen mehrgeschossigen Speicher der Lüneburger Heide, und Scheunen, deren Erforschung dem Museum gleichfalls sehr am Herzen liegt, erscheinen hier. Das wirtschaftliche Leben früherer Zeiten kommt durch Ackergeräte von primitiver Form und altertümlichem Werkstoff und durch große farbige Lagepläne der verschiedenen Ortsformen zur Geltung. Wie auch alte Überlieferung in Baustoff und Form an der Dorfkirche erscheint, dafür gibt das Modell einer solchen ein Beispiel.

Welcher Kulturreichtum sich innerhalb der Bohnstätten Niedersachsens entfaltet, des sind im Museum die elf Bauernstuben und Handwerksstätten Zeuge, die im ersten Obergeschoß ausgestellt sind. Der sie beherbergende große Saal ist so aufgeteilt, daß sich nach den beiden Außenlängsseiten, deren hohe Fenster viel Tageslicht hereinlassen, die beiden Reihen der kofenartig eingebauten Bauernstuben öffnen, so daß einerseits die Stuben voll belichtet sind und andererseits der Besucher nicht gegen das Licht der Fenster zu blicken braucht. Der vorne quer liegende Eingangsraum umfaßt eine Bentheimer Wohnküche aus dem Regierungsbezirk Osnabrück, die als wohlthätige Fortbildung des alten Niedersachsensletts mit seiner Querlage sich hier besonders günstig einbauen ließ. Den Mittelpunkt der Hauptwand bildet die Herdwand mit ihrer niedrigen Feuerstelle, der prächtigen Fliesenverkleidung dahinter und dem zugehörigen Hausrat, unter dem eine riesige Feuerstülpe aus Eisen und lustig bunt gemalte Töpfelbretter die Aufmerksamkeit besonders anziehen; die oben entlangziehenden Börde mit mehreren Reihen von Tellern aus Zinn, Ton und Fayence schließen die Gesamtwand nach oben günstig ab. Der Regierungsbezirk Lüneburg ist durch eine Stube aus der Winer Elbmarsch vertreten, in der uns die Feinheit der Möbelfunst mit ihren Intarsienverzierungen und ein mächtiger Fayenceofen mit blauweißem Nelkenmuster angenehm auffallen.

Aus dem Regierungsbezirk Aurich stammt die ostfriesische Sommerküche mit ihrem Kamin, zugehörigen schwarzen eisernen Herdgerät, den geflochtenen Strohmatte auf dem Fußboden

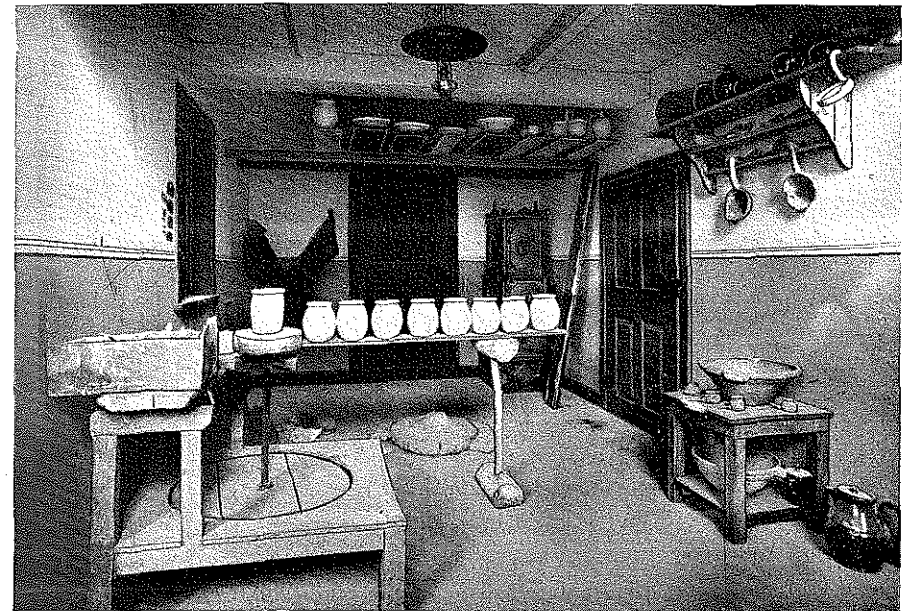


Abbildung 2. Töpferei aus dem Berratal. Aufn. Volkskundemuseum.

und der großen Anrichte an der einen Innenwand; Meisterwerke der Messingschläger sind die großen Bettpfannen, deren Deckel in Durchbruchmuster viel altgermanisches Sinnbildgut zeigen, und die Feuerkiesen, die zum Warmhalten der Füße dienen. Hier wie bei allen anderen Stuben im Museum wird das Verständnis des Besuchers durch einen großen Lageplan, der die Einfügung der betreffenden Stube in den Grundriß des zugehörigen Hauses zeigt, und eine Landkarte, die den Verbreitungsbezirk der betreffenden Stubenform in der Landschaft angibt, gefördert. So bemerken wir in der folgenden Kojen auf dem Boden mehrere geflochtene hellgelbe Binsmatten, die in wirkungsvollem Gegensatz zu den dunkel gehaltenen Möbeln der Diepholzer Stube stehen, und erkennen aus der zugefügten Übersichtskarte, daß die im Regierungsbezirk Hannover gelegene Grafschaft Diepholz an den großen Binnensee Dümmer stößt, aus dessen großem Binsenbestand nun der Bodenbelag für die Wohnungen der angrenzenden Bauernndörfer stammt. Gänzlich anders ist die Stube eines Oberharzer Bergmannes ausgestattet, auf den Hauptberuf deutet eine Bergmannslampe, auf mehrere Nebenerwerbe deuten der Waldhammer, die Näpfe zur Bereitung von Harzkäse, der Klöppelstuhl und die Bogeltäfel, auf Gangeslust des oberfächsischen Volksstammes die Harzither; melodische Klänge ertönen beim Berühren der Reihe abgestimmter Ruhglocken aus dem Oberharz.

Welcher Werkstoff und welches Arbeitsgerät zur Klepennacherei gehören, geht aus der nun folgenden Handwerkerstube von den Sieben Bergen bei Alfeld hervor; hinzu tritt die Fertigung in Gestalt einiger besonders gefällig gearbeiteter Klepen als Beispielen aus der umfangreichen Klepensammlung des Museums, deren Hauptteil in der Stubensammlung aufbewahrt wird. Die vollständige Ausstattung einer südhannoverschen Töpferei aus dem untern Berratal mit Drehscheibe, Tonmasse, Farbbehältern und mit Tellern und Schüsseln auf Trockenbrettern füllt die folgende Kojen; daß der große Ofen auch den Bodenraum über der Stube zum Weiterdrehen der Gegenstände, die in der Töpferei hergestellt sind, heizen muß, erkennen wir aus der über ihm vorhandenen Luke in der Stubendecke. Ist bei dieser Gelegenheit unsere Aufmerksamkeit auf die Bildung der Stubendecke gelenkt, so entgeht uns nicht, daß diese ihre Eigenart hat, und wir stellen nun, zurückblickend und dann weitersehend, fest, daß jeder

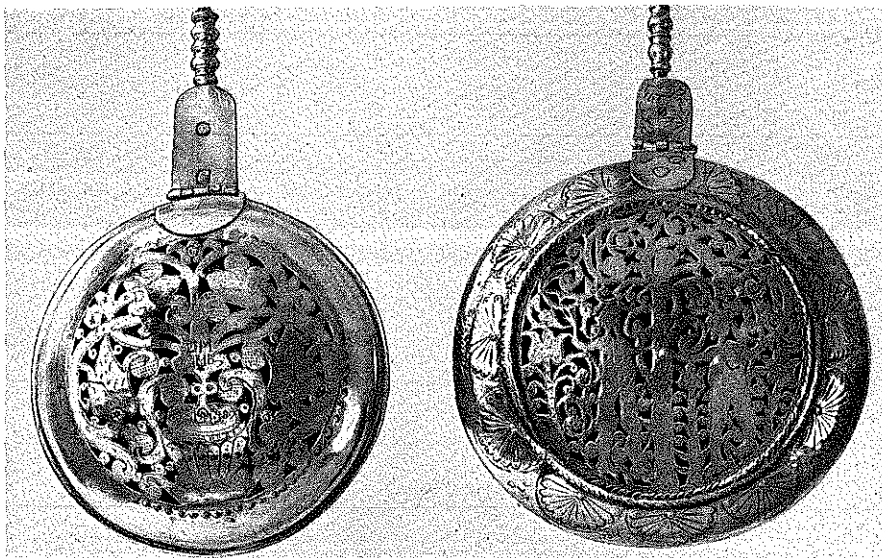


Abbildung 3. Messing-Bettpfannen aus Ostfriesland. Aufn. Volkstümuseum.

der im Museum aufgestellten Wohnräume seine besondere Deckenform aufweist: ein erneuter Beweis für die landschaftliche Mannigfaltigkeit bodenständiger deutscher Kulturformen. Zur Ergänzung dieses Kulturbildes und zur Abwechslung innerhalb des Museumsrundganges folgen nun zwei Museumsräume, die für die Vorführung von Einzelmöbeln vorbehalten sind. Der Raum für die riesigen Schränke, wie sie auf den hohen Dielen der niedersächsischen Bauernhäuser Platz finden, ist nicht nur dementsprechend hoch, sondern auch besonders geräumig gehalten, damit der Besucher sich nicht durch die Größe der Schränke bedrückt fühlt, sondern bequem zurücktreten kann, um ihre ganze Wucht und Schönheit auf sich wirken zu lassen. Die Formen des älteren und kulturgeschichtlich nicht minder wichtigen Kastenmöbels, der Truhe, werden in einer Entwicklungsreihe gezeigt, die die Fußbildung der Truhe berücksichtigt und von der urwüchsigsten Stelzentruhe über die Formen mit untergesetzten Schwellen oder Hochkantbrettern zu jener mit untergesetzten Kugelfüßen führt. Schnitzerei verschiedener Art und Intarsia sind die Hilfsmittel für die Flächenausstattung nicht nur bei diesen Kastenmöbeln, sondern auch bei Tisch, Stuhl und Bank. Mächtige Salzfässer, ein Ofenheck und ein freistehendes Himmelbett vervollständigen das Bild.

Beim Weiterstreiten im Hauptsaal finden wir als Vertreter des Regierungsbezirkes Stade eine Altländer Stube, deren Farbenfreudigkeit überraschend groß ist: Muster in rot und weiß zieren das Ziegelwerk der Wände, solche in blau und weiß die Kacheln des Ofens, die Fliesen des Wandbelages und die Blaudruckvorhänge des Wandbettes, größere Vielfarbigkeit die Tralzen und Querstücke der Stuhllehnen. In starkem Gegensatz zu dieser Wohnform wohlhabender Marschbauern sind in der anschließenden Stube aus der ärmeren Stader Geest Form und Farbe der Ausstattung viel einfacher gehalten. Reichtum dagegen, ja geradezu Prunk, beherrscht die nun folgenden beiden Vierländerstuben, nämlich eine von 1653 mit wertvoller Schnitzerei der Decke im Renaissancegeschmack und eine von 1800 mit vorherrschender Intarsienkunst. Die Blumen auf den Fensterbänken steigern den Eindruck von Schönheit und Behaglichkeit wie schon bei all den anderen Bauernstuben auch; hinzu kommen hier Körbe mit Blumen und Hängeskörbe an der Decke zum Vornehmen der Frühkartoffeln, Hinweise auf die wirtschaftlichen Beziehungen der Bevölkerung zu dem kaufkräftigen Markte der nahen Großstadt Hamburg. An der Fensterwand des Saales, in dem die Kojen mit den Bauernstuben ein-

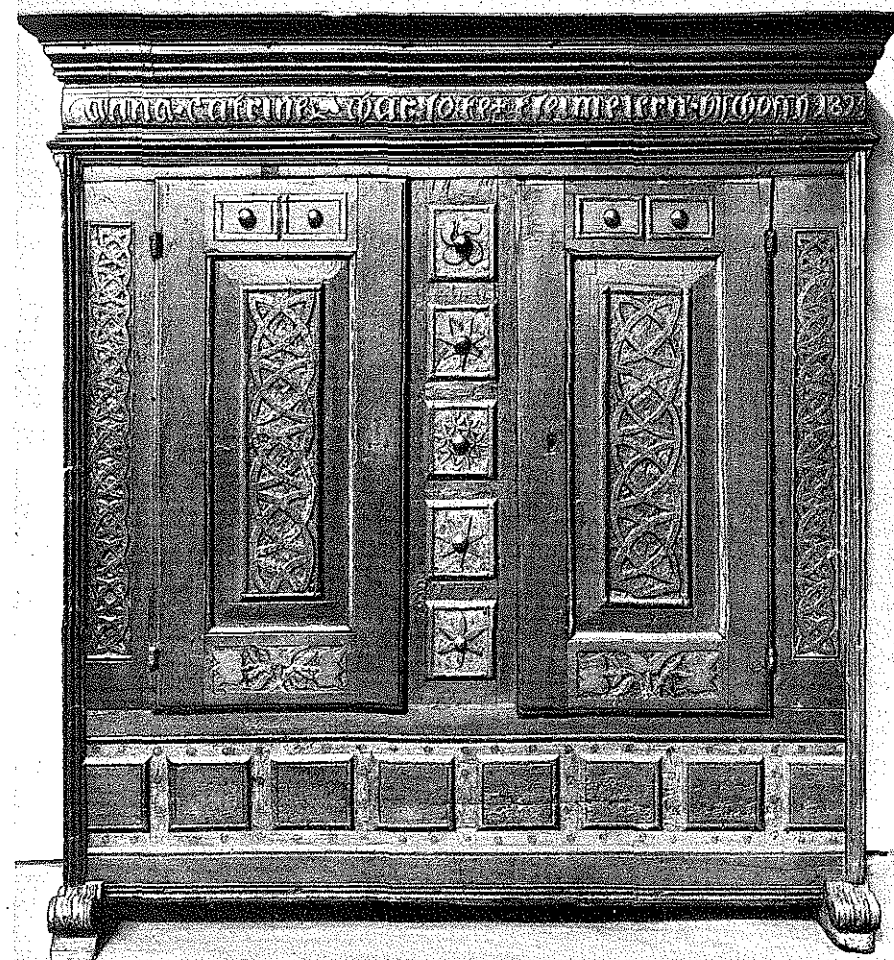


Abbildung 4. Sinnbilder auf einem Schrank aus Wenzlar, 1823. Aufn. Hans Pusen.

gebaut sind, finden wir in scharf getrennten Gruppen die Sonnwaren aus den Töpfereien und die Zinnfachen aus den Zinngießereien der verschiedenen Landestheile Niedersachsens ausgestellt. Während wir im Treppenhaus zum oberen Stockwerk hinaufsteigen, haben wir Gelegenheit, die umfangreiche Sammlung von Fensterbierscheiben kennenzulernen, die hier in lockerer Verteilung an der Innenseite der hohen Fenster ausgehängt sind, und zwar jeweils an einer großen Milchglascheibe, die das ungeblendete Beschauen dieser wertvollen und schönen Stücke ermöglicht, ohne daß die gerade hierbei erforderliche Helligkeit beeinträchtigt wird. Die Bedeutung der Fensterbierscheiben, wie sie bei Hausrichte und Hochzeit von Verwandten und Freunden geschenkt wurden, liegt einmal in ihrer Farbenfreudigkeit, zum andern in ihrem kulturgeschichtlichen Inhalt, der Bauernleben, Handwerkschaffen und Volksbräuche des Jahreslaufs und Lebenslaufs in lebendiger Darstellung umfaßt. Auf dem oberen Treppenpodest be-

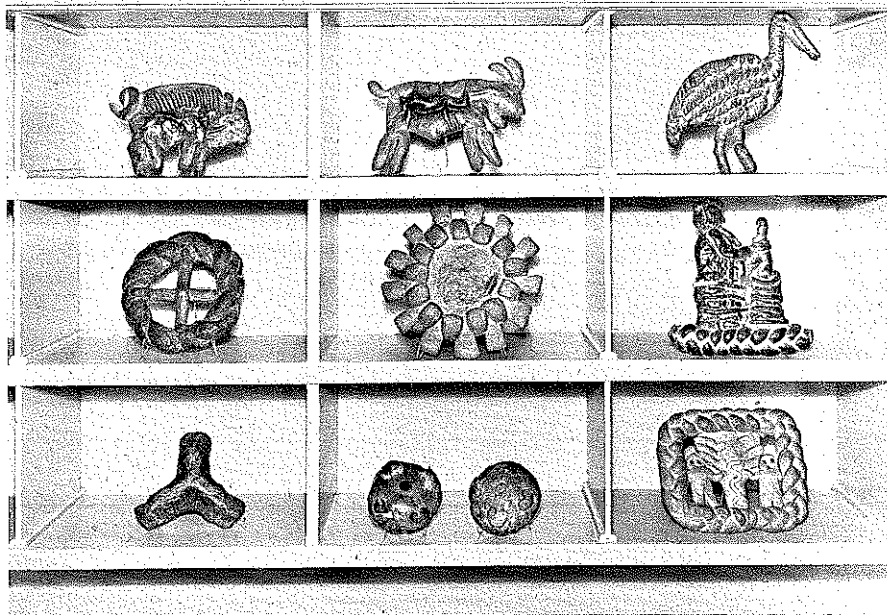


Abbildung 5. Festgebäck zu Nikolaus, Ostern, Tod und Hochzeit. Aufn. Hans Pusen.

grüßt uns die wichtige Gruppe Nahrungsmittel des Volkes. Eine in die Wand eingebaute Gruppe von Festgebäcken begeisterte seinerzeit bei einem Museumsbesuch namentlich die Ur-geschichtler; denn diese entdeckten in den Formen dieser Gebäckbrote, wie sie zu Weihnachten und Ostern, bei Hochzeit und Tod gebacken werden, eine Fülle von Anklängen an die urzeitliche Sinnbildwelt.

Der nun folgende Raum umfaßt die Abteilung Stoffe, ihre Herstellung und Behandlung. Natürliche Gruppen sind hier Flachsbearbeitung, Spinnen und Weben, Blaudruck, Klöppeln, Strohhuherstellung, Stricken und die in Niedersachsen hoch entwickelte Stickerei. Was an Stickereien hier einerseits in Stickmüsterbüchern, andererseits an Kissenbezügen, Prunkhandtüchern und Schultertüchern erscheint, das gehört zu dem Erlesensten in Deutschland. Namentlich das Schaumburger Land und die Wälder Elbmarsch zeichnen sich in dieser Beziehung durch ererbte und weitergefeilterte Kunstfertigkeit aus. Wie das Ergebnis all dieser Handarbeiten in den fertigen Volkstrachten eine wundervolle Harmonie erzeugt, das tut der Inhalt des nun folgenden langgestreckten Saales kund. In seine linke Wand sind weiträumige Schauläden eingebaut, in denen die wichtigsten und schönsten der zahlreichen Trachten des vielgestaltigen Landes unter gut abgestimmter Deckenbeleuchtung ihre Reize an Form und Farbe entfalten. Der hier gegebenen Reihenfolge mit ihrer landschaftlichen Gruppenteilung entspricht auf der gegenüberliegenden Wand des Saales eine lang hinziehende Reihe von Wandschaukästen, in denen auf grünem Samt eine der größten Bauernschmucksammlungen Deutschlands das Können der Gold- und Silberschmiede Niedersachsens und Frieslands im hellsten Licht erstrahlen läßt. Den sachlichen und räumlichen Abschluß dieses langgestreckten Trachtensaales bildet an der abschließenden Querwand Mackensens bekanntes Gemälde „Gottesdienst im Moor“, wo die herbe Schönheit niedersächsischer Landschaft und die schlichte Kernigkeit ihrer Bewohner in ihrem Zusammenhang besonders eindrucksvoll gestaltet sind.

Die nun folgenden Räume sind den Einzelercheinungen des Volksgeistes gewidmet, wie sie in Brauchtum, Glaube und Dichtung zutage treten. In der Sondergruppe „Jahresfeste“

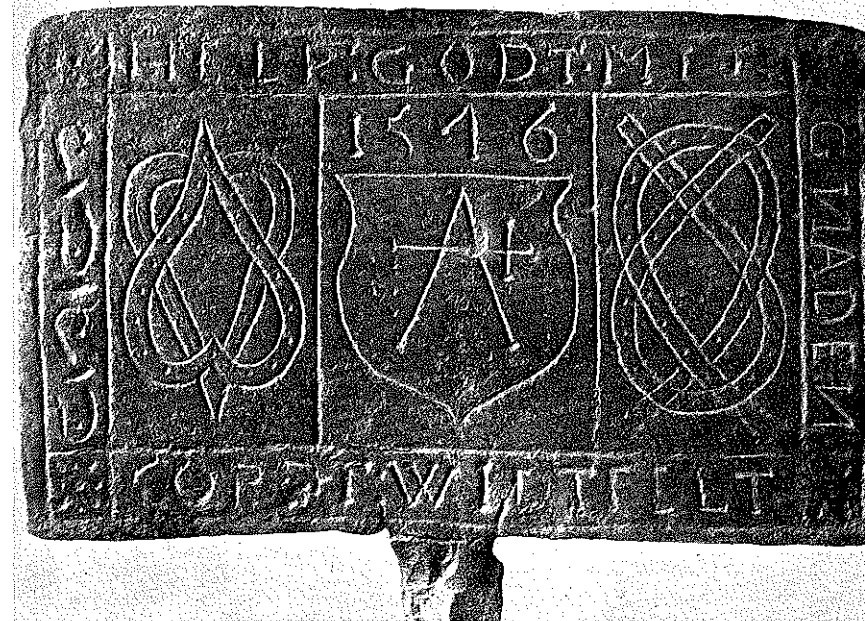


Abbildung 6. Neujahrs-Kuchenelfen von 1516. Aufn. Hans Pusen.

fallen das große Osterrad aus Lügde, die Erntefestausstattung einer Dorfkirche und die Wand mit den verschiedenen Erntekränzen, -kronen und -fahnen auf. Über ihnen bildet eine bunte Reihe von Schüsselscheiben einen zierenden Fries; Gegenstände des Winterbrauchtums sind eine Sondergruppe für sich. Innerhalb der Abteilung „Lebensfeste“ sind Geburt, Hochzeit und Tod durch seltene Stücke vertreten, unter denen Hochzeitsausstattungen und Grabsteinformen besondere Aufmerksamkeit erregen. Die Sondergruppe „Rechtsbrauchtum“ wird ebensosehr dem Sachsenpiegel wie den Hausmarken, den Rechtsitten wie den Gerichtsstätten gerecht. Von volkstümlichen Glaubenserscheinungen finden wir Vorzeichen, Besprechungen und das zweite Gesicht.

Auf unserer bisherigen Museumswanderung war uns immer wieder aufgefallen, wie häufig Sinnbilder auftreten und wie eng sie mit Haus und Gerät, mit Brauch und Glaube verbunden sind. Dieser Eindruck, der für das alte Germanenland Niedersachsen besonders bezeichnend ist, wird nun noch machtvoll betont in einem ganz großen Saal, der ausschließlich den Sinnbildern gewidmet ist. Hier erscheinen als Muster in den Steinsetzungen dörflicher Fachwerkwände Lebensbaum und Kautz, Sonne und Mühle, Donnerkeulen und Odalrune, ferner als Heilzeichen an der Dachspitze des Sachsenhauses die weltberühmten Pferdeköpfe und die weniger bekannten Siebelspähle, schließlich die hochragenden Pferdeköpfe und die gestreckten Morgensterne an fünf uralten rauchgeschwärzten Herdrähmen. Der Einblick in die Sinnbildwelt der Germanen wird zu einer lebendigen Schau durch die Fülle einzelner Beispiele, die uns hier an Truhen und Schränken, Stühlen und Flachschwingen, Ofenplatten und Feuerfelsen entgegentreten: Vogel und Schlange, Sechsstern und Hakenkreuz, usw.

Den Abschluß macht die Volkssprache mit der Mannigfaltigkeit ihrer Mundarten und die Volksdichtung mit Märchen und Sage, Schauspiel, Lied und Spruch. Für Niedersachsens Begabung in Wit und Humor zeugen ebensosehr Vertreter von Weltgeltung wie Till Eulenspiegel, Lügen-Münchhausen und Wilhelm Busch, wie die neckischen Schnitzereien an Bürgerhäusern und die spaßigen Malereien auf bäuerlichen Mügensschachteln und Tontellern.

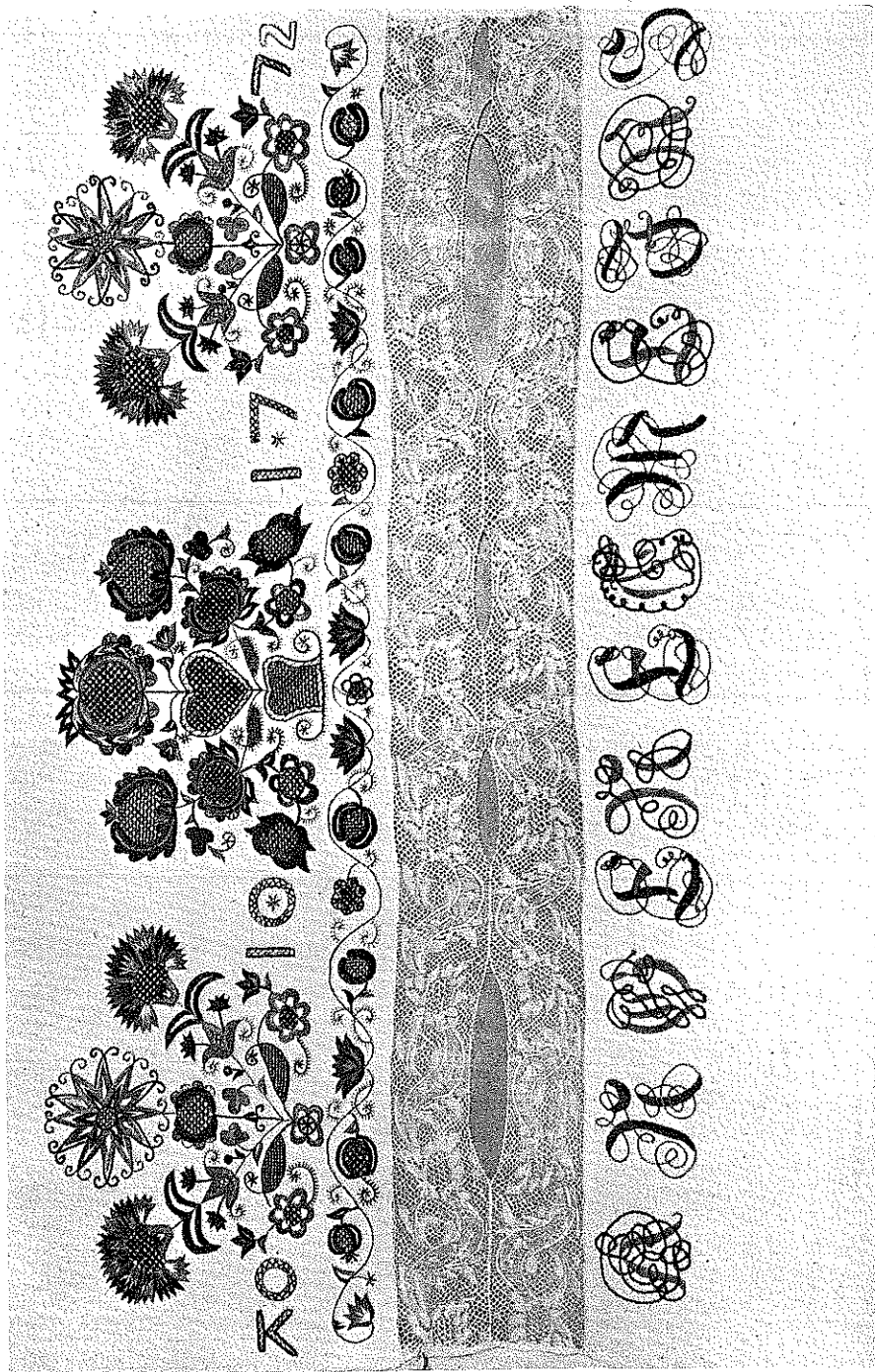


Abbildung 7. Prunkhandtuch aus der Winter Elbmarch, 1772. Aufn. Hans Pusen.

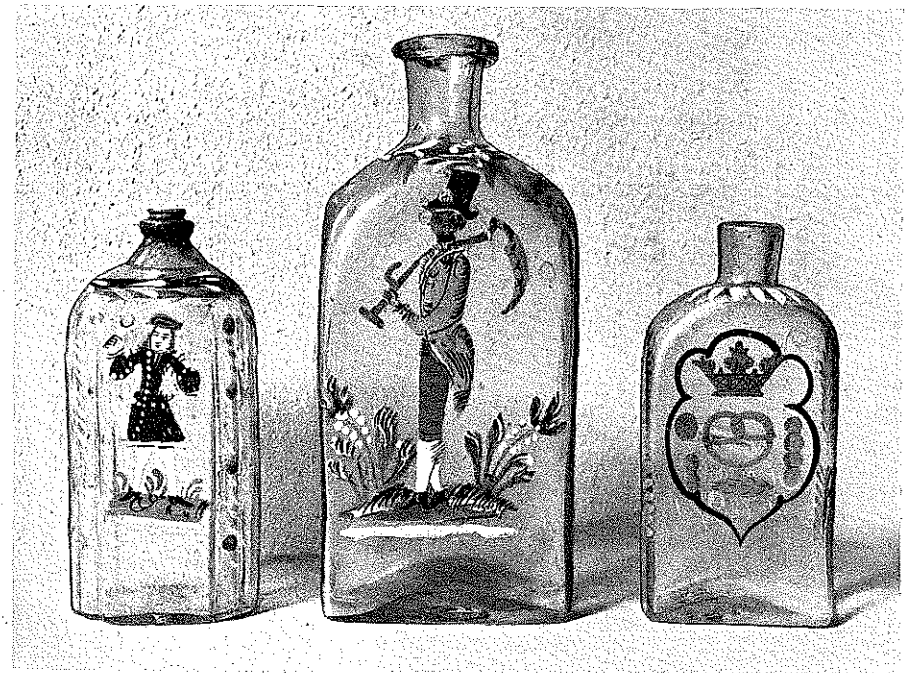
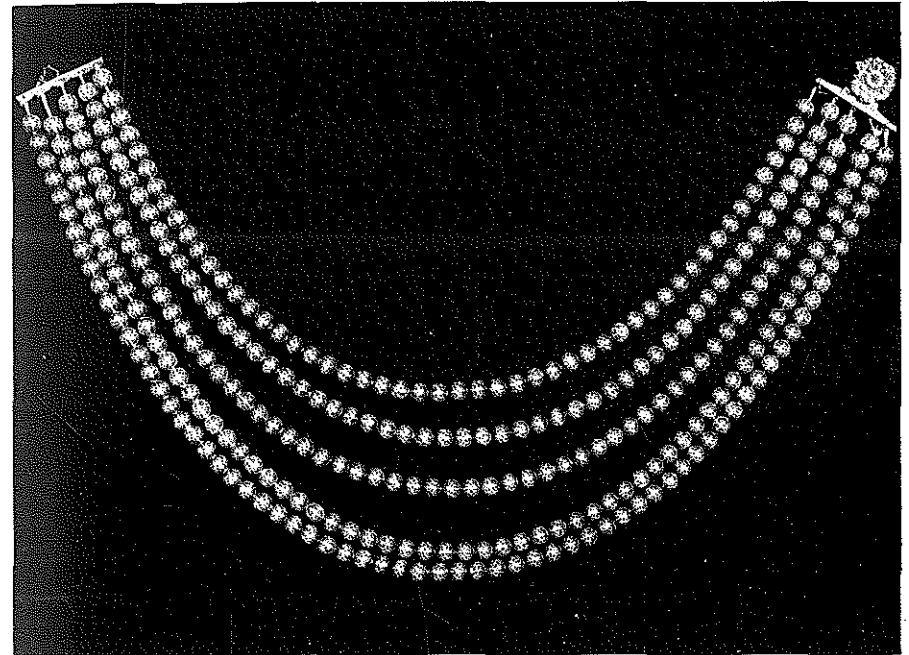


Abbildung 8 (oben). Altländer Halskette aus hohlen Silberfüllgranperlen. Aufn. Hans Pusen. - Abbildung 9 (unten). Bemalte Schnapsflaschen. Aufn. Hans Pusen.

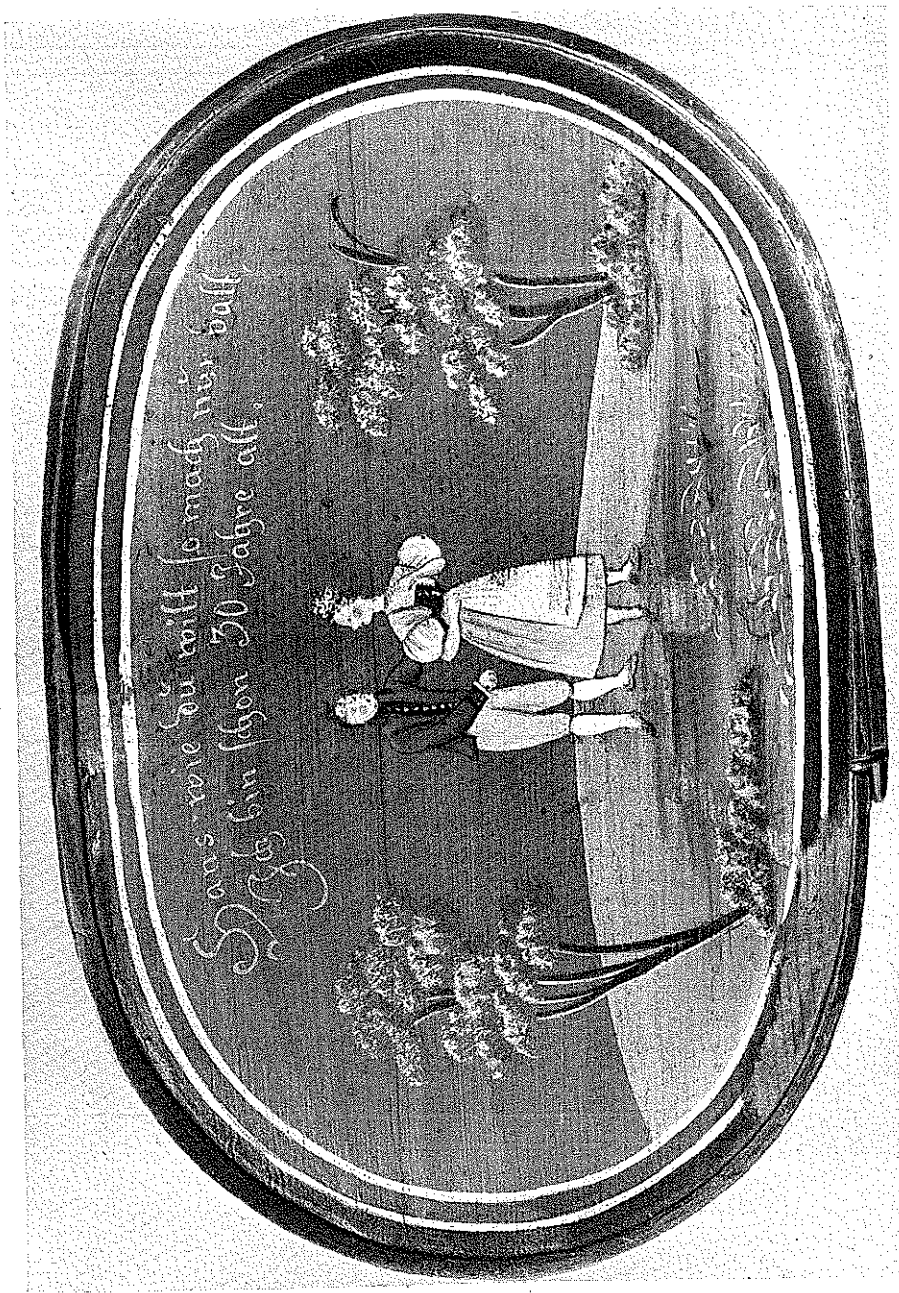


Abbildung 10. Nügensschachtel mit spaßhafter Bemalung. Aufn. Hans Posen.

3. Altheim und E. Trautmann: Hirsch und Hirschfuge bei den Ariern

(Schluß)

5.

Hirsch und Streitwagen hatten in den indogermanischen Bereich geführt. Auf einen anderen verweist die Waffe des Jägers, der Bogen.

Der göttliche Streitwagenkämpfer Mithra führt im Mithr Näscht „scharfschneidige, gutgemachte Speere“, stählerne Hämmer, Messer, Wurfspeulen und anderes mehr (1). Ähnliche Waffen erscheinen bei seinen Gegnern und Kampfgenossen (2). Aber der Bogen ist die Hauptwaffe, und immer erscheint er an erster Stelle. „Tausend Bogen mit Sehnen aus Därmen“, tausend „geierbefiederte Pfeile mit goldenen Kerben (?) und hölzernen Widerhaken (?)“ liegen in Mithras Wagen. Der Kampf ist Wagen- und Bogenkampf. „Wenn die Peitsche ihre laute Stimme erhebt und die Rüstern der Kasse zittern, die Peitschen sausen, die Sehnen schwirren und die Geschosse (?)“, heißt es in einer Schlachtschilderung (3).

Der Bogen, den Mithra führt, ist derselbe, der auch auf den Reliefs von Malatya, Sendshirli, Apüt und Tell Halaf erscheint: der zusammengesetzte Reflexbogen. Hornstreifen und Sehnenbündel verstärken bei ihm das abgeflachte Bogenholz. Lack und ein fester Überzug aus Rinde oder Bast halten die verschiedenartigen Bestandteile zusammen. Alte Exemplare solcher Reflexbogen, in Ostturkestan von Sir Aurel Stein (Mayar-tagh am Rhotan-darya) (4) und Sven Hedin (Delta des Dum-darya am Lop-nor) (5) gefunden und noch der Hanzeit entstammend, zeigen die Nachart. Mit ihnen stimmt der Bogen aus der Metropole von Baghouz am Euphrat überein (6). Es waren kostbare und wirksame Waffen. Kenner urteilen, daß zur Herstellung eines einzigen Reflexbogens 5–10 Jahre nötig waren (7). Der älteste Bogen dieser Art stammt aus einem ägyptischen Grab des 15. Jahrhunderts (8). Er erscheint gleichzeitig mit dem Auftreten der Mitanni in Vorderasien. Zweifellos ist er durch ihre Vermittlung an den Nil gelangt. Denn obwohl der älteste Beleg in Ägypten gefunden wurde, darf man annehmen, daß die Heimat des Komposit- oder Reflexbogens in Mittelasien zu suchen ist. Darauf hat neuerdings 3. Bergman hingewiesen (9). Nicht nur die Stücke aus Ostturkestan, auch die Bogenversteifungen von der unteren Wolga (10) und der awarische Bogen von Ullö in Ungarn (11) führen darauf hin. Den Beweis liefern die Heldengesänge der Ostjaken, die A. Reguly am unteren Ob gesammelt hat. Sie spiegeln die Bedeutung des Bogens und sie zeigen sein hohes Alter bei den nordasiatischen Nomadenstämmen.

Im Gesang des Gottes von Pelim wird geschildert, wie dieser auszog, sich das Holz zu einem Bogen zu holen (12). Es ist ein „mit rotem Birkenbast“ überzogener, „stückiger“ Bogen (13), also ein Komposit- oder Reflexbogen. Mit seinem „wie ein Rentierschulterblatt großen Beile“ spaltet der Held „das zum Bogenmachen taugliche Holz“; dann schneidet er es in Stücke (14). Weiter gehören dazu eiserne Versteifungen:

„Einen eisenteiligen eingeteilten Bogen zieht er hervor,
einen eisengliedrigen gegliederten Bogen zieht er hervor“,

heißt es in einem anderen Lied (15). In einem der ostjatischen „Bärenlieder“, die zu dem uralten (16) Bärenkult dieser Paläoasiaten gehören, sagt der Held:

„Den dreikralligen Beinpfahl . . . nehme ich,
und auf meines stein-gelenkigen, gelenkigen Bogens Mitte lege ich,
auf meines eisen-gelenkigen, gelenkigen Bogens Mitte tu' ich, traun.“

In dem Beiwort „stein-gelenkig“ (17) faßt man ein älteres Stadium, da das Eisen, das Metall überhaupt, noch unbekannt war und der Stein seine Stelle vertrat. Entsprechend erscheint der



Abbildung 5. Tell Halaf. Vorderasiatische Abteilung der Staatlichen Museen. Photo V A 8851.

dreikantige Nomadenpfeil aus Knochen statt des sonst üblichen Eisenpfeils. Diese Altertümlichkeiten bestätigen die asiatische Herkunft des Kompositbogens. Der Nachart entspricht die Wirkung. Die Pfeile dieser Bogen durchdringen eiserne (18) Panzer:

„Den Panzerschuppen durchdringenden Pfeil reiße ich hervor,
den Panzerschuppen stechenden Pfeil reiße ich hervor“,

heißt es in dem Parallelismus der Glieder, der für die ostasiatischen Völker bezeichnend ist (19). Die Bogen der Parther schleuderten die Pfeile mit solcher Macht, daß sie ein Pferd oder zwei hintereinander stehende Männer glatt durchschlugen (20). Die Gefänge der Bogulen wissen gar von Pfeilschüssen, mit denen ein göttlicher Held jeweils sieben Hirsche und sieben Elche durchbohrte (21).

Mittelasien war, wie gesagt, die Heimat des Reflexbogens. Zugleich bildete es den Bereich einer eigentümlichen Kultur, auf die wir damit zum erstenmal stoßen. Freilich keiner Kultur völkischen Charakters, sondern eines Kulturkreises, der Iranier und Tocharer, also Indogermanen, aber auch Türkstämme, Ugrosinnen und Mongolen umfaßte (22). Man bezeichnet sie insgesamt als Reitervölker oder Reiternomaden.

Zunächst war es der Reflexbogen, der aus dem mittelasiatischen Raum von den wandernden Indogermanen nach Süden gebracht wurde. Er verband sich mit dem Streitwagen zu einer neuen Kampf- und Jagdform. Doch dabei blieb es nicht. Bei den Mitanni treten weitere Einwirkungen des reiternomadischen Kulturkreises hervor.

Der Name des mitannischen Dynasten Aitaggama bedeutet „Echsenreiter“ (ai. *eta-gama-) (23). Neben Surata, dem „Lenfer guter Wagen“, begegnet damit zum erstenmal der Reiter. Dementsprechend gibt die Kunst außer dem Streitwagenkämpfer um die Jahrtausendwende den berittenen Krieger. Das gilt vom ganzen Bereich des einstigen Mitannireiches. Die Reliefs von Tell Halaf (Abb. 5), Karfemisch, Marasch und Gendischireli zeigen das gleiche Bild (24). An weiteren Reiterdarstellungen des mitannischen Kreises treten ein Relief aus Tell Hymar (25) und die Felszeichnungen von Demir Kapu (26) hinzu. Das Aufkommen des Reitens statt des Fahrens bedeutet ein unwälzendes Ereignis. Hinter ihm steht das Vordringen der Reiterstämme von Osten und Norden her (27).

Dieses Vordringen läßt sich auch an anderem Ort verfolgen. Mit dem Ende der Bronzezeit treten in Ungarn die ersten Spuren eines solchen Stammes auf (28). Innerhalb der Grenze scheidet sich eine Schicht mittel- und nordasiatischer von einer solchen kaukasischer Herkunft (29). Träger dieser Bewegung waren die Kimmerier. Ihre Könige trugen iranische Namen (30). Das führt auf ein Vordringen iranischer Stämme nach Westen; Ostpolen und Südrußland mögen das Ausgangsgebiet gewesen sein (31). Ähnlich stand es in Iran selbst. Die Nekropole von Gialf (32) in der Persis enthält wahrscheinlich Reitergräber; einmal ist ein Zug von berittenen Schwerebewaffneten dargestellt (33). Und der awestische Mithra Näscht nennt neben dem Streitwagenkämpfer schon den Reiter (34).

In Mesopotamien, Syrien und Kleinasien drangen die Reiterstämme damals noch nicht ein. Aber um die Jahrtausendwende machte sich ihr Einfluß überall geltend, sei es, daß er vom Kaukasus, sei es, daß er von den iranischen Nebdern ausging (35). Im Gefolge des Reitens traten Hose und Hiebschwert, Knebelrense und Sattel auf. Und mit ihnen Bestandteile der religiösen Welt des mittleren und nördlichen Asien (36), unter ihnen der Hirsch. Auf einer Bibel des kimmerischen (37) Schatzes von Michalkow erscheint die rückwärtsgewandte Hinde, eines der Leitmotive der Reitervölkerei (38). Die gleichen Einflüsse zeigen sich im nördlichen Mesopotamien, auf den Orthostatenreliefs vom Tell Halaf.

Freilich, wenn dort Hirsch und Hirschkuh von einem Löwen gerissen werden (39), so steht das in altorientalischer Überlieferung. Der Vorwurf begegnet bereits auf einem Sapislazulirelief von Ur, aus dem Anfang des 3. Jahrtausends (40). In der hethitischen Kunst erscheint daneben der Adler, auf dem Rücken eines Hirsches hockend (41). Neue Bahnen schlugen die Reliefs von Tell Halaf ein.

Im Nationalmuseum von Aleppo befindet sich ein Orthostatenrelief, das einen Bierfüßler zeigt, wie er von rechts auf den Rücken einer nach links gewandten und sich aufbäumenden Antilope springt (42). Man hat in dem Bierfüßler einen Luchs erkennen wollen (43). Aber die



Abbildung 6. Tell Halaf. Vorderasiatische Abteilung der Staatlichen Museen, Berlin. Photo VA 8861.

Bildung stimmt nicht überein, weder der gedrungene Rumpf noch die kurzen Extremitäten. Daneben steht ein zweites Stück gleicher Herkunft (Abb. 6), heute in der Vorderasiatischen Abteilung der Staatlichen Museen in Berlin (44). Hier ist eine ähnliche Gruppe, aber im Gegenstinn, wiedergegeben. An die Stelle der Antilope ist ein Gewilde getreten. Am ehesten wohl ein Stangenelch, worauf die breite Lagerung des Geweihs und die gleichmäßige Dicke der Geweihenden hinweisen. Auch die große Hufbildung könnte für den Elch sprechen, der, auf Sumpf- und weichem Waldboden lebend, gezwungen ist, die Schalen zu spreizen. Nur die schmale Halsbildung weicht ab, und doch ist der für den Elch bezeichnende breite Ansatz wiederum vorhanden.

Ist das Erscheinen des Elches schon merkwürdig, so mehr noch das Raubtier, das hinter ihm emporspringt. Auch da handelt es sich um kein Tier, das in Vorderasien heimisch ist. Dargestellt ist der Vielfraß (gulo gulo), ein blutigeres Tier, das ausschließlich die nördliche Zone bewohnt und dort zu den gefährlichsten Feinden des Kientieres und Elches (45) gehört. Aufnahmen (Abb. 7-8) und Beobachtungen, die an dem ebenso seltenen wie scheuen Tier auf Etnan bei Stockholm 1939 gemacht wurden, bestätigten unsere seit langem gehegte Vermutung (46). Der Umriss von Kopf und Rücken, der scheinbar schwerfällige, in Wirklichkeit höchst bewegliche Körperbau, die Bildung der Zehen und des Schwanzes zeigen auf dem Relief von Tell Halaf die denkbar vollständigste Übereinstimmung mit der Natur.

A. Alföldi (47) ist es gelungen, dem Vielfraß einen festen Ort in der mittelasiatischen Sage zuzuweisen. Als die Hunnen aus Innerasien kommend in die antike Welt einbrachen, da glaubten sie von einer göttlichen Hand geführt zu sein (48). Sie wies den verfolgenden Jäger einen Weg durch den Maotischen Sumpf; dann verschwand sie. Das ganze Volk der Hunnen ergriff die Waffen, und auf dem Weg, den die Hand gezeigt, überschritt es den Sumpf, die Grenze Europas und Asiens. Die Urform dieser mythischen Landnahme, die bei den Nordostjaken erhalten ist (49), setzt an die Stelle der Jäger den geflügelten und, als seinen Begleiter, den zu Fuß gehenden Paster-Menschen, an die Stelle der Hand den Elch. Dieser wird durch den geflügelten Paster erlegt und durch dessen Tat findet das ganze Paster-Geschlecht eine neue Heimat. Der Name des Paster oder Pasker kehrt in einer Reihe ähnlicher Sagenformen bei den Ugriern des Ob-Gebietes wieder. Immer bedeutet er, so sagt Alföldi, den Vielfraß.

Das einzelne geben wir im engen Anschluß an Munkácsi (50). Der Name, den die beiden Jäger in der Mundart der mittleren Osowa tragen, übersetzt Munkácsi mit „Geflügelter Pasker“ und mit „Einsamer Sohn mit der blutigen Hand“. Der zweite Name geht uns in diesem Zusammenhang nichts an. Pasker dagegen bedeutet nach den Angaben, die Munkácsi seitens seiner Gewährsmänner von der oberen Osowa empfing, in der südlichen Mundart der Bogulen das Paster-Geschlecht. „Man sagt“, so erzählt derselbe Gewährsmann, „daß im Helbenzeitalter ein geflügelter Paster lebte. Der konnte sehr schnell laufen: wenn er zu laufen begann, ließ er das zu Fuß gehende geflügelte Tier hinter sich, den mit Flügel gehenden geflügelten Vogel hinter sich.“

Entsprechend lautet die Überlieferung des bei Obdorsk, am Poluj-Fluß, ansässigen Paster-Geschlechtes selbst. Die beiden Paster jagten einem Elch nach. Das verfolgte Tier lockte sie weit weg von ihrem ursprünglichen Wohnsitz, der Gegend der nördlichen Osowa (51). Einer der Paster, der geflügelte, erlegte den Elch. Die unbekannte Gegend gefiel ihnen, sie ließen sich dort nieder und sie wurde ihr späterer Wohnsitz.

Für die Entstehung der lautlichen Variante Pasker neben Paster verweist Munkácsi auf das konda-mogulische Wort Paszer (52) „Vielfraß“. Das Tier sei nicht nur ein Feind der Kientiere, sondern auch einer der gefährlichsten Verfolger des Elches im Walde. Aber auch sonst ergibt sich ein geschlossenes Bild. Denn wie das Jagdtier, der Elch, ein mythisches Tier ist, so auch sein Verfolger. Der geflügelte Paster steht neben dem zu Fuß gehenden, der Vielfraßmensch neben dem Vielfraß als solchem. Tierische und menschliche, natürliche und mythische Vorstellung schließen sich nicht aus, sondern gehen ineinander über.

Wie der mythische Elch šarabha-, so führt auch sein Verfolger in alte Zeit hinauf. Leider läßt es sich nicht entscheiden, ob das fadenartige Tier, das in der sithischen Kunst seit den Funden



Abbildung 7. Bielstraß (gulo gulo). Skansen bei Stockholm. Aufn. J. Jordan.

von Klermes erscheint, den Bielstraß oder ein anderes Tier darstellt (53). Aber die spätere Kunst der Reiternomaden gibt einen eindeutigen Hinweis. Hier hat wieder Alföldi (54) die entscheidende Beobachtung gemacht.

Auf einer Filzapplikation aus den hunnischen Gräber von Noin Ula in der Äußeren Mongolei erscheint unsere Sage im Bild (55) (Abb. 9). Der Bielstraß, wie in den nordostasiatischen Berichten als geflügeltes Wundertier dargestellt, ist dem zusammenbrechenden Elch auf den Rücken gesprungen und beißt sich dort fest. Es ist die gleiche Tierkampfszene wie auf dem Orthostaten vom Tell Halaf, nur daß hier das Raubtier im Augenblick des Sprunges erscheint, dort sein Opfer bereits erreicht hat.

Die Filzapplikation gehört in die Jahre um die Zeitwende. Die erste Erwähnung des Bielstraßes als Ahnherrn eines der Barbarenvölker steht in einer chinesischen Quelle, die um die Mitte des ersten Jahrtausends v. Zm. entstanden ist (56). Das chinesische Drenament der Bielstraßmaske (T'ao-t'ieh) wird als solche seit dem 3. Jahrhundert bezeichnet. Die Übertragung dieser Bezeichnung auf die Bronzegefäße der Yin- und Chou-Zeit ist mißbräuchlich und erst neueren Ursprungs. Über das Wesen des dargestellten Tieres sagt es nichts aus. Auf keinen Fall handelt es sich um einen Bielstraß, sondern vermutlich um einen Drachen (57). Alter als alles Andere ist das Relief vom Tell Halaf. Es gehört ans Ende des 2. Jahrhunderts und ist damit die früheste Darstellung der Tierkampfszene mit dem Bielstraß, die wir besitzen.



Abbildung 8. Bielstraß (gulo gulo). Skansen bei Stockholm. Aufn. J. Jordan.

Gleichwohl bezeichnet sie nicht den Ausgangspunkt. Entstanden ist die Sage und ihre Darstellung dort, wo Elch und Bielstraß heimisch sind: bei den Nomaden Mittel- und Nordasiens. Erst von dort kann sie nach Vorderasien gelangt sein. Sie ist ein Bestandteil des Kulturgutes, das die erste Bewegung der Reiterstämme dorthin gebracht hat. Sie gehört in die gleiche Reihe, der der Reflexbogen, das Reiten und die reiterliche Ausrüstung angehören. So kann es nicht wundernehmen, dem Bielstraß im Tell Halaf zu begegnen.

7.

Der Kulturkreis der Reitervölker trägt, wie schon gesagt, überwältigen Charakter. Indogermanen und Nichtindogermanen gehörten beide ihm an. Aber diese vorläufige Feststellung überhebt uns nicht der Frage, was den Anteil indogermanischen Volkstums im besonderen gebildet habe.

Früher pflegte man anzunehmen, daß, wo immer sich Übereinstimmungen zwischen Indo-Iranern und den nordasiatischen Stämmen ugrofinnischer Herkunft einstellten, die Motive der Sagen vom Süden nach Norden gewandert seien. Heute ist ein Umschlag erfolgt. K. Meuli (58) schlägt vor, solche Übereinstimmungen als ursprüngliches Eigentum der Nordasiaten anzusehen, so daß die Arier sie aus ihren einstmaligen benachbarten Sitten in die spätere



Abbildung 9. Noin Ula, Äußere Mongolei. Nach M. Nostovtzeff, *The Animal Style*, Tafel 24.1.

Heimat mitgebracht hätten. „Denn in ihren tiefgründig spekulativen Sagen stehen diese Motive roh wie Überreste einer primitiven Urzeit; in den Liedern der sibirischen ... Völker sind sie notwendige und natürliche Bestandteile ihrer Gedankenwelt.“

Bei der Sage von Elch und Bielfraß scheint manches diese Auffassung zu empfehlen. Das urtümliche Bild, das die Sagen der Jügravölker bieten; die Verhaftung mit einem bestimmten Geschlecht, dem der Paster oder Paßker; die Verbreitung der Sage von der verfolgten Hinde von den Hunnen bis hinab zu den landnehmenden Magyaren. Deutlich ist auch, daß die Jügravölker und Hunnen alles mit reichen, teilweise überreichen Zügen ausgestattet haben. So hat Alföldi die mittel- und nordasiatische Herkunft des Sagentheiles als gegeben angenommen. Mit keinem Wort erwähnt er die Möglichkeit indogermanischer Herkunft.

Was gibt die Sage selbst aus? Daß der Sarabha- achtfüßig, der Elch bei Wogulen und Ostjaken nur sechsfüßig ist, besagt nichts. Daß das indische Zabeltier gegen Löwen und Elefanten kämpft, ist spätere Ausmalung, die dem Süden entstammt. Ebenso wie die Hölle, die zauber-schnelle Schneeschuhe bei der Verfolgung des Elches spielen (59), nur in der Taiga erfunden werden konnte. Aber daß der Name des Sagenelches im Wogulischen auf ein arisches Wort zurückgeht, muß nachdrücklich stimmen. Es läßt sich unmöglich übersehen und es spricht dafür, daß diese Gestalt seitens der Ugrosfinnen von den Arieren entlehnt wurde, als beide noch in engster Nachbarschaft saßen.

Wie steht es mit dem Bielfraß? Auf den ersten Blick könnte es so scheinen, als sei er mit dem Paster- und Paßker-Geschlecht untrennbar verbunden. Paster und paßker bedeute beides den Bielfraß, meint Alföldi (60). Das ist ein Irrtum. Aus Munkácsis Bericht (oben S. 353) geht hervor, daß das Geschlecht ursprünglich Paster hieß und die Variante Paßker erst unter dem Einfluß des entsprechenden konda-wogulischen Wortes gebildet wurde. Dieses paßker oder paßker bedeutet allein den Bielfraß. Die Übertragung von Wort und Vorstellung auf das Paster-Geschlecht geschah demnach erst nachträglich.

Entscheidend ist die Frage des erstmaligen Auftretens. Die älteste Darstellung der Sage und damit überhaupt ihre älteste Spur finden wir im Tell Halaf. Und das besagt: bei arischen Stämmen. Alles andere ist jünger, teilweise weit jünger als dieses Zeugnis. Also übernahmen die Mittel- und Nordasiaten die Sage von ihren erstmaligen arischen Nachbarn. Sie bewahrten sie, gestalteten sie aus und schufen sie zu ihrer Stammes Sage um, während die Arier auf ihrer Südwanderung die Erinnerung an Elch und Bielfraß ganz oder bis auf geringe Spuren verloren.

- (1) Zt. 10, 128 f.; vgl. 103. — (2) Zt. 10, 20–21; 24; 39–40; 101. — (3) Zt. 10, 113, nach H. Sommers Über-
setzung, a. D. 80. — (4) Serindia 4, Taf. 51; Innermost Asia 3, Taf. 6. — (5) J. Bergman, Archaeol. Researches
in Sinkiang (The Sino-Swedish exped. 7, 1). 121 f. Den Himmels verdanken wir Sven Hedin (1939). — (6)
J. Bergman, a. D. 123. — (7) J. Bergman, a. D. 124. — (8) J. Bergman, a. D. 123. — (9) a. D. 123. — (10)
J. Bergman, a. D. 122. — (11) E. Horváth, Arch. Hung. 19, 21. — (12) A. Pápay, Sammlg. ostasiatischer Volks-
dichtungen (3. Abt. Reise d. Grafen E. Zichy 5) 91, 3. 60 f.; 95, 3. 375 f. — (13) A. Pápay, a. D. 90, 3. 30 f.;
94, 3. 295 f. — (14) A. Pápay, a. D. 96, 3. 378 f. — (15) A. Pápay, a. D. 61, 3. 904 f. — (16) E. Strobenius,
Kulturgesch. Afrikas 83 f. — (17) A. Pápay, a. D. 262, 3. 158 f.; vgl. 3. 153 f. — (18) A. Heguly bei A. Pápay,
a. D. XXIII. — (19) A. Pápay, a. D. 64, 3. 1087 f.; vgl. 63, 3. 1008; 98, 3. 543 f. — (20) Mutarch, Crass. 27,
2; weiteres bei H. H. Dubé, T'oung Pao 86, 68. — (21) B. Munkácsi, Vogul népköltési gyűjtemény 2, 1
109 f.; K. Kerevnyi, Das göttliche Kind (Albae Sigill. 7) 30. — (22) K. Schefold, Eur. Sept. Ant., 12, 64 f. —
(23) P. Kretschmer, Zs. 55, 93. — (24) M. v. Oppenheim, a. D. 133 f.; Taf. 18 b; Realleg. d. Vorgefch. 7, 176;
Archäol. Mitt. aus Iran 2, Taf. 7 unten; 9 unten; A. Moortgat, D. bild. Kunst des Alten Orients u. d. Berg-
völker Taf. 31 f.; St. Przemowski, Arch. f. Orientforsch. 1928, Taf. 9, 2; J. Garfank, Hittite empire 232 f. — (25)
Syria 10, Taf. 34, 1. — (26) B. Müller, Zeitschr. f. Ethnol. 76, 176 f. — (27) J. Wiesner, a. D. 46 f.; Altheim-
Trautmann, Italien u. d. Dor. Wanderung (Albae Sigill. 5) 35 f. — (28) E. Gallus u. E. Horváth, Un peuple
cavalier préscythique en Hongrie (Mitt. Pannon., 2, 1). — (29) E. Horváth, a. D. 65 f.; 75 f.; P. Meinede, Ger-
mania 9, 52 f. — (30) B. Párvan, Getica 2 f.; M. Vasmer, Realleg. d. Vorgefch. 12, 236. — (31) E. Horváth,
a. D. 64. — (32) H. Ghirshman, Syria 16, 229 f.; J. Wiesner, a. D. 76. — (33) Syria 16, Taf. 44, 2. — (34)
Zt. 10, 11. Ein bisher übersehenes Zeugnis für die Entstehungszeit der ursprünglichen (vorzarahitischen) Fassung
des Märch. — (35) J. Wiesner, a. D. 79 f. — (36) J. Wiesner, a. D. 80; 85 f.; Zt., 1939, 321 f. — (37) J. Nestor, Ber.
Nöm.-Germ. Kommiss. 1932, 124. — (38) Hoernes-Menghin, Urgesch. d. bild. Kunst 29, Abb. 2. — (39) M. v. Oppenheim,
a. D. Taf. 26 b; 28 a. — (40) A. Moortgat, Bildwerk u. Volkstum Vorderasiens zur Zeit 30, Abb. 25 — (41)
E. Herzfeld, Arch. Mitt. aus Iran 2, 132 f.; Taf. 2; A. Moortgat, Die bild. Kunst 71 f.; Taf. 78. — (42)
G. Ploig de Kottou, Le Musée National d'Alep (Sonderdruck aus Revue Archéol. Syrienne, 1932) 68 nr. 193
und Abb. 36. — (43) G. Ploig de Kottou, a. D. 193. — (44) Das Stück ist unseres Wissens unveröffentlicht. Die
Aufnahme verdanken wir der Freundlichkeit A. Moortgats. — (45) Bull. of the Mus. of Far Eastern Antiqu. Stockholm
Bull. 4, 261 f.; 307. — (46) Die Aufnahmen verdanken wir J. Jordan-Bagdad. — (47) Zt. 1931, 404 f.
— (48) Procop., bell. Goth. 4, 5, 7 f.; Jordanes, Getica 24, 122 f.; Agathias 5, 11, p. 300 Bonn.; vgl.
Ehren. 1, p. 547 Bonn.; Quelle ist Priscus. — (49) A. Alföldi, a. D. 405; A. Heguly bei J. Pápay, a. D.
XXXII. f.; J. Pápay, Eszaki-oztjak nyelotanulmányok (Nordostasiatische Studien) in der Serie Finnugre
füzetek (Finnisch-ugrische Hefte), 15, 166 f. — (50) a. D. 2, 223 f. — (51) Nach A. Pápay, a. D. 166 f.; Nyelo-
tudományi közlemények, 38, 313, liegt der Bohnst. des Paster-Geschlechtes im Quellgebiet des Ob. — (52) Nach
Heguly's Beschreibung, der immer x an Stelle von k schreibt. — (53) K. Schefold, Eur. Sept. Ant. 12, 46. — (54)
a. D. 410. — (55) G. Boroffka, Gesch. d. Kunstgewerbes 1, 152, Taf. IX; Zt. 1926, 348 Abb. 2. — (56) D. Küm-
mel bei A. Alföldi, a. D. 410. — (57) B. Karlgren, Bull. of the Mus. of Far East. Antiquities Stockholm 8, 93;
vgl. 2, 361. — (58) Kalevala. Altfinn. Volks- und Heldentlieder 34 f. — (59) B. Munkácsi, a. D. 2, 223 f. —
(60) a. D. 406.

Karl von Goebel: Ein deutsches Forscherleben in Briefen aus sechs Jahrzehnten. 1870 bis 1932. Herausgegeben von Dr. Ernst Bergdolt, Professor an der Universität München, Konservator am Botanischen Garten München-Nymphenburg. Ahnenerbe, Stiftung Verlag, Berlin. Mit 5 Bildtafeln und 5 Schriftproben, 273 S. Preis RM. 6.50.

Ein besonderes Verdienst des Herausgebers dieser wertvollen Briefsammlung Goebels über drei Menschenalter hinweg ist es, daß er sie, ohne daran etwas zu ändern, in ihrer wahren Urschrift gelassen hat. Sie zeigen uns deshalb desto klarer die große Persönlichkeit des weltberühmten Biologen, der immer darauf bedacht war, durch exakte Forschung frei von jeder willkürlichen Phantasie die Lebensformen und Gestaltung der Pflanzenwelt in ihrer mannigfachen Beziehung zur Außenwelt zu ergründen und ihre Gesetzmäßigkeiten festzustellen. Schon aus seinen Jugendautzeichnungen sehen wir seine starke Liebe zur heimatischen Erde, die er immer wieder in seinen Briefen an seine Jugendfreunde bekundet. „Zurücklos und frei“ war ja auch der Wahlspruch seiner Heimat. Diese Zurücklosigkeit bezeugte er durch sein ganzes langes Leben hindurch in seinen Briefen, in denen er, selbst fest im Sattel, vor keiner Größe seiner Zeit zurückschreckte, wenn es galt, Irrtümer oder Entgleisungen nachzuweisen. Er selbst bekannte ja: „Wenn ich auch manchmal herumgestritten habe, so kann ich nichts dafür, ich war eben als alter Reichstädter erblich belastet.“ Zurücklos auch unternimmt er seine zahlreichen Auslandsreisen, die ihn in alle Weltteile führen. Schwerste Mitternachtsfahrten, Dolomitenkletterei und Vulkanbesteigungen, Wüsten und Urwälder können ihn nicht abhalten, sein Ziel, die Ergründung des äußeren Einflusses auf die Entfaltung und Gestaltung der Pflanzenwelt, zu erreichen. Als Siebzigerjährigen zieht es den „heliophilen“ Forscher noch einmal hinaus nach Java und Sumatra

und dort entscheidet er sich erst, doch nicht noch den geplanten Absteher nach China (Schang-hai) zu machen, da die von dort eintreffenden Nachrichten über große Wirren ihn davon abhielten. Seine völkische Einstellung geht aus verschiedenen Briefen deutlich hervor. Immer wieder versucht er es, die deutschen Universitäten und ihre Lehrstühle von jüdischen Elementen frei zu halten. Und als er selbst solche zu besetzen half, erkundigt er sich jederzeit über die etwa deutschfremde Einstellung des betreffenden Kandidaten. In einem Brief an Sachs, seinen ständigen Berater, schlägt er vor, sich mit de Bary und Oltmanns zu einem Block gegen das damals stark verjudete Berlin zusammenzuschließen. Wieder ist ein Brief an Sachs, in welchem wir lesen können: „Die Theologen von schwärzester Orthodoxie, die auch sonst kultiviert wird, haben mir aufs neue gezeigt, daß man im Süden doch liberaler ist. Ein Katholik wird an der Universität (Moskau) gar nicht angestellt, allerdings auch kein Jude, wogegen ich im letzteren Falle nichts einzuwenden habe; freilich wissen die sich zu helfen, wie Sohns Beispiel zeigt, als er nach Leipzig wollte.“ Eine Ferienreise führt ihn nach Norðerney, um dort besonders Meeresalgen zu studieren und zu sammeln. Hocherfreut berichtet er Sachs, wie ihn die dortige Flora erfreut hätte. Er bemerkt dann weiter: „Weniger angenehm ist die Fauna, insofern als es von Juden der widerlichsten Sorte geradezu wimmelt.“ Als edler Patriot litt Goebel besonders schwer während des Weltkrieges, und als weitsichtiger Politiker dank seiner großen Auslandserfahrung sah er den Ereignissen weit voraus, so daß seine in verschiedenen Briefen niedergelegten Behauptungen den Leser geradezu in Erstaunen versetzen. In Nathorst-Stockholm schreibt er zum Beispiel: „Groß ist die Enttäuschung über England, das kalt berechnend über uns herfällt und auf seinen biologischen dem Untergang geweihter Völker kämpft, statt sich des gemeinsamen germanischen Blutes zu erinnern... wir müssen und werden siegen, auch wenn alles dafür geopfert werden muß.“ Die alte germanische Kämpfernatur kommt bei ihm deutlich zum Vorschein. So nimmt es uns nicht wunder, daß sich der ehemalige Artillerist des Jahrgangs 1877/78, über welchen er seinem Freund

Schaumann berichtet: „suavit et alacritas“, sofort zu den Waffen meldet, und als ihm dies mißlang, es zum zweitenmal beim Generaladjutanten E. M. versuchte. Diese zweite Absage zwingt ihn zum traurigen Geständnis: „Jetzt erst habe ich gemerkt, daß ich alt geworden bin.“ In Buscaglioni-Catania schreibt Goebel: „Wir sind fest entschlossen zu siegen... trotz aller Lügen... mit Schmerz sehen wir, daß viele Italiener, die doch offiziell unsere Bundesgenossen sind! mit ihrer Sympathie ganz auf Seiten der Franzosen und Engländer sind! Es ist das eine große Torheit, denn wenn Frankreich siegt, wird es Italien – wie auch bisher – zu einer unbedeutenden Macht herunterdrücken. Aber die Leute fragen nicht die Vernunft sondern das „Gefühl“, sie erinnern sich nicht an Savoyen, Nizza und Tunis!“ Um seine große Sorge um Deutschland zu betonen, wirft er sich mit all seiner Energie auf den Abschluß seiner großen Bryophytenarbeit – „doch wie unwichtig“ – schreibt er, „ist das alles, wo unsere ganze nationale Existenz bedroht ist“. In seinen einzigen Sohn Eberhard, damals im Feld in Frankreich, berichtet Goebel: „Unsere Stammbaum in Neudlingen können wir jetzt bis 1342 verfolgen! Der erste ist „Hans der Böhl“. Und in freudiger Hoffnung auf den Fall Barfhaus ermuntert er seinen Sohn: „Sage mit jenem Soldaten: Die Welt ist eine Auster, mit meinem Schwert will ich sie öffnen.“ In Hückel-Jena schreibt Goebel als Rektor der Universität München: „Manchmal möchte man den Mut verlieren, namentlich wenn man sieht, daß wir die alten unpraktischen Idealisten bleiben, die nichts Besseres zu tun wissen, als die Vorzüge des humanistischen Gymnasiums anzupreisen – weil die darin gebildeten Juristen und Diplomaten „es“ und uns so herrlich weit gebracht haben.“ In einem Feldbrief an Herzog-München finden wir die trefflichen Bemerkungen: „Hoffentlich erhalten wir bald eine Militärdiktatur, die eine Anzahl der an unheilbarem Blödsinn und Schwachsinn erkrankten Parlamentarier von der Bürde des Daseins befreit.“ Kupper-München – im Feld beglückwünscht Goebel zur Leutnantswürde, befürchtet aber, „falls R. es noch zu höheren Ehren brachte, daß er sich als Unteroffizier a. D. dann gar nicht mehr im Garten sehen lassen

könnte“. Weiter unten im selben Brief lesen wir zu unserem nicht geringen Erstaunen – „falls nicht die Japaner vorher Sibiren einstecken. Aber ich vermute, daß wir uns mit diesen einigen werden“ – und das schrieb Goebel am 16. 3. 1918! – „freilich“, fährt er fort, „der deutschen Diplomatie ist jede Unterlassungssünde zuzutrauen!“ Nicht kann ich unterlassen, auf die köstliche Ironie in Goebels Brief an Prain-Kew, 1909, hinzuweisen. (E. wollte die botanischen Gärten Englands ansehen.) „Only I am afraid the English government will not allow me to land on the British shores! I have to take with me my academic uniform (including a most dangerous sword!), and so there is some danger of a „German invasion“. Fortunately my bald head, etc. testify my peaceful calling, so after all there is some hope that they will me pass on to Cambridge.“

Damit möchte ich die Blütenlese der Briefe des großen Botanikers Goebel, dieses blaubäugigen „Guten“ mit seinem struppigen rotblonden Bart beschließen. Aus dem bunten Inhalt seiner Briefe ließen sich ja außerdem noch weit mehr botanische Hinweise anführen, die ihn als einen der größten Biologen und Organographen zeichnen würden. Den Lesern der Monatshefte „Germanien“ möchte ich Goebel jedoch mehr als den nordisch eingestellten Kämpfer, den völkisch gerichteten Wissenschaftler, den weitausschauenden Politiker und treudeutschen Patrioten vorstellen. Den Goebel, der zwei Jahre vor seinem Tod als 75-jähriger an Bowyer-Glasgow schrieb: „Ich muß, obwohl ich seit 1. Oktober 1930 emeritiert bin, noch einmal „Knaben lehren Speere werfen und die Götter ehren“, weil mein Nachfolger noch nicht ernannt ist.“

Benötigen solche Briefe noch weitere Empfehlungen? Ph. v. Süssburg

Christian Peschke: Die frühwandallische Kultur in Mittelschlesien. Curt Rabitsch Verlag, Leipzig 1939, RM. 25.– Drei Jahrhunderte schlesischer Frühgeschichte von 100 vor bis 200 nach der Zeitwende umspannt die Arbeit Christian Peschkes, der alles an Funden und Forschungen aus den Anfängen der wandallischen Geschichte im schlesischen Gageblet zusammengetragen und zu einem übersichtlichen Bilde aufgebaut hat. Jedes einzelne Stück,

das der Spaten des Forschers dem Erdbreich entrissen hat, mag es noch so klein und unscheinbar sein, und jeder einzelne Fundort finden sich in diesem Buche verzeichnet und bewertet. Gleichsam aus vielen kleinen Mosaiken bestehend, liefert es ein getreuliches Abbild der frühwandallischen Kultur Mittelschlesiens und beweist uns aufs neue, von wie großer Bedeutung die präzisierte Arbeit des vor- und frühgeschichtlichen Forschers ist, der aus tausenderlei kleinen Dingen eine planvolle Übersicht für ganze Völker, Abschnitte und Landschaften zu gewinnen imstande ist.

Heinz E. Kroeger.

Universalstaat oder Nationalstaat. Macht und Ende des Ersten deutschen Reiches. Die Streitsschriften von **Heinrich v. Sybel** und **Julius Ficker** zur deutschen Kaiserpolitik des Mittelalters, hrsg. und eingeleitet von Friedrich Schneider, Verlag Wagner, Innsbruck 1941, XXXVIII u. 366 S. RM. 8,50/10.-. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung über die Berechtigung der deutschen Kaiserpolitik des Mittelalters begann um die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit dem literarischen Streit zwischen Sybel und Ficker, der jeweils in zwei Schriften seinen Ausdruck fand. Diese Schriften aus den Jahren 1859-62 waren seit langem vergriffen, so daß sie wohl oft zitiert wurden, inhaltlich aber nicht mehr bekannt waren. Um so begrüßenswerter ist es, daß Hr. Schneider jetzt einen Neubruck veranstaltet hat, in dem diese Arbeiten vereinigt sind. Außer den vier Schriften selbst (Sybel, über die neueren Darstellungen der Kaiserzeit (1859) und die Deutsche Nation und das Kaiserreich (1862); Ficker, das Deutsche Kaiserreich in seinen universalen und nationalen Beziehungen (1861) und deutsches Königtum und Kaisertum (1862)) hat Schneider auf eine Besprechung von Walz aus den Göttingischen gelehrten Anzeigen, die sich mit diesen Schriften auseinandersetzt, aufgenommen. Trotz der 80 Jahre, die seit ihrem Erscheinen vergangen sind, verdienen sie heute erneutes Interesse. Gerade das politische Erleben unserer Zeit hat uns für das Verständnis der mittelalterlichen Kaiser- und Italienpolitik neue Gesichtspunkte erschlossen. So mutet uns vieles in Fickers Schriften ganz aktuell an, so, wenn er etwa von dem „dauernden deutschen Beruf“ spricht, in der Mitte des Kontinents ein Machtgebiet zu schaffen, „welches die unruhigen und drängenden Glieder unserer Völkerfamilie auseinanderhaltend dem ganzen Weltteil eine Bürgschaft dauernder, friedlicher Zustände ermöglichender Machtverteilung“ zu bieten vermag. Darüber hinaus zeigt aber die Lektüre dieser historisch-politischen Publizistik, daß jede echte Geschichtsbetrachtung aus dem Geschehen ihrer Zeit die stärksten Impulse erhält.

K. Jordan.

Hedwig Böhne-Fischer: Ostpreußens Lebensraum in der Steinzeit. Ost-Europa Verlag, Königsberg 1941, VII und 156 Seiten und 44 Abb. RM. 6,20/7,50. Das Land Ostpreußen als geschlossener Siedlungsraum und landschaftliche Einheit in einem so frühen Abschnitt wie der Steinzeit erstmalig wissenschaftlich erkundet und gedeutet zu haben, ist das Verdienst dieses Buches. Die Verfasserin entwickelt den Abriß dieser steinzeitlichen Verhältnisse folgerichtig von der Natur her durch Beschreibung der Bodenarten und -verteilung, der Flüsse und Seen, der Pflanzenwelt, der klimatischen Bedingungen und der Tierwelt in den einzelnen Abschnitten der Alt-, Mittel- und Jungsteinzeit (Spät- und Neolithikum). Von hier aus erst unternimmt sie den Schritt zur Untersuchung der Wirtschaftsformen und Lebensbedingungen wie Jagd, Fischfang, Tierzucht und Ackerbau. Besondere Kapitel sind u. a. dem Wald als Lebensraum und den einzelnen Lebensgebieten aus der Steinzeit wie dem Seengebiet, der Memelniederung, der Kurischen Nehrung usw. gewidmet. Die Verfasserin hat ihr Werk reich mit anschaulichem und vielgestaltig gegliedertem Bildmaterial geschmückt und hat damit die ursprüngliche Absicht einer vorgeschichtlichen Landeskunde Ostpreußens in der Steinzeit weitestgehend erfüllt. Die sehr fleißige und gewissenhafte Arbeit findet ihren Lohn in der vorbildlichen Erfüllung der gestellten Aufgabe und stellt eine nicht unerhebliche Bereicherung unserer gesamtdeutschen vorgeschichtlichen Kenntnisse dar. Als gründliche und erfreuliche wissenschaftliche Leistung wird das Buch Hedwig Böhne-Fischer's seinen Platz in der Welt vorgeschichtlicher Forschung erhalten und behaupten. Heinz E. Kroeger.

Der Schleswiger Dom und seine Wandmalereien

„Im Dom zu Schleswig befindet sich der berühmte Truthahnfries aus dem 13. Jahrhundert, der, da der in Amerika beheimatete Truthahn im übrigen Europa erst nach Kolumbus bekannt wurde, als Beweis für vorkolumbische Amerikafahrten der Wikinger herangezogen und — u. a. in der „Woche“ — mehrfach diskutiert worden ist. Auch das soeben erschienene umfassende Werk von Alfred Stange, „Der Schleswiger Dom und seine Wandmalereien“ trägt durch seine Feststellungen zur Aufhellung des Truthahnproblems bei. Aber nicht darum sei auf Stanges Buch hingewiesen, sondern weil hier eine ausgezeichnete Darstellung eines unserer bemerkenswertesten niederdeutschen Domes vorliegt, die die Ergebnisse der jüngsten Restaurierung zu einem eindrucksvollen Bild zusammenfaßt. Der Dom, um das Jahr 1100 von wehrhaften deutschen Geschlechtern begonnen, als Schleswig in seiner ersten großen Blüte als Handelsstadt stand, hat sich auch unter der bald darauf einsetzenden dänischen Herrschaft als rein deutscher Bau fortentwickelt, wie Stange an Hand zahlreicher Beziehungen zur niedersächsisch-westfälischen Kunst der Zeit nachweist. Die erst kürzlich von späteren Übermalungen befreiten Wandbilder des 13. Jahrhunderts sind ein ganz besonderer Schmuck des Baus, weht uns aus ihrem diesseitig-naturfreundigen Stil doch der große Atem der staufischen Klassik an. Unter den Händen des unbekannten Genies, dem diese Bilder zu verdanken sind, verschmolz in einer Reihe von Bildnissen der ritterliche Geist des Nibelungenliedes mit dem Wikingertum der hansischen Bürger zu einem deutschen Denkmal schlechthin. Als solches hat uns der ganze Schleswiger Dom nach Stanges Ausführungen mehr noch als bisher zu gelten. Der Idee und dem Gehalt des Buches entspricht auch seine vorbildlich würdige äußere Form.“

Heraeus, „Die Woche“, Heft 34, 20. Aug. 1941.

Wir verweisen auf den unserer heutigen Auflage beiliegenden Prospekt vom Abnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem. Das Werk, in Leinen RM. 6,80, ist sofort lieferbar.

Zucht und Sitte Schriften Die Neuordnung unserer Lebensgesetze

Erste Folge / 120 Seiten / Format 18,5 x 27 cm / Fest kartoniert
5 ganzseitige Vierfarbenbilder, 52 zum Teil farbige Bilder im Text.

3,80 RM.

Diese Schrift ist die Antwort auf brennende Fragen, sie ist Appell und Fanfare für die ahnengläubige Verwurzelung und die dem Blute treue Aufwärtsentwicklung des deutschen Menschen im Dreiklang von Seele, Geist und Körper.

Die erste Folge schrieben u. a.: Dr. Heinrich Banniza von Bazan / Josef Martin Bauer / Hans Friedrich Blund / Hanns Jost / Bernhard Kummer / Dr. J. Meinholt / William v. Simpson / Curt Strohmeyer / Max Wegner / Max Wieser
Wolfgang Willrich.

Verlag Zucht und Sitte / Reichsbauernstadt Goslar

Hauptstiftungsleiter: Dr. J. Otto Pfaffmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16. Anzeigenleiter: Gerda Grünberg, Berlin-Dahlem. Abnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11. Buchdruck Kastner & Callmey, München. Offsetdruck J. P. Zimmer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Weidinger, Augsburg.

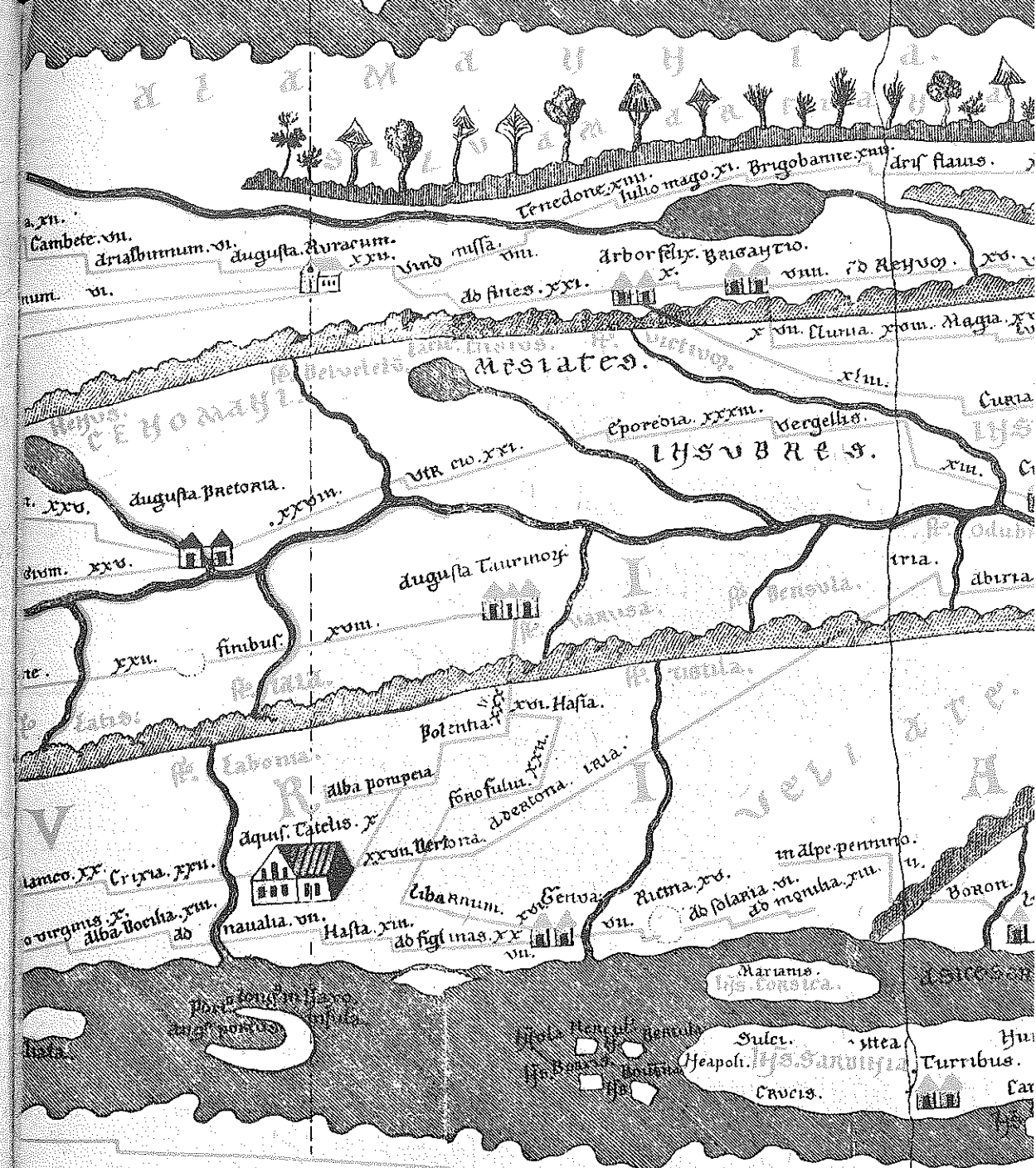
Das Erbe der Ahnen

dem deutschen Volke in Wort und Bild zugänglich zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfaßt daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere Ahnen auch heute empfangen:

Erbe, Glauben, Tat.



Verlags-Prospekte erhalten Sie in jeder Buchhandlung oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem



Germanien

Monatshefte für Germanenkunde / Heft 10 / Oktober 1941

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK
LUND

Inhaltsverzeichnis

K. Jordan	Die Gestalt Heinrichs des Löwen in der deutschen Geschichtsschreibung	361
Klaus Günther	Vorchristlich-germanisches Kulturerbe in den deutschen Hohlspinnigen des Mittelalters	368
Siegfried Behmann	Stammutter der Leute von Arvor	373
H. Bohmers	Sediment-Petrologie, ein neues Hilfsmittel zur Datierung urgeschichtlicher Kulturen	382
Die Fundgrube	Der Drudenfuß in einer Bilderschrift des 18. Jahrhunderts	389
	Hirsch und Schneegans, zwei Werdenfeller Hasenachtmäskchen	390
	Ein Schembartblatt aus dem Jahre 1456	391
	Der Wilde Mann als „Türwächter“	394
	Eine „Sonnenrose“ aus Steinbeilen	395
	Zum Kultspiel der Wilden Männer	396
Die Bücherwaage	Erhard Kemmann: Ostpreußens Volkstum um die ermländische Nordostgrenze	396
	Hedwig Böhne-Fischer: Ostpreußens Lebensraum in der Steinzeit	397
	Erste Reichstagung der Wissenschaftlichen Akademien des NSD-Dozentenbundes	397
	Zeitschrift für Volkstunde	398

Das Umschlagbild, gestaltet von Eugen Nerdinger, Augsburg, zeigt einen Ausschnitt aus der sogenannten Peutingerschen Tafel, einer altrömischen Weltkarte, mit dem Aufriß von „Mannaria“.

»Germanien« Monatshefte für Germanienkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“. Hauptschriftleiter: Dr. J. D. Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11.

13. Jahrgang, Neue Folge Band 3, Heft 10.

Bezugspreis: Einzelheft RM. - 60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post RM. 1.80. Zahlungen: Postcheckkonto Leipzig 9978. - Bezug durch Post sowie durch den Buch- und Zeitschriftenhandel. - Beilagen und Anzeigen werden z. B. nach Preisliste 1 berechnet. - Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift „Germanien“ Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, zu beanstanden.

K. Jordan: Die Gestalt Heinrichs des Löwen in der deutschen Geschichtsschreibung.

Die Persönlichkeit Heinrichs des Löwen steht heute wieder im besonderen Maße im Mittelpunkt des historisch-politischen Interesses. Im Jahre 1935 wurde mit Ausgrabungen in dem Braunschweiger Dom, in dem der Herzog seine Grablage gefunden hat, begonnen; bei einem Besuch der geöffneten Gruft ordnete der Führer damals an, daß sie zu einer „Wallfahrtsstätte der Nation“ ausgebaut werden sollte. Diese Arbeiten sind jetzt beendet; bei der Kulturtagung der deutschen Gemeinden im November 1940 ist der Braunschweiger „Staatsdom“, wie er hinfür genannt wird, seiner neuen Bestimmung übergeben. Dabei hielt Alfred Rosenberg eine Rede, in der er betonte, daß Friedrich I. die Reichsidee als bildende Kraft für die Zukunft verteidigen mußte, während Heinrich der Löwe die Ausweitung des deutschen Lebensraumes nach Osten in verstärktem Maße einleitete. Beide Tendenzen, mögen sie früher einmal auch als Gegensätze empfunden worden sein, bilden heute im höchsten Sinne eine Einheit. Mit dieser Würdigung der beiden Persönlichkeiten hat jener Streit zwischen kleindeutscher und großdeutscher Geschichtsbetrachtung, wie er seit fast 100 Jahren das Geschichtsdenken unseres Volkes in starkem Maße beherrscht und wie er sich gerade in der Beurteilung Friedrich Barbarossas und Heinrichs des Löwen besonders verhängnisvoll ausgewirkt hat, endgültig sein Ende gefunden. Der Kampf beider Richtungen ist heute überbrückt durch eine gesamtdeutsche Geschichtsauffassung, in der beide Gestalten in der Geschichte unseres Volkes ihren Platz einnehmen.

Es ist vielleicht nicht müßig, an diesem wichtigen Wendepunkt einmal zurückzublicken und die Frage zu stellen, wie sich das Geschichtsbild von dem großen Welfenherzog im Laufe der Jahrhunderte gewandelt hat. Gerade an der Gestalt des Löwen können wir sehen, wie jede Zeit die Vergangenheit mit anderen Augen sieht, und wir können hier besonders die Wahrheit jenes Marktwortes erkennen, daß man Geschichte ohne den Impuls der Gegenwart nicht treiben würde.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst in großen Zügen die Leistung des Löwen. Hineingeboren in den Gegensatz zwischen Staufern und Welfen, der seit den Tagen Lothars III. ausgebrochen war, verlor der 10jährige Knabe seinen Vater, Heinrich den Stolzen, der sich rühmen konnte, daß seine Herrschaft von Meer zu Meer reichte, dem aber vom Stauferkönig Konrad III. beide Herzogtümer Bayern und Sachsen abgesprochen waren. Es war eine harte Schule, durch die der junge Heinrich als ein noch Werdender zu gehen hatte. Auf Bayern mußte er verzichten, um sich Sachsen zu sichern; aber auch hier stand er zunächst auf einem Boden, den er gegen mächtige Widersacher verteidigen mußte. Erst die Wahl seines Vaters Friedrich Barbarossa schuf eine neue Lage. Der Ausgleich beider Geschlechter und das Zusammenwirken zwischen Kaiser und Herzog gab dem Reich in den nächsten beiden Jahrzehnten einen Machtanflug sondergleichen. Heinrich unterstützte die Reichspolitik des Staufers, er begleitete ihn mit starker Kriegsmacht auf den ersten Italienzügen und hat bei der Krönung des Kaisers in Rom sich selbst den rebellischen Admiren mit dem Schwert entgegengeworfen und sie niedergeschlagen. Barbarossa gab ihm das Herzogtum Bayern, allerdings um die Ostmark verkleinert, zurück, er übertrug ihm wichtige königliche Gerechtsame im kolonialen Neuland und gab damit dem Werk des Löwen im Osten die nötige Rückendeckung. So konnte Heinrich seit den 50er Jahren planmäßig die Grenze des Reiches von der unteren Elbe bis zur Peene vortragen und Lauenburg, Mecklenburg und die angrenzenden Teile von Vorpommern der deutschen Siedlung erschließen. Die Bistümer Lübeck, Ratzeburg und Schwerin werden als die Mittelpunkte des Landausbaues errichtet. Dieses Gebiet, das dem deutschen Volksboden gewonnen wurde, sollte zudem ein einheitliches geschlossenes Territorium in der Zusammenfassung geistlicher und weltlicher Verwaltung unter dem Herzog werden, ein staatliches Gebilde, in dem die territoriale Zersplitterung des Altreiches überwunden war. Die Neugründung der Stadt

Lübeck im Jahre 1158 schuf die Voraussetzung für einen deutschen Ostseehandel, der seine Wege unter dem Schutz des Herzogs nach Osten und nach Norden bis zu dem fernen Novgorod lenkte. Als Vertreter der Reichsgewalt griff der Löwe auf der Insel Gotland in die Streitigkeiten zwischen den deutschen Kaufleuten und den Einheimischen ein und sicherte dem deutschen Kaufmann Frieden und Rechtsschutz.

Hand in Hand damit geht eine planmäßige Stärkung seiner Stellung in Sachsen und Bayern durch eine Anspannung der alten herzoglichen Rechte, durch Städtegründungen und eine Wirtschaftspolitik, die in manchen Punkten schon der Zeit vorausleitet. Neben Lübeck und Schwerin verdanken die Hagenstadt Braunschweig und München dem Löwen ihren Ursprung. Dabei wird sein Handeln bestimmt von einem ganz realen Denken; der Chronist Helmold von Bosau stellt über seine Tüge ins Slawenland das Wort, daß bei ihnen niemals vom Christentum, sondern immer nur von Geld die Rede gewesen sei. Dabei war er aber gleichzeitig allen künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen seiner Zeit aufgeschlossen und ihr eifriger Förderer. In Braunschweig wurde mit dem Bau eines neuen Domes begonnen, der seinerseits vorbildlich für die Dome in Lübeck und Hagenburg wurde. Die niedersächsische Buchmalerei und Plastik erhalten vom herzoglichen Hof neue Aufträge und Anregungen, so daß man mit Recht von einem Kunstkreis Heinrichs des Löwen gesprochen hat.

In diesem Aufstieg der herzoglichen Macht bedeutet das Jahr 1176 mit der Weigerung des Herzogs, Friedrich Barbarossa auf seinem fünften Italienzug Hilfe zu leisten, den Umschwung. Die Beweggründe, die Heinrich bei jener später in ihren Einzelheiten ausgeschmückten Zusammenkunft zu Chiavenna zu diesem Verhalten veranlaßt haben, werden sich reslos wohl nie aufklären lassen. Daß er zu einer solchen Hilfeleistung nicht verpflichtet war, wissen wir heute; wohl aber konnte der Kaiser in diesem Augenblick schwerster Gefahr erwarten, daß ihn sein Vetter nicht im Stiche ließe. Es ist die tragische Schuld Heinrichs, daß er verkannte, daß seine Macht in Deutschland auf dem Einvernehmen mit dem Kaiser beruhte, der ihn gegenüber seinen sächsischen Vögern immer wieder gedeckt hatte. Aber nicht minder tragisch ist es, daß der Prozeß, der zum Sturze des Herzogs und zur Aufteilung seiner Herzogtümer führte, nicht eine Stärkung der Reichsgewalt zur Folge hatte, sondern den partikularen Kräften in der deutschen Geschichte zugute kam. Als der Löwe nach dreijähriger Verbannung aus England nach Deutschland heimkehrt, ist sein Wille zur Macht nicht gebrochen; vor dem Kreuzzug Barbarossas mußte er deshalb abermals nach England gehen. Aber auch sein Versuch, durch eine plötzliche Rückkehr nach Deutschland noch einmal seine alte Herrschaft im Kampf mit dem jungen Stauferkönig Heinrich VI. wiederherzustellen, ist vergeblich. Erst über seinem letzten Lebensjahr, nachdem er sich mit Heinrich VI. ausgesöhnt hatte, liegt ein Zug stiller Berklärung. Es wird berichtet, daß er die letzte Zeit seines Lebens auf seiner Burg Braunschweig damit verbracht habe, alte Chroniken sammeln und sich vorlesen zu lassen.

Es versteht sich von selbst, daß der Mann und sein Schicksal schon die Zeitgenossen auf das stärkste beschäftigt haben. Wenn auch seine harte und unerbittliche Natur, der die Heiterkeit seines königlichen Veters fehlte, ihm nicht so sehr die Liebe seiner Zeit gewonnen haben; Bewunderung, oft wohl gemischt mit Furcht oder auch Haß, haben ihm auch seine Gegner gezollt. „Den hochfahrendsten und schonungslosesten nahezu aller Menschen“ nennt ihn der Kanzler Bifulbert von Mons in seiner zeitgenössischen Chronik des Hennehaus, während ihn zu Beginn des 13. Jahrhunderts der Sachsenspiegel Elze von Regow in seiner Weltchronik als „einen gewaltigen Herzog über all Bayern- und Sachsenland“ preist. Schon zu seiner Zeit ist ihm der Beiname der Löwe gegeben, er führt ihn jedoch nicht als der erste seines Geschlechtes. Helmold von Bosau legt diesen Namen bereits seinem Vater, Heinrich dem Stolzen, bei, und auch sein Onkel Belf VI. hat auf dem Reiterfeld in seinem Siegel vermutlich einen Löwen geführt. Der Löwe war also schon früher gelegentlich als Sinnbild des Belfenhauses betrachtet; Heinrich hat ihn aufgegriffen und hat ihn endgültig zum Zeichen seines Geschlechtes gemacht. Schon seine frühesten Münzen tragen das Löwenzeichen, und als er gegen das ursprünglich im Besitz des Grafen Adolf von Holstein befindliche Lübeck zunächst eine Gegengründung am Ufer der Wakenitz im Lande Hagenburg ins Leben rief, da nannte er

sie Löwenstadt. Als Sinnbild seiner Macht errichtete er 1166 in seinem Burghof zu Braunschweig den ehernen Löwen, der sich stolz aufrichtet im Triumph über seine Feinde und nicht nur ein Symbol der herzoglichen Größe, sondern eines der eindruckvollsten Denkmäler der deutschen mittelalterlichen Plastik ist. „Der Löwe“, so sagt der Chronist Helmold in Anlehnung an ein Bibelwort von Heinrichs Kämpfen mit den aufständischen Slawen „schreiet vor seinem Feind zurück“, und Arnold von Lübeck, der Fortsetzer Helmolds, vergleicht seinen Herzog mit dem Löwen, vor dessen Brüllen die Welt erzittert. Die spätere Sage weiß zu berichten, daß er auf seiner Kreuzfahrt ins heilige Land in der Wildnis einem Löwen im Kampf mit dem Löwen zum Sieg verholfen habe. Seitdem sei das Tier nicht von seiner Seite gewichen und habe sich nach dem Tode des Herzogs auf sein Grab gelegt, bis es selbst das Leben aufgab. Eine spätere Sage ist auch die Erzählung, daß Heinrich bei der Zerstörung der Stadt Bardowick im Jahre 1189 über dem Portal des Domes die Worte „Vestigia Leonis“ (die Spuren des Löwen) angebracht habe.

Ein Ereignis ist es vor allem, um das schon das Denken des 12. Jahrhunderts immer wieder kreist, die Zusammenkunft mit dem Kaiser zu Chiavenna und der Prozeß des Löwen. Die Angaben der Quellen über diese Vorgänge sind teilweise so widersprechend, daß es der Forschung bis heute nicht gelungen ist, ein absolut sicheres Bild über diese Ereignisse zu gewinnen. Man hat sogar die Geschichtlichkeit dieser Zusammenkunft bestritten und ebenso mit Unrecht die Erzählung Arnolds und anderer Quellen verworfen, daß Barbarossa durch einen Fußfall vor dem Herzog sein Hilfesuch besonders eindringlich gemacht habe. Wie über die Begebenheiten selbst, gehen schon bei den Zeitgenossen die Meinungen über die Gründe der Entzweiung zwischen beiden Vettern auseinander. Sprechen die einen vom Treubruch des Herzogs, so wollen andere etwas von einer Intrige des Kaisers wissen, die bereits einige Jahre vorher zu einer Entfremdung zwischen ihnen geführt und schließlich den offenen Konflikt hervorgerufen habe. Deutlich scheiden sich hier die Anhänger der staufischen und welfischen Partei.

Mit dem Verschwinden dieses Gegenstandes im späteren Mittelalter verläßt auch das Bild des Löwen und der Anteil, den man an ihm nimmt (1). Nur noch in Norddeutschland ist im 15. Jahrhundert eine gewisse Vorstellung von ihm lebendig, aber auch hier haben Sage und Dichtung seine Gestalt in zunehmendem Maße überwuchert. Erst der Humanismus und die deutsche Reformation bringen darin einen gewissen Wandel. Dabei ist es auffällig, daß in Bayern, das für Heinrich mehr ein Nebenland gewesen ist, größere Sympathien für ihn herrschen als in Sachsen. Auch der Humanist Albert Krantz aus Hamburg, der in Niedersachsen am meisten um eine gerechte Würdigung des Belfen bemüht ist, steht ihm mit einer gewissen Reserve gegenüber. Vor allem aber wird das Bild des Löwen durch die konfessionelle Geschichtsbetrachtung der Zeit getrübt. Als besonders eigenartig wird es uns dabei heute erscheinen, daß die von Luther beeinflusste Kirchengeschichtsschreibung der Magdeburger Zensuratoren ihn zu einem vom Papst aufgewiegelter Verräter an der kaiserlichen Sache stempeln wollte. Ebenso trüb und falsch ist das konfessionelle Fehlurteil im Zeitalter der Gegenreformation, wenn Heinrich von katholischen Geschichtsschreibern als der Bundesgenosse des Papstes im Kampf mit dem Kaisertum gefeiert wird, da seine Hilfsverweigerung zu Chiavenna eine neue Reihe der Triumphe für die Kirche ermöglicht habe.

Erst die dynastische Geschichtsschreibung des ausgehenden 17. und 18. Jahrhunderts bricht einer neuen gerechten Würdigung des Löwen die Bahn. Die Erforschung der Geschichte des Belfenhauses ist aufs engste mit der Persönlichkeit von Leibniz verknüpft. Leibniz selbst hat umfangreiche Quellenforschungen zur Geschichte des Herzogshauses getrieben und mit ihrer Darstellung begonnen. Auf Leibniz geht auch der Plan des großen Werkes der „Origines Guelficae“ zurück, das bis auf unsere Tage eine der wichtigsten Quellensammlungen zur Geschichte des Löwen bildete. Wiederholt hat er sich mit der Person des Herzogs beschäftigt und für ihn Partei ergriffen. Aus dem Braunschweiger Kreis und von der neugegründeten Helmstedter Universität aus sind in der Folgezeit eine Reihe von Schriften hervorgegangen, die die wahre Erkenntnis der Geschichte des Löwen wesentlich förderten. Der Drang nach den Quellen und das Streben nach Objektivität ist dabei der Beurteilung seiner Person durchaus günstig

gewesen. Wenn auch das Zeitalter der Aufklärung dem Mittelalter im allgemeinen fremd gegenüber stand, so brachte doch das ausgehende 18. Jahrhundert die ersten Ansätze zu Biographien des Löwen, die zwar noch nicht zu dem Kern seiner Persönlichkeit vordringen, aber doch eine gewisse Auflockerung der historischen Forschung zur Folge hatten. Erst die deutsche Romantik mit ihrer neuen Hinwendung zum Mittelalter läßt auch die Persönlichkeit des Welfenherzogs wieder stärker im geschichtlichen Bewußtsein der Nation hervortreten, wobei er „gleichsam zu einem Prüfstein wird, an dem sich die Geister scheiden“.

Das historische Interesse der Romantik entzündete sich in erster Linie an der deutschen Kaiserzeit. In den Jahren des Zusammenbruches des alten Reiches erstand in May von Schenkendorf ein Kämpfer alter Kaiserherrlichkeit, der Franz II. zurief, er solle die Tradition der alten Kaiser wahren. Als nach dem Wiener Kongreß die Hoffnung der Patrioten auf ein einiges Reich zunichte geworden war, war es wiederum Schenkendorf, der der Stimmung dieser Kreise Ausdruck gab in jenem Lied, das als das Lied der Schutzstaffeln heute wieder zu Ehren gekommen ist und das in dem Schwur ausklang, zu „predigen und sprechen vom heiligen deutschen Reich“. Aus dem Geist der Romantik schuf Friedrich Wilhelm von Raumer seine Geschichte der Hohenstaufen, die zum erstenmal die Blicke unseres Volkes auf diese Epoche als den Höhepunkt des deutschen Mittelalters lenkte. Wenn er auch bestrebt ist, dem Kaiser wie dem Herzog in gleicher Weise gerecht zu werden, so steht doch Heinrich bei ihm etwas im Schatten Barbarossas. Ganz anders lautet das Urteil des Jenaer Historikers Euben, dessen Rolle in den Anfängen der deutschen Burschenschaft bekannt ist. In seiner „Geschichte des deutschen Volkes“ betont er, daß Heinrichs Wirken im Norden des Reiches dauernde Erfolge versprochen hätte, während der Kaiser in Italien durch den Zauber der Leidenschaft festgehalten sei.

Diese neue Wertung des Löwen, die sich bei Euben zum erstenmal ankündigt, hat dann ihre besondere Ausprägung gefunden, nachdem sich im Jahre 1848 die kleindeutsche und großdeutsche Richtung scharf voneinander schieden. Zu Beginn des Jahres 1849, als in der Frankfurter Paulskirche um die Frage gerungen wurde, ob das neue Deutschland einen weiteren Bund mit dem alten Kaiserstaat Österreich oder nur ein engeres Reich unter Preußens Führung bilden sollte, erschien in der Zeitschrift Die Grenzboten ein anonymes Aufsatz „Die modernen Ghibellinen“ (2). Er ist mit Unrecht heute fast ganz vergessen, zeigt er doch besonders anschaulich, wie die Geschichte und ihre Deutung mit dem politischen Willen der eigenen Zeit verbunden sind. „Es war nicht bloß das zufällige Spiel einer augenblicklichen Laune“ – so heißt es hier – „als Heinrich der Löwe zu Chiavenna seine weitere Mitwirkung am lombardischen Städtekrieg versagte. Denn Deutschland hatte damals, wenn auch nicht der Form nach, seine Emanzipation vom römischen Reich begonnen. Der Gewinn der Nordsee- und Ostseeküste schwebte ihm vor. Denn dahin drängt die geographische Lage des Landes. Rhein, Elbe, Oder und Weichsel weisen ihm seinen natürlichen Beruf; die Donau hat ein zu weites Ziel und über die Alpen hinaus weist nur eine krankhafte Sehnsucht.“ Diese Worte zitieren bedeutet zugleich erkennen, wie grundlegend sich seitdem unsere ganze historisch-politische Betrachtung der deutschen Aufgabe gewandelt hat. Das Streben zum Weltmeer und der Gewinn des entscheidenden Einflusses im Donauraum sind uns heute nicht mehr Gegensätzlichkeiten, die sich einander ausschließen, sondern zwei Richtungen deutscher Kraftentfaltung, die eng miteinander verknüpft sind.

Zehn Jahre später, wenige Wochen nach dem Ende des österreichisch-französischen Krieges in Italien, bei dem Österreich einen Teil seiner oberitalienischen Besitzungen verloren hatte, in einer Zeit, in der in Deutschland die Frage eifrig diskutiert wurde, ob Preußen als Österreichs Bundesgenosse in diesen Krieg hätte eingreifen sollen, hielt Heinrich von Sybel in München seine bekanntgewordene Rede über „die neueren Darstellungen der deutschen Kaiserzeit“, in der er sich gegen Wilhelm von Giesebrecht und seine noch vom Geist der Romantik geprägte Auffassung der deutschen Kaiserzeit wandte, und demgegenüber die Meinung vertrat, daß die Politik Heinrichs I. und Heinrichs des Löwen den wahren nationalen Bedürfnissen entsprochen habe. Ihm antwortete der großdeutsche Julius von Sicker, indem



Der Burglöwe von Braunschweig. Aufnahme Flemann.

er die Notwendigkeit der mittelalterlichen Kaiserpolitik aus ihren »universalen und nationalen Beziehungen« erwies. Im Streit der Meinungen, in dem beide Gelehrte noch einmal das Wort ergriffen (3), schien die politische Entwicklung mit der Reichsgründung Bismarcks zunächst dem Kleindeutschen Sybel recht zu geben. Gerade in der Geschichtswissenschaft des zweiten Reiches gewann aber Sickers Auffassung immer mehr an Boden. Das Sehnen der letzten Generation war mit der Erneuerung des Kaiserreiches in Erfüllung gegangen. Die Gestalt Barbarossas, von dessen Wiederkehr die Dichter gesungen hatten, drängte die des Welfen in den Hintergrund. Zwei Biographien des Herzogs, die in den 60er Jahren entstanden waren, waren Anfängerarbeiten und wurden schon bei ihrem Erscheinen als wissenschaftlich unzulänglich erwiesen. Es waren dies die Bücher von H. Pruss und M. Philippson, von denen insbesondere das zweite, dessen jüdischer Autor dem Herzog jede Größe absprechen will, und ihn mit den Maßstäben einer engen kleinbürgerlichen Moral mißt, zudem in seiner Auffassung völlig untragbar ist. Wenn Heinrich der Löwe in der Folgezeit etwas in den Hintergrund trat, so lag dies auch in den Zeitereignissen selbst begründet. Die Gegnerschaft der weltlichen Partei gegen die Bismarcksche Reichsgründung warf einen Schatten auf die Gestalt des großen Ahnherrn des Geschlechtes. Es war jene reichsfeindliche Haltung des Welfentums, die Bismarck zu dem harten, aus der Situation des politischen Kampfes erklärlichen Urteil veranlaßte: „Für die weltlichen Bestrebungen ist alle Zeit ihr erster Markstein in der Geschichte, der Abfall Heinrichs des Löwen vor der Schlacht von Legnano, entscheidend: die Defektion von Kaiser und Reich im Augenblick des schärfsten und gefährlichsten Kampfes aus persönlichen und dynastischen Gründen.“ So gab die Zeit nach 1870 nicht die Voraussetzung

für eine gerechte Würdigung des Löwen. Es sind Einzelfragen aus seiner Geschichte, die die Forschung damals beschäftigt haben, vor allem der Prozeß des Löwen in seinen rechtlichen und politischen Zusammenhängen. So sehr diese Fragen auch in den letzten Jahren vor dem Weltkrieg geklärt sind, ein restloses Einvernehmen darüber ließ sich in der Forschung nicht gewinnen.

Es ist das Erleben des Weltkrieges und der Nachkriegszeit gewesen, das unserem geschichtlichen Denken neue Wege geöffnet hat. War bis dahin alle Geschichtsbetrachtung zu stark und einseitig am Staat orientiert gewesen, so erkannte man jetzt, vollends mit dem Durchbruch der nationalsozialistischen Weltanschauung, das Volk als den tragenden Faktor allen geschichtlichen Wirkens. So rückte auch jetzt erst jene große Leistung des deutschen Mittelalters in den Vordergrund, die eine Leistung des Volkes und nicht der Reichsgewalt gewesen war, die Wiedergewinnung des deutschen Ostens, deren Anfänge mit dem Namen Heinrich des Löwen untrennbar verbunden sind. So setzte zuerst Möller van den Bruck in seinen „Gestaltenden Deutschen“ dem Herzog mit tiefempfundenen Worten – wenn auch noch zu stark aus der kleindeutschen Sicht heraus – ein schönes Denkmal, und in den folgenden Jahren ist sein Werk in dichterischer Schau wiederholt dargestellt. Vor allem aber hat sich die deutsche Geschichtswissenschaft in den letzten Jahren darum bemüht, Heinrich den Löwen endlich aus dem leidigen Gegensatz zu dem Stauferkaiser herauszureißen und ihn als den bedeutendsten Landesfürsten des 12. Jahrhunderts in seinem Werk in Sachsen und Bayern zu würdigen (4). Als besonders hemmend erwies es sich dabei, daß eine Sammlung der Urkunden des Herzogs, für eine solche Problemstellung mit die wichtigste quellenmäßige Voraussetzung, noch fehlte. Es war deshalb eine der vornehmsten Aufgaben des aus den Monumenta Germaniae historica erwachsenen Reichsinstituts für ältere deutsche Geschichtskunde, eine solche kritische Ausgabe der Urkunden Heinrichs des Löwen in Angriff zu nehmen. Dank der tatkräftigen Unterstützung des Reichsführers 44 konnte dieses 1936 begonnene Unternehmen rasch gefördert und trotz des Krieges zu Ende geführt werden, so daß das Reichsinstitut jetzt die Ausgabe selbst vorlegen kann (5). Dabei konnte es sich nicht nur um eine Sammlung des bislang verstreuten Materials handeln; bei einer Reihe von Urkunden und Urkundengruppen mußte zunächst die schwierige Frage ihrer Echtheit geprüft werden. Dies machte besondere Vorarbeiten notwendig; so gab vor allem die Untersuchung der Gründungsprivilegien für die Bistümer Lübeck, Ratzeburg und Schwerin Gelegenheit, die Siedlungspolitik Heinrichs in Ostholstein, Mecklenburg und Vorpommern im Zusammenhang darzustellen (6). Aber auch sonst hat die deutsche Wissenschaft in den letzten Jahren wichtige Bausteine zur Geschichte des Löwen geliefert. So wissen wir heute, welche Rolle ihm für die Anfänge der Stadt Lübeck zukommt, wie sich bei der Gründung dieser Stadt die im Herzog verkörperte politische Macht und die kaufmännische Initiative des deutschen Bürgertums die Hand reichten, und jüngst ist uns gezeigt, wie Heinrich der Löwe als Vertreter der Reichsgewalt den deutschen Kaufleuten auf Gotland Frieden und Sicherheit wirkte (7).

Eine Geschichtsbetrachtung, die sich den völkischen Lebensfragen unserer Tage verbunden weiß, wird aber vor allem auch eine historische Persönlichkeit in ihrer bluts- und rassemäßigen Herkunft zu erfassen versuchen. Die genealogische Forschung hat uns gerade für Heinrich den Löwen wertvolle Vorarbeiten geliefert. Sie hat uns gezeigt, daß Heinrich dem Blute nach am stärksten Sachsentum in sich trug, daneben in etwas schwächerem Maße fränkisches und langobardisches Blut. Drei von seinen Großeltern waren Niedersachsen, in der nächsten Generation beträgt dieser Anteil des sächsischen Blutes noch 50%. Seine Ahnenschaft, so hat man mit Recht betont, ist durchweg nordisch, vielleicht auch etwas sächsisch bestimmt (8). Ganz anders als dieses innere Massenbild ist jedoch seine äußere Erscheinung. Wir besitzen über sie die Schilderung eines zeitgenössischen Italieners. Danach war der Herzog von mittlerer Größe, von einem ebenmäßig schlanken Gliederbau mit großen schwarzen Augen und dunklen Haaren. Die Ausgrabungen im Braunschweiger Dom und die Untersuchungen seines Skeletts, das nur etwa 1,65 m maß, haben diese Angaben bestätigt. In seiner äußeren Erscheinung ist das Erbe seiner väterlichen Vorfahren aus dem Geschlecht der italienischen Este zum Durchbruch

gekommen, obwohl blutmäßig der Anteil seiner sächsischen Ahnen überwog. Seiner Abstammung, nicht seiner Gestalt nach ist der Löwe jener Niedersachse gewesen, als den ihn sich das geschichtliche Empfinden unseres Volkes vorstellt. Die Grabplatte im Braunschweiger Dom, die der Mitte des 13. Jahrhunderts angehört, stellt ebenfalls ein Idealbild dar.

Vor wenigen Monaten ist ein Werk erschienen, das den Anspruch erhebt, die Monographie des Herzogs zu sein, deren Fehlen man bisher immer beklagt hat (9). Ihr Verfasser Hans Martin Elster ist durch eine Reihe anderer historischer Werke bekannt geworden. So sehr man sein Streben anerkennen wird, die wissenschaftliche Forschung in ihrer Breite zu erfassen und zu einem Gesamtbild zu verarbeiten, so muß man doch das Buch wegen seiner Grundtendenz ablehnen. Elster lebt noch zu stark im Banne jener kleindeutschen Geschichtsauffassung, deren Überwindung die Aufgabe unserer Generation ist. Wenn er einleitend schreibt: „Der Maßstab ist nicht mehr das „Reich“ oder die Kaiseridee . . . , ist ausschließlich das Volk, und zwar das rassistisch gezeichnete, also nordisch bestimmte Volk“ so konstruiert er einen Gegensatz zwischen Reich und Volk, der nicht haltbar ist. Es ist nicht angängig, die Reichsidee eines Friedrich Barbarossa als eine „Kaiserreichskonstruktion“ zu verwerfen. Gerade das politische Erleben der letzten Jahre hat uns eine neue Blickrichtung für die mittelalterliche deutsche Geschichte eröffnet. Heute erst, wo das Großdeutsche Reich sich anschießt, eine neue europäische Ordnung zu schaffen, haben wir für das erste Reich der Deutschen mit seiner ordnenden Aufgabe im Abendland das letzte Verständnis gewonnen. Ebenso wie wir heute erst ganz erkennen können, welche Leistung die mit Heinrich dem Löwen einsetzende Wiedergewinnung des Ostens für unser Volk bedeutet, so bejahren wir auf der anderen Seite das Werk Barbarossas und seines Sohnes, die Deutschland und Italien zu einem festen Block in der Mitte des Kontinents zusammenschweißen wollte. Die Reichsidee und die deutsche Landnahme im Osten bildeten keinen Gegensatz, sondern eine spannungsreiche Einheit, die uns die Reichweite deutscher Geschichte eindringlich vor Augen führt. Wir müssen es deshalb auch ablehnen, wenn Elster am Ende seines Buches schreibt: „Wer heute Deutsches Reich sagt, sagt nicht Friedrich I. Barbarossa, sondern sagt Heinrich den Löwen, heute wie immerdar.“ Nicht ein solches Gegenüber, nicht der tragische Zusammenstoß zwischen beiden Männern macht den Sinn dieses Zeitalters aus, sondern ihr Nebeneinander und ihr Miteinander in der Erfüllung einer gesamtdeutschen Sendung.

(1) Eine allerdings etwas äußerliche Zusammenstellung für die ältere Zeit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts gibt die Arbeit von U. Jentsch, Heinrich der Löwe im Urteil der deutschen Geschichtsschreibung von seinen Zeitgenossen bis zur Aufklärung (Jena 1939). – (2) Grenzboten, 1849, Bd. I, 161 ff. – (3) Diese Streitschriften Eybels und Fickers sind jetzt neu herausgegeben von Fr. Schneider unter dem Titel „Univerralsstaat oder Nationalstaat“, Innsbruck 1941. – (4) Hier sind die allerdings in manchen Punkten recht angreifbaren Arbeiten von R. Hildebrand, Studien zur Monarchie Heinrichs des Löwen (1931) und Der sächsische „Staat“ Heinrichs des Löwen (1937) zu nennen. – (5) Die Urkunden Heinrichs des Löwen, Herzogs von Sachsen und Bayern, bearbeitet von R. Jordan (Mon. Germ. hist., Deutsche Kaiserurkunden und Dynastienurkunden, Bd. I, Stück 1, Texte), Leipzig 1941. – (6) R. Jordan, Die Bistumsgründungen Heinrichs des Löwen, Untersuchungen zur Geschichte der ostdeutschen Kolonisation (Schriften des Reichsinstituts für ältere deutsche Geschichtskunde, Bd. 3), Leipzig 1939 und derselbe, Heinrich der Löwe und die ostdeutsche Kolonisation, Deutsches Archiv f. Landes- und Volksforschung 2 (1938), 784 ff. – (7) Vgl. F. Hög, Heinrich der Löwe und die Gründung Lübecks, Deutsches Archiv f. Geschichte des Mittelalters 1 (1937), 208 ff. und derselbe, Reichssymbolik auf Gotland (1940). – (8) Eine Zusammenfassung der Forschungsergebnisse bei H. Hilde. Gestalt, Ahnenerbe und Bildnis Heinrichs des Löwen, Zeitschrift des Vereins f. Lübb. Geschichte 28 (1936), 203 ff. – (9) H. M. Elster, Heinrich der Löwe. Eine politische Tragödie in Deutschland, 1940.

Klaus Günther: Vorchristlich-germanisches Kulturerbe in den deutschen Hohlpfennigen des Mittelalters.

Nachdem die ganz vom Klassisch-Mediterranen, vereinzelt auch vom Osten beeinflusste karolingische Kunst in den dunklen Zeiten des Übergangs vom 9. ins 10. Jahrhundert zugrunde gegangen war, setzte im Hochmittelalter als neuer Beginn die sogenannte romanische Kunst unter entscheidender Beteiligung des nordischen Geistes ein. Wie sehr auch die romanische Kunst von den im Süden entwickelten Formenmitteln abhängig sein mag, ihre Absichten und Ergebnisse sind wenigstens in Deutschland, aber auch weit darüber hinaus, sinnfällig vom geistigen Erbe der nordischen Rasse bestimmt; diese Tatsache ist seit langem fast Allgemein- gut der Kunstgeschichtlichen Betrachtung (1). Insofern diese nordische Lenkung des romanischen Kunstwillens im schwer wägbaren, in Ausdruck und Haltung – diese Worte seien hier erlaubt – seiner Erzeugnisse beruht, hat sie ihre Fortsetzung und Steigerung in der die Romantik ablösenden, als „gotisch“ bezeichneten Kunst gefunden (2). Jedoch ist nordisches Empfinden, so lebhaften Ausdruck es auch in der Gotik fand, zu deren Zeit mit dem Christentum in wechselseitiger Durchdringung und Versöhnung zu wirklicher Einheit verschmolzen. Ihr und der früheren karolingischen Kunst gegenüber, und über beide hinaus, ist die des Hochmittelalters, die so unglücklich als die „romanische“ zu benennen man sich gewöhnt hat, ausgezeichnet durch nicht wenige Ausprägungen nordischen Kulturerbes, die fast ungebrochen, und fast unberührt von der kirchlichen Kunstströmung der Zeit, unmittelbar aus der vorchristlich-germanischen Vergangenheit übernommen zu sein scheinen.

Solche Züge vorchristlich-germanischen Kulturerbes lassen sich, außer in der Kunst, auch in der politischen, der Rechts- und Kulturgeschichte des Deutschen Reiches im Hochmittelalter nachweisen (3). Der Weg ihrer Überlieferung in diese Zeit ist nicht immer leicht zu ergründen; sie mögen mit den Wikingerfahrten des 9. und 10. Jahrhunderts verbreitet worden (4), aber auch aus dem seit alters her bodenständigen germanischen Volkstum wieder heraufgelangt sein. Die deutsche Führung im Abendlande, die durch den Investiturstreit (5) und den Gegensatz zum Papsttum im 11., 12. und 13. Jahrhundert hervorgebrachten germanischen Grundvorstellungen im König- und Kaiserideal des Mittelalters, die von der Erscheinung der Staufer so ausdrucksvoll begünstigt wurden, mögen vorchristlich-germanisches Kulturerbe im Bilde des deutschen Hochmittelalters, zumal im 12. Jahrhundert, belebt haben. Altgermanische Züge in dem Sinne, wie sie dieser Zeit eigen gewesen oder nach langer Verschüttung von neuem eigen geworden waren, verschwanden wieder oder wurden wesenlos mit dem Untergange der Staufer. Und wir werden auch dies als Zeugnis dafür werten, daß erst mit dem Zusammenbruch des Reiches der Staufer das „Ende der Germanenzeit“ gekommen war (6). Das letzte Offenbarwerden vorchristlich-germanischen Kulturerbes an der Oberfläche künstlerischer und sonstiger Lebensäußerungen des Hochmittelalters, vor seiner folgenden, freilich an neuen fruchtbaren Spannungen reichen Verschmelzung in den einheitlich christlichen Gesamtbau der mittelalterlichen Welt des Abendlandes, beweist ebenso wie „das Aufblühen des Kaisermythos am letzten Stauferkaiser“, daß mit dem Zusammenbruch des Reiches der Staufer „nicht bloß eine Machtposition, sondern auch die im germanischen Königtum noch bis dahin stehende Weltanschauungsmacht verlorengegangen ist“ (7).

In diesen bedeutsamen Rahmen altgermanischer Kulturerbtümer, die im Hochmittelalter wieder an die Oberfläche gelangten, möchten wir eine für Deutschland im 12. und beginnenden 13. Jahrhundert ungemein charakteristische Erscheinung stellen, nach deren Ursachen bisher ohne befriedigendes Ergebnis geforscht worden ist. Wir meinen die Hohlpfennige oder Brakteaten der mittelalterlichen deutschen Münzprägung, große, 25 bis 45 mm im Durchmesser haltende, dünne und oft papierdünne Silberpfennige, die nur einseitig geprägt waren und eben wegen ihrer Dünne das Prägebild der Vorderseite auch auf der Rückseite durchgeschlagen und vertieft zeigen (8).

In Deutschland kannte man bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts nur eine Münzsorte, die silbernen Pfennige; das Münzrecht wurde im Hochmittelalter mit oder gar ohne kaiserliche Verleihung bereits von einer ständig steigenden Zahl selbst kleiner und kleinster Territorialherren und Städte ausgeübt. Die Prägetechnik der normal zweiseitig geprägten und zweibildrigen Pfennige war über die germanischen Völkerwanderungsreiche von den Römern überkommen. Auf Einzelheiten der Münzbilder selbst hatte der Münzherr im Hochmittelalter kaum einen Einfluß; sie folgen in ihrer Sittgebung nur in großen Zügen der großen Kunst ihrer Zeit, und stehen kaum je mit deren, noch mit den politischen oder geschichtlichen Auf- und Abwärtsbewegungen in deutlichem Zusammenhang.

Zu Beginn des 12. Jahrhunderts zeigten die deutschen Pfennige an vielen Prägestätten die schnell zunehmende Neigung, größer und entsprechend dünner zu werden. Die meist unerfreulichen, heute als „Halbbrakteaten“ oder „Vorhohlpfennige“ bezeichneten Ergebnisse dieser Entwicklung, bei der die beiderseitigen Prägungen, der Dünne der Münzen wegen, einander beeinträchtigten oder zerstörten, wurden bald wieder, an manchen Orten durch Rückkehr zur früheren Dickpfennigprägung, an anderen durch die eigentlichen Hohlpfennige, die Brakteaten, abgelöst.

Diese Hohlpfennige traten vielerorts auch unvermittelt kurz vor der Mitte des 12. Jahrhunderts plötzlich und fast gleichzeitig allenthalben in dem von den slawischen Ländern, von Ost- und Nordsee, von der Weser und vom Main begrenzten, mit schmalem Ausläufer über Fulda nach Frankfurt reichenden deutschen Raum auf, getrennt davon auch in Schwaben; und sie erreichen ganz kurze Zeit später, um 1250, bereits den Höhepunkt ihrer Entwicklung in Münzumfange und Kunsthöhe ihrer Prägebilder. Durch Fülle, bewegte Mannigfaltigkeit und großartige künstlerische Vollendung sind die Münzbilder der Hohlpfennige aus der Zeit zwischen 1140 und 1190 die weitaus schönsten, die das deutsche Mittelalter bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts hin kennt. Pracht, in der ganzen Münzgeschichte einzigartige Form und Verbreitung machen die Hohlpfennige zu einer glanzvollen und ungemein auffälligen, wesentlich deutschen Erscheinung im Hochmittelalter.

Die Frage nach den Ursachen der plötzlich auftretenden prächtigen Hohlpfennigreihen, nach der Herkunft ihrer besonderen, der Münzgeschichte vorher ganz fremden Form hat bis heute die Münzkundigen beschäftigt. Schon zu Ende des 18. Jahrhunderts waren unter Ablehnung älterer materieller Erklärungsversuche die Hohlpfennige in uns naheliegender Weise als „merkwürdige Erscheinung des aufwachenden deutschen Geistes“ gedeutet worden (9). Späterhin aber verblieb man doch wieder bei anderen, meist auf präge- oder währungstechnische Erwägungen gestützten Erklärungen. Sie alle halten nicht stand, ihre Unzulänglichkeit läßt sich erweisen und ist schon deshalb augenfällig, weil die vermeintlichen Ursachen in Süddeutschland, am Rhein und in Frankreich, wo sie z. B. noch mehr Gewicht hatten, dennoch nirgend Brakteaten entstehen ließen. Diese treten im übrigen mit wunderschönen Beispielen schon vor der Zeit Friedrich Barbarossas auf, so daß auch der von ihm herbeigeführte innen- und außenpolitische Aufschwung die Hohlpfennigprägung nicht ausgelöst haben kann.

Gegenüber alledem haben wir zu bedenken, daß mit der Brakteatenform in die Münzprägung ganz neue, ihr vorher fremde Absichten eindrangen. Daß sie den in der Jahrhundertelangen Tradition der zweiseitigen Münzprägung beruhenden starken Widerstand wenigstens stellenweise überwinden konnten, beweist die Gewalt jener geistigen Kräfte, die die Brakteatenform herausfugten; und diese Gewalt beweist uns auch das plötzliche, in weiten Gebieten fast gleichzeitige Auftreten der Hohlpfennige und ihr jäher Aufstieg zum Höhepunkt ihrer künstlerischen und formalen Entwicklung. Unter diesem Gesichtswinkel findet sich aus der Erscheinung der Hohlpfennige auch die Erklärung für die sonst unerklärlichen, ihnen hier und da vorausgehenden Halbbrakteaten: sie sind das Ergebnis des Gleichgewichts zwischen dem Widerstand der zweiseitigen Prägetradition und den neu in die Münztechnik dringenden, auf den Brakteaten zielenden Kräften (10); siegte die Tradition, kehrte die Prägung zu den alten zweiseitigen Dickpfennigen zurück, siegte das Neue, entstand sein Ziel, der Brakteat.

Zur Ergründung der Herkunft jener geistigen Strömung, in der wir so die eigentliche Ursache

der deutschen Hohlpfennigprägung im 12. Jahrhundert erkennen müssen, verfolgen wir die Geschichte der Brakteatenform selbst. Vereinzelt treffen wir goldene, brakteatenähnliche Erzeugnisse bereits im Altertum bei Griechen und Römern. Sie erklären sich aus ihrer Zweckbestimmung als Grabbeigaben, in Nachahmung zu kostspieliger wirklicher Goldmünzen, die den Toten mitzugeben gewesen wären. Dies, ihre Spärlichkeit und zeitliche Entlegenheit lassen sie mit den mittelalterlichen deutschen Brakteaten in keinen Zusammenhang bringen. Danach aber finden wir eine sehr lebhaft, für ihre Zeit und Verfertiger sehr kennzeichnende Brakteatenerzeugung bei den Germanen unabhängig voneinander gleich in drei verschiedenen Gebieten: im 5. und 6. Jahrhundert n. Z. bei den Südwestgermanen im heutigen Schwaben und Alemannenland, im 6. Jahrhundert bei den Nordgermanen Dänemarks, Südschwedens



Abbildung 1. Nordischer Goldbrakteat des 6. Jahrhunderts n. Z. Breite Zierkanten umgeben die Darstellung, neben dieser Symbolzeichen: S, A, und O.

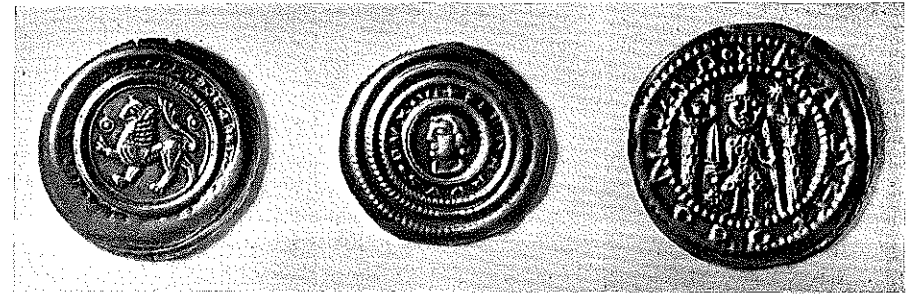


Abbildung 2 (links). Brakteat Heinrichs des Löwen (nach 1150). Darstellung eines Löwen, eingefaßt von breitem Zierrand und Symbolzeichen O. – Abbildung 3 (mitte). Brakteat Herzog Bernhards von Sachsen-Mittelnberg (um 1170). Kopfbild des Herzogs in breitem Zierrand. – Abbildung 4 (rechts). Brakteat Konrads d. Großen von Meissen (um 1150). Neben dem Bilde des Markgrafen Symbolzeichen: S u. O.

und Südnorwegens, und schließlich etwas später bei den Langobarden. In allen diesen Fällen waren freilich die Brakteaten keine Münzen, aber auch nicht in erster Linie Grabbeigaben: sie verschwanden fast überall wieder spätestens mit dem 8. Jahrhundert.

Könnte diese von mehreren räumlich so weit getrennten Germanenstämmen in bedeutendem Umfang betriebene Brakteatenerzeugung schon an eine gemeinsame und nach langer Verschüttung im 12. Jahrhundert wieder belebte, eigentlich germanische Vorliebe für die Brakteatenform denken lassen, wird doch ein solcher Schluß durch die an den frühen südwestgermanischen und langobardischen Brakteaten sonst zu beobachtenden Einzelheiten nicht gestützt, vielleicht sogar zweifelhaft. Eher könnten die langobardischen Schmuckbrakteaten auf die ganz vereinzelt und kurzlebige Dünnpfennigprägung Oberitaliens in der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts nachgewirkt haben.

Ganz anders liegen die Dinge für die stets goldenen, nordgermanischen Brakteaten des 6. Jahrhunderts: Zwar sind auch ihre ursprünglichen Vorbilder, wie die der frühen südwestgermanischen Brakteaten, römische Münzen, ihre Stilmittel vielfach aus dem Südosten übernommen; aber Mengen, oft beträchtliche Größe und Pracht reihen ihre Gesamterscheinung unter die glänzendsten und bezeichnendsten Zeugnisse vorchristlich-nordischer Kultur des frühen Mittelalters und zeugen von ihrer großen Beliebtheit im germanischen Norden. Ihre zahlreichen Runeninschriften mit magischen Abwehr- und Heilsformeln, die auf ihnen so häufig wiederkehrenden Sinnbilder des Hakenkreuzes und kleiner Ringe mit einem Punkt in der Mitte beweisen die kultische Verwurzelung ihrer Beliebtheit. War aber die für die Nordgermanen so kennzeichnende Brakteatenform kultisch gebunden, dann rückt die Wahrscheinlichkeit nahe, daß sie sich erhalten und später wieder hervortreten konnte: Kultverwurzelte Formen von einst zentraler Bedeutung erhalten sich auch sonst lange im geistigen Erbstrom, um gelegentlich und immer wieder herausgestellt zu werden.

Entscheidend aber für unseren Schluß, daß die Brakteatenform in der deutschen Münzprägung des Mittelalters ein vorchristlich-germanisches Kulturerbe darstelle, müßte es sein, wenn über die Brakteatenform hinaus zwischen den nordgermanischen Goldbrakteaten des 6. Jahrhunderts und den deutschen Münzbrakteaten des 12. Jahrhunderts Gemeinsamkeiten sich finden sollten. Solche Gemeinsamkeiten bestehen durchaus, und zwar einmal in gewissen weiteren formalen Einzelheiten, wie der ornamentalen Aufteilung der Fläche, den breiten Zierkanten um die eigentliche Darstellung des Münzbildes (11), dann aber gerade in dem, was die kultische Bedeutung der Goldbrakteaten im 6. Jahrhundert neben deren Runeninschriften betont, nämlich in mehr oder weniger abgekürzten Futhark- oder – im Mittelalter – Alphabetreihen von wenigstens ursprünglich „magischer“ Bedeutung, besonders aber in den

altnordischen Sinnbildern des Hakenkreuzes und der kleinen Ringe mit oder ohne Punkt inmitten. All das taucht auf nicht ganz wenigen Hohlspennigen des 12. Jahrhunderts wieder auf. Diese Besonderheiten zeichnen in der gesamten mittelalterlichen Münzprägung allein die deutschen Hohlspennige aus, auf denen sie, wenn man sie für sich allein betrachtet, unerklärlich und unerklärt sind. Im übrigen fügen sich freilich die deutschen Münzbrakteaten des 12. Jahrhunderts nach dem Bildervorrat und der Stilgebung ihrer Prägedarstellungen völlig dem Geiste ihrer Zeit ein, und weder ihre Form noch die genannten alten Sinnbilder auf manchen von ihnen können damals als Rückgriff auf vorchristlich-nordgermanische Überlieferung empfunden oder gar beabsichtigt gewesen sein. Aber nach dem, was wir über ihre Ableitungsmöglichkeit vorausschicken und über ihre auffälligen Gemeinsamkeiten mit den frühmittelalterlichen nordischen Goldbrakteaten feststellen konnten, müssen die deutschen Hohlspennige des 12. Jahrhunderts als besonders denkwürdiges altgermanisches Kulturerbe gewertet werden. Zwar ist es vornehmlich formal, nicht seinem vollen Inhalt nach überkommen; aber wir werden die Treue bewundern, mit der hier altes Kulturgut in einmaligem Zusammenhang bestimmter Sinnbilder mit der sehr besonderen Form der Brakteaten vererbt wurde.

Da echte Zwischenglieder zwischen den nordischen Goldbrakteaten des 6. und den deutschen Hohlspennigen des 12. Jahrhunderts nicht nachweisbar sind, ist der Erbgang durch die Jahrhunderte schwer zu verfolgen. Die ja kultisch – daher ihr Beharrungsvermögen – verwurzelte Brakteatenform mag von den germanischen Feinschmieden, Angehörigen eines bei den Germanen wie in aller Welt besonders kultisch gebundenen und magisch bestimmten Handwerks, treu bewahrt und vererbt worden sein. Mit der mächtigen und sprunghaften Ausweitung und Vermehrung der deutschen Münzprägung im 12. Jahrhundert aber müssen für sie zweifellos Feinschmiede herangezogen worden sein, die nicht mehr alle in den Ämtern der eigentlichen Münzer und in der bis dahin gewohnten Prägetradition ausgebildet sein konnten; mit solchen „berufsfremden“ Handwerkern müssen die neuen, den früheren Münzern fremden Absichten, mit ihnen muß die Brakteatentechnik an die Münzprägung gelangt sein, um hier nach langer Verhüttung ein großartiges Betätigungsfeld und sofort mächtigste Entfaltung zu erfahren. Der tiefe soziale Umbruch um die Mitte des 12. Jahrhunderts (12) hat sicher dabei seine hier nicht näher zu erörternde Bedeutung gehabt.

Daß die mittelalterliche deutsche Brakteatenprägung von geistigen Strömungen getragen, nicht von technischen Gegebenheiten oder äußerem Anstoß ausgelöst wurde, lehrt auch ein Blick auf ihr weiteres Schicksal: Schon mit dem Beginn des 13. Jahrhunderts verfällt überall die Kunst ihrer Darstellungen, die zu ihrer Erzeugung vorher aufgewendete Sorgfalt. Bald sinken die Brakteaten, obwohl noch weiterhin in bedeutenden Mengen ausgebracht, mit ihren fast ohne Übergang verrohten Prägebildern schnell zu den trostlosesten Erzeugnissen der mittelalterlichen deutschen Münzprägung herab, und dies in einer Zeit, die das Aufblühen der Gotik, die Blüte des Minneanges zeitigte. Nur eine ausgebrannte Schlacke ihrer anfänglichen Erscheinung sind schon von 1230 ab die Hohlspennige fast allgemein, ohne daß bereits zu dieser Zeit Umfang und Menge ihrer Ausprägung etwa abnähme: die Kräfte der geistigen Strömung, die die Brakteaten im 12. Jahrhundert heraus geführt hatte, waren erloschen, und diese hatten ihre Eigenschaft als Träger und Auswirkung jener Strömungen verloren.

Daß die sehr unscheinbaren und durchweg sehr kleinen Hohlspennige in den nordischen Ländern, wo sie kurz nach den deutschen auftreten, mit diesen fast nichts gemein haben, läßt sich einleuchtend erklären, doch soll darauf hier nicht eingegangen werden. Die der Menge nach oft beträchtliche, in den Ergebnissen aber fast stets besonders klägliche und vergebene Anwendung der Brakteatentechnik in nicht deutschen Ländern (Polen, Böhmen, Ungarn) unter Einfluß der deutschen Münzprägung, zeigt, wie wesenfremd diesen Völkern die so eigentlich deutsche und germanische Form der Hohlspennige bleiben mußte.

(1) Vgl. z. B. W. Lübke, Die Kunst des Mittelalters, 1923, S. 212 ff. – (2) So, sehr entschieden, z. B. B. Kummer, Germanisches Erbe im Mittelalter, „Der Schulungsbrief“, II, 1935, S. 382. – (3) Vgl. H. Diener, Geschichtsbild und Rechtsgeschichte, „Jugend und Recht“, 1937, S. 277 ff.; ders., Germanische Wesenszüge des mittelalterlichen Verfassungsrechts, a. a. O., 1939, S. 34 ff.; ders., Reichsproblem und Hegemonie, „Deutsches

Recht“ (A), 1939, S. 561 ff., besonders S. 563, und die dort zitierte Literatur. – (4) P. Paulsen, Ein Beitrag zum Verstehen der „romanischen“ Kunst, „Germanien“, 1940, S. 59 ff. (S. 62). – (5) E. Kallen, Der Investiturstreit als Kampf zwischen germanischem und romanischem Denken, 1937. – (6) B. Kummer, a. a. O. S. 376. – (7) E. Krick, Germanentum und Christentum, „Volk im Werden“, 1939, S. 148 ff. (S. 151). – (8) Vgl. hierzu und zu allem folgenden R. Günther, Untersuchungen über die Herkunft der Brakteatenform in der deutschen Münzprägung des Mittelalters, „Deutsche Münzblätter“, 1940, S. 157 ff., S. 178 ff., 1941, S. 197 ff. – (9) J. Mader, Versuch über die Brakteaten, N. Abh. Kgl. Böhm. Ges. d. Wissensch. (Phil. Hist. Litt.), III, 1798, S. 47. – (10) Daß wirklich die Absicht auf die Brakteatenform, nicht die Technik oder deren Bedürfnisse das zuerst gegebene für das Auftreten der Brakteaten ist, beweisen in überraschender Weise einige Hohlspennige am Beginn der Brakteatenprägung, die erstaunlicherweise mit einem erhabenen geschnittenen (Positiv-) Stempel geprägt sind (Halberstadt, Nordhausen). Solche Stempel sind fast einzigartig in der gesamten Münzgeschichte, ihre Herstellung in jenen Zeiten der handgeschnittenen Prägestempel muß überaus schwierig gewesen sein; sie zeigen, daß die Stempelschneider in erster Linie die Brakteatenform, selbst mit außergewöhnlichen Mitteln, zu erreichen bestrebt waren. Ihre einzige Parallele im Mittelalter haben jene Positivstempel deutscher Hohlspennige um 1150 höchstens in einer ganz isolierten Reihe felsamer nordischer Halbbrakteaten schon des 10. Jahrhunderts von Hattfahu, die anscheinend mit Positivstempeln, obgleich zweiseitig, geprägt worden sind. Im übrigen arbeitete die deutsche Hohlspennigprägung, wie natürlich die gesamte zweiseitige Münzprägung, mit versenkten geschnittenen (Negativ-) Stempeln. – (11) Mit derartigen, denen der späteren nordgermanischen Goldbrakteaten ganz ähnlichen breiten Ziercändern hatten schon im 4. Jahrhundert n. Zm. Ostgermanen die großen römischen sogenannten Goldmedaillons für ihren Gebrauch in sehr bezeichnender Weise besonders eingefaßt. – (12) R. Hampe, Das Hochmittelalter, 1932, S. 169 ff.

Siegfried Lehmann: Stammutter der Leute von Arvor

über nordisches Urvätererbe in der Bretagne

Während der Freizeit und oft mitten im Frontdienst hat die Bretagne uns die Schönheit ihrer meeresumrauschten Landschaften und den Stolz ihres arbeitswütigen Bauerntums vor Augen geführt. Wenn sich diese kurzen, volkstümlichen Betrachtungen wie ein Loblied auf Land und Volk anhören, so geschieht das, um den Kameraden, die draußen auf der Wacht für die Heimat stehen, Erlebnisse nachzuhalten, in denen wir gemeinsames Urvätererbe tief und klar gespürt haben.

Wie überall in der deutschen Heimat nach den Freiheitskriegen von 1813 ererbtes Volksgut wieder lebendig geworden ist, so ist eine ähnliche Aufbesinnung auf das Volkserbe auch über das damalige Frankreich dahingegangen. Vor allen anderen Landschaften hat die Bretagne ein Bauerntum bewahrt, dessen Boden für eine Erneuerung aus dem innersten, eigensten Wesen wohl vorbereitet gewesen war. Ein geradezu einzigartiges, ungemein augenfälliges Beispiel stellt diese Tatsache unter Beweis: Es ist die „Bigouden“ genannte Tracht im äußersten Westen der Bretagne bei Quimper, jenem alten Land Arvor. Die Männer, Frauen und Kinder tragen noch heute voll sichtbaren Stolzes die knapp vor hundert Jahren neu gestaltete Tracht zur Hochzeit, an Sonn- und Feiertagen, besonders aber zur berühmten Wallfahrt der Bretonen nach Ezeronan nördlich Quimper. Es ist bezeichnend für die Haltung dieser Bauernschaften, daß sie ihre Tracht während des Krieges als Zeichen der Volkstrauer für die vielen gefallenen Eöhne nur schlicht und einfach tragen.

Um die Zeit zwischen 1820 und 1840 ist die besondere Art dieser Trachtenstickerei ganz urplötzlich und unvermittelt entstanden. In ihrer bewußten Ablehnung aller städtischen und höfischen Modeinflüsse hat sie einen derartigen Beifall und eine so allgemeine Zustimmung im bretonischen Bauerntum gefunden, daß wohl nur tiefere Gründe für die künstlerische Erneuerung („renovation artistique moderne“) in Frage kommen können. In seinem Buche „Les Costumes Bretons“ sucht der Trachtenforscher D. E. Aubert (1) diese Gründe mit Recht in einer beständigen Neigung der Bretonen zu nationalen Dingen („persistance d'affection pour les choses



Abbildung 1. Trachtensticker aus der Umgebung von Quimper mit den beiden bezeichnenden Stickmustern: außen die bretonischen Blumenmuster, innen die strengen Sinnbildmuster. Aufn. Pouilliot-Channo in Pont-l'Abbé. Zeit um 1900.

nationales“) und betont, daß arm und reich je nach Vermögen alsbald ihre Anhängerschaft zur neuen Mode versichert und dieser die „Weihe der Volkstümlichkeit“ gegeben hätten. Diese Tatsache setzt um so mehr in Erstaunen, als die Entstehung der neuen Trachtenstickerei mit großer Wahrscheinlichkeit das Werk eines einzigen Trachtenschneiders, namens Jacob, in Quimper ist. Ihm schreibt man zu, er habe die „Motive keltischen Geistesursprunges“ an die Stelle der Blumen und Schnörkel des höfischen 18. Jahrhunderts setzen wollen. Aus dieser Haltung heraus habe er seine Musterzeichner aufs Land geschickt, damit sie den heimischen „Ginster auf der Heide, den Blütenschmuck der Wallhecken und die Margeriten auf den Wiesen“ zu Stickmustern herrichteten. Bei ihrer Suche nach Stickvorlagen seien sie auch auf die „seltsam geschmückten“ Kapitale der aus dem 11. bis 12. Jahrhundert stammenden Kirche von Loc Tudy, das südlich von Quimper an der Atlantikküste liegt, gestoßen. Diese Säulenköpfe haben so vollständig den ganz auf das Heimatliche gerichteten Wünschen der Musterzeichner entsprochen, daß das „sie Sehen, Verstehen und Wagen“ ein und dasselbe gewesen sei. (D. E. Aubert.)



Abbildung 2. Reichgeschmückte Braut aus der Umgegend von Pont-l'Abbé. Um 1935-38. Die alten Sinnbildmuster beginnen allmählich ins sippige und unverständliche Ornamentale abzugleiten, vor allem durch die Mitverwendung von hellen Perlen. Aufn. Pouilliot-Channo in Pont-l'Abbé.

Tatsächlich haben die Musterzeichner ihren Volksgenossen mit der Einführung dieser „seltsamen“ Muster ein Geschenk von besonderer Eigenart gemacht. Fortan werden solche Muster statt der Ginsterblüten und Margeriten bevorzugt angewandt. Es sind streng linienhafte Zeichen, Spiralen, Doppelspiralen, gleichmäßig gestellte Kreise und Halbkreise, durch schlichte Schrägstriche geformte Bäumchen und Kränze strahlenförmiger Sonnen. Je länger, desto mehr entwickelt sich aus den einfachen Anfängen eine Formensfülle und ein Reichtum, die erst heute, nach mehr als vier Menschenaltern seit der Entstehung, allmählich ins Schnörkelhaft-Ornamentale abzugleiten beginnen. Die Volkstümlichkeit dieser „Neuen“ Stickmuster wird so stark empfunden, daß die Trachtensticker, wie D. E. Aubert (2) schreibt, versichern: „Die Trachtenstickerei erlernt man nicht. Man kann sie nur dann seiner inneren Vorstellung gemäß ausführen, wenn man dafür geboren ist!“ In dieser höchst bedeutungsvollen Aussage liegt inbegriffen, daß es für die „Volkstümlichkeit“ nicht unbedingt dieses eigenartigen Umweges über den Säulenschmuck von Loc Tudy, wohl nur des leisen Anstoßes durch diese „akademisch-künstlerischen“ Formen bedurft haben mag, um den von den Musterzeichnern entworfenen

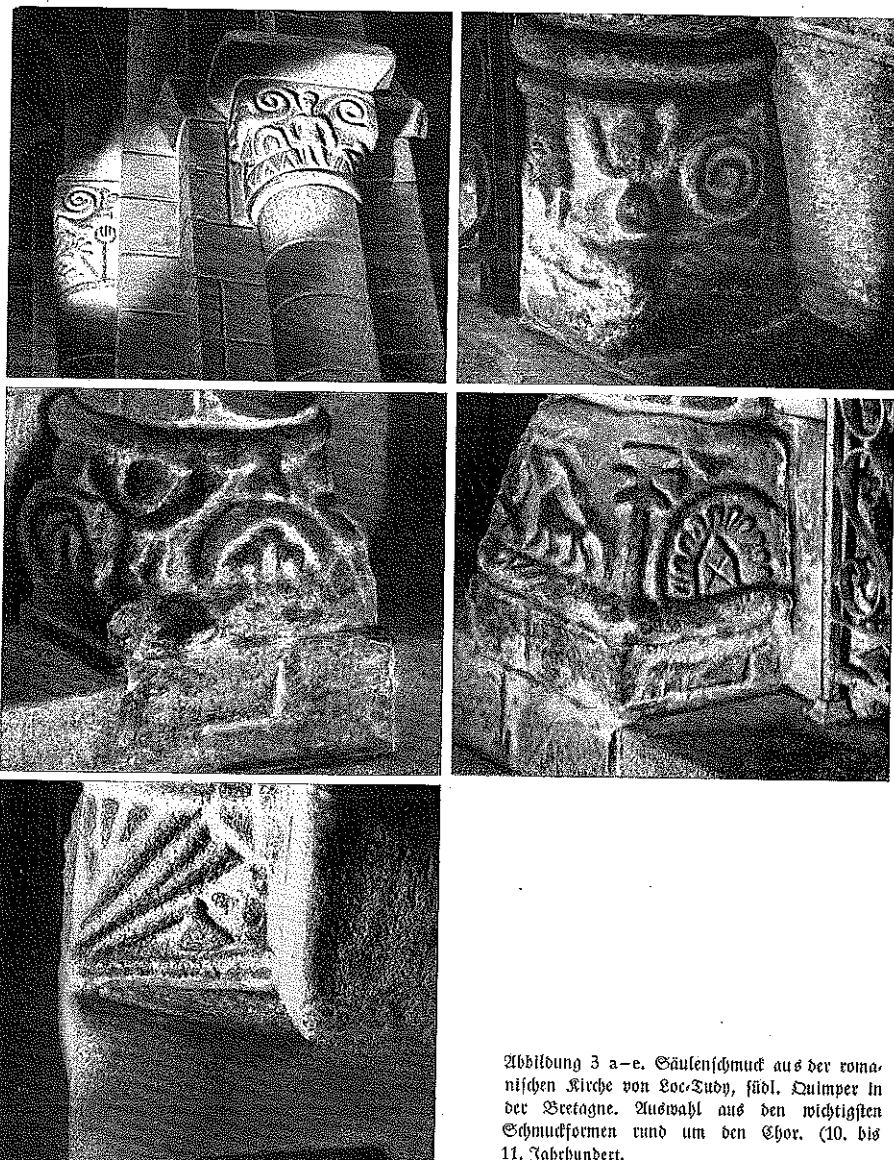


Abbildung 3 a-e. Säulenschmuck aus der romanischen Kirche von Loc Tudry, südl. Dalmper in der Bretagne. Auswahl aus den wichtigsten Schmuckformen rund um den Chor. (10. bis 11. Jahrhundert.

Stickvorlagen innerhalb des Bauerntums zu einer größeren Verbreitung zu verhelfen. Was mit dieser „inneren, angeborenen Vorstellung“ gemeint ist, die hier auf dem Gebiet der Trachtenstickerei zu einer unvermittelten Blüte geführt hat, das wird verständlich durch einen kurzen Blick auf die übrigen Betätigungsfelder der Volkskunst, deren Vorhandensein noch heute bis in die ärmsten Landschaftsteile der inneren Bretagne außer Frage steht: Wer durch die sinnbildgeschmückte Haustür eintritt, gewahrt sogleich im auffallenden Licht die schöne Standuhr und das prächtige Wandbett, beide reich geschnitten und oftmals mit hellglänzenden Mustern aus Messingklitten ausgeziert. Was an sonstigem Hausrat und Gerät von der bäuerlichen Schmuckfreude ausgestaltet worden ist, das zeigt in einem guten Überblick die Sammlung im

Schloß von St. Malo (3); diese Sammlung beweist vor allem, daß Stickerei und alle übrigen Teile der Volkskunst aus einem Geiste, aus einer Vorstellung heraus geschaffen sind und einander in ebem Wettstreit zu überbieten versuchen.

Die Farbgebung der Stickerei ist über das rein Äußerliche hinaus bemerkenswert; sie zeichnet sich aus durch den weichen Seidenglanz der goldbraunen, mit wenig Rot und Gelb untermischten Farben. Für den Bretonen mag darin vielleicht nichts Besonderes liegen, wohl aber kommt uns beim Anblick dieser prächtigen Stickerei sofort die Erinnerung an den goldglänzenden Schimmer bronzezeitlichen Gewandschmuckes auf, der eben die gleichen Stellen des Kleides verschönern mußte! Nicht allein die Schmuckformen als solche, sondern, nun den ersten Eindruck unterstützend, scheinen auch die Farben der Bronzezeit wiederauferstanden zu sein. Die Doppelspiralen der Gewandnadeln, die auf Platten und Schalen der Bronzezeit erscheinenden dreifachen Kreise und Halbkreise, die Bäumchen und Sternmuster, sie alle sind mit Hilfe der Sticknadel auf die Tracht gestickt. Was ehemals mit unbeirrbarer Genauigkeit in die Metallfläche geritzt worden ist, schmückt nun mit der gleichen Sauberkeit gearbeitet als Stickerei das Kleid von Männern, Frauen und Kindern. Sollte sich auch hierin nicht die uralte Art künstlerischen Schaffens eines Bauernvolkes erhalten haben?

Zu erklären bliebe nur der recht eigenartige Befund, daß in dieser Trachtenstickerei im äußersten Westen der Bretagne gerade die ältesten, abstrakt-linihaften Muster gleichsam in Reinkultur plötzlich wiedererscheinen. Zur Beantwortung dieser Frage hilft tatsächlich der Säulenschmuck von Loc Tudry in seiner Bedeutung als vermutlicher Anreger zu dieser Stickerei weiter. Unter den Steinmetzarbeiten dieser frühromanischen Zeit gibt es eine Reihe von Darstellungen, die nicht mehr unter den jüngsten Schmuckformen der bretonischen Volkskunst zu finden sind. Jene vervollständigen aber den jüngeren Bestand außerordentlich und in ganz eindeutiger Richtung. Bemerkenswert sind in der Kirche von Loc Tudry die verschiedenen Sonnensinnbilder, die nicht nur in Kreisen, Halbkreisen und Spiralen zahlenmäßig erschöpft sind. Darunter ist zum Beispiel auch die „Sonne auf der Stange“, die in unseren Faschnachtsbräuchen der oftmals lodernbrennenden Sonne entspricht, die auf einem hohen Stiel im Umzuge herumgetragen wird. Als kirchlich eingespannter Brauch hat sich in der Bretagne etwas Verwandtes in der Wallfahrt „Pardon du Feu“ erhalten, die in St. Jean du Doigt gerade in der Nacht zum 24. Juni, dem Tag Johannes des Täufers, stattfindet. Dabei trägt jeder Teilnehmer eine brennende Kerze während des mitternächtlichen Prozessionsganges über die Felder. Ferner sind auf den Säulenkapitälern und -basen mehrfach wechselnde Formen des „Menschen mit den segnenden Armen“ dargestellt, einmal aufrecht stehend mit erhobenen Armen, dann gegenüber im Chorumgang auch kopfstehend. Es fehlt unter den Sinnbildern von Loc Tudry weder die Rauke, noch der Lebensbaum, weder das Dreiblatt, noch die Knoten in verschiedensten Formen. Daß sogar das Beil, jener uralte und wichtigste Kultur- und Kultgegenstand der Indogermanen (4), auf einem Säulenfuß im nördlichen Chorumgang dargestellt ist, macht den ersten Eindruck zur Gewißheit, daß nämlich in der Kirche, die als die schönste romanische der Bretagne gerühmt wird, das arische Urvätererbe zu prächtigsten Formen gestaltet worden ist. Beim Bau dieser Kirche vor 800 Jahren muß dem bretonischen Volke aber das an den Säulen Dargestellte durchaus noch vertraut, wenn nicht sogar heilig gewesen sein. Wie hätten es sonst die frühromanischen Steinmetzen vor Priester und Christenvolk wagen dürfen, solche Darstellungen an geweihter Stätte anzubringen! Damit ist zugleich ausgesprochen, daß diese Art von Darstellungen tief im bäuerlichen Volksglauben verwurzelt haben. Wenn nun aber vor 100 Jahren diese „Sinnbilder“ in der Kirche von Loc Tudry tatsächlich die Anreger zu den neuartigen Stickmustern gewesen sein sollen, wie ja die Überlieferung lautet, so muß dieses schon vor 800 Jahren bezeugte Wissen um das alte Formengut sogar noch bis in unsere Zeit hinein bewahrt worden sein. Dies nachzuweisen, bedarf es kaum großer Mühe. Die lebendigen Sitten und Gebräuche sprechen eine deutliche Sprache von der ungebrochenen Überlieferungskraft und Überlieferungstreue des bretonischen Volksstammes. Die steinernen Zeugnisse der indogermanischen Vorfahren sind wie Angelpunkte, um die sich die Sitten und Gebräuche der Bauern- und Fischerbevölkerung drehen.



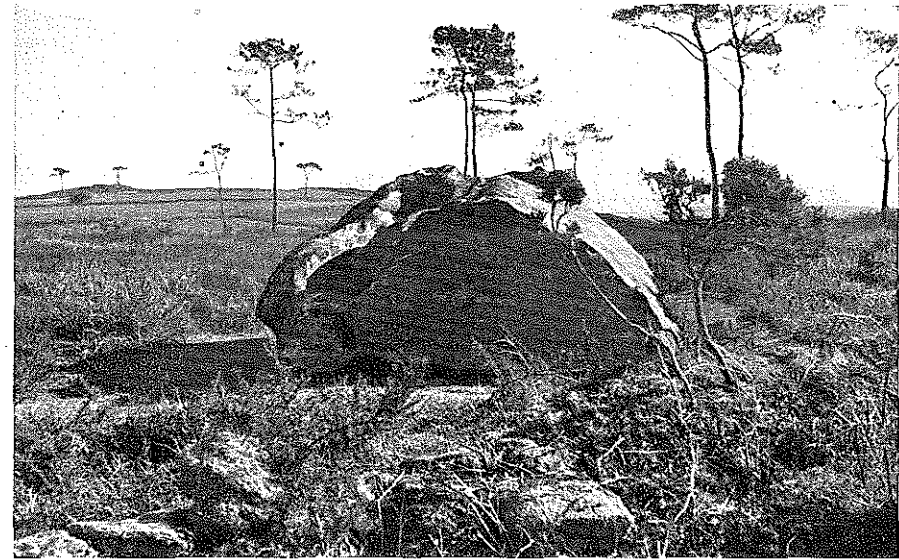
Abbildung 4 (oben). Menhir bei einem mittelbretonischen Weiler nördlich Quelgoat. Abbildung 5 (rechts nebenstehend). „Die weiße Stute“ („La Jument Blanche“) von Nordwesten aus gesehen, inmitten ehemals fruchtbarster Acker, die von Stein-Knicks ähnlich denen in Schleswig-Holstein umgeben sind. Stachelginster und Kiefern sind heute

Man braucht nicht weit zu wandern, um in der Landschaft der bretonischen Atlantikküste allorts auf die hoch aufgerichteten, schlanken Granitblöcke, die „Menhire“, oder auf die gewaltigen Kammern der vorgeschichtlichen Erbbegräbnisse, auf die „Dolmen“, zu stoßen. In seinem Büchlein „Carnac. Légendes — Traditions — Coutumes et Contes du Pays“ (5) berichtet der Konservator Le Rouzic über die vielgestaltigen Bräuche, die von bäuerlicher Art sprechen und gar nicht mehr so seltsam anmuten, wie sie früheren Forschern erschienen sind. Le Rouzic weist darauf hin, daß es meist sinnbildgeschmückte Steine sind, die in das Brauchtum einbezogen werden. Entweder handelt es sich um einfache Näpfechen auf ihnen, oder aber, in anderen bedeutenderen Fällen, sind es die gleichen Sinnbilder, die uns in den hochmittelalterlichen Kirchen begegnen; und die in der jüngsten Volkskunst uns fast ohne jede Wandlung entgegen treten wie vor Tausenden von Jahren.

So heißt es zum Beispiel vom Dolmen „Roh en oad“, der auf der Halbinsel St. Pierre-Quiberon steht: „Wenn man mit einem Hammer in die kleinen Vertiefungen und Näpfechen des Steines schlägt, so brächte es den Männern draußen auf dem Meer beim Fischfang guten Wind. Als man im Jahre 1901 diesen Stein von Staats wegen erneuerte, erzählte eine Witwe im Alter von 61 Jahren, daß sie es zu mehreren Malen getan und ihre Wünsche erfüllt gesehen habe.“

Erfüllte sich etwa den jungen Frauen der Wunsch nach Kindern nicht, so sollen sie zum Menhir St. Eado zwischen Auray und Lorient gehen. „Eine Dörflerin hat mir versichert, daß sie nach dem Gang zum Menhir übers Jahr einen kräftigen Jungen bekommen habe und danach noch mehrere andere Kinder — und das sei bei allen Frauen das gleiche gewesen, die diesen Menhir besucht haben.“

Der berühmteste Kinderbringer unter diesen Steinen ist jedoch der bei Locronan inmitten ehemals fruchtbarer Acker gelegene Stein mit dem Namen „Jument de Pierre“ oder „Jument Blanche“, das heißt „Steinerne Stute“ oder „Weiße Stute“. Wie fast alle volkstümlichen Steine zeichnet er sich ebenfalls durch die einem Weihwasserbecken vergleichbare Vertiefung



für die bretonische Landschaft bezeichnend. Durch den Schatten ist links auf dem Stein die sattelförmige Mulde sichtbar, in die sich die Frauen „avec l'espoir de connaître les joies de la maternité“ hineinsetzen. Im Vordergrund verläuft längs des Knicks die Gemarkungsgrenze und der Prozessionsweg der Tromenie von Locronan. Aufnahme Dr. Lehmann, Ahnenerbe (7).

in der Größe einer geöffneten Hand aus. Das große Ansehen, daß dieser Stein genießt, erweist sich bei der von allen Bretonen besuchten Prozession von Locronan zur Mittsommerzeit (in der zweiten Julihälfte). Diese Prozession ist nichts anderes als ein von der Kirche klug übernommener Flurumgang (6) an uralte geweihte Stätte mit der „Tromenie“, bret. „Droveny“. Sie führt unmittelbar an diesem Stein vorbei. Sobald sich die Prozession ihm nähert, stürzt die Jugend voraus, um sich in die sattelförmige, nach Nordwesten schauende Vertiefung zu setzen: „avec l'espoir de connaître enfin les joies de la maternité“, „in der Hoffnung, endlich die Glückseligkeit der Mutterschaft zu erfahren“ (7). Die Geisteslichkeit geht indessen an ihm vorüber, „ohne auch nur die geringste Notiz von ihm zu nehmen“. Zu diesem Stein gehen vor allem die jungen Frauen in den ersten Monaten ihrer Ehe und setzen sich während drei aufeinanderfolgender Nächte in die sattelförmige Vertiefung dieser „Weißen Stute“. Während heller, klarer Vollmondnächte muß dies wahrlich ein Erlebnis von eindringlicher Wirkung auf das Gemüt sein. Von ihm aus tut sich ein Blick von erhabener Schönheit über das Land und die Bucht von Douarnenez auf, über die Landschaft Arvor, wo der Geist der Ahnen jeden unmittelbar und stark anwühlt. Wohin der Blick auch gehen mag, tauchen Inseln und Stätten auf, an denen die Sagen von König Marke, von Tristan und Isolde und von Marlanif spielen (8).

Nur wenige Schritte entfernt von diesem berühmtesten und ob seiner Segenswirkung noch heute bekannten Stein liegt ein festgetretener, nicht zu großer Platz, der inmitten des von gelblich blühendem Stachelginster verwilderten Ackers besonders auffällig ist. In Erinnerung an Wilhelm Mannhardts Ausführungen über das „Brautlager auf dem Ackerfeld“ (9) und in Hinblick auf die indoarischen Nachweise Leopold von Schröders über verwandte Bräuche innerhalb der Beden (9) besteht hier die Möglichkeit, daß nahe dieser geheiligten Stätte tatsächlich auch die Vermählung vollzogen worden ist. Im Bewußtsein des Volkes muß dies noch zur Jahrhundertwende so tief gehaftet haben, daß der französische Volkskundler Paul Sébillot in seinem Buch „Le Folk-Lore de France“ (10) schreiben konnte, die Leute nennen diesen Stein

bei Locronan gewöhnlich „la nourrice des gens d'Arvor“, die „Stammutter der Leute von Arvor“. „Man läßt wohl ab von diesen Bräuchen, aber ich bin gewiß“, so meint noch um 1932 der Bretonenforscher Anatole Le Braz, „daß die noch nicht unter den Toten sind, die den Glauben an diesen Brauch in sich tragen.“ Wenn man bedenkt, daß vor allem diese Bräuche an den Grabstätten der Vorzeit gepflegt werden, so gewinnt von dieser Seite her betrachtet der Name „Stammutter der Leute von Arvor“ an Bedeutung. Sicher lebt hier im Bretonischen noch die vielfach im indogermanischen Bereich anzutreffende Anschauung, daß man durch ein Gebet angesichts der Stätten der Ahnen von diesen gesegnet und in seinem Vorhaben gestärkt werde. Im Bayerischen (11) ist es noch Brauch, daß die jungen Eheleute sofort nach der Trauung an die Grabstätte der Eltern treten. Im Bretonischen findet sinngemäß das Verloben und das Aufsetzen der Ringe am Grabe des Vaters statt, so schildert es Léon Le Berre in der Lebensbeschreibung eines alten Bretonen (12). Der Gang der Frauen über die einsame Heide zur „Jument Blanche“ oder zu den Dolmen der Ahnen ist als nichts anderes zu bewerten. Wenn Menhirs und Dolmen aber in uraltes Brauchtum einbezogen werden, dann allerdings nimmt es auch niemanden wunder, daß diese Steine mit eben den Sinnbildern ausgeschmückt wurden, die über alle Zeitläufte hinweg sich ebenso wenig geändert haben wie die Brauchtumshandlungen, die ehrfurchtsvoll an ihnen seit Menschengedenken vollzogen worden sind.

Sinnbilder, die vor mehr als hundert Menschenaltern, vor mehr als 4000 Jahren entstanden sind und ihre ursprünglichsten Formen gefunden haben – Sinnbilder, die zur romanischen Zeit in Stein gemeißelt oder in Volkstanz als Schnitzwerk, als Werkstück aus Eisen oder in Messing weiterleben – Sinnbilder, die auf den Trachten vor hundert Jahren plötzlich wieder erscheinen und unentwegt bis auf den heutigen Tag ausbauern: Sie sind wahrhaft das Tragende und Beständige in der Überlieferung, allen Wirnissen der vieltausendjährigen, politischen Wandlungen zum Trotz, die über den Lebensraum des französischen Volkes hereingebrochen sind. Besonders eindrucksvoll wird diese unveränderte Wesensgleichheit, wenn man tags zuvor auf einem Säulenfuß im Chorumgang der Kirche von Loc Tudv entdeckt hat, was in dem Dolmen bei Baden auf der Ile-Longue zur sinnbildlichen Ausschmückung des Grabes angewandt worden ist: Man möchte es als den schlichten, kindlich einfachen Umriß eines Hauses deuten, umgeben von der strahlenden Halbsonne. Hier glaubt man ineinandergefügt, was an Denken und Trachten eines nordisch gearteten Bauerntums um die Erhaltung von Sippe und Lebensraum freist. Es liegt darin die Achtung der Arbeit, die vergangene Geschlechter zum Aufbau der Sippe geleistet haben, es liegt darin die Anerkennung von Recht und Gut der Sippe und gipfelt in der bis ans Gläubige grenzenden Verehrung des Ahnherrn dieser Sippe an dessen Grabstätte. Es liegt darin aber auch die Sorge und der stete Kampf um die Erhaltung dieser Sippe im Enkel und der Kampf um die Erhaltung des Lebensraumes. Wie ernst den Bretonen dies ist, haben sie im Weltkrieg durch weit über vierhunderttausend Gefallene bewiesen! In solchem Wechsel der Geschicksnisse, in solchem Auf und Ab der Bauerngeschlechter gewinnt dann ein Sinnbild an Tiefe und an Bedeutung, das ist die „Sonne“. Wenn ihre Strahlen das Haus als den Inbegriff des gesamten Bauernlebens umgeben, so hat man damit wohl ausdrücken wollen, daß sie die große Lebensspenderin und Lebenserneuerin ist, oder um mit den Worten alter Überlieferung zu sprechen, daß sie alles Leben als ein „Sonnenleben“ schenkt und wieder nimmt. Gleichsam als Besiegelung dieses Glaubens hat der Bretonen, von der romanischen Zeit an bestimmt nachweisbar, seine Hausstüren, seine Bettstühle und seine Feuerböcke am altertümlichen Kamin mit dem Sinnbild geschmückt, unter dem der Kampf um die Wiedergewinnung des arischen Lebensraumes steht, mit dem Hakenkreuz.

(1) D. E. Aubert: Les Costumes Bretons. Leur histoire, leur évolution. St. Brieuc (nach 1932). – (2) Aubert: Les Costumes Bretons. S. 59. – (3) Yves Hémar: L'Art Populaire en Bretagne (= Ausstellung im Schloß von St. Malo, um 1929). Ferner: Ph. de Las Cases: La Bretagne (= L'Art Rustique en France, III) Paris (Michel), 1926. – (4) Vgl. hierzu die Schriften von Schwantes. – (5) Zacharie Le Rouzic: Carnac. Légendes – Traditions – Coutumes et Contes du Pays. Bannes, 1936, S. 22, 23. – (6) Alexandre Masseron: Quimper, Quimperlé, Locronan, Pen March. Paris, 1928; S. 121, mit dem Plan des Prozessionsweges. Über Brauchsteine an Gemarkungsgrenzen: S. Ettañ: Brauchsteine; in: Die Heimat, 49. Jg., S. 44 f.; Febr. 1939. – (7) Anatole Le Braz:

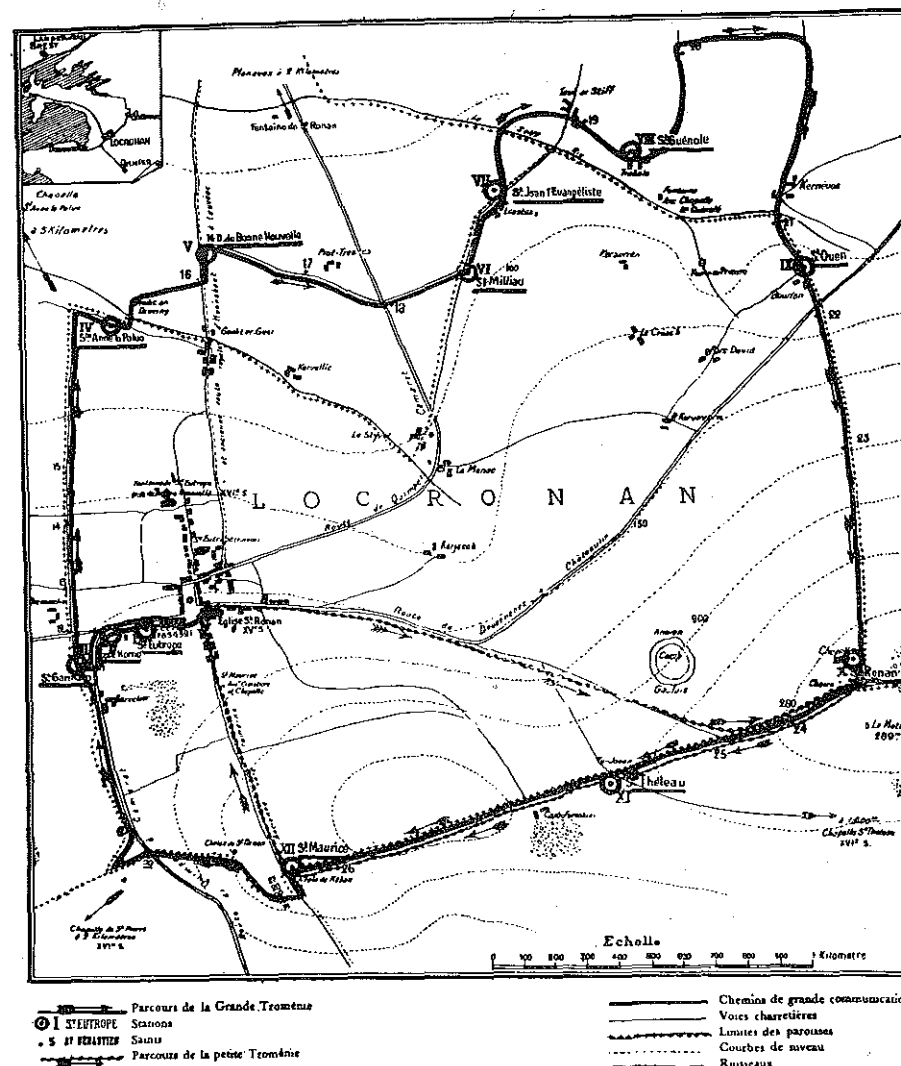


Abbildung 6. Karte des Prozessionsweges der Troménie von Locronan, aus A. Masseron, Quimper, Quimperlé, Locronan, Penmarc'h, Paris 1928. Der Stein ist hier als „Stuhl des hl. Nonan“ bezeichnet, weil dieser Nationalheilige der Bretonen auf diesem Stein von Cornwall, der südwestlichsten Halbinsel Großbritanniens, zur Halbinsel Cornwalis in der Bretagne herübergeritten ist. Nach der kirchlichen Erklärungswelt hat der Stein daher seinen Namen „Stuhl“ erhalten; sicher liegt aber älteres Vorstellungsgut bei der Namensgebung zugrunde.

Au Pays des Pardons, v. D., 1900. – (8) Rolf Schröder verdankt ich einen Hinweis auf die Bleistiftzeichnung Die Worms, die dieser seinem Bericht vom Juli 1647 über die „Helenenquelle“ bei Eisville in Seeland beigelegt hat. Auch hier liegt angesichts des Meeres und fagnumwobener Inseln ein großes Hügelgrab mit drei Quellen und einer späteren Kapelle bei einem alten Friedhof. Essen, Trinken und Schlafen der Wallfahrer, das Schmücken der Totenkreuze mit Tüchern und Bändern als Botivgaben, das alles deutet auf gemeinsames indogermanisches Brauchtum hin. – (9) Wilhelm Mannhardt: Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme. Berlin, 1875. Bd. I, S. 480. Leopold von Schröder: Mysterium und Minus im Rigveda, 1908, S. 161 f. – (10) Paul Sébillot: Le Folk-Lore de France. Paris 1905. Bd. II, S. 10. – (11) Bildbeleg bei Adolf Spamer: Die deutsche Volkskunde. Bd. II, S. 76/1. – (12) Léon Le Berre: Bretagne d'Hier. Rennes, 1937. Ferner über das Brautpaar am Grabe der toten Vorfahren: S. Rante: Totenbrauchtum in alter und neuer Zeit; in: Die Heimat, 48. Jg., S. 331 f., Nov. 1938, mit wichtigen Schrifttumsangaben über Ehepflegung am Grabe der Vorfahren.

Dr. A. Bohmers: Sediment-Petrologie, ein neues Hilfsmittel zur Datierung urgeschichtlicher Kulturen

Die Methoden, mit deren Hilfe man das Alter urgeschichtlicher Kulturen feststellen kann, werden immer mehr verfeinert. Besonders in den letzten zehn Jahren sind auf diesem Gebiet viele Fortschritte gemacht worden.

Bis vor fünfzehn Jahren war man nur auf die üblichen geologischen und paläontologischen Methoden angewiesen. Man konnte mit Hilfe der paläontologischen Bestimmungsmethoden auf Grund von fossilen Knochen von Wirbeltieren und von Mollusken, die man in den Schichten fand, deren geologisches Alter einigermaßen festlegen. fand man z. B. in einer Kulturschicht Zähne vom *Rhinoceros Merckii*, einer Nashornart, dann wußte man, daß diese Schicht zum mittleren Teil des Diluviums gehörte, und nicht zu der letzten Vereisung. Stieß man etwa auf *Dugontherium Cuvieri*, eine ausgestorbene Biberart, dann befand man sich in den ältesten Schichten des Diluviums. Die Knochen vom Mammut zeigten, daß man Schichten aus der letzten oder vielleicht auch vorletzten Eiszeit vor sich habe. Auch konnte man auf diese Weise ungefähr das Klima bestimmen, das während der Zeit herrschte, in der die Schichten abgelagert wurden. So wiesen Knochen vom wollhaarigen Nashorn oder vom Ren darauf hin, daß die Schichten in einer arktisch-kalten Zeit gebildet wurden, also in einer der drei oder vier Eiszeiten und nicht in einer Zwischeneiszeit. Mit dieser Methode kann man über das Alter einer Schicht immer nur im großen und ganzen festlegen; tritt z. B. die sogenannte „Primigenius-Fauna“ mit Mammut, wollhaarigem Nashorn und Ren während der gesamten letzten oder Würm-Vereisung auf, dann ist es nicht möglich mit ihr die für die Urgeschichte so äußerst wichtigen Unterabteilungen dieser Vereisung voneinander zu trennen.

Ein anderes Mittel, um das Alter der Schichten, besonders der Schotter, des Diluviums zu bestimmen, sind die Flußterrassen. Es würde zu weit führen, diese Methode, die in der letzten Zeit durch die moderne Schotteranalyse etwas verfeinert wurde, zu beschreiben. Es kann nur gesagt werden, daß sie öfters, besonders wenn tektonische Störungen auftreten, sehr unzuverlässig ist. Auch ist es mit ihrer Hilfe noch nicht befriedigend gelungen, eine vollkommen zuverlässige Gliederung der verschiedenen Glazial- und Interglazialperioden durchzuführen. Endlich kann diese Methode in den Höhlen, also gerade dort, wo die meisten urgeschichtlichen Funde gemacht worden sind, nicht benutzt werden, da die Höhlenschichten meistens keine Verbindung mit den Schotterfschichten aufweisen.

Eine dritte, in der letzten Zeit öfters benutzte Methode, verwendet die Böschschichten und die darin befindlichen fossilen Böden oder Verlehmungszonen. Die letztgenannten deuten auf eine wärmere Periode innerhalb einer Eiszeit, oder auf eine Zwischeneiszeit hin. Die Böschschichten sind äolisch (durch Windeinfluß) in einer Eiszeit abgelagert. (Siehe meinen Aufsatz in „Germanien“, 1941, Heft 3.) Obwohl diese Methode eine sehr feine Einteilung zuläßt, sind die Fehler, die hierbei gemacht werden können, besonders wenn nicht zugleich die Pollenanalyse und Sediment-Petrologie sowie die oben besprochenen Methoden verwendet werden, sehr groß. Auch werden die Kulturschichten nur in bestimmten Gegenden der Erde innerhalb von Böschschichten angetroffen.

In den letzten zehn Jahren hat die Pollenanalyse die Altersbestimmung der Kulturschichten sehr viel weiter gebracht, und doch befinden wir uns erst am Anfang der vielen großen Erfolge, die mit dieser Methode noch erreicht werden können. Die Pollenanalyse bestimmt die fossilen Blütenstaubkörner, die sich in einer Schicht befinden, und stellt dadurch fest, welche Flora während der Ablagerung dieser Schicht gelebt hat. Daraus kann man wieder sehr genau das Klima, das damals geherrscht hat, bestimmen und mit diesem wieder, z. B. unter Zuhilfenahme der oben beschriebenen Methoden, feststellen, in welcher Periode einer Eiszeit oder Zwischeneiszeit diese Schicht gebildet worden ist. Auf diese Weise lassen sich die kleinsten

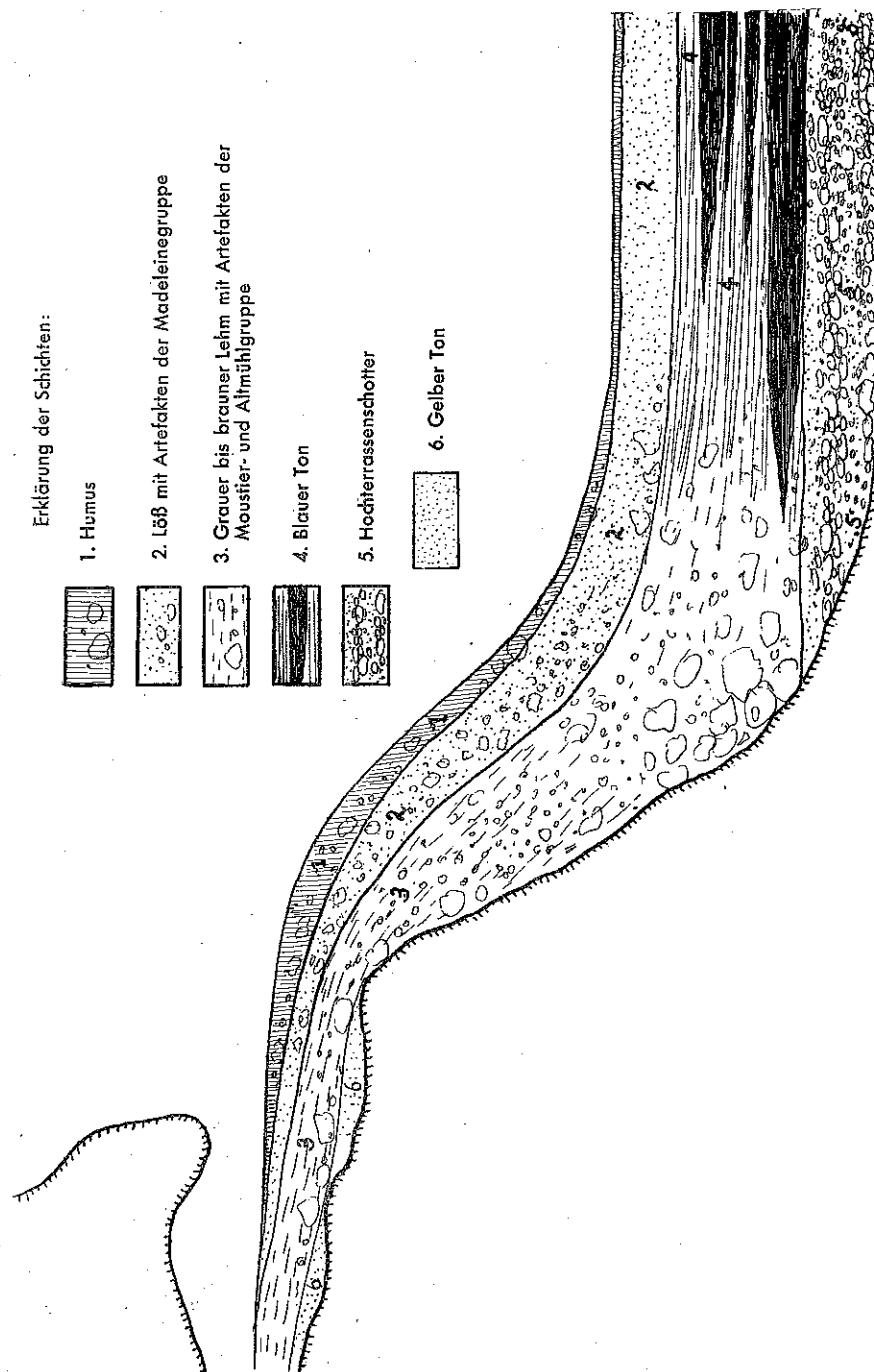


Abbildung 1. Schematisches Profil durch eine Höhle und das Tal von Mauern.

Schwankungen in den Klimafolgen festlegen. Der große Nachteil dieser Methode ist, daß nur wenige Schichten Pollen enthalten und daß selbst mit den raffiniertesten Aufbereitungsmethoden in den meisten Kulturschichten nicht genügend Pollen nachgewiesen werden können. Die meisten Schotter, Höhlenlehme oder Löss sind pollenfrei.

Wenn jedoch eine Schicht frei von Pollen ist, kann man immer noch versuchen, sie mit einer anderen Schicht, die Blütenstaubförmiger enthält, in Verbindung zu bringen. Hierzu ist nun die neue Methode der Sediment-Petrologie sehr geeignet. Um deren Auswertungsmöglichkeiten deutlich zu machen, muß eine kurze Beschreibung der Arbeitsweise dieser Methode eingefügt werden.

Alle Schichten mit urgeschichtlichen Kulturen enthalten Sand. Unter Sand versteht man Mineralförner von 1,0 bis 0,05 mm Durchmesser. Größere Körner sind Steindchen, kleinere Staub. Die Sandkörner bestehen aus einer Mineralart. Am meisten treten in den Sanden die Minerale der Quarz-, Feldspat- und Glimmergruppe auf. In Kaltgegenden kommen hierzu noch Körner von Kalk oder Dolomit. Ein Sand besteht immer zu mehr als 99 v. H. aus diesen Mineralien. Sie werden, weil sie ein spezifisches Gewicht von 2,58 bis 2,90 haben, zu den leichten Mineralien gerechnet. Ihre genauere Bestimmung ist sehr schwer, und da sie wenig typisch sind, werden sie in der Sediment-Petrologie meistens nicht benützt. Zu einem sehr kleinen Teil bestehen die Sande aus den sogenannten schweren Mineralen. Diese haben ein spezifisches Gewicht, das größer ist als 2,9. Sie gehören zu vielen Arten, und jede Art kann wieder viele Sonderarten aufweisen. Die wichtigsten sind: Aegirin, Anatas, Andalusit, Augit, Brookit, Chloritoid, Chromit, Diopsid, Diopside, Dumortierit, Enstatit, Epidot, Glaukophan, Granat, Hornblende, Hypersthen, Ilmenit, Kordierit, Korund, Magnetit, Olivin, Pikotit, Pyrit, Rutil, Saffurrit, Sillimanit, Spinell, Staurolith, Titanit, Topas, Turmalin, Zirkon und Zoisit.

Es gibt verschiedene Verfahren, um diese schweren von den leichten Mineralen zu trennen. Das einfachste ist folgendes: Man siebt und wäscht eine Probe, um die Steindchen und den Staub vom Sande zu trennen. Dann wird zuerst Salz- und danach Salpetersäure zugesetzt und gekocht, um unwichtige Mineralien, wie Kalk, Dolomit, Baryt, Apatit, Glaukophan und andere zu entfernen. Danach wird die Probe gewaschen, getrocknet und in einem Scheidetrichter mit Bromoform von einem spezifischen Gewicht von 2,9 gebracht. Die leichten Mineralien treiben dann obenauf und die schweren sinken zu Boden. Die letzteren läßt man ablaufen; sie werden gewaschen, getrocknet, auf ein Präparatglas in Kanadabalsam gebracht und mit einem Polarisationsmikroskop untersucht. So werden mit Hilfe der in der Mineralogie bekannten optischen Methoden, wie Bestimmung des Brechungsindex, der Doppelbrechung, der Achsenlage, des Kristallographischen Systems, die Körner bestimmt und danach mit Hilfe eines Kreuztisches für jedes Mineral das Anteilsverhältnis festgestellt. Die undurchsichtigen Minerale, wie die Erze und Aggregate, die nicht gut bestimmt werden können, werden in einer Einheit zusammengefaßt. Ihr Verhältnis zu den durchsichtigen Mineralen wird in Prozenten ausgedrückt. Ebenso wird das prozentuale Verhältnis der durchsichtigen zu einander berechnet. Diese Methode wurde in den Niederlanden zuerst von E. H. Edelman und D. J. Doeglas ausgearbeitet und in der Elgeologie bei der Shell-Gesellschaft mit viel Erfolg zum Bestimmen von fossillfreien Schichten benützt. Um die Möglichkeiten der Auswertung der neuen Methode besser beurteilen zu können, müssen wir zunächst näher auf die Entstehung eines Sandes eingehen.

Ein Sediment entsteht primär dadurch, daß ein kristallines Gestein, wie z. B. Granit, Diorit oder Gneis verwittert. Die Verwitterungsprodukte werden durch das rinnende Wasser weggeführt und an einer anderen Stelle wieder abgelagert. So entsteht das Sediment. Bei der Verwitterung und Verfrachtung werden die weniger widerstandsfähigen Minerale des Ausgangsgesteines mechanisch oder chemisch vernichtet, so daß das Sediment eine Anreicherung an widerstandsfähigen Gemengteilen erfährt. Dazu gehören in erster Linie die obengenannten schweren Mineralen, welche ursprünglich aus den kristallinen Gesteinen stammen. Die Arten der schweren Mineralen eines Sandes und ihr prozentuales Verhältnis sind also in erster Linie von der Zusammensetzung des Ursprungsgesteines abhängig, welches durch das rinnende

Tabelle 1.

Tiefe in Metern	Undurchsichtig	Turmalin	Zirkon	Granat	Rutil	Brookit	Anatas	Sillimanit	Staurolith	Diopsid	Andalusit	Sillimanit	Chloritoid	Epidot	Saffurrit	Zoisit	Spezielle Augit
0.42 — 0.38	22	2	3	13	11			1	1	2				41	3	2	20
0.38 — 2.78	24	1	8	10	8		1	4	3	2				44	2	1	15
9.78 — 10.48	31	4	6	12	3		2	2	3	2	2	3		39	8	2	22
10.48 — 22.58	45	6	10	3	8		1	1	4	2	2	2		45	8	3	7
22.58 — 24.48	48	3	15	3	6		1	1	2	3	1			40	21	2	2
24.48 — 26.08	28	1	5	1	8				3	1	2	3		22	49	1	5
26.08 — 27.28	26	5	6	1	4				2	1		1		28	46	1	5
27.28 — 29.98	35	2	10	6	6		1	1	10	3				30	25	1	5
29.98 — 42.98	22	2	2	19	1			2	5		1	2		23	39		4
42.98 — 44.38	15	1	2	21				1	4	1		2	1	15	34		15
44.38 — 46.98	25	2	5	27	1			1						25	23		16
46.98 — 49.18	19	3	1	12	1			2	1	1				14	44		20
49.18 — 51.68	16		2	13	1			1	5			1		9	34		31
51.68 — 53.78	18	1	1	12	1			2	2			1		6	43		23
53.78 — 55.38	21	1	1	15				2	3			3		5	46		22
55.38 — 56.48	25	6	2	16	2				7	1		3		6	31		20
56.48 — 61.98	36	2	2	35	1			2	7	2		8		4	12		15
61.98 — 63.58	34	5	2	25	1			1	7	1	2	2		10	15		21
63.58 — 66.88		3	1	39	1			1	2	2	1	4		13	12		12
66.88 — 70.08	21	4	8	33				1	6	3		3		13	22		7
70.08 — 74.78	28	2	5	45	1			1	8	3		3		15	11		6
74.78 — 80.28	37	6	5	28	2			3	3	7	1	3		22	11	2	6
80.28 — 89.68	21	4	2	36	2			1	6	5		1		23	11	1	8
89.68 — 91.53	40	1	8	30	3				5	5		4		29	9	1	10
91.53 — 92.35	20	3	6	27	3			2	3	2				27	5	2	19
102.23 — 105.38	27	3	6	26	5			1	3			1		36	10	1	8
105.38 — 107.28	24	3	4	36	2			1	6	6		1	1	23	7		10
107.28 — 110.08	26	5	3	24	2				3	2		2		39	7	2	11
110.08 — 113.38	22	6	3	29	4			2	1	4	2	1		24	11		13
113.38 — 121.98	31	8	5	28				1	2	6	1			27	7	1	14
121.98 — 137.43	34	1	3	31	4			2	4	8	3	1	1	23	7	1	11
137.43 — 139.98	32	3	4	19	1			4	3	6		2		34	6	2	16
139.98 — 141.98	33	8	7	23	5			4	1	8	2	4		21	6		11
141.98 — 142.18	28	1	8	15	3		1	19	1	2	1			32	8		9
142.18 — 147.38	28	1	2	23	2		1	7	1	2	3	1		23	11	2	21
147.38 — 149.18	27	2	8	21	5			5	3	5		1		31	4	1	14
149.18 — 153.93	30	2	1	17	2			4	3	5		3		31	9		23
153.93 — 160.98	31	1	9	12	6			14	3	1	1	2		34	3	1	13
160.98 — 163.48	35	4	10	17	6			6	4	3	2	4		19	4	2	19
163.48 — 175.28	39	2	8	23	4			3	12	5	2	2		18	5		16
175.28 — 180.58	23	2	4	15	1			2	5	5	2	5		19	4	2	34
180.58 — 183.68	24	3	8	9	10			2	3	3	3			27	1	2	29
183.68 — 187.28	33	1	6	2	4			8	3	3		1		22	7	2	45
187.28 — 188.78	30	2	2	6	1			2	1	3	1	1		15	9	2	55
188.78 — 190.98	20	1	6	15	1			2	1	1		1		20	1	1	51
190.98 — 192.18	23	1	11	12	3				1	2		1		19	4	2	44
192.18 — 194.18	28	2	2	10	2			1	2	3	1			12	4		59
194.18 — 197.18	26	1	4	5	5			1	2	1	1	1		16	2		63
197.18 — 197.88	14	5	1	4	1			2	2	1				18	3		63
197.88 — 200.28	21		2	4	2				2	1				15	1	1	72
200.28 — 202.18	24		3	3	1				2	1		1		10	1		78
202.18 — 206.28	26	2	4	10				2	2	2	2	2		14	1	1	58
206.28 — 207.58	24	1	3	6	2			3	1	3	1			15	2		63
207.58 — 208.48	16	1	3	10	3				1	3		2		20	1		56
208.48 — 210.68	14	1	4	6	4			6		1				14	1		62
210.68 — 210.98	17	2	4	12	4			6	1			1		11	4		55
210.98 — 215.78	23		4	13					6	2	2	6		16	5		48
215.78 — 218.48	22	3	1	7	1			2	5	2		2		17	9	1	51
218.48 — 219.98	31	2	5	7	2				4	1		2		17	4	1	53
219.98 — 220.78	18	2	2	13	2				5	1		3		22	6		44
220.78 — 221.88	18	1	5	10	1			1	2	2	2	3		10	3		60
221.88 — 224.00	14	1	4	7	1		1	2	4	5	1			15	1	2	56
224.00 — 225.93	15	1	4	8	1			2		1		1		15	2		63
225.93 — 227.58	13	3	5	9				2	2	1		2		20	1	1	54
227.58 — 230.48	16	1		6	1				1			1		14	4		72
230.48 — 231.73	19	1	1	8	3			1		1		3		10	3	1	68
231.73 — 232.58	21	3	3	10			1	1	4	2	1	1		16	3		55
232.58 — 234.18	14	2	4	6	1				2		1	1		20	2	1	59

Tabelle II.

	Sof (1)	Blaue Humole Sone (4)	Höhlenlehm (3)	Gelber Son (6)	Niederterrassen- fotter	Höferrassen- fotter (5)	Dederrfotter
Undurchfichtig	33	27	34	58	22	20	41
Turmalin	2	2	2	13	1	2	5
Zirkon	2	4	2	39	3	2	10
Granat	56	40	43	7	72	43	6
Rutil	2	3	6	25	2	1	18
Brookit							
Anatas							
Titanit	1		1			1	
Staurolith	4	8	7	11	6	3	19
Difphen	3	2	3	5	5		18
Andalusit	1	1	1				2
Sillimanit		1					
Chloritoid						1	
Epidot	28	11	14		3	10	21
Saundersit		5	3		4	31	1
Zeisit	1				2		
Hornblende		21	16		3	4	
Glaupophan		1					
Augit							
Hyperphen		1					
Chloropit							
Korund						1	
Sopas	1						

Wasser abgetragen wird. Zweitens ist die Zusammensetzung des Sandes durch die Länge des Weges bedingt, welchen die Mineralkörner vom Ursprungsgestein bis zur Stelle, wo sie schließlich abgelagert wurden, durchlaufen haben. Ist die durchmessene Strecke eine lange, so können auch die zerstörenden Kräfte längere Zeit einwirken und es bleiben zuletzt nur die allerwiderstandsfähigsten Minerale, wie Quarz, Granat, Zirkon und Rutil übrig; die anderen sind alle aufgelöst oder mechanisch vernichtet. In diesem Falle wird der Sand sehr homogen sein. Ändert der Fluß nur ein wenig seinen Lauf oder schneidet er sich etwas tiefer ins Gebirge ein, Fälle, die in der geologischen Entwicklung häufig vorkommen, dann werden andere Ursprungsgesteine angeschnitten, die andere schwere Mineralen enthalten, und die Sande an seinem Ufer werden sogleich eine andere sediment-petrologische Zusammensetzung zeigen. Diese bleibt aber in den zur gleichen Zeit abgelagerten Schichten über große Entfernungen die gleiche.

Ein Beispiel für die sediment-petrologische Zusammensetzung eines Sandkomplexes zeigt das in Tab. 1 dargestellte Bohrprofil, das ich untersucht habe. Die Bohrung wurde in Mittelfriesland bei Semar durchgeführt und betrifft ein mächtiges, sehr homogenes Schichtensystem, das hauptsächlich aus Sanden besteht. Es ist 235 m dick und wurde in der Zeit vom Ober-Pliozän bis zur Mißvereisung abgelagert. Es umfaßt also das ältere Diluvium. In diesen Schichten sind keine Fossilien aufgefunden worden, durch welche eine Gliederung dieses mächtigen, über ganz Nord-Niederland ausgebreiteten Komplexes möglich gewesen wäre. Die Sande lagern im Delta-gebiet des Rheines, sind während der Verfrachtung häufig vermischt worden und haben überdies noch eine so lange Strecke vom Ursprungsgestein bis zur endgültigen Ablagerung zurückgelegt, wobei nur einige der widerstandsfähigsten Mineralen übrig blieben, daß die Untersuchung wenig Erfolg versprach. Und doch wurden selbst hier gute Ergebnisse erzielt. Auf Tab. 1, die mit Absicht hier vollständig wiedergegeben ist, um die Arbeitsweise zu erläutern,

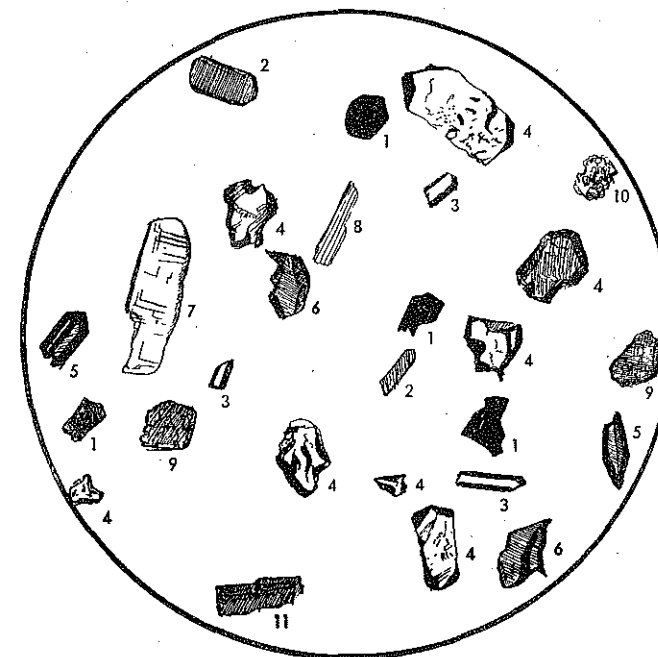


Abbildung 2. Mikroskopisches Bild eines Präparates mit den Schweren Mineralen des Höhlenlehms (Berggr. ca. 80x). 1. Undurchfichtig. 2. Turmalin. 3. Zirkon. 4. Granat. 5. Rutil. 6. Staurolith. 7. Difphen. 8. Sillimanit. 9. Epidot. 10. Saundersit. 11. Hornblende.

sind in der linken Spalte von sämtlichen untersuchten Proben die Tiefen in Metern und in den Spalten rechts davon die für jede Probe berechneten Prozentzahlen der Minerale wieder gegeben. Die Tabelle sei hier nur an zwei Beispielen erklärt. Die Proben, die aus einer Tiefe zwischen ungefähr 50 und 70 m stammen, führen Augit, der in anderen Tiefen nicht auftritt. Die zwischen ungefähr 130 und 190 m Tiefe entnommenen Proben zeigen eine deutliche Anreicherung an Titanit. Die Titanit- und die Augitzone konnten auch in anderen Bohrungen in diesen altdiluvialen Schichten, die in ganz anderen Teilen der nördlichen Niederlande gemacht worden sind, festgestellt werden. Auch noch andere, hier nicht näher besprochene Zonen dieser Bohrung wurden über große Entfernungen angetroffen. Wenn einmal eine derartige Unterteilung eines Schichtenkomplexes über größere Entfernungen festgestellt ist, kann sie mit Hilfe von anderen Methoden zeitlich bestimmt werden.

Ein zweites Beispiel haben die Ausgrabungen bei Mauern durch die „Forschungsstätte für Urgeschichte im Ahnenerbe“ geliefert. In den Malmfalten bei dem Dorfe Mauern, das nahe der Donau zwischen Ingolstadt und Donaumündung liegt, werden vier Höhlen angetroffen, die wichtige altsteinzeitliche Kulturschichten der Mouster-, Altmaul- und Mabeleingruppe enthalten (siehe dazu „Germanien“, 1939, Heft 4).

Diese Kulturschichten konnten zeitlich nicht genau datiert werden, zumal sie weder Blütenstaubföner enthielten, noch mit Terrassenschottern der Donau in Verbindung gebracht werden konnten, da die Donau nur bis zur vorletzten Vereisung durch das Tal strömte, in dem sich die Höhlen befinden. Auch die Fauna der Schichten war sehr homogen. Es wurde darauf versucht, die Schichten der Höhlen untereinander, sowie mit humosen pollenreichen Schichten, die im Tale durch Bohrungen erschlossen worden waren, in Zusammenhang zu bringen. Zu diesem Zwecke wurden viele Ausschachtungen und Bohrungen zwischen den Höhlen- und den Talschichten angelegt. So konnte das in Abb. 2 dargestellte schematische Profil konstruiert

Diese Beispiele mögen genügen, um den Wert der neuen Hilfsmethode für kulturgeschichtliche Untersuchungen der urgeschichtlichen Kulturen nachzuweisen.

Literatur.

- Baaf, J. A. 1936. Regional petrology of the Southern North Sea. Diss. Wageningen. — Bohmer, A. 1937. Over de petrologische samenstelling van de oud-kwartaire sedimenten in noordelijk Nederland. Geologie en Mijnbouw 7 und 8. — Crommelin, H. D. 1940. De herkomst van het zand van de Waddenzee. Tijdschr. Kon. Ned. Aard. Gen. Bd. 57. — Edelman, E. H. 1933. Petrologische provincies in het Nederlandsche Kwartair. Diss. Amsterdam. — Edelman, E. H. und D. J. Douglas. 1933. Bijdrage tot de petrologie van het Nederlandsche Tertiair. Verh. Geol. Mijnb. Gen. Bd. 10. — Edelman, E. H. 1938. Samenvatting van de resultaten van vijf jaar sediment-petrologisch onderzoek in Nederland en aangrenzende gebieden. Tijdschr. Kon. Ned. Aard. Gen. Bd. 55. Weiter in: Sediment-petrologische onderzoekingen. 1—6. Mededeelingen van de Landbouwhoogeschool te Wageningen.

Die Fundgrube

Der Drudenfuß in einer Bilderschrift des 18. Jahrhunderts. Unter dem Drudenfuß versteht man sowohl Pentagramm wie Hexagramm. Daß der Sechsstern, von dem hier die Rede ist, ursprünglich nichts mit dem Davidstern zu tun hat, dafür zeugen 1. das Vorkommen dieses Zeichens im germanischen Raum, 2. die Vorstellungen des Volksglaubens, die mit ihm verbunden sind, 3. sein volkstümlicher Name selbst. Der Sechsstern ist eines der alten Hellszeichen.

Herman Wirth (1) weist ihn u. a. auf einer merowingischen Spange des Museums Nordhausen (Abb. 1) und auf einer dänischen Münze von Ribe um 1300 nach. Häufig finden wir den Drudenfuß als Schild an Herbergen und Wirtschaftshäusern; am weitesten verbreitet und angewandt ist er aber im Volksglauben. Man bringt ihn an Häusern, Türen, Bettstellen und Wegen an, überall soll er gegen die Trude oder die Märe schützen. Nach den Volksvorstellungen ist das Hexagramm der Fußabdruck der Trude, die nach weit verbreiteten Anschauungen den Alpdruck erzeugt. Ursprünglich aber ist die Trude kein solch gefürchtetes Gespenst. Das erkennen wir noch an der Feststellung des Handwörterbuchs des deutschen Aberglaubens, Bd. I, Sp. 291: „Im allgemeinen wird die Mahr oder Trude von der aus Bosheit schädigenden Heze unterschieden und mit einem aus Grauen und Mitleid gemischtem Gefühl betrachtet ...“ Steine, die zum Schutz gegen böse Geister verwendet werden, heißen vielfach Drudensteine; an ihnen sollen sich die Druden versammeln. In Schweden nennt man den Drudenstein Insquarner = Eisenmühle. Damit ergibt sich eine Verbindung der Trude zu den Steinen mit Schalen und Näpfchen, die nach den heutigen Anschauungen führender Vorgeschichtler als älteste nordische Sinnbilder anzusprechen sind. Noch bis in unsere Tage werden solchen Steinen Opfer gebracht. Die Trude ist im Laufe der Zeit von einem Geist, der den Menschen Gutes tut, zu einem Gespenst geworden, vor dem sie sich schützen müssen.

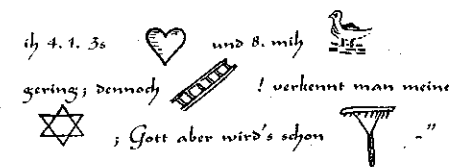
Der Name *Drude* begegnet uns in spätmhd. *trute*, thür. *trüde*, schwäb., bair., östr., rheinfr. *trüd*, meißl. *Trudemännekes*, dän. *drude*, gotländ. *druda*. Kluge-Götte (2) setzt mhd. *trute* mit *trüt*, nhd. „*traut*“ in Verbindung. Da



Abb. 1. Merowingische Spange.

nach wäre die Drude die „Braute“, die „Holde“. Um diesen Namen aber mit der Vorstellung von „Zauberin“, „Gespens“ in Einklang zu bringen, wird geschlossen, der Name sei „euphemistisch“ gewählt worden. Diese Erklärung ist sehr gezwungen und nach dem Stand der heutigen Volks- und Sprachkunde nicht mehr haltbar.

Aufschlußreich erscheint mir in diesem Zusammenhang die Wahl des Zeichens Drudenfuß in einer Bilderschrift, von der uns Wilhelm Reynitzsch (3) berichtet: „Folgende Bildersprache in einem alten Baurenhaus an der Gränze zwischen Franken und Schwaben, fand ich 1769. – worinne das Wort Treue oder Treuhheit durch den Truhthenfuß ausge- druckt war: –



„Ich führ' ein treu's Herz und acht' mich
ganz gering; dennoch leider! verkennet man

meine H; Gott aber wird schon rächen." Auf Grund der Klangverwandtschaft mit dem Namen „Truhtenfuß“ ist am besten mit Neynitzsch für den Sechseckern „Treue“, „Trautheit“, auf jeden Fall eine gute Eigenschaft zu ergänzen. Wir sehen, wie hier im lebendigen Volksbewußtsein der Truhtenfuß verwandt und für einen guten Begriff eingesetzt wird.

Werner Schulte.

(1) Herman Birtch, Die heilige Urschrift der Menschheit, Bd. 1, 1931-36, S. 142, Bild-Bd., Taf. 39, 4 und 7. Abb. 1, Reproduktion von Welgel, Ahnenerbe. - (2) Kluge-Eddge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 11. Aufl., 1934, S. 115. - (3) Wilhelm Neynitzsch, Über Truhten und Truhtenfelde, Barden, etc... der Deutschen, Gotha 1802, S. 41.

Hirsch und Schneegans, zwei Werdenfeller Faschnachtsmasken. Im Skizzenbuch des Bild- und Maskenschnitzers E. aus Partenkirchen finden sich die zwei hier wiedergegebenen Zeichnungen, zu denen der Schnitzer folgendes bemerkt:

„Der sogenannte „Mulli“ war hier Ende der siebziger Jahre im Ort sehr häufig zu sehen; er hielt sich besonders oft im Friedhof auf und fraß die noch überlebenden Blumen in demselben. Mulli war nicht menschenfurcht, sondern war sehr fett; er marschierte sogar mal durch den Ort. Man sagte einst, es sei der Forstmeister W., welcher sich auf der Esterbergalpe erschoss. Der Mulli soll später durch Wilberer gefallen sein. Die Geweihe des Mulli befinden sich in der Kasserstube von Herrn E. Die Abbildung zeigt, wie Kl., der jetzige Gemeindevorstand, den Mulli einmal als Maskerade machte. Er stieß mit der Maske den Kindern ordentlichen Respekt ein.“

„Die Herstellung ist ganz einfach. Es werden zwei Späne genommen, mit (roten) Sacktüchern umwickelt und in den Mund gesteckt. Beißt man auf die zwei Späne, so geht der Schnabel auf, öffnet man den Mund, so geht er wieder zu. Das Kostüm ist ein Leintuch. So kann man auch Raben machen. Dem Sch., meines Vaters Bruder, waren in seinen jungen Jahren diese Vogelmasken seine Lieblingsmasken.“

Der Versuch, eine an sich urtümliche und häufig bezugte Brauchtumsgehalt von der-



Abbildung 1 (oben). Der Mullihirsch. Abbildung 2 (unten). Eine Schneegans mit rotem Schnabel.



lichen Verhältnissen aus zu deuten, ist ein bekannter Zug in der Volksüberlieferung. So führte der Partenkirchner seine Hirschmaske auf einen Hirsch zurück, in dessen Gestalt nach dem heimischen Sagen gut ein Jäger, der Selbstmord beging, umgegangen sei. In Wirklichkeit aber ist der Hirsch als volkreiche Brauchtumsgehalt bald nach der Zeitwende nachzuweisen und noch heute verbreitet, wo zu Fr. Mößinger in Germanien, 1938, 408 ff. wertvolle Belege gab. (Vgl. auch Albert Becker, Hubertus und sein Hirsch; Germanien, 1936, S. 141 ff., und den Nachtrag dazu von Plassmann, ebd. S. 147 f.).

Die Vogelmaske begegnet im gegenwärtigen Faschnachtsbrauch nur vereinzelt. Es sei erinnert an den Rottweiler Federehannes (1), den Schnabelgiere von Meersburg (2) und den Treiberger Federehans (3) sowie an die als Vögel verkleideten Säger der Spargauer Lichtmess (4), die heute noch alljährlich auftreten. Sie tragen ein reich mit Federn geschmücktes Gewand, ein Vogelgesicht mit ausgeprägtem Schnabel, oder zeigt sich der Vogelcharakter in der fliegenden Bewegung des Federehannes, der sich an einem Stabe in kühnen Sprüngen durch die Straßen schwingt. Die Werdenfeller Schneegans mit dem roten Schnabel ist eine Maskendarstellung einfacher Art, wie sie häufig ländliche Rückzugsgebiete kennzeichnet. Sie ist ebensowenig wie der Mullihirsch eine einmalige Schöpfung; denn auch die Vogelmaske gehört in den Kreis der volkreichen Überlieferung. Sie ist unter den Nürnberger Schenbartläufern des 16. Jahrhunderts eine vertraute Gestalt (5). Der bei der hessischen (6) und schwäbisch-alemannischen Faschnacht und bei der Glinde Lichtmess (7) beliebte Storch wird bereits von Sebastian Frank in seiner Weltchronik (1534) erwähnt: „ellich gehen auff hohen stelten mit flügeln und langen schnäbeln / seind storken.“ Die Rolle, die der Vogel als Verwandlungstier in Sage und Märchen spielt, bestätigt seine Bedeutung schon in der Frühzeit. Nur auf einen Beleg aus der Snorra Edda, in dem ausdrücklich die Vogelkleider genannt sind, sei hier verwiesen: in seinem Adlergewand entführt der Riese Thjazi die Göttin Idun, und Loki leiht Freyjas Falkenkleid, um die Geraubte in Nisggestalt zurückzuholen.

(1) A. Balzer, Monatschrift Württemberg, 1936, S. 75, 88, 97. - (2) H. E. Busse, Alemannische Volksfaschnacht v. J. (1937), S. 97. - (3) Ebd. S. 125. - (4) H. E. Busse, Alemannische Volksfaschnacht v. J. (1937), S. 97. - (5) D. Höfler, Kultische Seheimbände, 1934, S. 66; J. Brüggemann, Vom Schenbartlaufen, 1936, S. 53. - (6) J. Mößinger, Uraltliche Faschnachtsgehalt im Gau Hessen-Nassau, Jahrb. d. Volks- u. Heimatforschung, 1933 bis 1938, Tafel 31. - (7) K. Th. Weigel, Lichtmess, Germanien, 1940, S. 72.

Erika Köhler.

Ein Schenbartblatt aus dem Jahre 1456.

Aus Privatbesitz in Berlin wurde mir das hier abgebildete (Abb. 1) farbige Blatt eines Nürnberger Schenbartläufers zur Verfügung gestellt. Es ist eine kolorierte Zeichnung in brauner Tusche und stellt den Schenbart-Hauptmann Hanns Elwanger beim Schenbartlauf von 1456 dar. Die Mütze und der rechte Armel sind im Original dunkelviolett (nicht rot, wie in der Beschriftung angegeben); ebenso die beiden Sterne im oberen Wappensfeld und der Grund des unteren Wappensfeldes. Das Laubbüschel ist hellgrün, die Glocken über der Brust und am rechten Knie rotbraun, Gürtel und Schuhe graubraun, die Fische und das Längsblatt bläulich, die Perrierstange gründlich geölt. Kopf, Hose und Strümpfe sind farblos, in den Schatten hellbraun geölt, ebenso der rechte Handschuh, der Boden ist grün.

Die Beschriftung auf der Rückseite (Abb. 2) besagt: „1456. Jar Was Hanns Elwanger Hauptman Im Schenbart. Und waren 24 Mendlein. Und lieffen zum altenn Weyßen aus In der Oberen stuben In Bruch ploben(?) yetter mit einem rotten Armel Und samelten auch Fisch ein, die sie miteinander Assen.“ Das Wort „ploben“, wenn es so zu lesen ist, kann ich nicht erklären. Es kommt auch auf einem späteren Blatt vor, das den großen Schenbartlauf von 1539 beschreibt: „Jacob Müffel Joachim Tegel vnd Nerten von ploben waren alle drey Hauptleut“ (Text und Abbildung bei Werner Köhler, Vom Nürnberger Schenbartlaufen; Germanien 1938, S. 103 ff.). Die meisten Schenbartblätter beziehen sich auf den größten (und letzten) Schenbartlauf von 1539 (mehrere bei W. Köhler a. a. O.), es gibt auch ältere, aber das hier abgebildete Blatt scheint mir zu den ältesten zu gehören. Wenn man der Legende Glauben schenken darf, die in einem dem

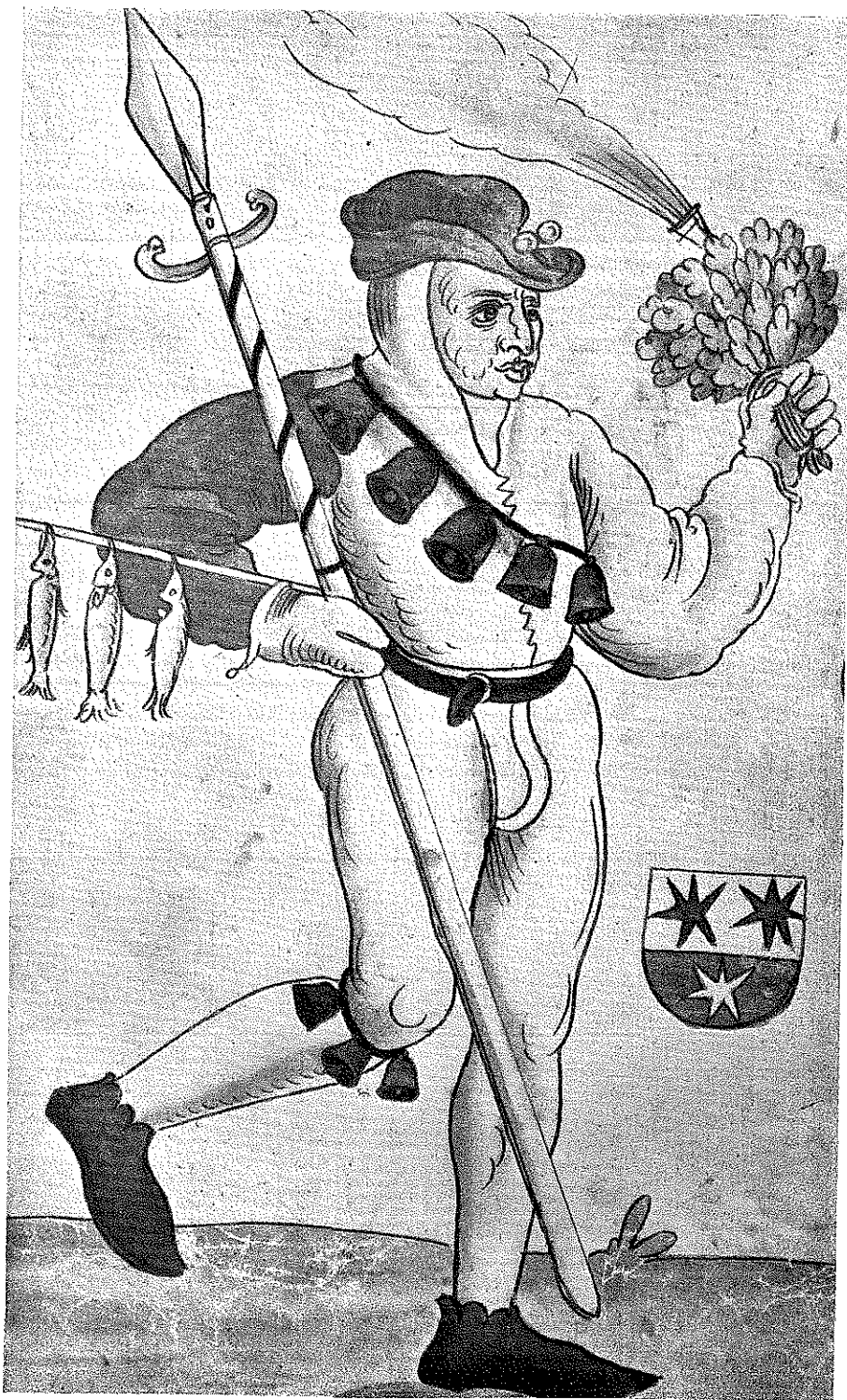


Abbildung 1 (links nebenstehend).
Nürnberger Schembartblatt von
1456

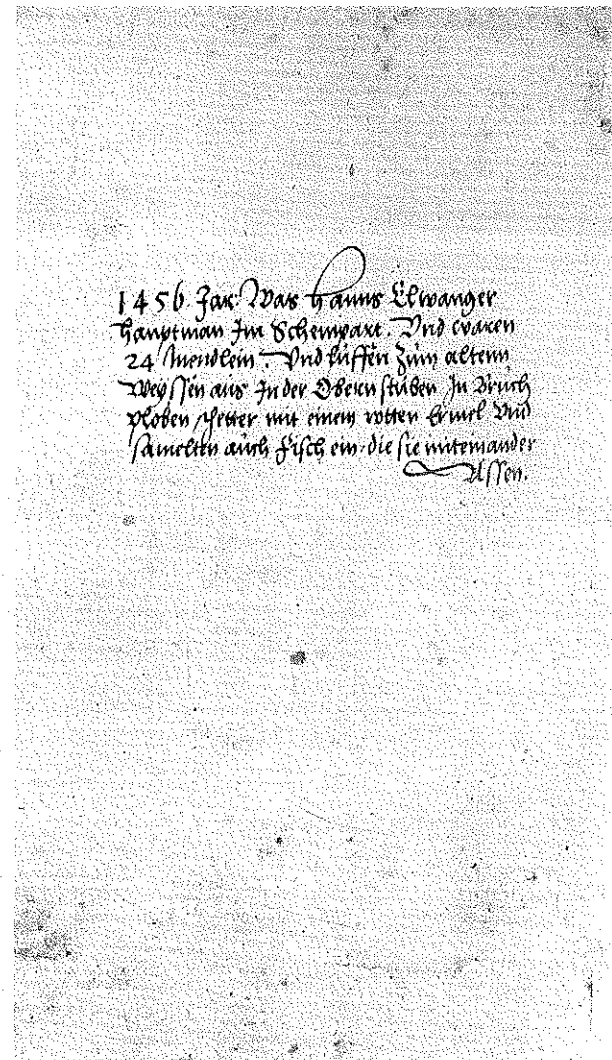


Abbildung 2 (rechts nebenstehend).
Inscription auf der Rückseite des
Schembartblattes.

Hans Sachs zugeschriebenen Gedicht erzählt und oft nachgedruckt ist, so ist der Schembartlauf im Jahre 1349 entstanden, und zwar als ein Privileg für die Messgerzunft, die als einzige bei einem Aufstand gegen den Rat diesem treu geblieben war (vgl. W. Köhler a. a. O.). Dann wäre unser Blatt nur gut

hundert Jahre jünger als der Brauch selbst. Es wird aber mit Recht vermutet, daß der Brauch, der mit anderen Volksbräuchen (Wilder Mann, Glöckler usw.) soviel Gemeinsames hat, unmittelbar auf alle Frühlingsbräuche zurückgeht.

J. D. Plassmann.

Der Wilde Mann als „Türwächter“. K. Th. Weigel weist in seinem Aufsatz „Der Wilde Mann im Holzbau“, Germanien, Mai 1941, S. 181 ff., auf eine Arbeit von Sigurd Eri-
gon hin, in der auch der „Wächter“ auf der
Rathausstür „in Krempe in Norddeutschland“
beschrieben ist. Die unbestimmte Ortsangabe
– Weigel fragt selbst schon „in welchem?“ –
hat mich veranlaßt, Nachforschungen anzu-
stellen. Es handelt sich um die kleine Stadt
Krempe, Kreis Steinburg, in Schleswig-
Holstein. Eri-
gon hat weiter auch den Ort des
Einbaues der Tür nicht ganz richtig ange-
geben. Der Ausdruck: „an der Rathausstür“
ist irreführend. Man wird darunter die Ein-
gangstür zum Rathaus verstehen, dort wird
man aber die alte Tür vergebens suchen. Sie
verschleßt vielmehr auch heute noch mit altem
Schloß und Niegel (Abb. 1) den Eingang zum
altehrwürdigen Sitzungssaal des Rathauses.
Gerade an dieser Stelle die Wächtergestalt
mit der Umschrift: „Sta dar buten, ick sta dy
up de Enuten año 1570“, anzubringen, ist
besonders bedeutungsvoll. Das jetzige Krem-
per Rathaus ist 1570 erbaut worden.

Abbildung 2 zeigt noch einen weiteren „Wil-
den Mann“ auf einer Tür in Schleswig-Hol-
stein. Auch diese Gestalt wird in die Reihe der
„Türwächter“ einzuordnen sein.
Es ist eine Darstellung auf der Ecktür (Eck-
Tenne) des alten Hofes „Die Marne“, den
ehemals der Staller Heistermann besessen
haben soll, bei Garding, Kreis Eiderstedt.
(Staller = Stuhlherr, der den Vorsitz im
Landgericht führte.)

Die beiden Inschriften über und unter dem
„Wächter“ lauten:

oben: Laß dich o Gott befohlen sein
Dies Haus mit allen groß und klein
Gesundheit gieb uns täglich Brot
Abwende Feuer und Wassernoth.

unten: Du sollst nicht fluchen hier im Haus
Geh lieber fort zur Thür hinaus
Es möchte sonst Gott vom Himmelreich
Bestrafen mich und dich zugleich.

Nachdem in der oberen Inschrift der Schutz
Gottes für Haus und Bewohner erfleht wor-
den ist, werden wir in der Mannesgestalt
einen zusätzlichen „Wächter“ oder „Beschlüt-
zer“ sehen dürfen.

Das Alter habe ich nicht feststellen können.

John Greefe.



Abbildung 1 (oben). Der Wilde Mann auf der Tür zum
Sitzungssaal des Rathauses in Krempe, Schlesw.-Holst.
Abbildung 2 (unten). Der Wilde Mann auf der Ecktür
des Hofes „Staller Heistermann“ bei Garding, Schles-
wig-Holstein.

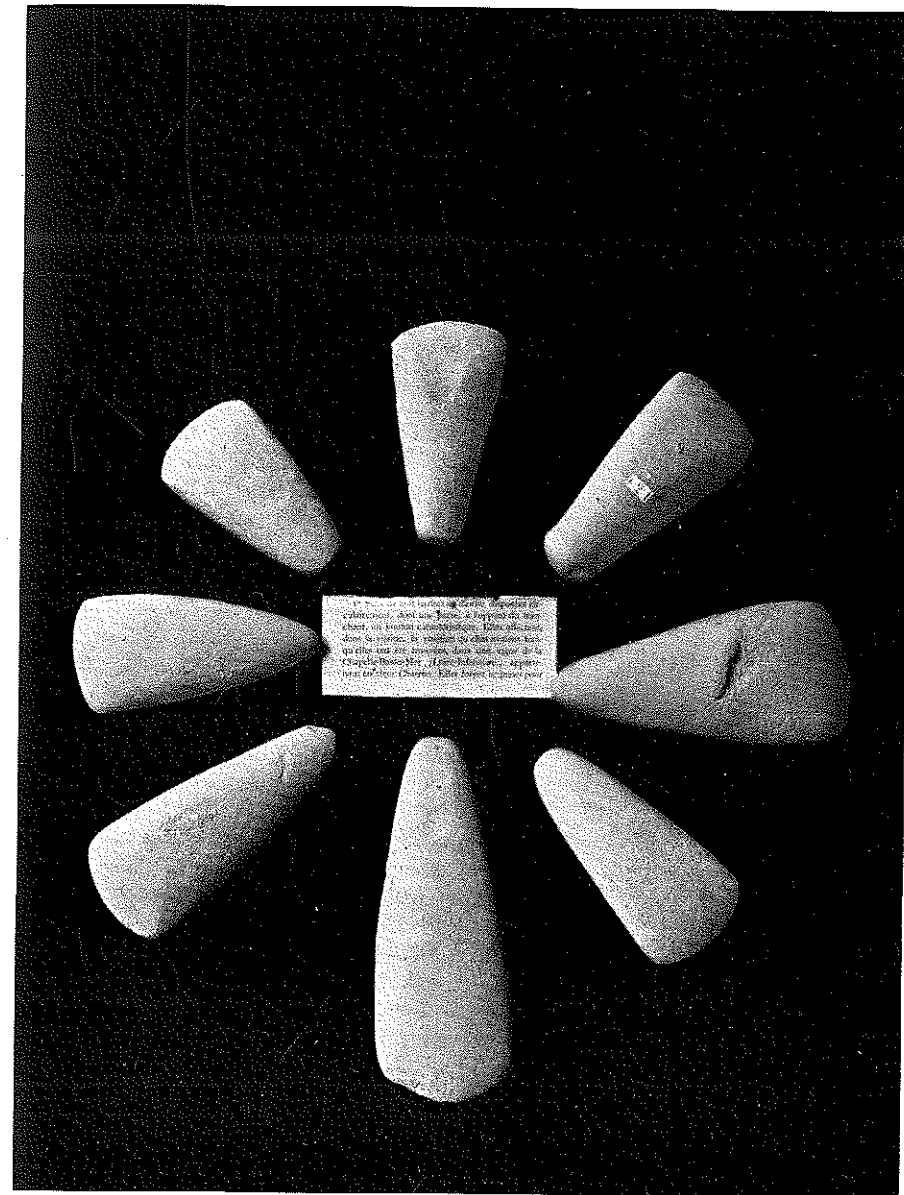
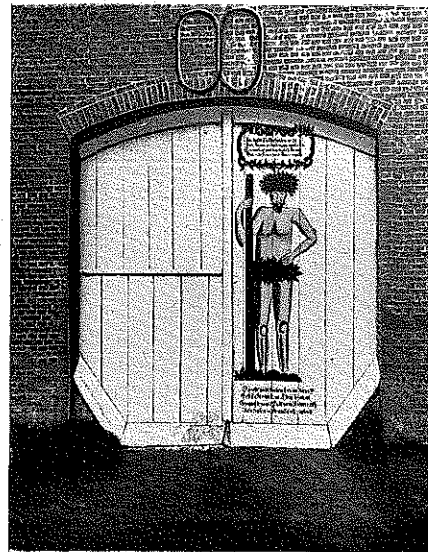


Abbildung 2. Acht sternförmig angeordnete Steinbeile, in ursprünglicher Lage aufgebaut. Aufn. Henri Salaud.

Eine „Sonnenrose“ aus Steinbeilen. Im
Musée Th. Dobré et d' Archéologie zu Nan-
tes fand ich im vorigen Herbst in einer Vitrine
eine fundgerecht wieder aufgebaute Samm-

lung von steinzeitlichen Diorit-Beilen, die in
einem Weinberg bei La Chapelle-Basse-Mer
(Loire-Inférieure) gefunden worden waren.
Herr Direktor P. Chaillou stellte mir freund-

licherweise eine Aufnahme davon zur Verfügung. Die mit ausgenommene Beschriftung hat folgenden Wortlaut.

„Série de huit haches en diorite disposées circulairement, dont une porte, à l'opposé du tranchant, un bouton caractéristique. Elles affectent, dans la vitrine, la position qu'elles avaient lorsqu'elles ont été trouvées, dans une vigne de La Chapelle-Basse-Mer (Loire-Inf.).“

Die Steinbeile haben also die Jahrtausende hindurch in der ursprünglichen Anordnung als Achtfenster, dessen mittlere Achse durch eine besonders große Art bezeichnet wird, in dem Boden gelegen. Man darf wohl annehmen, daß sie als Grabbeigabe dort hingelegt worden sind. Diese Art der Anordnung steht meines Wissens einzig da; doch ist es wohl möglich, daß man in anderen Fällen dieser Art nicht mit der gleichen Sorgfalt bei der Bergung und bei dem Wiederaufbau verfahren ist, wie es hier dankenswerterweise der Fall war. Daß eine solche Zusammenfügung weder Zufall noch reines Schmuckbedürfnis ist, liegt wohl auf der Hand. Es handelt sich also um eine sehr bemerkenswerte sinnbildliche Anordnung, für die wir vielleicht höchstens auf einigen Felsbildern eine Parallele finden können, die aber bei der Vieldeutigkeit der ersteren schwer nachzuweisen sein wird. Erst viel spätere Erscheinungen könnten einen Hinweis auf den sinnbildlichen Gehalt geben.

Mythos und sinnbildlicher Gehalt des Steinhammers und des Steinbeiles sind, das hat schon Jakob Grimm erkannt, in späteren Zeiten auf das Schwert übergegangen, ohne daß der Hammer seine mythologische Bedeutung verlor. So finden wir die Motive des von Thor mit seinem Hammer gegen die Riesen und gegen die Midgardschlange geführten Kampfes in den späteren Drachenkampfsagen wieder; hier wird sowohl der Riese, wie auch der Drache mit dem Schwerte erlegt, das immer eine besonders auserlesene, oft auf göttliche Ahnen zurückweisende Waffe ist. In der Rechtsymbolik lassen sich ähnliche Zusammenhänge nachweisen. Möglicherweise hängt das auch mit einem Mythenwandel zusammen, bei dem der Träger der einen Symbolwaffe durch den einer anderen abgelöst wurde (darüber kürzlich R. A. Schhardt, *Der Wanenkrieg*, Bonn 1940; S. 34 ff.).

Man darf also vielleicht an einen Zusammenhang denken, wenn wir die achtfache Anordnung später in der Schwertsymbolik wiederfinden. Das bekannteste Beispiel ist ja der „Achter“, der Schwertstern, der aus acht zu einem kreisförmigen Gebilde miteinander verschlungenen Schwertern gebildet ist; hier und da wird er „Sonnenrose“ (Sinnrose) genannt (vgl. Richard Wolfram, *Deutsche Volkstänze*, S. 13 f.). Denkt man sich nämlich die Steinbeile von Nantes mit Stielen versehen, die ja leicht spürlos vergangen sein können, so würden diese eine ganz ähnliche „Rose“ bilden. Es ist ja kaum anzunehmen, daß man die Beile vorher ihrer Stiele beraubt hat. Da eine nähere Fundbeschreibung nicht vorhanden ist, so werden sich dafür allerdings keine Anhaltspunkte mehr finden lassen. Immerhin erscheint mir dieser Fund als bemerkenswert genug, der Öffentlichkeit vorgelegt zu werden.

J. D. Plassmann.

Zum Kultspiel der Wilden Männer. Im Anschluß an den Aufsatz von J. D. Plassmann „Der Wilde Mann im Kultspiel“ (*Germanien* 1940, S. 252 ff.) möchte ich auf eine Nachricht aus dem Jahre 1570 hinweisen, die einen ähnlichen Bericht über ein Brandunglück beim Maskenspiel enthält, wie es am französischen Königshof geschehen ist. Die Mitteilung stammt von dem zeitgenössischen Hofprediger Anton Agin in Schringen und ist abgedruckt in der Beschreibung des Oberamts Schringen, 1865. Der Bericht lautet:

„Anno 1570 den 7. Februar ist zu Waldburg übel hergegangen; hat sich ein leidiger Fall begeben, da hat der leidige Satan aus Gottes Verhängnuß eine schreckliche Tragödien und Spektakel angerichtet, und als ein arger Schadenfroh sein Muthlein nach Lust gefühlt: Darum soll man ihn nit über die Thür malen; noch zu Gast laden, denn er kommt wol von ihm selbst, oder wo er gleich selbst nit hinkommt, da schickt er seine Boten hin.“

Damals waren zu Waldburg in der Gastnacht, neben den Graven und neben denen von Abel beieinander neun Grävinen, deren etliche verummumten sich mit einem englischen schönen Habit, gingen daher in gar weißer Kleidung mit weißen papiernen Flügeln, wie

man die Engel pflegt zu malen, und trugen auf ihren Häubtern weiße papierne Kronen, darinnen kleine Baglichtlein brennten und leuchteten: dagegen verummumten sich die Herren und der Abel mit einem scheußlichen Habit, ließen an ihre Hüften und Bammes Arm und Beinen, die Werk von Glachs mit Faden stark anheften und knüpfen, daß sie hereintraten zoticht und zerlumpt, wie man die Cacodaemones und schwarze Hölle hunde pflegt zu malen. Indem sie nun nach gehaltenem Tanz bei nächstlicher Weile um 10 Schlag auf dem obern Saal bei dem Licht hintereinander ein Mumtanz bringen, und mit dem Licht nicht fürsichtig umgehen, da gehet vom brennenden Licht das Werk unversehens an: bald da wird auf dem Saal ein großer Tumult und Auflauf, ein großer Schreck, Schreyen und Klagen: ...“

Es folgen die Namen der Verunglückten und der Veretteten.

2 Grafen: Georg v. Tübingen und Eberhard v. Hohenlohe starben;

Graf Albrecht v. Hohenlohe, Simon v. Neudeck und Veldin v. Berlichingen verbrennen schwer, gesunden aber wieder.

Es ist hier zwar nicht ausdrücklich gesagt, daß es sich um ein Spiel von Wilden Männern handelte, wenn man nicht den Ausdruck Cacodaemones dafür nehmen will. Auffallend ist auch der „Höllenhund“ sowie die Schilderung der Vermummung der Frauen, die „mit einem englischen schönen Habit“ und ihren „papiernen Kronen“ auffallend den Damen des Liebesgartens gleichen. Solche Spiele scheinen an Adelshöfen beliebt gewesen zu sein, und ich glaube in dem Waldburger Faschachtspiel einen Nachklang solcher Wilden-Mann-Spiele sehen zu dürfen. Man findet im nördlichen Württemberg noch öfters Gastwirtschaften zum Wilden Mann, und im Volksglauben ist auch das Wilde Heer noch sehr lebendig. Mattes, Heilbronn.

In der von mir schon öfter zitierten lateinischen Wiedertäufergeschichte des Humanisten G. Kerffenbrock, die um 1570 geschrieben ist, aber durchweg eine 40 Jahre ältere Zeit berücksichtigt, wird auch das Maskentreiben zu Fasnacht in Münster ausführlich beschrieben. Viele von den Vermummten bewegen sich dort „atri Cacodaemonis habitu“, also wohl

in einer Art von Teufelsmasken, die aber auch in manchen Fällen sicher als die Vermummung des Wilden Mannes gelten kann. Der lateinische Ausdruck scheint in damaliger Zeit für solche Masken üblich gewesen zu sein.

Plassmann.

Die Bücherwaage

Ostpreussisches Volkstum um die ermländische Nordostgrenze. Beitr. z. geogr. Volkskunde Ostpreußens. Von **Erhard Nemann**. Schriften der Albertus-Univ., Geisteswiss. Reihe, Bd. 8. XII und 406 S., 50 Abb. im Text, 55 Abb. auf Tafeln, 43 Karten. Ost-Europa-Verlag, Königsberg-Berlin 1937. Kartonierte RM. 15.-.

Ein Zeugnis tiefer Heimatliebe liegt in diesem Werk Erhard Nemanns vor uns, das die Widmung trägt: Meinem Heimatdorf. Es birgt ein ungemein reiches volkskundliches Material, das in jahrelangen Wanderungen mit fast 1000 Fragen in 233 Dörfern zusammengetragen wurde. Die Hausformenaufnahme in rund 1000 Dörfern wurden zudem an Hand von 2000 Separationskarten ergänzt. So entstand ein Werk von größter Zuverlässigkeit und Gründlichkeit, dessen Antworten auf die Volksstumsfragen jenes Forschungsgebietes als entscheidend gelten können. Entgegen der Behauptung unserer Gegner und einiger älterer deutscher Forscher erweist sich das Volkstum dieses ostpreussischen Gebietes als einheitlich deutsch.

Nach einem Überblick über das geschichtliche Werden der Kulturlandschaften folgt eine ausführliche Behandlung der Haus- und Hofformen, in der der Nachweis des niederdeutschen Hauses für Ostpreußen besonders bemerkenswert ist. Die zweite Hälfte des Buches schildert in einer erstaunlichen Reichhaltigkeit Brauchtums- und Glaubensüberlieferungen im Jahreslauf und im Menschenleben. Sehr dankbar ist der Leser für das reiche Abbildungs- und Kartenmaterial. Da-

zu sei noch besonders auf die gute Einführung in die Arbeitsmethode und das ausführliche Schrifttumsverzeichnis hingewiesen, die für Forscher wie Laien gleich wertvoll sind.

Waltraud Hunte.

Erste Reichstagung der Wissenschaftlichen Akademien des NSD. Dozentenbundes, München, 8.-10. Juni 1939. Hg. von der Reichsdozentenführung. J. J. Lehmanns Verlag, München-Berlin 1940. 146 Seiten.

In das Geistesringen, das neben den Kämpfen auf dem Schlachtfeld ausgefochten werden muß, stellt das Geleitwort des Reichsdozentenführers Prof. Dr. W. Schulte diese Veröffentlichung als wertvollen Beitrag.

In seiner Eröffnungsrede umreißt der Reichsdozentenführer die Grundlagen und Aufgaben der neuen deutschen Hochschulen als Pflegestätten einer Wissenschaft, die von einer einheitlichen Weltanschauung und einem einheitlichen politischen Willen getragen ist, die wieder als wahre universitas literarum und in freier Forschung der Ganzheit des völkischen Lebens dient.

Aus der Reihe der germanienkundlichen Beiträge sei besonders auf den Vortrag von Prof. D. Höfler, „Volkskunde und politische Geschichte“ hingewiesen, der eine für wahrhaft politische Wissenschaft besonders wichtige Blickrichtung auf die Aufgaben der Volkskunde gibt. Im Gegensatz zu jener Forschungsrichtung, die von einer Aufteilung des Volkskörpers in zwei nach Wesen und Struktur gegensätzliche Hälften ausgeht, deren einer allein die volkskundliche Forschung gilt, untersucht Höfler die Kulturformen über diese angenommene Trennungslinie hinweg. Die Behandlung einzelner politischer Institutionen (Gilde, Hanse) zeigt dabei die Bedeutsamkeit volkskundlicher und religionshistorischer Quellen für die Erkenntnis ihres Wesens wie überhaupt der Erfassung der „sozialen Kontinuität“. – Gegenüber jener unpolitischen Volkskunde, die ihr Augenmerk allein auf die unhistorischen Seiten des Volkstums richtet, sei es die Aufgabe der Volkskunde als der „Wissenschaft von den volkhaften Lebensordnungen“, besonders die sozialen Lebensformen und vor allem die wehrhaft-politischen in das Blickfeld ihrer Forschung zu rücken.

Prof. G. Schwantes schildert in „Der Ein-

fluß der Vorgeschichte auf das Geschichtsbild unserer Zeit“ die Überprüfung des christlichen und humanistischen Geschichtsbildes durch die Vorgeschichte. Sie hat nicht nur unsere Kenntnis von den Ursprüngen unserer Kultur bedeutend gewandelt, sondern vor allem unser Geschichtsverständnis aus dem Dogma des „ex oriente lux“ zu einem Stolz auf die eigene Vorzeit geführt.

Prof. J. Neumann behandelt „Das politische Leben der Germanen“. Seine Darstellung ist indessen nicht frei von großen Einseitigkeiten, dadurch bedingt, daß Island trotz seiner Ausnahmestellung gerade hinsichtlich der politischen Struktur zu sehr für die Beleuchtung der gesamtgermanischen Kultur herangezogen wurde. Dadurch entsteht eine Herabwertung der spätgermanischen Königreiche, sowie der nicht sippenmäßig aufgebauten Wikingerreiche als weniger artgemäß und damit eine Einschränkung des echtgermanischen, die nicht der vielseitigen politischen Kraft und Begabung des Germanentums und seinen geschichtlichen Leistungen gerecht wird.

Waltraud Hunte.

Zeitschrift für Volkskunde, herausgegeben von **Heinrich Harmjanz** und **Günther Ipsen** (Schriftleitung Erich Nöhr) NF 10 (1939), Heft 1: Sonderheft „Italienische Volksforschung“, 136 Seiten.

Lares. Organo del Comitato nazionale italiano per le arti popolari. Direttore: Emilio Bodrero, Vice-Direttore: Paolo Toschi. (Segretaria di Redazione: Emma Bona) Anno X (1939 N. 4-6: Fascicolo speciale dedicato alle Tradizioni popolari della Germania, 170 Seiten.

Der Plan, über die eigene Arbeit im Dienste der Volksforschung in einer führenden volkskundlichen Zeitschrift des befreundeten Auslandes zu berichten, entstand im Frühjahr 1938 anlässlich einer Reise der beiden Herausgeber des „Atlas der deutschen Volkskunde“, Heinrich Harmjanz und Erich Nöhr, nach Italien und fand dort über das Fachgebiet hinaus lebhafteste Zustimmung und Förderung bei hervorragenden Vertretern der italienischen Wissenschaft.

So entstanden in gegenseitigem Austausch die beiden Sonderhefte „Italienische Volksforschung“ der „Zeitschrift für Volkskunde“

und „La Demologia tedesca“ der Zeitschrift „Lares“. Die Beiträge der italienischen Volksforscher in der Zeitschrift für Volkskunde erschienen, soweit sie nicht bereits im Urtext in deutscher Sprache abgefaßt waren, in deutscher Übersetzung, die Arbeiten der deutschen Forscher in der Zeitschrift „Lares“ in italienischer Übersetzung.

1. Italienische Volksforschung. (Zeitschrift für Volkskunde NF 10 (1939), Heft 1.)

In einem einleitenden Aufsatz „Der italienische Volkskundenausschuß“ berichtet Pier Silverio Leicht, Rom, über die organisatorischen Grundlagen der volkskundlichen Arbeit in Italien. Seine Ausführungen erweisen auch für Italien die Erkenntnis der großen volkspolitischen Aufgaben der Volksforschung, eine Erkenntnis, die ihren sichtbarsten Ausdruck in der engen Zusammenarbeit der Volkskunde als Wissenschaft mit dem „Dopolavoro“ gefunden hat, jenem großen, dem deutschen „Kraft durch Freude“ vergleichbaren Werk, dem nach einem Wort Mussolinis „die Förderung einer gefunden und nutzbringenden Anwendung der Freizeit der Arbeiter mit den entsprechenden Einrichtungen zur Entwicklung ihrer körperlichen, geistigen und sittlichen Fähigkeiten“ obliegt.

Giuseppe Vidossi, Turin, gibt einen aufschlußreichen Überblick über die „Geschichte der italienischen Volkskunde“ bis zum Beginn der Romantik mit zahlreichen Hinweisen auf ältere italienische volkskundliche Quellen und älteres oder schwer zugängliches Schrifttum. Die Fortführung dieser auch für die deutsche Volksforschung wichtigen Arbeit bis zur Gegenwart hin wird demnächst in der „Zeitschrift für Volkskunde“ erfolgen.

Mit der Sammlung des dinglichen und geistigen Volksgutes befaßten sich die beiden Arbeiten „Museen für Volkskunde in Italien“ von Giuseppe Cocchiara, Palermo und „Die Sammlung Barbi italienischer Volkslieder“ von Vittorio Santoli, Florenz. Der erstgenannte Beitrag zeigt eindringlich den großen Anteil des durch seine grundlegenden Arbeiten zur italienischen – vorwiegend zur sizilianischen – Volkskunde bekannten Giuseppe Pirra an der Schaffung und dem planmäßigen Auf- und Ausbau der italienischen Volkskunde-Museen, von denen Italien eine stattliche Anzahl besitzt. – Die „Sammlung

Barbi“ stellt einen wichtigen Grundstock des italienischen Volksliedbestandes dar und enthält sowohl erzählende, als auch lyrische und aufzählende („literative“) Lieder, daneben auch andere Gattungen mündlicher Überlieferung, z. B. Rätsel und Sprichwörter.

Einer besonderen Gattung der Volksdichtung, der religiösen, ist der Beitrag von Paolo Toschi, Rom, gewidmet. Er zeigt, wie diese Liedgruppe, vielleicht stärker als in anderen Ländern, die Arbeit und die Feste des italienischen Volksmenschen begleitet.

Beimerkenswert sind die Ausführungen von Raffaele Corso, Neapel, „Zur Ethnographie von Italienisch-Ethiopia“. Sie führen klar vor Augen, welche Aufgaben der volkskundlichen Forschung bei der Durchdringung eines Kolonialgebietes harren und welche Schwierigkeiten dabei überwunden werden müssen. Matteo Bartoli, Turin, berichtet über das große, im Entstehen begriffene und von ihm, Giuseppe Vidossi und Ugo Pellis betreute Werk des „Italienischen Sprachatlas“, das in engsten Arbeitsbeziehungen zum „Atlas der deutschen Volkskunde“ steht.

Mit einem für die Erhellung der frühen Begegnungen zwischen Germanen und Romanen auf heute deutschem, bzw. italienischem Boden an Ergebnissen reichem Beitrag von deutscher Seite: Ernst Gamillscheg, Berlin, „Zur Geschichte der deutschen Lehnwörter des Italienischen“ schließen die größeren Abhandlungen dieses Heftes, das durch zahlreiche Buchbesprechungen, vorwiegend italienische Autoren oder Forschungen auf italienischem Boden betreffend, abgeschlossen wird.

2. La Demologia tedesca. (Lares, Jg. X (1939), Heft 4-6.)

Der Zielsetzung dieses Sonderheftes, einen Überblick und eine zusammenfassende Darstellung über die einzelnen Arbeitsbereiche der Volkskunde zu vermitteln, sind auch die Arbeiten der deutschen Volksforscher in der Zeitschrift „Lares“ gerecht geworden. Heinrich Harmjanz, Berlin, berichtet über „Entwicklung, Inhalt und Aufgaben“ der deutschen Volksforschung. In diesen Ausführungen, denen grundsätzliche Bedeutung zukommt, wird die Entwicklung aufgezeigt, die zur Ausbildung einer der neuartigsten volkskundlichen Arbeitsweisen führt: zu der geographisch-kartographischen oder der Volkstumsgeographie.

Dieser Arbeitsweise und ihrer geschichtlichen Entwicklung im einzelnen ist der Aufsatz von Erich Köhr, Frankfurt a. M., „Deutsche Volksstumsgeographie“ gewidmet. Man darf dabei feststellen, daß Deutschland in der Ausbildung dieser Methode, die ihren bedeutendsten Ausdruck in dem „Atlas der deutschen Volkskunde“ gefunden hat, führend ist.

Das weite und bedeutsame Gebiet des Brautums und Volksglaubens behandelt Adolf Spamer, Berlin, und gibt, ausgehend von den großen nationalen Feiern der Gegenwart, eine Darstellung der auf diesem Gebiet geleisteten Arbeit und der heute wirkenden Kräfte.

John Meier, Freiburg, berichtet über Aufgaben, Mittel und Ziele der Volksliedforschung und geht dabei auch auf die verschiedenen Gattungen und Arten des Volksliedes ein, die sich teils bei verschiedenen Stämmen, teils in verschiedenen Ständen ausgebildet haben.

Ebenso liefern Richard Wolfram, Wien (Volksstanzforschung in Deutschland) und Eus Mackensen, Riga, (Erzählforschung) bemerkenswerte Überblicke über den Stand der Forschung in diesen beiden Sachgebieten der Volkskunde.

Die in den letzten Jahren besonders geförderte Volkskunsthochforschung wird von dem Leiter des Berliner Staatlichen Volkskunde-Museums Konrad Hahn, Berlin, eingehend behandelt.

Den Abschluß des Heftes bildet ein Aufsatz von Hermann Phleps, Danzig, über die Holzbaukunst in Deutschland. Die Hausbau-forschung mit ihren weitverzweigten Fragestellungen und ihren in vielfacher Hinsicht aufschlußreichen Arbeitsergebnissen hat sich im Rahmen der deutschen Volksforschung einen besonderen Platz erobert, und ihre Einbeziehung in die volkshundliche Arbeit hat bereits zu beachtlichen Erkenntnissen in bezug auf Stammes- und Massenfragen geführt.

So vermitteln diese beiden Sonderhefte wertvolle Einblicke in die reiche und vielgestaltige volkshundliche Arbeit Deutschlands und Italiens und gewähren dem Leser Aufschlüsse über die jeweiligen nationalen Besonderheiten dieses Wissenschaftsgebietes. Durch solche Zusammenarbeit wird nicht nur das Verständnis für das fremde Volk gefördert, sondern auch die Kenntnis des eigenen Volkes vertieft. Beide Hefte stellen erst einen Anfang dar, und es ist zu hoffen, daß die hiermit begonnene Arbeit in dieser Richtung fortgeführt wird, zumal es zu den Arbeitszielen der „Zeitschrift für Volkskunde“ gehört, über den Bereich der deutschen Volkskunde hinaus von dem Stand der Volksforschung in den anderen europäischen Ländern zu berichten.

(Die Zeitschrift für Volkskunde erscheint seit dem Jg. 11 (1940), herausgegeben von Heinrich Hamjanz und Erich Köhr, im Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem.)

Erna Anderjén.

Uzeit war es,
Nare schrieen,
Von Himmelsbergen
Sant heiliges Raß:
Da hatte Helgi,
Den hochgemuten,
Vorghild geboren
In Bralunds Schloß.

Nacht war's im Hof,
Nornen kamen,
Sie schufen das Schicksal
Dem Schasspender:
Der Herrscher hehrster
Solle er heißen,
Der ruhmreichste
Nede werden.

Edda, Lied von Helgi Hundungstöter

Neuererscheinung:

WALTHER BLACHETTA

Das Buch der deutschen Sinnzeichen

126 Seiten, über 400 Abbildungen, Groß-8°. Kart. RM. 7.-, geb. RM. 8.50

Inhalt: Die Sinnzeichen / Die Runen / Hand-, Haus- und Hofmarken / Die Zeichen der Sippenkunde / Die Steinmetzzeichen / Die Stabzahlen / Register

In unseren Sinnzeichen ist ein wichtiges Stück der deutsch-germanischen Seele Gestalt geworden. Über 400 Zeichen, Runen und Sinnbilder, wie sie sich namentlich auf Geräten der Vorzeit, auf Werken der Volkskunst und vielen Kunst- und Gebrauchsgegenständen finden, sind in diesem Buche zusammengetragen und in ihren verschiedenen Bedeutungsgeschichten knapp aber doch möglichst erschöpfend erklärt. Auch die Zusammenhänge mit Brauchtum und Sage sind dabei berücksichtigt. Überaus reizvoll ist es, festzustellen, wie diese verschiedenartigen Zeichen aus ferner und naher Vergangenheit auf gewisse Anschauungen von Welt, Wert und Leben hinweisen, die ihnen gemeinsam zugrunde liegen. So gibt dies Buch eine allseitige Behandlung und Darstellung der deutschen Sinnzeichen, in der man sinnend liest und die man immer wieder zur Hand nimmt, ohne sie je ganz auszuschöpfen.

Widukind-Verlag / Alexander Bog / Berlin-Richterfelde

HAMER-VERLAG

Haag-Niederlande, Frankenslag 111

gibt folgende Zeitschriften heraus:

„VOLKSCHIE WACHT“

Kampfblatt für Niederländisches Volksbewußtsein

„HAMER“

Ein reichbebildertes, in Tiefdruck erscheinendes Monatsheft über Volkskunde, Brauchtum, Vorgeschiede, Heimatkunde usw. Einzelheft kostet 0.30 RM.

„Hamer“ und „Völkische Wacht“ werden von sämtlichen völkischen Kreisen in den Niederlanden gelesen

Der Hamer-Verlag übernimmt Vertretungen von deutschen Verlegern auf völkischem Gebiet

Probenummern und Anzeigentarif auf Anfrage bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11

Hauptschreifteller: Dr. J. Otto Plasmann, Berlin-Dahlem, Pöcklerstr. 16. Anzeigenschreifteller: Gerda Bräneberg, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11. Buchdruck Kasper & Callweg, München. Offsetdruck J. P. Himmer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Herdinger, Augsburg.



Hiermit bestelle ich ein kostenloses Heft „Hamer“

Name:

.....

.....

.....

Anschrift:

.....

.....

.....

Germanien

Das Erbe der Ahnen

dem deutschen Volke in Wort und Bild zugänglich zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfaßt daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschloss, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere Ahnen auch heute empfangen:

Erbe, Glauben, Tat.



Verlags-Prospekte erhalten Sie in jeder Buchhandlung oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem



W H O

UNIVERSITÄT
BIBLIOTHEK
LUND

Inhaltsverzeichnis

Otto Stelzer	Der Kelter	401
Friedrich Mößinger	Das Sonnenroß und sein Kelter . .	409
Siegfried Lehmann	Martinstag – 11. November	422
Otto Uebel	Heilige Berge im Elsaß	428
Die Fundgrube	Dachziegel als Sinnbildträger . . .	434
	Zum „Stundenbuch“ der Anne de Bretagne	438
Die Bücherwaage	Edmund E. Stengel: Der Stamm der Hessen und das „Herzogtum“ Franken	439

Das Umschlagbild, gestaltet von Eugen Herdinger, Augsburg, gibt eine Zeichnung von Wolf Huber „Landsknecht“ 1512 wieder.

»Germanien« Monatshefte für Germanenkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“. Hauptgeschäftsführer: Dr. J. D. Plassmann, Berlin-Dahlem, Püchlerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7–11.

13. Jahrgang, Neue Folge Band 3, Heft 11.

Bezugspreis: Einzelheft RM. –.60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post RM. 1.80. Zahlungen: Postcheckkonto Leipzig 9978. – Bezug durch Post sowie durch den Buch- und Zeitschriftenhandel. – Beilagen und Anzeigen werden z. B. nach Preiskliste 1 berechnet. – Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift „Germanien“ Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, zu beanstanden.



Otto Stelzer: Der Reiter Eine Betrachtung des Reitersteins von Hornhausen

Es ist uns zur zweiten Natur geworden, unsere Vorzeit wenig im Hinblick auf den Menschen selbst zu sehen. Wir sind verhängnisvoll einseitig, wenn wir immer nur von Gruppen und Stämmen, Stilen und Typen oder Form und Stoff reden (1). Wir vergessen, daß es zu allen Zeiten die großen Individualitäten waren, die überragenden Persönlichkeiten, die das Zeitmaß des Vormarsches und die Größe der Leistungen bestimmten. Sobald wir den Bereich der schriftlich überlieferten Geschichte betreten, richten sich die Führernaturen auf, um sie rante sich das Geschehen, seien sie Fürsten und Krieger, Priester oder Künstler. Die mittelalterliche Kunst – so einheitlich ihr stilistisches Gepräge auch ist und wie reich die Beziehungen von einem Kunstwerk zum anderen – sie zeigt doch immer wieder zwar namenlose, aber festumrissene Persönlichkeiten. Oft stehen sie eng nebeneinander: Der Bamberger, der Magdeburger, der Raumburger Meister. Aber jeder hat sein eigenes Gesicht. Doch wird man dem Genie in der Vorgeschichte gerecht?

Wir haben früher an dieser Stelle Kunst und Stille der ältesten Epochen betrachtet (2) – wie aber steht es mit dem genialen Künstler der Vorzeit? Es wird und muß ihn gegeben haben. Und es gibt Wege, ihn zu entdecken, aber dann muß man das summarische Sehen aufgeben und vom Allgemeinen zum Besonderen, zum Einzelwerk und Einzelfall vorstoßen. Das versuchen wir hier.

Heute weiß jedermann, daß für die germanische Vorzeit Mensch und Tier noch nicht Ziel künstlerischer Gestaltung waren. Eine echt „spirituelle“ Epoche, goß die Vorzeit allen Künstlergeist über das abstrakte (und mehr oder minder unpersönliche) Mittel des Ornaments auf Gegenständliches aus, kleine nüchterne Wirklichkeiten befeelend, Organismen neu schöpfend, aber nicht nachahmend. Immerhin ist figürliches Schaffen nicht vollständig unbekannt. Und es kann nicht verwundern, wenn wir gerade hier – fern vom Herkömmlichen und Normalen – „persönliche“ Züge ganz deutlich erkennen. Da braucht man nicht auf Fremdeinflüsse zu schließen – sie lassen sich meist gar nicht nachweisen – sondern darf mit mehr Recht hier einmal den kühnen Einzelgänger, den genialen „Erfinder“ sehen. Wir nennen den Kistmeister vom Ende der Steinzeit oder den Meister von Trundholm mit seinem Sonnengespann.

Besonders seit der Zeitwende häufen sich solche Beispiele. Das beste, was von dem damals Geschaffenen erhalten ist, nennen wir den „Reiterstein von Hornhausen“; ein wirklich geniales Werk, zwingt es noch uns heutige zur Bewunderung und zur Vertiefung (Abb. 1).

Dem mit früher Kunst nicht Vertrauten mag es scheinen, als hängen wir hier große Worte an eine geringe Sache. Darum sei zunächst das Terrain untersucht, auf dem sich das bescheidene Relief befindet: Es hat eine Reihe Artgenossen neben sich. Sehen wir zu, wodurch es sich von seiner Umgebung unterscheidet. Der Reiterstein, der wohl noch dem 7. Jh. entstammt, ist selbst nur ein Teil von weiteren, ähnlichen Darstellungen, die leider nicht erhalten sind. Steinreliefs tauchen auch sonst auf. Der Stein von Niederdollendorf zeigt u. a. einen unbekleideten Lanzenträger, der eine sogenannte Fierscheibe auf der Brust trägt. Die „Fierscheibe“ stellt sich somit als wichtiger, wahrscheinlich dem Kult verbundener Gegenstand heraus. Solche Durchbruchsscheiben kennen wir von verschiedenen Stämmen. Die schönsten finden wir bei den Alemannen. Und hier taucht auch das Reitermotiv in einer Form auf, die wir am ehesten als Vorbild für das Werk von Hornhausen ansprechen dürfen (Abb. 2).

Liegt hier das Vorbild – und die Durchbruchsscheiben gehen ja auf alte Tradition zurück – so ist bewundernswert die Tat der künstlerischen Umsetzung. Es ist nicht allein die Anwendung des Steins und die Übertragung in ein größeres Format, es gibt etwas, das den Meister von Hornhausen aus seiner Umgebung herausrückt und von seinen Vorbildern weit entfernt. Das ist die ganz besondere Einprägsamkeit der Form. Das ist die kühle, vorbildhafte Monumentalität. Es ist die gewollte Vereinfachung, die so ungeheuer wirkt und unvergänglich ist. „Man ahnt die Fernen, die der Reiter durchritten, die Kämpfe, die er bestanden hat“ (Hubert Schrade). Es liegt Ergreifendes in dem zurückgelegten Haupt des Kriegers. Kein stürmisches, aber ein unabänderliches „Vorwärts“ steckt in den nach dem fernen Ziel gerichteten „Hauptern“ von Reiter, Ros und Lanze. Welche große Kunst der Gestaltung gehört doch dazu, ohne jedes äußere Mittel oder Attribut den Schicksalsgedanken vor die Sinne zu führen und die Welt der nordischen Heldensage zu beschwören!

Wie kommt diese Wirkung zustande?

1.

Es ist nun einmal so, daß wir in den Genuß der alten Kunst erst durch die Zerlegung der Form gelangen können.

Man kann experimentell den Schwerpunkt der Figur ermitteln. Er liegt genau auf dem Schnittpunkt der Diagonalen des Bildrechtecks. So gesammelt und ausgewogen, so geschlossen ist der Aufbau. Das bedingt den Eindruck der Ruhe, ohne den Monumentalität, die immer in sich den Begriff der „Dauer“ birgt, nicht denkbar ist. Aber diese Ruhe wirkt nicht steif und gefroren. Es ist nicht die Ruhe der Erstarrung, sondern eine solche der Strahlung! Wie der



Abbildung 1 (auf Seite 401). Reiterstein von Hornhausen, Kr. Scharleben, Prov. Sachsen (Halle, Landesanstalt für Volkskulturstudien). Abbildung 2 (oben). Alamannische Durchbruchsscheibe von Bräunlingen in Baden (Landesmuseum Karlsruhe). Aufnahmen Bildarchiv zur Vor- und Frühgeschichte bei der Staatlichen Bildstelle.

Schild, dieses glückliche Motive der Mitte, das Bild der Sonne enthält mit seinen nach außen strebenden Strahlen; so strecken sich Glieder und Waffen von Ros und Reiter nach allen Seiten aus (Abb. 1).

Die Geschlossenheit des Aufbaues wird unterstützt durch den Beziehungsreichtum der Linien. Hier ist jede Linie unverrückbar am rechten Platz. Brechen wir beispielsweise den hinteren Teil des Lanzenstängels in Gedanken heraus, sofort sind Gleichgewicht und Harmonie dahin. Drehen wir die Lanze in irgend eine andere Richtung, sofort entsteht ein Mißverhältnis zwischen den jetzt so stark sprechenden leeren Räumen. Wenn aber eine Komposition keine Weglassung und keine Verschiebung duldet, ohne sich selbst aufzugeben, so ist sie eben schlechterdings meisterhaft.

Der tektonische Aufbau des Bildes (der „Bildbaugedanke“) setzt die Jahrtausende alte Überlieferung der Ornamentik voraus. Eng verbunden mit der Ornamentik aber ist die Graphik. Wie das Ornament auf die tektonischen Verhältnisse des Trägers eingehen muß, so fühlt sich

die Graphik an den Rahmen gebunden, den sie mit ihrem Leben erfüllen will. Wie wir aber die Schwarzweißkunst des Kivigrabes als dem Wesen der Graphik verwandt schilderten (3), so gilt es hier: Dies ist zwar ein Relief, aber zur Plastik können wir es kaum zählen. Plastisch nennen wir die gewölbte Form. Dies sind nur erhabene Linien, es ist „plastisch gemachte“ Graphik.

Eines der herrlichsten Meisterwerke der Graphik, Dürers „Ritter, Tod und Teufel“, zeigt – wie oft erwähnt wird – sehr nahe Beziehungen zum Ornamentalen (Abb. 3). Die künstlerische Größe liegt hier formell in einer komplizierten Verflechtung aller Einzelheiten zur Einheit. Der Grundgedanke der Komposition aber ist der gleiche, der auch dem Hornhausener Reiterstein zugrunde liegt: Trotz aller Einzelheiten von Spuk und Landschaft, die Dürer uns zur Schau bringt, wird die gesamte Bildfläche von Ross und Reiter beherrschend eingenommen. Pferd und Mann berühren fast an allen Seiten den Rahmen. Die Lanze aber ist in Wahrheit die Balancierstange, die, ein über den ganzen Bildraum gehendes Motiv, wesentliches zur Erhaltung des Gleichgewichtes beiträgt.

Vieles von diesen Gedanken wurden vom Meister von Hornhausen fast ein Jahrtausend vor Dürer verwirklicht. Die Fülle der Gestalten freilich fehlt hier. Im Vergleich der beiden Reiter wird offenbar, wie falsch das vielzitierte Wort vom „Horror vacui der Primitiven“ ist. Um den Hornhausener Reiter ist viel freier Raum, der die „Erhabenheit“ des Ganzen, die wir hier wörtlich und übertragen nehmen, trefflich unterstreicht.

Freilich liegen ganze Welten zwischen Dürer und dem Reiterstein. Der Hornhausener Meister hat sich nicht um die Anatomie des Pferdes und ebensowenig um die Proportion der menschlichen Gestalt bemüht. Aber was hier als Mangel erscheint, wird durch das reichere Beziehungsleben der ornamentalen Formwerke ersetzt, und hierin ist der Meister eine echte vorzeitliche und mittelalterliche Erscheinung zugleich. Um dieser Beziehungen willen wird ohne Zögern die „natürliche“ Form zerlegt. Auf die „wirklichen“ Größenverhältnisse, etwa von Kopf und Rumpf oder Mann und Pferd kommt gar nichts an. Auch der romanische Löwe von Braunschweig hat nichts mit der Naturgeschichte zu tun. Aber groß ist bei ihm das Erlebnis der reinen Form, deren mathematische Grundlage übrigens das Dreieck ist.

Auch im Hornhausener Reiterstein bildet das Dreieck ein immer wiederkehrendes, leitendes Motiv. Es erscheint als Tierornament auf dem Rücken des Pferdes, rein dreieckig ist die Mähne des Tieres, sind die Schenkel von Mann und Ross gebildet. Dem Dreieck angenähert sind der Rumpf des Hengstes, wie auch die freien Flächen zwischen den Gliedern. In zwei große Dreiecke endlich zerlegt die Lanze den rechteckigen Bildraum. Auf den schrägen Akzent der Lanze kam es dem Meister so sehr an, daß er es für nötig hielt, ihren Verlauf auch dort, wo der Rumpf des Pferdes sie teilweise verdeckt, mittelbar zu markieren. Er tut es, indem er die Mähne des Tieres entsprechend zuschneidet. Auch die andere Diagonale ist vorhanden. Sie verläuft über den Hals des Pferdes das Schwert hinab und am linken Oberschenkel des Tieres entlang. Da der Kopf des Pferdes der Lanzen Spitze angenähert wurde, so liegen der Komposition gleichsam zwei gekreuzte Lanzen zugrunde. Welcher Beziehungsreichtum übrigens tritt auch hier wieder zutage! Fantasiereich und unermüdlich wie der Germane im Erfinden von Gleichnissen war – die Edda legt davon Zeugnis ab – ist es weder ausgeschlossen noch unangemessen, wenn wir glauben, daß das Haupt des Rosses der Lanzen Spitze bewußt im Sinne eines Vergleichs angenähert worden ist.

Wir sagen nicht zuviel. Wird die naturalistische Bildung vernachlässigt der Form wegen, so wird sie das noch viel leichter dem Ausdruck oder dem sinnbildhaften Gedanken zuliebe. Warum ist der Reiter im Verhältnis zu klein? Aus Unvermögen sicherlich nicht. Die Lanzenreiter der Durchbruchsteine, mit denen unser Reiter zusammenhängt, sind besser in ihren Proportionen, aber unvergleichlich geringer im Ausdruck. Das Kontrastgefühl, das der kleine Reiter gegenüber der großen Masse des Tieres mit dessen schiffsbugähnlicher Brust erzeugt, gehört zu den stärksten Ausdruckswerten der ganzen Darstellung. Nicht nach Körpermaßen wird der Geist des Menschen gemessen. Die Macht des Reiters muß für die Vorstellung naturgemäß um so gewaltiger sein, je größer das Mißverhältnis zu seinem Tiere ist, denn er meistert und lenkt es ja!

Übergroß ist der Kopf des Reiters gebildet: Durch das Haupt erhält der Mensch sein Übergewicht, das Tier durch Rumpf und Glieder. Den Abmessungen liegt eine Idee zugrunde. Wir hören hier den Einwand, daß wir mehr herauslesen, als die Vorzeit hineinsteckte. Nun, ein „hundertprozentiger“ Beweis läßt sich weder „für“ noch „gegen“ erbringen. Es gilt aber eins: Vermag heute noch – uns Fernstehenden – dieses Kunstwerk so und soviel auszusagen, wer nimmt sich das Recht, eine ebenso große Wirkung, mit anderen Worten das Vorhandensein eines solchen, eben geschilderten Gedankengutes den Zeitgenossen des Hornhausener Meisters abzusprechen?

2.

Von der Form zum Inhalt: Was bedeutet der Reiter, wen stellt er dar?

Außer Lanze und Schwert, den üblichen Reiterwaffen, und dem Sonnenmotiv auf dem Schild, das keinen genauen Anhalt gewährt, trägt der reitende Krieger keinerlei Attribute, die auch nur andeutungsweise seine Verwandtnis verraten. Vollständig scheidet aus, was in Wirklichkeit auch noch kein Betrachter vor diesem Relief behauptet hat: nämlich eine noch so weit aufgefaßte Porträtabsticht. Ein engerer Zusammenhang mit den römischen Grabdenkmälern ist daher nicht anzunehmen. Dagegen hat man unseren Reiter mit den St. Georgsdarstellungen der byzantinischen Kunst in Verbindung gebracht. Unsere heutige Bewertung der byzantinischen Kunst, die wir letzten Endes Strzgowski verdanken, läßt hier eine unmittelbare Ableitung nicht zu. Hier wird nur die Frage auf ein anderes Gebiet geschoben: Wie kommt die Gestalt des schlängeltenden Reiters nach Byzanz? Doch auch nur aus dem nördlichen oder östlichen, ganz augenscheinlich aber indogermanischen Umkreis.

Die Mehrzahl der Forscher hat sich, im Bestreben den Reiter zu taufen, auf Odin geeinigt, man kann auch lesen: „Wodan, über Schlangen reitend.“ Den mäandrierenden unteren Rahmenschluf als Schlange anzusprechen, ist zwar möglich, aber durchaus nicht zwingend. Die Drachengestalt im Tierstil II wiederum ist zu deutlich von der Reitergestalt getrennt, als daß man hier an einen epischen Zusammenhang denken möchte. Trotzdem ist die Wahl auf Wodan nicht so ganz aufs Geratewohl erfolgt. Einen Anhaltspunkt bietet die Entwicklung und die Wirkung, die dem Hornhausener Stein beschieden war.

Der Meister von Hornhausen hat eine Schule gehabt. Das Bruchstück einer Kopie fand sich in Hornhausen selbst. In Morsleben wurde 1934 ein Stein gefunden, der die größten Übereinstimmungen mit Hornhausen aufweist (4). Andere ähnliche Steine in der Nachbarschaft sind zu verwittert, um genauere Auskünfte zu geben, immerhin zeigen sie uns an, wie reich ehedem der Bestand war und wie groß die Verluste an alter Kunst. Man kann aber verfolgen, wie der Reiterstein als solcher und wohl gerade auch der Hornhausener selbst bis in den hohen Norden wirkte und – vor allem in Schweden – seine Nachfolger fand. Hier gibt es Reiterdarstellungen, die ganz fraglos Odinsbilder sind, denn hier steigt nicht nur eine ganz naturalistische Schlange vor den Hufen des Pferdes auf, sondern es erscheinen auch die Raben, die, wie die Göttersage meldet, an der Schulter der göttlichen Gestalt flogen (Abb. 4). Der Odinskult kommt aber von Süden nach Norden, es ist somit nicht ganz abwegig, seine Verbreitung mit den Etappen in Verbindung zu bringen, die uns die Funde der Reiterdarstellungen bezeichnen.

Und trotzdem: Die Sache ist noch rätselhaft. Wenn der Meister von Hornhausen wirklich Wodan meinte, dann mußte er das zu verbergen, denn sein Reiter begegnet uns durchaus als Mensch und Krieger, wenngleich die Erhabenheit, die seine Haltung ausdrückt, ihn über Menschliches hinaushebt. Schon dies ist bemerkenswert.

Mag sein, daß die Zeitgenossen des Künstlers nicht im Zweifel waren, daß sich in der Reitergestalt nur ein Gott verbergen konnte. Möglich auch, daß die uns nicht erhaltenen Teile des Steines Beziehungen aufweisen, die jeden Zweifel unmöglich machten – wir wissen es nicht. Aber wir werden hier auf einen Fall verwiesen, der in so merkwürdiger Weise dem unseren gleicht, daß wir ihn nicht verschweigen können.



Abbildung 3. Albrecht Dürer „Ritter, Tod und Teufel“, Kupferstich.

Etwa 500 Jahre später entsteht abermals das Bild eines Reiters, dessen spannungsgeladener Ausdruck uns heute mehr bannet als je, zu dessen Fuß täglich eine Schar ergriffener Besucher zu finden ist: Nicht weit von Hornhausen weg steht im Bamberger Dom „Der Reiter“. Auch vor ihm tauchte immer wieder die Frage auf „Wer ist es“, und immer wieder wurde anders geantwortet, jede neue Lösung wieder verworfen. Denn der Bamberger besitzt so wenig wie der

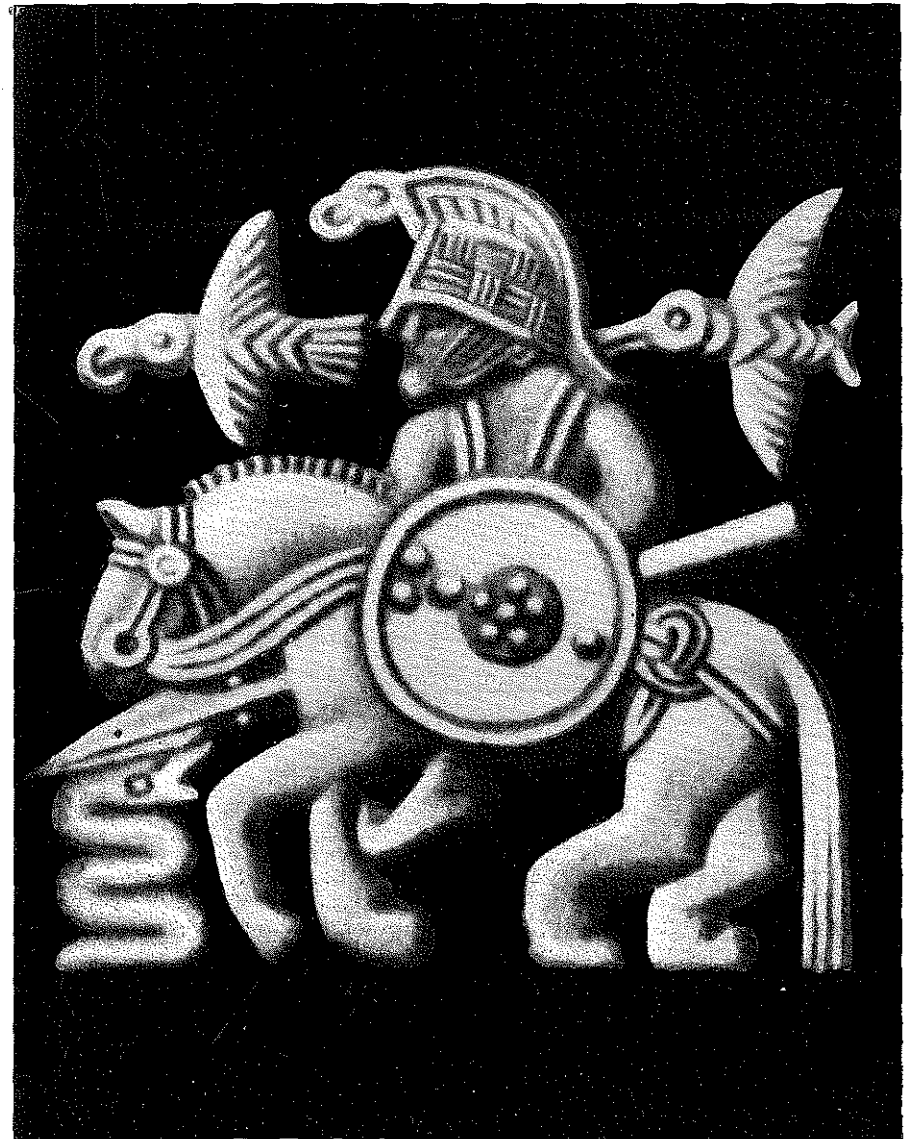


Abbildung 4. Beschlagsstück eines völkerwanderungszeitlichen Bronzehelms aus Vendel in Uppland. Nach Montelius „Kulturgeschichte Schwedens“.

Hornhausener ein Attribut, das ihn sicher zu erkennen gibt. Er ist der „Reiter“, sonst nichts. Hartig (5) hat kürzlich ein Buch vorgelegt, in dem nach vielen Namensgebungen nunmehr eine geboten wird, die mehr befriedigt als andere, weil sie aus echter historischer Einfühlung heraus geboren wurde. Danach bedeutete der Reiter wohl ursprünglich Konstantin d. Gr., also eine nichts weniger als germanische Gestalt.

Aber was besagt diese Entdeckung? Wir wollen und können nicht widerlegen, daß es Konstantin ist, der dort reitet. Aber für uns fängt damit das Problem erst an. Die Frage lautet nämlich, warum Konstantin reitet! Wir sehen ja, daß der „Reiter“ da war, ehe Konstantin auf den oft so verblüffend umständlichen Wegen des Mittelalters nach dem Norden kam. Es ist deutlich, daß der „Reiter“ neben Konstantin auch die staufischen Kaiser, den heiligen Georg und das alles zusammen bedeutete, weil er eben die Inkarnation des christlichen Rittertums und des deutschen Abels wurde. Der Reiter ist eine mythische Gestalt, die unter vielerlei Namen wandeln kann. Der Hornhauser Reiter ist einer seiner Ahnen. In Dürers „Ritter, Tod und Teufel“ findet er seine Auferstehung.

Zwar ist der Süden nicht arm an Reiterstandbildern. Aber sie gestatten keinen Vergleich mit dem, was wir hier meinen. Diese Standbilder der Battemelata oder Colleoni sind die bronzenen Belege des Geltungsbedürfnisses emporgekommener Despoten. Sie tragen keine mythischen Züge, sondern unverrückbare, jedermann bekannte, meist nach Gewalt klingende Eigennamen. Es sind keine Reiter, die sich zu unseren Namenlosen gesellen lassen. Und merkwürdig – dieser Gegensatz geht bis in die frühesten Zeiten zurück: Wir denken an das Reiterstandbild des Marc Aurel in Rom oder an das Reiterstandbild des Hadrian, das Kaiser Karl mit nach Deutschland nahm und in Aachen aufstellte, wo es sofort „namenlos“ und „mythisch“ wurde; man hielt es für „Dietrich von Bern“. Wir führen vor allem in die Zeit des Hornhauser Meisters und weisen auf jene schon erwähnten Reitergrabsteine hin, die ganz zu Unrecht als „Vorbilder“ unseres Reliefs ausgegeben worden sind. Der gleiche Gegensatz wie nach tausend Jahren spricht sich hier aus: Die einzelne Person steht neben dem Namenlosen, das Porträt neben dem mythischen Inbegriff, neben der sinnbildlich-heraldischen Verkörperung einer Idee. Der Reiter von Hornhausen steht zwischen Gott und Mensch. Er taucht immer wieder auf. Kein Volk hat seinesgleichen außer dem deutschen, weder im Süden noch im Norden ist er heimisch.

Nach allem, was bisher gesagt wurde, ist es eine notwendige Folgerung, wenn wir im Reiterstein von Hornhausen bei Dörschleben, im Herzen des Deutschen Reiches, die erste künstlerische Verheißung des deutschen Wesens erblicken.

(1) Ein Umstand, über den zuletzt Ernst Wahle „Zur ethnischen Deutung frühgeschichtlicher Kulturprovinzen“, Heidelberg 1941, bewegliche Klage führte. – (2) Otto Stelzer, „Über Stil und Gestalt in unserer ältesten Kunst“ in „Germanien“, 1940, Heft 9–12. – (3) „Germanien“, 1940, Heft 12, S. 457–458. – (4) Paul Grimm, „Ein neuer Reiterstein von Dörschleben, Kreis Neu-Haldensleben“ in „Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder“, Band XXIV, S. 247, 1936. Abbildung in dem Aufsatz von Fr. Möglinger, Das Sonnenroß und sein Reiter, in diesem Heft, Abb. 9. – (5) Otto Hartig, Der Bamberger Reiter und sein Geheimnis, Bamberg 1939.

Friedrich Möglinger: Das Sonnenroß und sein Reiter

Bei einer Grabung im Winter 1891/92 wurde in Mörsdorf in Rheinhessen ein durchbrochener Anhänger mit einer Reiterdarstellung gefunden, der sich von den sonstigen Reiter- und Durchbruchsscheiben, die kreisrund sind, durch seine dreieckige Umrahmung unterscheidet (Abb. 1). Daß dieser Anhänger auch in anderer Hinsicht durchaus eigenartig und sehr beachtenswert ist, wurde zuerst nicht erkannt, denn sowohl Behn (1) wie auch Kühn (2) in seiner zusammenfassenden Darstellung bilden die nur durch wahllos angeordnete Punktkreise verzierte Rückseite ab. Erst 1939 gab Wiesenthal (3) eine Nachzeichnung der Vorderseite, und danach erschien eine gute Photographie im August 1939 als Titelbild von „Germanien“. Hierbei zeigte es sich, daß im Gegensatz zur Rückseite diese Vorderseite reich ausgebildet ist. Die Augen wie auch der Fuß des Reiters sind richtig vorhanden, seine erhobenen Hände haben drei Finger in Gestalt von eingetieften Linien. Das Pferd hat hier nun auch das Auge an der richtigen Stelle. Seine Mähne und die Haare des Schwanzes sind angedeutet, und auf der Brust trägt es auffällig und groß einen Achtern, auf dem hinteren Oberschenkel ebenso ein Hakenkreuz mit gebogenen Armen. Daß hier ohne Zweifel die Beachtung heilschende Vorderseite gemeint ist, zeigt auch das Zickzackband, das über die Umrahmung läuft und das auf der bei Behn und Kühn gebotenen Seite fehlt.

Selbst bei einer flüchtigen Betrachtung des künstlerisch zwar sehr gut ausgewogenen aber im ganzen doch recht schlichten Stückes fällt der zeichenhafte Charakter der „Verzierungen“ auf. Der nüchternste und besonnenste Beschauer muß zugeben, daß Achtern und Hakenkreuz hier mehr sind als einfacher Gerät; sie sind so herausgehoben, daß sie ohne weiteres in die Augen springen, sie sind überdeutlich, besonders wenn man sie mit den nur als Ornamente zu wertenden Kreisen, eingetieften Dreiecken oder Punkten anderer Reiter- und Durchbruchsscheiben vergleicht. Sie müssen hier gewollt und bewußt angebracht sein, und diese Annahme schließt weiterhin in sich, daß sie wohl auch sinnvoll auf dem Pferde stehn. Nun gibt es dazu noch einige Vergleichsstücke, die beweisen, daß wir es bei dem Mörsdorfer Anhänger nicht mit einem absonderlichen und kuriosen Einzelfund zu tun haben, das seine Entstehung einer einmaligen „Laune“ oder einer eigenwilligen Erfindung des Schöpfers verdankt. So trägt das Pferd einer solchen Durchbruchsscheibe von St. Nicolas-d'Arras (4), das ohne Reiter ist (Abb. 2), vorn einen allerdings undeutlichen dreiteiligen Knoten, hinten aber klar und auffällig einen vierteiligen Knoten, der auch später noch in dieser Form vorkommt und als Zauberfnoten bezeichnet wird (5); sinnbildhafte Bedeutung ist auch hier sicher. Eine andere Reiter- und Durchbruchsscheibe aus Eintrich (6) zeichnet das Pferd auffällig durch ein gleicharmiges Kreuz aus (Abb. 2). Kleiner und unscheinbarer und deshalb hier weniger zu zählen ist das Kreuz auf einer Schnalle von Noiret-Gruseilles (7), die in Durchbrucharbeit einen Reiter mit erhobenen Händen auf einem Pferd zeigt (Abb. 2). Unter diesen Greifenschnallen (sie haben nach Kühn (8) aus einem vogelköpfigen Greifen zuerst ein geflügeltes Pferd und dann unter Mißverstehen der Flügel daraus einen Reiter mit erhobenen Händen entwickelt) finden sich nun einige, bei denen das Tier auf dem Hinterschinken ebenfalls ein deutliches sinnbildhaftes Zeichen hat; bei der Schnalle von Joches ist eine Art Knoten, bei der von Harmignies ein gleicharmiges Kreuz; am schönsten und nun auch ganz auffällig und eindrucksvoll ist der Sechsfachstern (Hagalrune) auf dem Pferd (Abb. 3) der Schnalle von La Balme (9). Auch die Lanzenreiter- und Durchbruchsscheibe von Bräunlingen (10) gehört in diesen Kreis. Vor dem Fuß des Reiters befindet sich ein Kreis oder eine fugeartige Erhöhung. Kühn (10) zieht zum Vergleich eine langobardische Scheibe von Stabio heran, die nicht nur hinter dem Fuß des Reiters sondern auch am Hals des Tieres, wenn man nach der Abbildung urteilen darf, Kreiszeichnungen aufweist. Überall tritt uns also der gleiche Sachverhalt, wenn auch im einzelnen in verschiedener Ausprägung, entgegen.

Kühn hat in seinen beiden schon genannten Arbeiten, die das gesamte Material ausnutzen, in besonnener und überzeugender Weise dargelegt, wie hier zwar ein den Germanen fremdes

Einer erstand	Den hehrsten Herrscher
vor allem mächtig	heißen sie ihn,
den einst stärkte	slippenverwandt
der Erde Kraft,	sämtlichem Volk.
eiskalte See	
und Eberblut;	Edda

Motiv, der Greif, übernommen wird, wie aber sofort die Eingliederung in die volkreigenen Vorstellungen erfolgt, und wie ohne jeden Zweifel dem Motiv einheimischer Glaubensinhalt unterlegt wird. Schließlich werden die Stücke aus der Gedankenwelt der Germanen geschaffen und ausgestaltet, so daß der reitende Wodan deutlich zu erkennen ist. Den Satz: „Daß alle diese mehr bildhaften Schmuckstücke einen symbolischen Sinn hatten, ist zu offensichtlich, als daß man es zu betonen brauchte“ (11), schrieb er, ohne die Symbole auf den Schnallen und Scheiben besonders zu beachten und ohne Kenntnis des Mörstädter Stückes; er erfährt aber nun durch die hier gegebenen Ausführungen eine ganz sichere Bestätigung. Daß aber der Gott Wodan selbst und die mit ihm verknüpften Vorstellungen nicht der Ursprung dieser Darstellungen sind, wird klar, weil auf den älteren Schnallen von einem Reiter keine Spur zu erkennen ist und dennoch das Ross die Zeichen deutlich trägt. Es ist durch die auf ihm angebrachten Zeichen als heiliges Tier gekennzeichnet, es ist für sich allein von überweltlicher Macht erfüllt, es trägt erst später einen Reiter mit erhobenen Händen oder mit langer Lanze. Die drei Finger, die auch auf einer Scheibe von Seraucourt-le Grand (Abb. 12) und auf der von La Balme unter dem Kopf des Pferdes festhaft zu sehen sind, werden am Schluß noch ihre Erklärung finden.

Bevor wir nun noch näher an die Deutung des Pferdes herangehen, müssen wir das eigentümliche Nachleben dieses Pferdes und Reiters in der Volkskunst genauer verfolgen. Es ist zwar bekannt, wie häufig eine solche Reitergestalt, zumeist Schimmelreiter genannt, in allen Zeiten und Gegenden im Volksbrauch ist; außerordentlich erstaunlich und selbst für den Kenner volkstümlicher Dauerüberlieferung überraschend aber ist es, daß der Anhänger von Mörstadt aus dem 7. Jahrhundert mehr als tausend Jahre später nur leicht gewandelt wiederkehrt.

Im Thüringer Museum zu Eisenach haben wir den Abguß einer Backform aus dem 18. Jahrhundert. Es handelt sich laut freundlicher Mitteilung des Museums um ein Gebäck der Weihnachtszeit. Dargestellt ist ein Reiter, der deutlich als Husar gekennzeichnet ist, auf einem galoppierenden Ross (Abb. 4). Die ganze Ausführung ist sehr einfach und kindlich, ja ungenau und steif, aber nichtsdestoweniger für die Volkskunde außerordentlich wichtig. Die Blume unter dem Tier, die auch sonst, manchmal in Form eines richtigen Lebensbäumchens, vorkommt, sei nur erwähnt. Ebenso kann nur kurz auf das aus dem Pferd herauswachsende Tannenbäumchen hingewiesen werden, das ganz ähnlich in einem Zug eines norwegischen Märchens wiederkehrt. Karl von Spiess (12) führt an, wie hier ein Tannenbaum einem Pferd an Stelle einer Nippe eingesetzt wird und bald darauf aus dessen Rücken bis in den Himmel wächst. Das Tier selbst mit der merkwürdigen Streifung erinnert sehr an das Pferd der Schnalle von La Balme. Wichtig in unserem Zusammenhang sind vor allem die beiden großen Räder, die auf dem Vorder- und Hinterschapel des Pferdes zu sehen sind. Das vordere ist achteilig, bzw. durch weitere Unterteilung 16teilig, das hintere 11- bzw. 22teilig. Es kann kein Zweifel sein, daß hier in diesen auffälligen Rädern mit Pferd und Reiter das gleiche Grundmotiv wie in der ein Jahrtausend älteren Mörstädter Zierscheibe ein vollkommen unverändertes Nachleben bis an die Schwelle unserer Gegenwart hat. Und auch dies ist nicht ein Einzelfall. Das gleiche Thüringer Museum besitzt ein hölzernes Backmodell, auf dem ebenfalls ein Reiter zu sehen ist. Er ist modisch gekleidet und trägt einen Schlapphut, unter dem sein langes Haar hervorquillt. In der Hand hält er eine Fanfare, die er gerade zum Blasen ansetzt. Das hochbeinige Pferd trägt auf dem Hals und dem Hinterschapel zwei blumenartige Rosetten. Die vordere ist vier-, die hintere fünfteilig (Abb. 5). Da das ganze feiner und künstlerischer in der Form ist und da die Rosetten im Gras des Bodens wiederkehren, könnte man das Stück nur ästhetisch werten. Dann würde man diese Rosetten nur als Zierat betrachten müssen. Die auffällige Größe der Rose auf dem hinteren Oberschapel des Pferdes, insbesondere aber auch die hier gebotenen Vergleichstücke aus der frühgeschichtlichen Zeit und der eben genannte Husar legen die Deutung als Sinnbild nahe. Und selbst wenn diese Deutung bei dem Fanfarenreiter einem Bäcker und auch dem Empfänger eines solchen Gebäcks schon vor mehr als 200 Jahren nicht mehr bewußt war, so gehört das Stück doch unzweifelhaft in die Reihe, die bis in die germanische Zeit zurückführt. Auch bei dem gebackenen Pferd aus Vossensack (13) wird man



Abbildung 1. Foto: Curt Jüttler, Worms.

Abbildung 2.

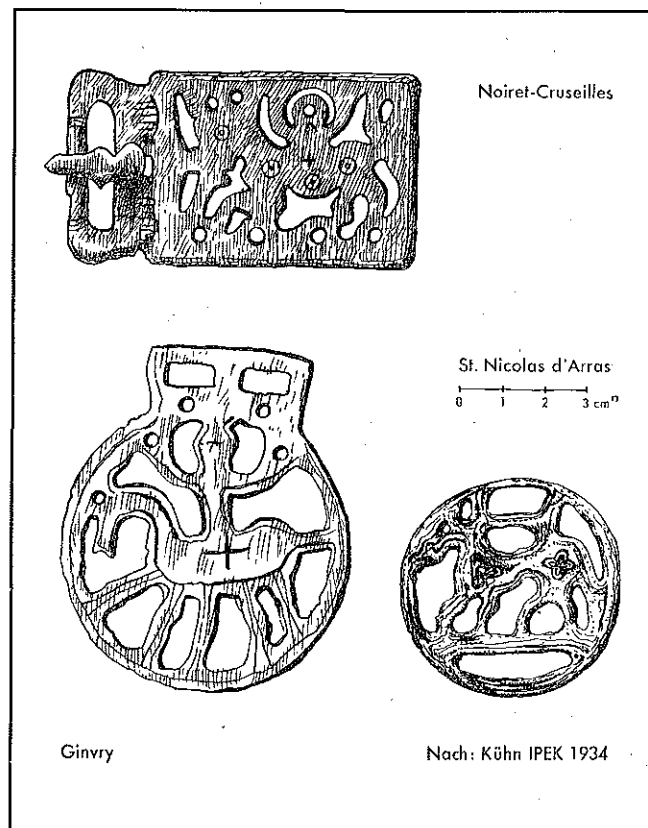
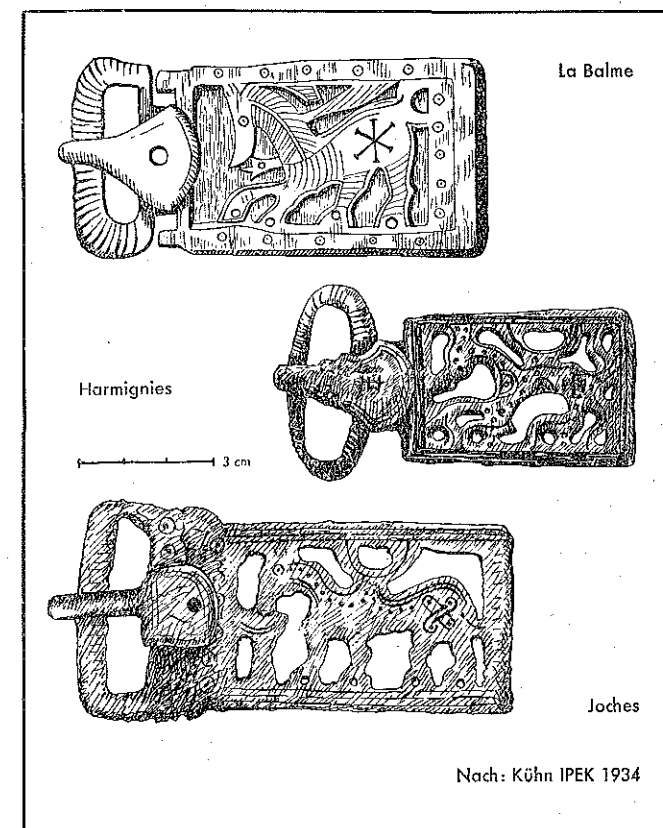


Abbildung 3.



nur an Verzierung denken, aber ohne Zweifel hat die Biegel auf dem Vorderteil und die Spirale auf dem Hinterteil ursprünglich sinnbildliche Bedeutung, so daß auch dieses Gebäck in unsere Reihe gehört.

Allerdings ist wohl das Wissen um diese Bedeutung weitgehend abhanden gekommen. Dies sehen wir an einem Stück aus dem Niedersächsischen Museum zu Hannover, das in weißem Zuckerguß auf rotem Untergrund eine fünfteilige Blume auf dem hinteren Oberschenkel zeigt (Abb. 6). Wie bei den Schnallen der Frühzeit fehlt hier das zweite Zeichen auf dem Vorderteil. Beachtenswert ist das Lebensbäumchen unter dem Pferd. Meine Verzierung scheint auch das vierspeichige Rad eines Gebäckes aus Emmerich (14) zu sein; es ist klein und unscheinbar und verschwindet fast in dem Gitterwerk der reichen Pferdebede. Immerhin ist der Gesamthalt des Gebäckes, der drachentörende Held mit dem eigentümlichen strahligen Kopfs, in unserem Zusammenhang beachtenswert. Daß auch solche vereinfachte und unverstandene Gestaltungen ursprünglich das alte Motiv klarer enthielten, beweist eine Backform aus Emden, die D. v. Jaborosky-Bahlstädt (15) veröffentlicht hat. Hier sind auf dem Vorderteil des Pferdes gleich drei Zeichen angebracht, ein sechspeichiges Rad, ein gleicharmiges Kreuz und ein

schlangenartiges Tier. Der Sinnbildcharakter ist hier unverkennbar, so daß auch diese Form sich als eine Fortsetzung des frühgeschichtlichen Grundzuges enthüllt. Daß aber nicht nur Gebäcke, deren Beziehung zur Mittwinterzeit offenkundig ist, diese Sinnbilder erhalten haben, sondern auch andere Dinge, sofern nur ein Pferd dabei dargestellt ist, beweist zuerst ein Spielzeugpferd aus dem Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg (Abb. 7). Es ist ein Räderpferd aus Niedersachsen, so groß, daß ein Kind wirklich darauf reiten kann. Als Zeit seiner Entstehung wird das 16. Jahrhundert angenommen. Auf der Wähne des Tieres hat der Schnitzer deutlich ein vierspeichiges Rad angebracht, das vielleicht auch als Achstern zu deuten ist, da die Kreuzarme sich stark verbreitern! Auch auf einem achtspeichigen Wagen im Münchener Nationalmuseum, einem in Berchtesgaden geschnitzten Kinderspielzeug, tragen alle Pferde auf dem Hinterteil einen Achstern. Hier am Ende des 18. Jahrhunderts wirken diese blütenartigen Sterne mehr als Tierat, zumal die dazu gehörige Schachtel ähnlich bemalt ist. Immerhin sind die Zeichen auf den Pferden an einer Stelle, wo ohne weiteres Blümchen nicht zu erwarten sind, deutlich und auffällig.

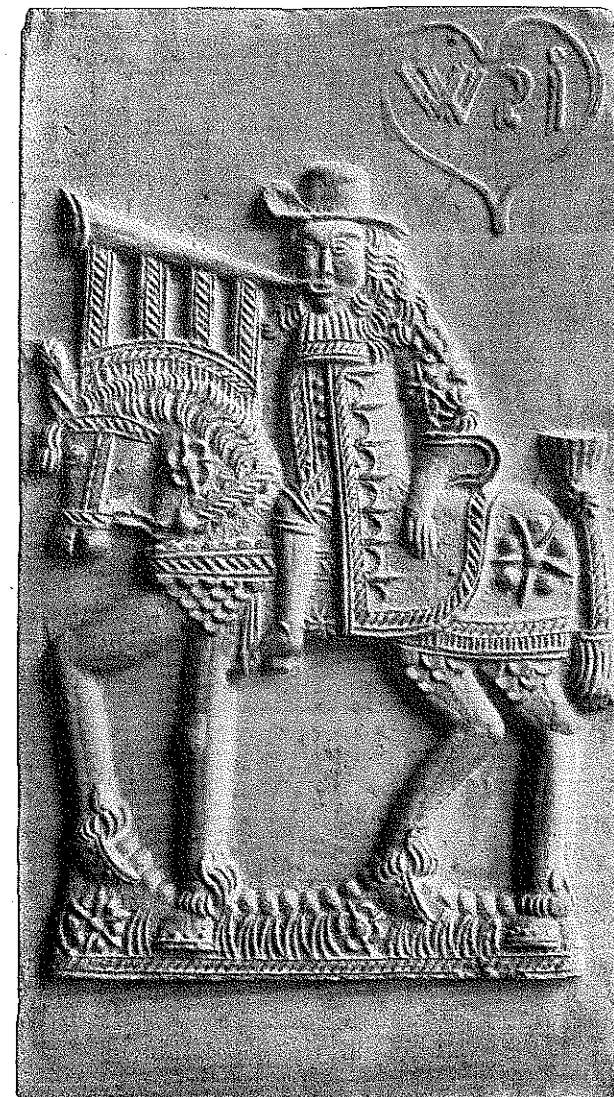
Andersartig ist eine Backform aus dem Museum zu Lauterbach in Oberhessen (Abb. 8). Hier ist,



Abbildung 4. Backform 18. Jh. (?) Weihnachtsgedäch. Kelter, Lebensbaum, zwei Mäder. 8 (16)-teilig 11 (22)-teilig. Thür. Museum, Eisenach.

scharf und nicht übersehbar, unter dem Pferd ein Sechsstern angebracht, der selbst wieder an seinen Enden kleine Wirbel hat. Der Gedanke an eine inhaltslose und nur ästhetisch zu wertende Flächenfüllung liegt zwar nahe, die Größe und Eigenart des Zeichens aber deutet darauf hin, daß bei und mit seiner Anbringung eine bestimmte Meinung zum Ausdruck gebracht werden sollte, daß es bedeutungsvoll und beziehungsreich unter dem Tier sich befindet, daß es also ein Sinnbild sein soll. Niemand wird angesichts der bisher beigebrachten Belege zweifeln, daß dieses Sinnbild nicht für sich etwas bedeutet, sondern für die ganze Darstellung – den Kelter mit seinem Ross – Geltung haben soll. Eigentümlicherweise haben wir auch hier eine frühgeschichtliche Entsprechung. Der 1934 entdeckte Stein von Morsleben aus der Zeit nach 700 n. d. Z., der dem bekannten Hornhauser Kelterstein ähnlich ist, zeigt unter einem pferdeartigen Tier ein erhaben eingemeißeltes Pentagramm (Abb. 9). So ungewiß die Darstellung im ganzen auch ist – weder das Pferd, noch der Kelter mit seinem Speer ist deutlich, wenn auch wohl zu vermuten –, so sicher ist das Pentagramm hier als Sinnbild und Heilszeichen ge-

Abb. 5. Zäufarenreiter. Gebäck. Thuring. Museum Eisenach.



meint. Und wenn man christliche Einflüsse vermutet hat (16), so muß doch angesichts unserer Bilder, die uns sogleich auch noch weiter zurück in die Vorgeschichte leiten werden, gesagt werden, daß vielleicht das Zeichen selbst südlicher Herkunft sein mag, seine Anbringung aber durchaus eigenwilligem germanischem Glauben entspricht. Ehe wir nun aber in die Vorgeschichte zurückgehen, sei noch auf ein Zwischenglied aufmerksam gemacht. Es handelt sich um den Bildteppich von Baldishol in Norwegen aus dem 12. Jahrhundert, von dem nur die beiden Monatsbilder April und Mai erhalten sind (17). Auf letzterem reitet ein Ritter mit

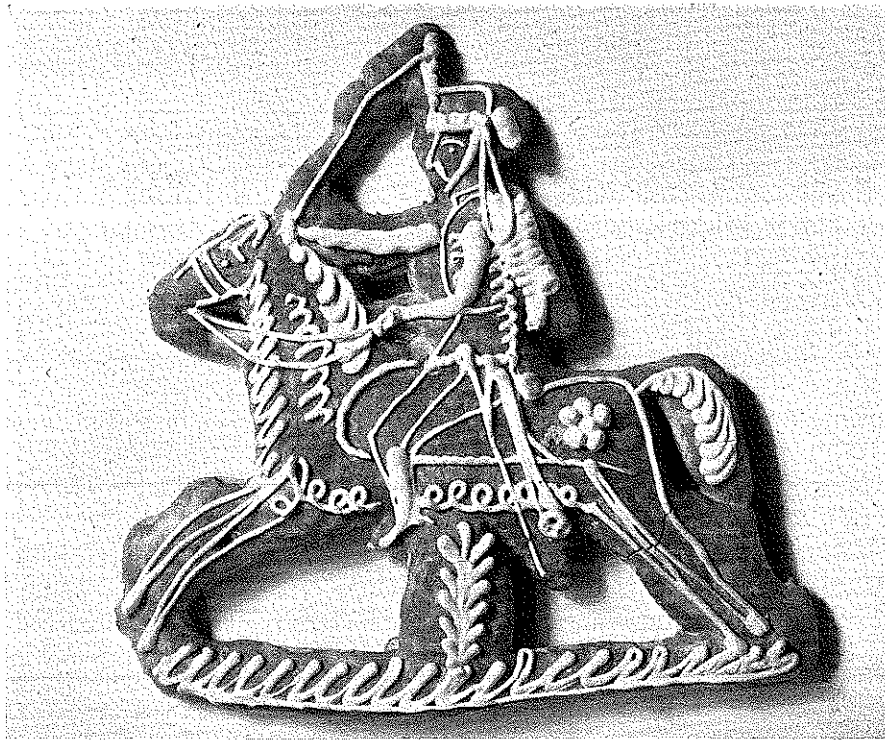


Abbildung 6 (nebenstehend links oben). Niedersächsisches Volkskunstmuseum Hannover. Foto: Eugen Heuer, Hannover. -
Abbildung 7 (nebenstehend links unten). Räderpferd (Kinderspielzeug) aus Niedersachsen 16. Jh. Radkreuz (oder
Achtstern) auf der Mähne. Germanisches Nationalmuseum Nürnberg. Aufn.: Eristof Müller, Nürnberg. - Ab-
bildung 8. Reiterpferdform „Sechsstern“ unter dem Pferd drei Wirbel. Museum Lauterbach (Oberhessen). Aufn.:
Fr. van der Smitten.

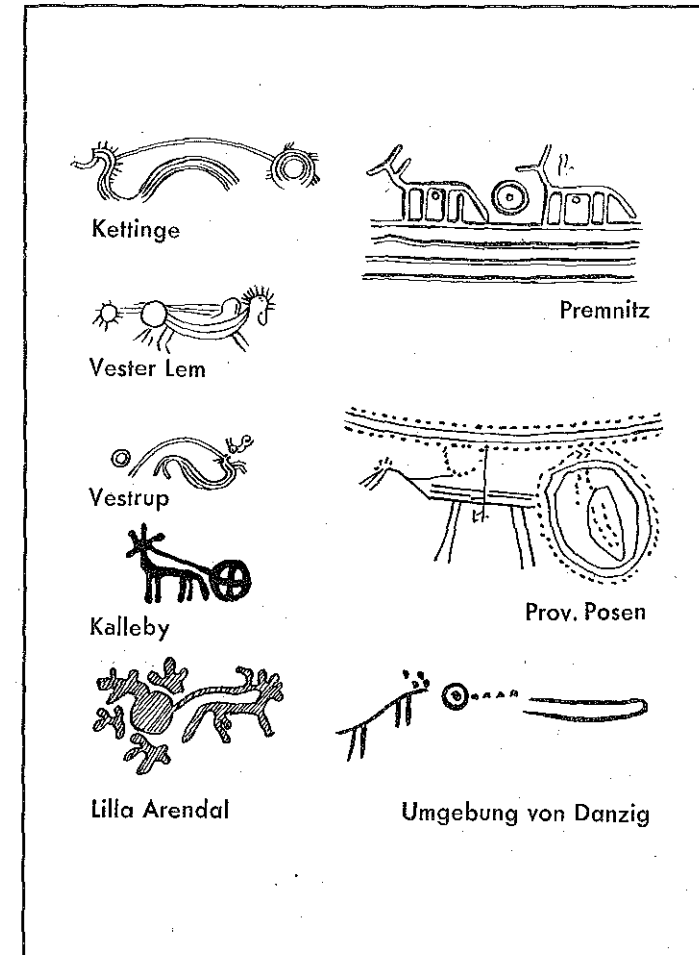
Langs und Schild zum Turnier. Unter dem Pferd aber ist ein ziemlich großes vierseitiges
Rad und zwischen den Hinterbeinen ein geteiltes Sechseck eingewirkt. Nun wird zwar von
A. v. Jenny (17) gesagt, daß die Darstellungen ganz von französischen Vorlagen der hoch-
romanischen Zeit abhängig sind, aber, ganz abgesehen von dem germanischen Einfluß in
Frankreich, ist das Maiturnier mit all seinen Bräuchen, zumal wenn wir die höfische Ver-
brämung wegdenken, ein Volksbrauch, in dem der Kampf des Maigrafen um seine Königin,
leztlich auch des Sonnenhelden mit den Wintergewalten seinen Ausdruck findet. Wir gehen
also nicht fehl, wenn wir das vierseitige Rad unter dem Hengst des Ritters als ein zwar
unverständlich gewordenes, aber in seinen Ursprüngen klares Sinnbildzeichen, als Sonnen-
symbol ansehen.



Abbildung 9. Reiterstein von Morsleben, Kr. Neubrandenburg. Aufn.: Landesanstalt für Volksheilkunde, Halle/Saale.

Hierzu gibt es nun noch eindeutige Beweise. Auf eisenzeitlichen Gefäßurnen der germanischen Kultur an der unteren Weichsel sehen wir zweimal einen Kreis bei einem Pferd, einmal vor, einmal hinter dem Tier. Die Darstellungen sind als solche und vereinzelt betrachtet nicht einwandfrei deutbar und haben deshalb auch verschiedene Beurteilung erfahren. Seitdem aber Sprockhoff (18) sie als Endglieder einer langen Reihe einordnen konnte, die vom bekannten Trundholm-Sonnenwagen ihren Ausgang nimmt, ist ihre Deutung fast unzweifelhaft sicher. Sie stellen resthaft und – weil im Brauch nicht mehr vorhanden – nicht mehr verstanden die vom Pferd gezogene Sonnenscheibe dar. Daß die Verbindung zwischen Sonnensinnbild und Pferd nur ganz lose ist, finden wir schon auf der bronzezeitlichen Kanne von Premnitz (Abb. 10). Hier kann sogar die Scheibe als vor dem Pferd befindlich betrachtet werden, weil Tiere und Sonnenscheiben als Reihensymbol um den Hals des Gefäßes gelegt sind.

Abbildung 10.



Auf den schwedischen Zeichnungen der gleichen Zeit (vor 1000 v. d. Ztr.) von Kalleby und Lilla Arendal (Abb. 10) zieht das Tier einwandfrei die Scheibe, ebenso auf den dänischen Rastern von Kettinge und Vester Lem. (Der Kreis am Hinterteil des Pferdes ist ein kreisrundes Loch im Rasternmesser; der kleinere Kreis, weiter zurück, durch Einlenken mit dem Hals des Pferdes verbunden, stellt aber die Sonnenscheibe mit ihren Strahlen dar.) Bei Vestrup ist die Verbindung ebenfalls nicht mehr vorhanden, allerdings noch angedeutet. Alter als alle diese Darstellungen und ihr für uns vollkommen deutbarer Ausgangspunkt ist der Sonnenwagen von Trundholm (Abb. 11). Er steht am Anfang dieser Reihe, von der Sprockhoff sagt: „Die dargelegte Ordnung der Funde ist wohl unumstößlich, ein innerer Zusammenhang zwischen den Zeichnungen in Anbetracht des historischen Vorganges, der sich hier vollzieht, ebenfalls unabwieslich.“

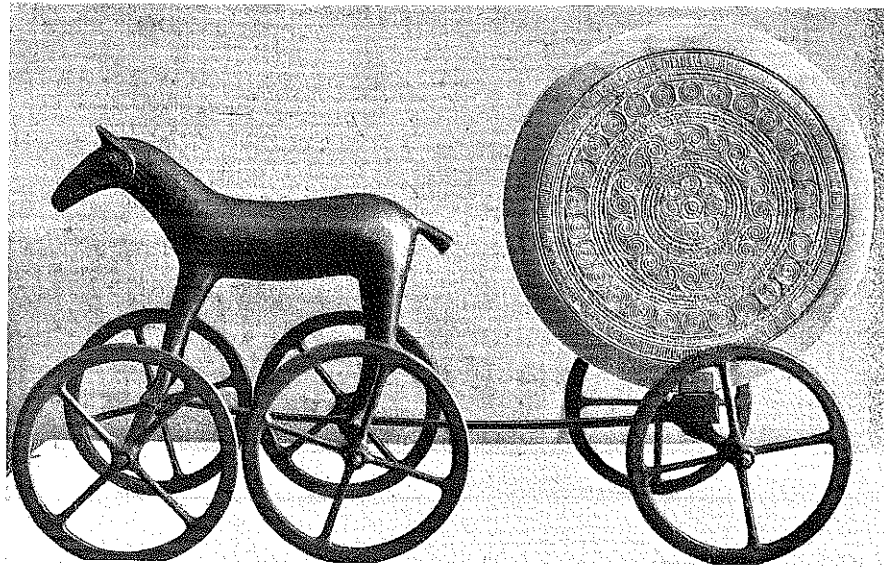
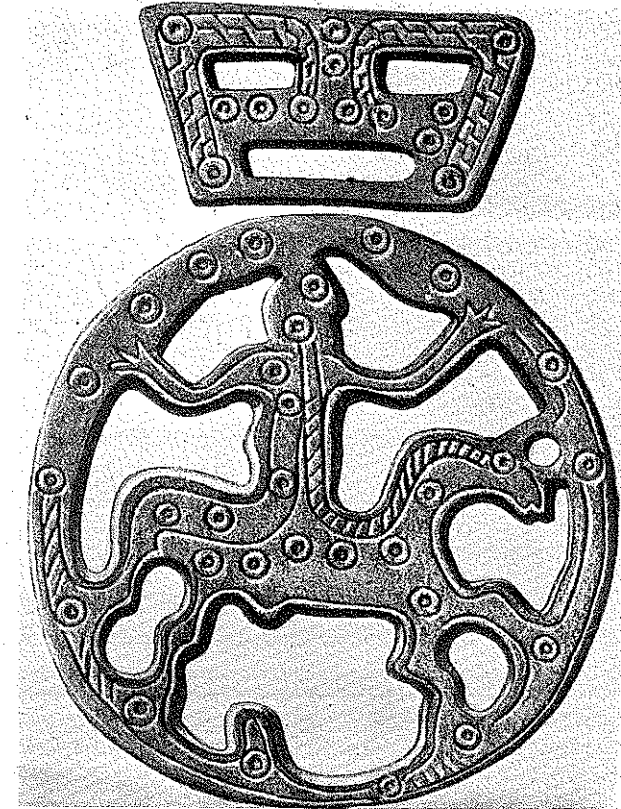


Abbildung 11. Der Sonnenwagen von Trundholm.

Überblicken wir nun rücksehend noch einmal die Belege, so erscheint vor allem ihre lückenlose und folgerichtige Aneinanderreihung wichtig. Am Beginn steht gut deutbar der Trundholmer Fund, dann folgen die späteren Rastmesser und Felsritzungen. Aber schon in der Eisenzeit ist die alte Vorstellung von der durch das Pferd gezogenen Sonnenscheibe nicht mehr bekannt. Das Sonnensinnbild wird frei, wenn auch die alten Zusammenhänge noch zu ahnen sind. Unter dem Pferd, aber ohne feste Verbindung mit ihm, bleibt dann das Symbol erhalten, über den Stein von Morsleben und den Teppich von Baldishol bis zur Backform von Lauterbach. Gleichlaufend aber geht eine andere Reihe. Hier kam das Sonnenzeichen auf das Pferd selbst, wohl einfach deshalb, weil man es als Sonnentier noch deutlich kannte und es als solches kennzeichnen wollte; wenn man auch, wie schon erwähnt, von einem Sonnenwagen und von einem Ziehen der Sonnenscheibe nichts mehr wusste. Die Schnallen ab 500 n. d. Zm. und ihr Fortleben im Kultgebäck (18. Jh. bis zur Gegenwart) sind hierfür Zeugen. Weiterhin kam dann zu dem Pferd der Reiter, etwa ab 600 n. d. Zm., der selbst ohne Hellszeichen bleibt, weil diese sein Tier nach alter Überlieferung trägt, der aber doch in seinen dreifingrigen Händen einen Hinweis auf seine Bedeutung gibt. Dieses seltsame Merkmal, das wir bei Mörsdorf fanden und das besonders schön bei einer Scheibe von Sercaucourt-le Grand (19) zu sehen ist, (Abb. 12) hat Gaerte ohne Kenntnis dieser beiden Stütze ausführlich auf Grund anderer Kunde behandelt (20). Seine Belege gehen von Felsritzungen bis zu nordischen Brakteaten, d. h. von der Bronzezeit bis in die frühgeschichtliche Zeit (Der Stein von Anderlingen fehlt übrigens bei seinem Material). Er findet als sehr einleuchtende Deutung, daß die dreifingrige Hand als Hand der Sonne aufzufassen ist. Wie sehr diese seine Lösung zu der hier gegebenen paßt und wie sehr sie ihrerseits die unsrige stützt, ist klar. Es kann somit mit großer Sicherheit gesagt werden, daß wir in dem Reiter und seinem Pferd den Sonnenhelden auf dem Sonnenroß zu erkennen haben und daß diese Vorstellung zum mindesten in der Zeit um 700 noch ganz lebendig war, was eine sich langsam entwickelnde und nebenhergehende Auffassung als

Abbildung 12. Reiterscheibe
Sercaucourt-le Grand
(Frankreich) bei Saint-É-
mon, Mosne. Frauengrab.
Kühn, IPEK 1938, Nr. 17,
Tafel 43, Nr. 17 und S. 100.



reitender Bodan nicht ausschließt. Diese Deutung muß auch allbekannt und weit verbreitet gewesen sein, und die Verbindung von Roß und Sonnenzeichen bzw. von Reiter und Roß nebst Sonnenzeichen muß sehr fest gewesen sein, sonst hätte sie nicht im Volksbrauch ein derart langes und in allen Einzelheiten zähes Nachleben gehabt. Und wenn auch von dem alten Sinn in der mündlichen Überlieferung kaum mehr etwas erhalten ist, so ist doch die Sache selbst bei den Backformen so stetig geblieben, daß die enge innere Beziehung zu den vorgeschichtlichen Funden leicht festzustellen war und also die Vorgeschichte die Deutung eines heutigen Volksbrauchs einwandfrei ermöglichte.

(1) Altgermanische Kunst, 1927, Taf. 15/2. — (2) Die Reiterscheiben der Völkerwanderungszeit, IPEK. 1938, Taf. 44/19. — (3) Volk und Scholle (Darmstadt) 1939, 209. — (4) Kühn, IPEK. 1938, Nr. 4. — (5) E. Jung, Germanische Götter und Helden, 1939, Abb. 192 und 195. — (6) Kühn, IPEK. 1938, Nr. 7. — (7) Ebenda Seite 107. — (8) Die germanischen Götterschnallen der Völkerwanderungszeit, IPEK. 1934, 77–105. — (9) Ebenda Nr. 29, 35, 70. — (10) IPEK. 1938, Nr. 26, 28. — (11) Ebenda Seite 107. — (12) Deutsche Volkskunde, 2. Jg. 1940, 82. — (13) Germanien 1939, 460. — (14) Germanien 1938, Dezemberheftbild. — (15) Urväter-Erbe in Deutscher Volkskunst, Abb. 428. — (16) W. Schulz bei Meinerth, Vorgeschichte der deutschen Stämme 1940, 471. — (17) A. v. Janny, Der Kunst der Germanen im frühen Mittelalter, 1940, 62. — (18) Eine bronzezeitliche Kanne mit Sonnenwagendarstellung: Festschrift für Hans Seger, Breslau 1934, 356–363. — (19) Kühn, IPEK. 1938, Nr. 17. — (20) Beiträge zur Sinnbildforschung, Königsberg 1938, 26–32 und 56–57.

Bei der Christianisierung Germaniens wurde mancher alte Brauch von den Missionaren erst nach längerem Zögern übernommen, gewöhnlich erst, wenn nach ein oder mehreren Geschlechterfolgen das Heidenische des betreffenden Brauches mit einem christlichen Mantelchen sorgsam verbrämt worden war. So ist es auch der uralten Bauerngestalt ergangen, die nach ihrer Taufe und schließlich Heiligsprechung den Namen „St. Martin“ erhalten hat. Dieser St. Martin soll nach kirchenamtlicher Lesung (Legende) fast genau vor 1600 Jahren, um 336, irgendwo im weiten Römischen Reich geboren sein. Es ist immerhin wissenschaftlich und aufschlußreich, daß er zwar Soldat gewesen, aber im besten Mannesalter von 34 Jahren einer pazifistischen Anwandlung erlegen ist und das erste abendländische Kloster gegründet hat. Als späterer Bischof von Tours ist er uns wegen seiner Mantelteilung auch heute noch geläufig. Die humorliebenden Studenten haben ihm voller Verständnis sogar folgenden trefflich schönen Vers gewidmet: „St. Martin war ein milder Mann, trank gerne cerevisiam, und hat er kein pecuniam, so muß er lassen tunicam!“

Die übergroße Beliebtheit dieses Heiligen gibt zu denken. Sagt doch selbst das „Wörterbuch der deutschen Volkskunde“ von Erich und Beisl, daß am Martinstag das weltliche Brauchtum das kirchliche weit überwiege, ja daß sogar eine Reihe von Verböten den verschiedenen Bräuchen einschneidend Einhalt gebieten sollte. Nach alledem muß also hinter diesem „sonderbaren Heiligen“ mehr stecken. Um das zu ergründen, müssen wir uns einmal näher um den Festtag (Termin) und um die einzelnen, an diesem Tage üblichen Sitten und Gebräuche kümmern.

Der 11. November ist Martinstag und liegt in der Mitte zwischen der Herbst-Zagundnachtgleiche und der Weihnacht. Genau ausgezählt ergeben sich zwischen Michaelstag als einem der Festtage um die Herbstgleiche bis zum Martinstag 44 Tage und ferner vom Martinstag bis zur Weihnacht ebenfalls 44 Tage. Es handelt sich also offensichtlich um einen sehr wichtigen Termin in der Herbstzeit. Wir wollen uns daran erinnern, daß der Kölner Karneval ebenfalls am „11. 11.“ seinen Anfang nimmt. Karneval ist bunter Mummenschanz zur Faschnachtszeit, die bis in den Februar hinein dauert. Dazu ist wiederum wichtig festzustellen und zu bedenken, daß der Martinstag ebensoviel vor der Weihnacht liegt, wie der Aschermittwoch hinter ihr! Allein aus dieser nüchtern festgestellten Abstandsbestimmung läßt sich die innere Berechtigung ermesfen, mit der die Kölner an diesem Martinstag ihre Faschnachtszeit beginnen.

Was ist das nun für eine seltsame Zeit, die vom Martinstag und Aschermittwoch umschlossen ist und den Gesamtnamen Faschnachtszeit führt? Lassen sich alle diese Bräuche auf einen Hauptnennen bringen, in dem sich mehrere Einzelzüge überragend vereinen? Wir wollen es versuchen, indem wir ein bäuerliches Sprichwort voranstellen, das heißt: „Zu Fasnacht zieht der Bauer den Pflug aus dem Stall, zu Martini stellt er ihn wieder ein“, oder dasselbe nach Schweizer Art kurz und bündig: „Zu Martini stell ini.“ Das heißt mit anderen Worten, daß (früher zwar mehr als heute) mit dem Martinstag das bäuerliche Wirtschaftsjahr seinen Abschluß fand. Zum letzten Male wurde das Vieh auf die Weide getrieben, nach dem nicht mehr; denn zu Martini beginnt der Winter. Im ganzen gesehen ist für das bäuerliche Gefinde die Jahresarbeit verrichtet, es kann seinen Brotherren wechseln, dem alten kündigen und in neue Dienste treten. Der Martinstag ist damit in vielen Gegenden zum sogenannten Ziehtag für das Gefinde geworden. Selbstverständlich verlangt solch ein Ziehtag einen guten Abschiedsschmaus, der auch von einem gehörigen Abschiedstrunk begleitet worden ist. An solchem durch die Verhältnisse bedingten Fests- und Saufstage, zu dem es, nach obrigkeitlichen und kirchlichen Verböten zu urteilen, gekommen sein muß, spielen unbedingt ältere Bräuche mit hinein, die ohne Zweifel auf ernster, sogar wohl feierlicher Grundlage beruhen. Aus der Reihe voneinander unabhängiger, aber doch wohl irgendwie verwandter Bräuche ist zu schließen, daß in überlieferungsstarken Zeiten „Abschiedsfelern“ (in Anführungsstrichen gesagt) stattgefunden

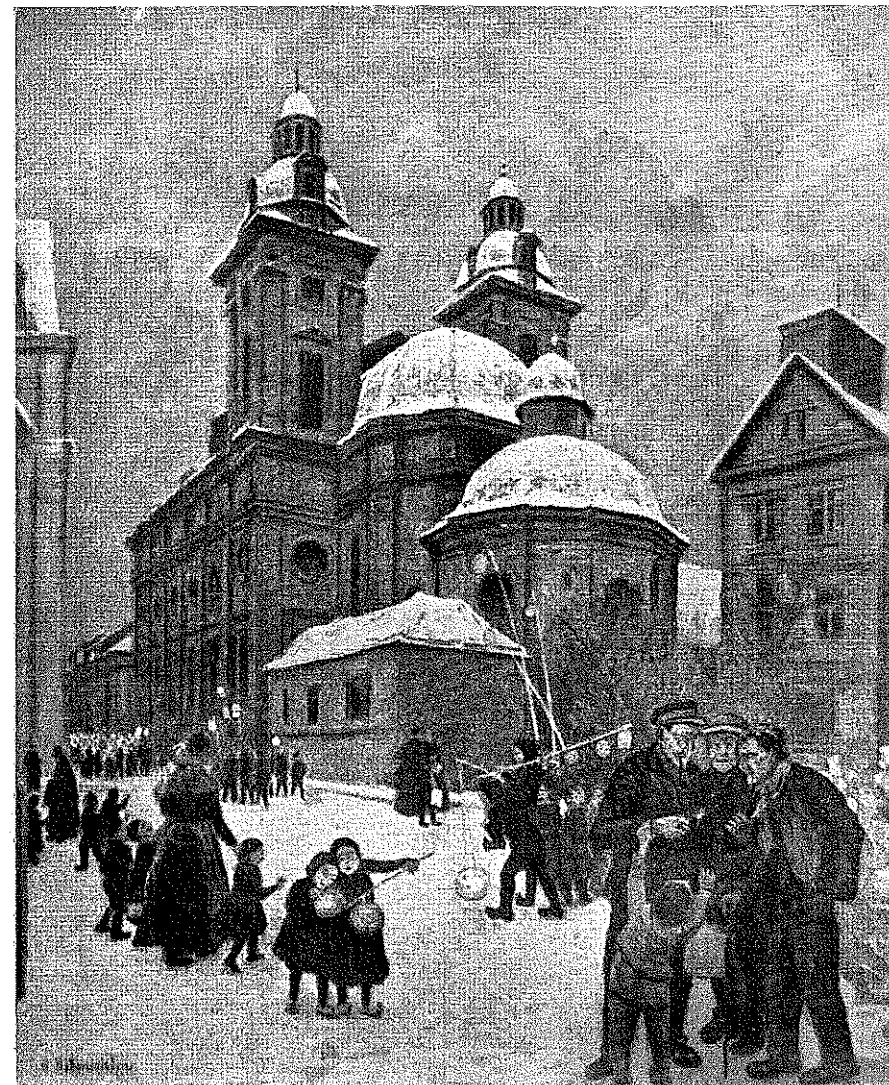


Abbildung 1. Martinsabend in der Altstadt von Düsseldorf. Aufnahme Brandschutzmuseum Nordmark in Kiel.

haben, deren vorgeschriebener oder besser überlieferungsmäßiger Brauchtumsbestand etwa folgendermaßen ausgesehen haben mag:

1. ein Festessen mit einer ganz bestimmten Speisensfolge,
2. ein Erinnerungsstrunk, der nach studentischen Sitten in ein „Vivat-Crescat-Floreat“ für den Scheidenden ausgeklungen hat und schließlich
3. ein Lichterfackelzug, wie er nach studentischem Brauchtum ebenfalls Scheidenden zur Ehre dargebracht worden ist.

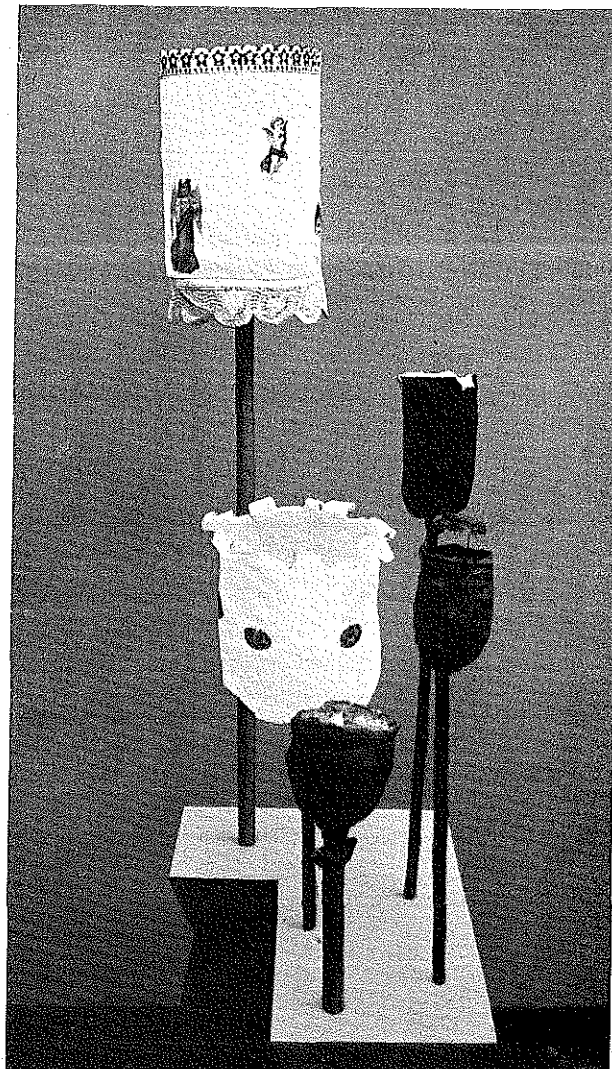


Abbildung 2. Martinslaternen aus Ostfriesland. Aufn. Brand-
schußmuseum Nordmark in Kiel.

Diese drei Brauchtumsformen scheinen Einzelheiten eines größeren Zusammenhanges zu sein – denn: in dieser Dreierheit sind sie auch von der Kirche sanktioniert worden, indem die Kirche ihre Heiligen mit der Beaufsichtigung über diese Bräuche beauftragte. Für diesen feinen Tag bekam der gute St. Martin das Aufpasseramt, oder im kirchlichen Sinne gesprochen, das „Patronat“. Er mußte also seine schützenden Zittiche über allerlei heidnischen Viehzeuges. Um ihr Vieh vor Seuchen zu bewahren, erhielt im schweizerischen Bättis das Martinsstand-
bild alle Frühjahr einen roten Mantel, so rot wie die Haube des Buntspechts, der einer der



Abbildung 3. Martinsfeuer in Elmburg in Holland 1940. Aquarell nach einem Lichtbild aus der Nieuwe Rotter-
damsche Courant, im Brandschußmuseum Nordmark in Kiel.

Martinsvögel ist; während des Sommers schnitten dann die Alpenbauern Stück um Stück ab und verwendeten es zum Schutze ihres Viehs. Auch das Pferd empfahl man ihm zum Schutz vor den bösen Dämonen des Winters, die, wie Spamer berichtet, mit ungeheurem „Martinsgestampfe“ durch die Lüfte brausten und als riesige, feurige, drachenähnliche Spuf-
gestalten in dieser Nacht ihr Unwesen trieben. Als christlicher Schimmelreiter ist der Heilige Martin ihr großer Gegenspieler. Besonders aber nahm St. Martin folgendes Vieh unter seinen herrlich schönen, rauen Pelz, der ihm im Alemannischen vor allem den Namen „Pelz-
märt“ eingetragen hat: Die Gans und das Schwein. Das hinderte jedoch die Bauern nicht, die fett-triefende Gans sogleich am Namenstag wohl zubereitet zu verzehren, während das
Schwein stückweise bis Ende der Fasenächte, bis Lichtmeß, ausreichen mußte, getreu der alten Bauernregel: „Um Martini schlachtet der Bauer das Schwein, um Lichtmeß muß es gegessen sein.“ Ob dieser Eigenschaft hörte der Heilige auch auf den Namen „Speckmärt“.

St. Martin mußte aber zweitens seine schützenden Zittiche auch über den edlen Rebensaft, den Wein, decken. Auch ihm schreibt man ein Weinvunder zu und übte ihm zu Ehren in vielerlei Form den „Martinsbrun“, der uns aus klosternen Urkunden, etwa des Domstifts Würz-
burg, als eine Sonderform des Minnetrinkens, aus dem Elsaß des 14. Jahrhunderts als ein „Martinslobtrinken“ überliefert worden ist. Das hohe Alter des Martinsbrinkens beleuchtet die volkstümliche Redensart: „Vom Kausch am Martinstag würde der Mensch schön und
stark.“ Erinnern wir uns hier, daß in der entsprechenden Zeit im Frühling, wenn die Sonne sich am Himmel wieder aufwärts schraubt, Wasser, besonders Quellwasser ebenfalls „Schön-
heit und Stärke“ geben; das Osterwasser ist solch ein „Schönheitswässerchen“! Mit Martini

Martinslieder aus Schleswig-Holstein.

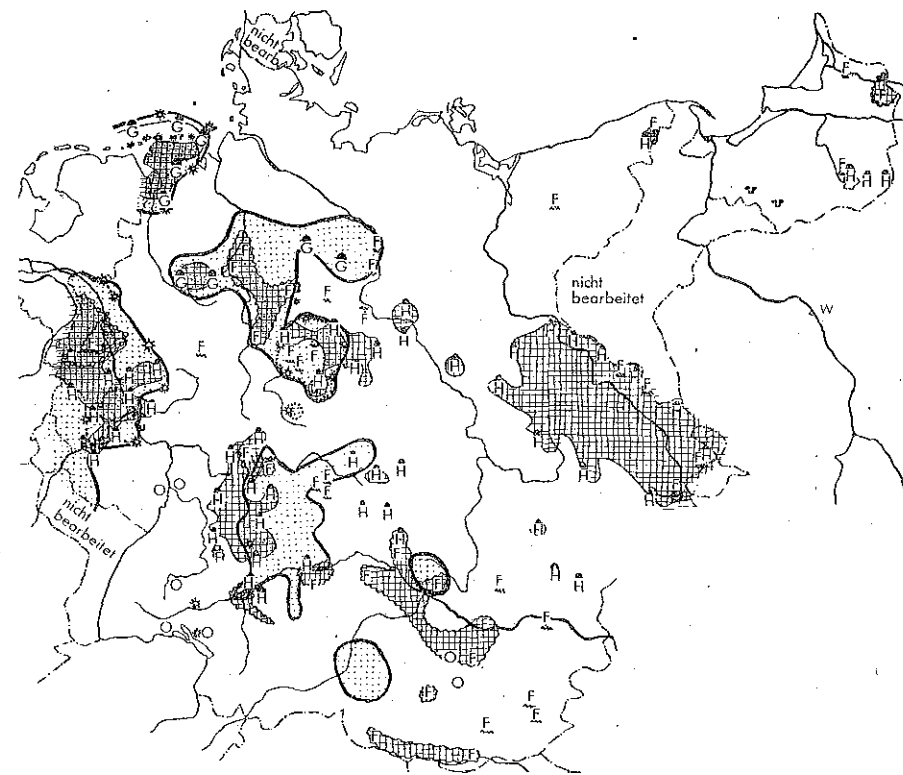
Frederichsloot a./G.:

Maddn, Maddn hülkn
en roodn rülkn
en roodn rülkn an,
dat weer mien ol Maddn mann.
Maddn, Maddn gieshn,
fi ni ol to böeshn.
Hier en stoel, daer en stoel,
op jede stoel en küßn
un daer en pannkoek twöschn.

Lunden:

Maden, Maden hülkn,
fü ni all to bülkn;
hier en stohl un dor en stohl,
up jeder stohl en küßen
un dor en hülkn twöschn.
Maden, Maden, gieshn,
fü nich all to böeshn.
Min ull Maden wer en mann,
hae en rodes rülkn an,
dat wer min ull Maden mann.
Maden, Maden haer en ho,
de hem Allerhligen to,
wer ni fett und wer ni mager,
dat wer min ull Maden smager.
Schäll'h man 'n snupp licht?

Abbildung 4. Martinslieder aus
der Nordmark. Tafel im Brand-
schutzmuseum in Kiel.



Umzüge am Martinstag (11. 11.): Angaben für das ostelbische Deutschland fehlen!
nach Atlas d. dt. Volkskunde, Karte: a + b

- allgemein am 11. November (auch 9., 10.)
- ☉ Laternenumzüge der Kinder am 11. 11. („Latene, Latene, Sonne, Mond und Sterne...“)
- ☼ Gebäude am Martinstag (11. 11.): Angaben nach Atlas d. dt. Volkskde., Karte: 39
- ☼ Im Backofen gebackenes C und A: Gewürzkrüchenteig, H: Weizenbrotteig
- ☼ In der Pfanne gebackenes (nur unterhalb Köln) ☼ Im Topf gebackenes (u. vereinzelt in Ostpreußen, sonst nur unterh. Koblenz)
- ☼ In flüssigem Fett gebackenes. Erfasst ist das Reichsgebiet vor 1939.

Spamer berichtet an dieser Stelle von einem vorchristlichen Abwehrzauber, der sich hier im kindlichen Treiben erhalten hätte – wir aber wollen diese Feuer zu Beginn der Fasenächte keineswegs als etwas Negatives innerhalb unserer Volksbräuche auffassen, sondern in ihnen lieber das Bejahende sehen, das sich besonders deutlich in der alten Bauernregel ausdrückt: „Soviel Sterne man am Martinstag zählen kann, soviel Dhm Wein bringt das nächste Jahr ein.“ Für den, der unsere Bräuche in ihrer Lebendigkeit zu deuten weiß, ist es doch vielsagend, wenn es die letzten Hochzeiter, die Jüngstvermählten, sein müssen, die das Martinsfeuer in Brand setzen.

Das überaus reiche Brauchtum, das am Martinstag in allen Landschaften gepflegt worden ist und großenteils noch gepflegt wird, darf immer nur als eine Zustimmung zum schicksalhaften Ablauf allen Geschehens betrachtet werden. Man sieht dieses unwandelbare Schicksal im Ablauf des Jahreswechsels und zugleich im Ablauf des Menschenlebens sich auswirken und erkennt es an, aber nicht etwa hinnehmend, dulbend, sondern stolz und aufrechten Mutes, weil man bis ins innerste Herz hinein von der gesetzmäßigen Ordnung aller Dinge überzeugt ist, und weil man jenes unbeschreiblich Hohe, Göttliche darin empfindet. Man weiß aus einer geschlechterlangen Erfahrung, daß aus einer eisigen, winterlichen Todesstarre nie und nimmer

mußten auch in früheren Zeiten die Weinlesen und vor allem das Keltern abgeschlossen sein. Die Weingärtner von Weinsberg tranken dann den sogenannten „Märtelswein“, um an gute Ernte im nächsten Jahr glauben zu können. Auch das berühmte Heidelberger Faß ist erstmalig am Martinstag des Jahres 1752 zu Ehren des genannten Heiligen auf Geheiß des Kurfürsten Karl Theodor mit Wein gefüllt worden. Der Martinstag zeigt sich in dieser kurzen Zusammenfassung als ein besonderer Festtag.

Zum Dritten und Sechsten begleiten den Martinstag auch durch große Teile Deutschlands, durch Bismarckland und Holland die Martinsfeuer und Laternenumzüge mit den verumtunten, verrückten und verlarvten Gestalten, vor allem aus den Kreisen der Kinder und Jugendlichen.

mer wieder lebendiges Leben erstehen kann; zu solcher Meinung könnte es höchstens in mittelmeerrischen Ländern kommen, wo nach einem kalten Winter im schroffen Wechsel ein kurzer Frühling in den Zauber eines farbenprächtigen Sommers hinübergeht. Man weiß hierzulande vielmehr nur zu gut, daß lebendiges Leben stets als ein Keim schon da ist und da sein muß, lange bevor das Alte ins Grab sinkt. Dieser Glaube ist unerschütterlich und klingt nicht nur durch alle Märchen und Lieder hindurch, sondern auch durch alle Sitten und Gebräuche unseres deutschen Volkes. Es ist nicht anders, als die Naturbeobachtung uns lehrt: Kein herblich buntcs Blatt löst sich vom Ast und fällt kreisend zu Boden, wenn nicht eine zarte Knospe drängend dahinter hervorsprossen möchte. Wer dieses Schauspiel am herblichen Strauch erlebt und ihm nachgesonnen hat, der wird auch jene Liebenden verstehen können, die am Martinsstag jeder ein Obstbaumreis in die warme Stube tragen und fest daran glauben, daß die beiden Reiser zur Weihnacht ausblühen werden und ihnen so das Wunder zarter Liebe künden.

Eine tiefe Sinnbedeutung hat dem Martinsfest und allen seinen Bräuchen zugrunde gelegen, als es noch unverfälscht in seiner großartigen Dreiheit hat gefeiert werden können. Im Kreislauf der Jahresfeste hatte man einen guten Monat vorher das Erntedankfest im Vollbewußtsein aller Lebensfreude laut und ausgelassen gefeiert. Mit den kürzer werdenden Tagen war man stiller geworden, hatte auf das wechselvolle Geschehen des Jahres zurückgeschaut und schließlich am Allerheiligenfest oder am Totensonntag den toten Ältern und den für das Vaterland gefallenen Söhnen Stunden des Bedenkens und des Gelbnisses geweiht – wie aber nach einem Leichenbegängnis der Marschschritt der jungen Mannschaft wieder straff und froh wird, genau so hob man auch am Martinstage zum ersten Male den Blick wieder voraus in die Zukunft des neuen Jahres und holte sich den Fackelschein der lobenden Martinsfeuer in die immer dunkler werdende Stube hinein. Mit dieser ersten, lichterfüllten Zuversicht ging man in die beginnende, dunkle Winterzeit hinein und vertraute auf den Sieg des kommenden Frühlings!

Otto Uebel: Heilige Berge im Elsaß

Servischte früher in der Vorgeschichtsforschung die Auffassung von der Überlegenheit der keltischen und römischen Kultur im süddeutschen Raum überhaupt, so war dies im besonderen der Fall für das römisch besetzte Gebiet am Oberrhein; ja das linksrheinische Gebiet, die Pfalz und das Elsaß, wurde ausschließlich unter keltisch-römischen Gesichtspunkten betrachtet. Der Durchbruch der neuen völkischen Vorgeschichtsforschung in Deutschland konnte sich auf das Elsaß unter der Franzosenherrschaft nicht auswirken. Planmäßige Forschungen, besonders Grabungen, wurden nicht durchgeführt; die Arbeiten beschäftigten sich mit den „*époues celtique et gallo-romaine*“. Man übersah die immerhin seit Cäsar bekannte Tatsache, daß das Elsaß germanisch besiedelt worden war, ehe Cäsar überhaupt nach Gallien kam. Denn schon um das Jahr 100 v. Zv. drangen landsuchende Sueben über den Rhein, nicht nur in das Elsaß, sondern auch in die Gebiete jenseits des Wasgenwaldes bis in das obere Rhone- und Saonegebiet. Man übersah auch, daß die Tatsache der germanischen Besiedlung dieser Gebiete von den Römern selbst trotz der Besiegung Ariovists und der Vorschlebung der römischen Reichsgrenze an den Rhein anerkannt worden war: die Gebiete westlich des Oberrheins wurden „*Germania superior*“ genannt; „*Germania inferior*“ hieß der nördliche Teil des östlichen Galliens von der Eifel (Bingbad) bis zur Nordsee.

Nach den römischen Quellen saßen westlich des Oberrheins die Wangionen, mit Worms als Vorort; südlich von diesen saßen die Nemeter, um Speyer; im unteren Elsaß folgten die Triborer, mit Breucomagus, dem heutigen Brumath, nördlich Straßburg, als Mittelpunkt.

Freilich scheinen schon zur Zeit des Tacitus, also kaum 150 Jahre später, diese Germanen in der keltisch-römischen Mischbevölkerung des Oberrheins aufgegangen zu sein.

Der zweite germanische Vorstoß aber macht das Elsaß endgültig germanisch: der svebische Stamm der Alemannen durchbricht im 3. Jahrhundert den römischen Limes und läßt sich, nachdem er erst das Gebiet östlich des Oberrheins bis zur oberen Donau besetzt hat, nach 400 auch westlich des Rheins bis zum Wasgenwald und zur oberen Saar nieder.

Zwei Berge sind es, denen schon vom wehrmäßigen Gesichtspunkt aus eine besondere Bedeutung zukommt, indem sie die Eckpfeiler der Germanenherrschaft gegen die Kelten darstellen, die wir aber zugleich als die zwei Hauptheiligtümer der Germanen im Elsaß ansprechen können: es ist der Obillenberg und die Donne.

Der Obillenberg, den am eingehendsten, freilich fast nur im Hinblick auf keltisch-römisches A. Jorner untersucht hat, stellt das größte und besterhaltene vorgeschichtliche Bauwerk auf deutschem Boden dar. Den Gipfel oder besser: die Hochfläche des 762 Meter hohen, die ganze Ebene beherrschenden Berges umzieht ein riesiger, sich dem Gelände anpassender Ringwall, dessen gewaltiges Mauerwerk noch heute weithin erhalten ist. Der Berg dürfte schon in ur-nordischer Zeit eine besondere Rolle gespielt haben; denn unter den Fundgegenständen befinden sich auch jungsteinzeitliche Tonsherben und Waffen, die dem Michaelsberger Kreis zugehören. Mehr läßt sich jedoch erst aus altgermanischer Zeit, d. h. aus der keltischen Latenezeit sagen. Man setzt die Entstehung des eine Fläche von über 100 Hektar umschließenden Ringwalles in die Zeit zwischen 500 und 250 v. Zv. Der Wall bestand aus einer durchgehenden 1½–2 Meter breiten und stellenweise noch heute bis 3½ Meter hohen Trockenmauer, deren Quader durch „Schwalbenschwänze“ verbunden waren; außer längeren Strecken der über 10 Kilometer langen Ringmauer selbst sind einzelne Tore sowie die Straßen, die auf sie zuführten, noch heute festzustellen. Die Wallburg selbst war durch zwei Quermälle in drei Teile geteilt, aus deren mittlerem sich der nach Nordosten vorspringende Gipfel erhebt; dort entspringt auch die größte der drei Quellen des Berges.

Dort wo heute das Kloster steht, war einst ein Steinkreis, an dessen Stelle, wohl in der Römerzeit, ein Tempel aus sechs mächtigen Steinsäulen errichtet wurde; wie Jorner wohl mit Recht vermutet, befand sich hier ein Steinkreis in der Art der Großsteinkreisheiligtümer, wie ihn noch Stonehenge zeigt. Etwas westlich davon, unterhalb der Plattform des Berges, auf der heutigen „Großmatt“ fand Jorner eine Steinkreisanlage von nur 1,30 Meter Durchmesser, die, aus einer Unmenge von kleinen Steinen zusammengesetzt, ein winziges „Stonehenge“ bildete. (Einen Wiederherstellungsversuch bringt Jorner in seinem „*Neallexikon*“.)

Die zuvor wohl den keltischen Mediomatrikern beim Germanensturm als Fliehburg dienende Felsenfeste wurde die Gauburg der germanischen Triborer. Daß sie damit zugleich das Stammesheiligtum dieses germanischen Volksstammes wurde, ist nicht nur deshalb anzunehmen, weil wohl alle germanischen Wallburgen zugleich Heiligtümer umschlossen, sondern auch aus dem Umstand zu folgern, daß auch die Römer auf dem Berg den oben erwähnten Tempel dem Jupiter Maximus weihen. Jupiter Maximus ist aber in den römischen Provinzen nur die römische Bezeichnung für den obersten Gott überhaupt: in dem keltisch-germanischen Gebiet bezeichnet Jupiter den keltischen Hauptgott Bileus bzw. den germanischen Wodan; statt Wodan kann aber auch je nach dem Volksstamm Donar oder Ziu gemeint sein. Ziu wäre in unserm Fall auch deshalb möglich, weil die Sueben allgemein als Ziu-Berehrer gelten. Vielleicht aber war der Berg, d. h. seine einzelnen Gipfel mehreren Göttern geweiht, wie sich auch sonst, besonders in Westdeutschland, häufig Heiligtümer für zwei oder drei Göttern in einem oder dicht beieinander finden.

Ähnlich liegen die Dinge nach dem zweiten germanischen, dem alemannischen Vorstoß. Wir sind, solange keine eindeutigen Funde vorliegen, im einzelnen ganz auf Vermutungen angewiesen. Jedenfalls wurde der Obillenberg der heilige Berg der Elsaßalemannen. Einen besonders deutlichen Beweis für die Heiligkeit des Berges in germanischer Zeit aber liefert das Verhalten der Kirche. Es wurden nämlich, wie auch sonst oft, von der Kirche gleich beide Verehren, das der Heiligung (im christlichen Sinne) und das der Verheulung angewandt: einer

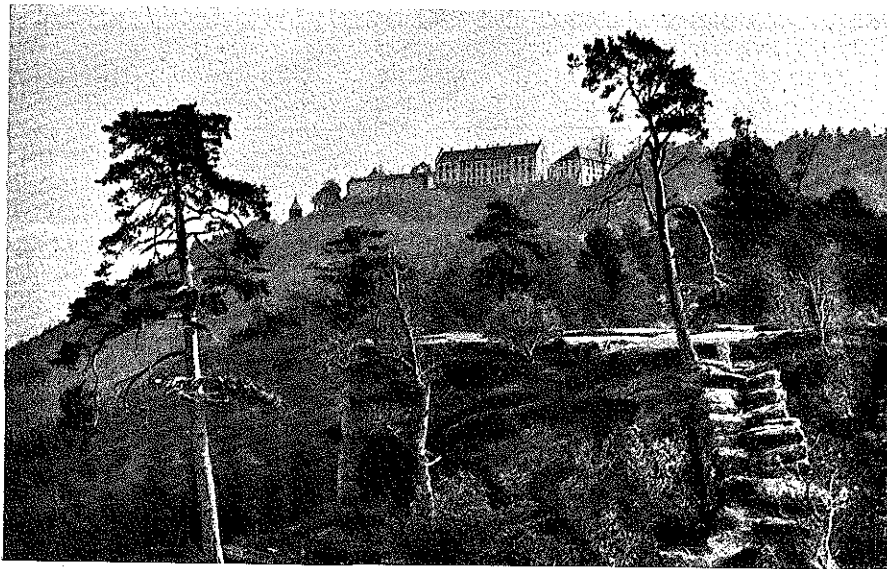


Abbildung 1. Der Obillenberg, Heldenmauer und Kloster. Aufnahme Braun.

feits wurde auf der obersten Plattform des Gebirgsstockes ein Kloster errichtet, andererseits wurde der Platz, wo sich vermutlich das germanische Heiligtum befand, verteufelt. Die Wahl der Heiligen ist dabei aufschlussreich: das Kloster wird der Jungfrau Maria und dem Heiligen Petrus geweiht. Nun ist aber Maria als „Gottesmutter“ und „Himmelstönigin“ Nachfolgerin der höchsten „heidnischen“ weiblichen Himmelsgottheit, bei den Römern der Juno oder der Diana, bei den Germanen der Frjja, Fricka oder wie immer die Gemahlin des obersten Gottes genannt wurde; Petrus ist bekanntlich meist der Nachfolger Donars. Auch die Wallfahrten, die schon seit Urzeiten auf diesen heiligen Berg und zu seinen heiligen Quellen gingen, werden von der Kirche übernommen und bis heute fortgesetzt; die besondere Berg- und Quellenheiligkeit wird St. Odilia. Mit dieser aber hat es eine eigene Verwandnis. Die Kirche kennt ursprünglich keine Quellenverehrung; noch in den berühmtesten Capitularien Kaiser Karls ist diese unter Todesstrafe gestellt. Da man aber die alte Anschauung und den mit ihr verbundenen Brauch nicht ausrotten konnte, ließ man „anbeten, was man vorher verbrannt“ hatte. Wenn die kirchliche Legende von Odilia, der angeblichen Stifterin des Klosters, erzählt, sie sei eine Tochter des Alamannenherzogs Eticho gewesen und habe sich, ihres christlichen Glaubens wegen verfolgt, auf einen Berg – der schon vorher ein heiliger Berg war! – zurückgezogen, so sehen wir hier dieselbe Legende auftauchen, wie sie auch im Badiſchen von Obillienkapellen, andernorts von Walpurgis- und Notburgakapellen erzählt wird. „Wohin Odilia bei ihrer heiligen Ausreise ging, entsprang zu ihren Füßen der heilkräftige Brunnen“, sagt J. M. B. Claus in seinem Buch „Die Heiligen des Elsaß“. Die natürliche Heilkräft der Quelle wird zu einem übernatürlichen Wunder.

Auf dem „Hegenplatz“ finden sich außer natürlichen Steinbecken auch künstlich angelegte Steintreppen sowie einige Vertiefungen im Fels, die man als Schalensteine angesprochen hat. Doch läßt sich Bestimmtes hier noch nicht sagen. Wahrscheinlich haben wir hier, nicht auf dem



Abbildung 2. „Rekonstruierter“ Tempel auf der Hohen Donne. Aufnahme Braun.

alten Tempelplatz, das germanische Heiligtum zu suchen (s. auch unten!). An den „Hegenplatz“ knüpft auch die Sage vom Wilden Jäger an: ein weiterer Beweis für die Heiligkeit des Ortes in vorchristlicher Zeit. Noch einer andern Überlieferung sei kurz Erwähnung getan: von der nördlich des Klosters errichteten Engels- oder Hängenden Kapelle sagt der Volksglaube: wenn ein Mädchen neunmal die Kante um die Kapelle macht, bekommt sie noch in demselben Jahr einen Mann.

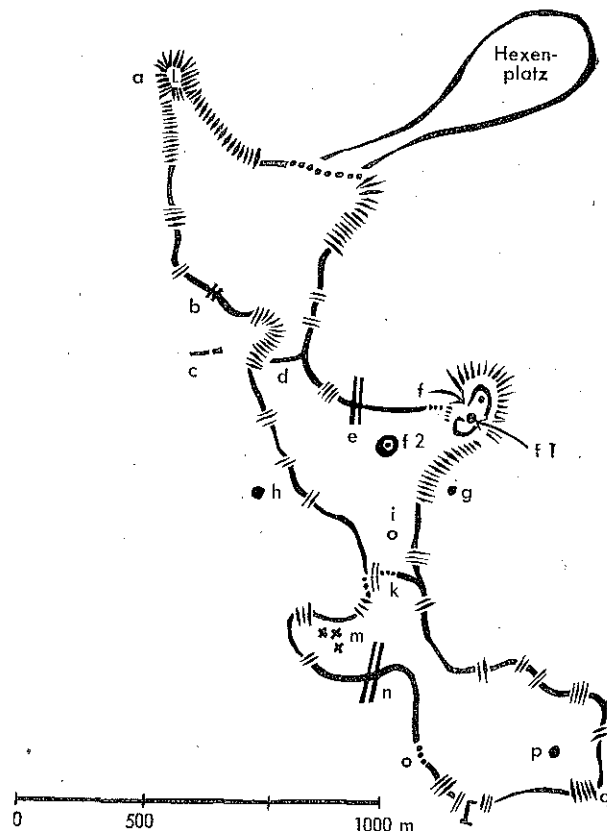
Es ist anzunehmen, daß das germanische Heiligtum auf dem Obillenberg geortet war. Doch konnte ich, von dem jetzigen Kloster ausgehend, eine solche Ortung nicht feststellen. Dagegen ergeben sich möglicherweise von einem bestimmten Punkt des „Hegenplatzes“ aus Ortungslinien, die mir jedoch noch nicht genügend gesichert erscheinen, um mehr als diese Vermutung auszusprechen.

Aus der späteren Zeit sei noch vermerkt, daß der befestigte Gipfel, die „Hochburg“, im 7. Jahrhundert in merowingischen Besitz kommt; eine Quelle des 8. Jahrhunderts nennt sie „Altitona“. Außerhalb des Mäuertors, nach Südwesten zu, wurden außer Gräbern aus der Landnahmezeit auch solche aus der Merowingerzeit gefunden. Das angeblich im 7. Jahrhundert gegründete Kloster wird, an Stelle der Hochburg, wahrscheinlich unter Kaiser Karl I. errichtet. Unter Kaiser Friedrich Barbarossa lebte in dem Kloster eine der berühmtesten Frauen des Mittelalters, die recht weltlich gesinnte Herrad von Landsberg, die dort oben ihren köstlichen „Hortus deliciarum“ verfaßte.

Der zweitbedeutendste heilige Berg des Elsaß ist die Hohe Donne, die meist leider nur unter dem französischen Namen Donon bekannt ist. Schon ihr Name, der auf das keltische dun (= Jaun) zurückgeht, verrät uns, daß wir es auch hier ursprünglich mit einer keltischen Wallburg zu tun haben, und tatsächlich umzieht den Berggipfel ein aus keltischer Zeit stammender Ringwall. Die Donne überragt den Obillenberg noch um über 200 Meter; sie bildet zu ihm

Abbildung 3. Die Ringwallanlage auf dem Odilienberg. ■■■ Ringwall.

- a Hagelschloß
- b Tor mit Pfosten
- c Schloß Dreifstein
- d nördl. Quermauer
- e Eintritt der Römerstraße von Alrodt
- f Kloster Odilienberg
- f1 ehem. Steinfreistempel
- f2 ehem. Kleiner Steinfreis
- g sog. Odilienquelle
- h Quelle, sog. Badstube
- i sog. Johannisquelle
- k südl. Quermauer
- l Eintritt der großen Straße
- m vorgeschichtl. Gräber
- n Eintritt der Barre Römerstraße
- o sog. Deudenhöhlen
- p sog. Heidenbrunnen
- q Männelein



insofern ein Gegenstück, als sie auf der Wasserscheide des mittleren Wasgenwalbes auch nach „Gallien“ hineinblickt.

Als keltische Bergfeste gehört auch die Donne in die Reihe der vielen keltischen „oppida“, von denen Cäsar in seinem „Gallischen Krieg“ berichtet. Auch auf der Donne befand sich schon vor der Römerzeit ein Heiligtum der Kelten, dann der keltisch-germanischen Mischbevölkerung, eine Annahme, die wiederum erhärtet wird durch die Tatsache, daß die Römer ebenfalls dort ein Heiligtum errichteten und zwar einen Merkurtempel, aus dessen Trümmern man im 19. Jahrhundert einen römischen Tempel „rekonstruierte“, wie Forrer mit Recht in „“ schreibt. In diesem wurde, nachdem die meisten Funde leider schon zuvor in alle Winde zerstreut waren, ein kleines „Museum“ mit den restlichen Funden errichtet. Ein in den Bergfelsen gehauenes, langrundes Flachbild zeigt einen Eber (oder Stier?) und einen Löwen (oder Hund?) und die noch nicht befriedigend gedeutete Unterschrift BELLICO VS SVRBVR. Im Hinblick auf ein Steinbildwerk von Odenhausen im Hundsbrück, wo ein Eber als heiliges Tier des Waldgottes der ursprünglich germanischen, aber zu jener Zeit bereits verkelteten Treverer erscheint, könnte man auch das Flachbild auf der Donne in diesem Sinne deuten. Vielleicht weist das Bild-

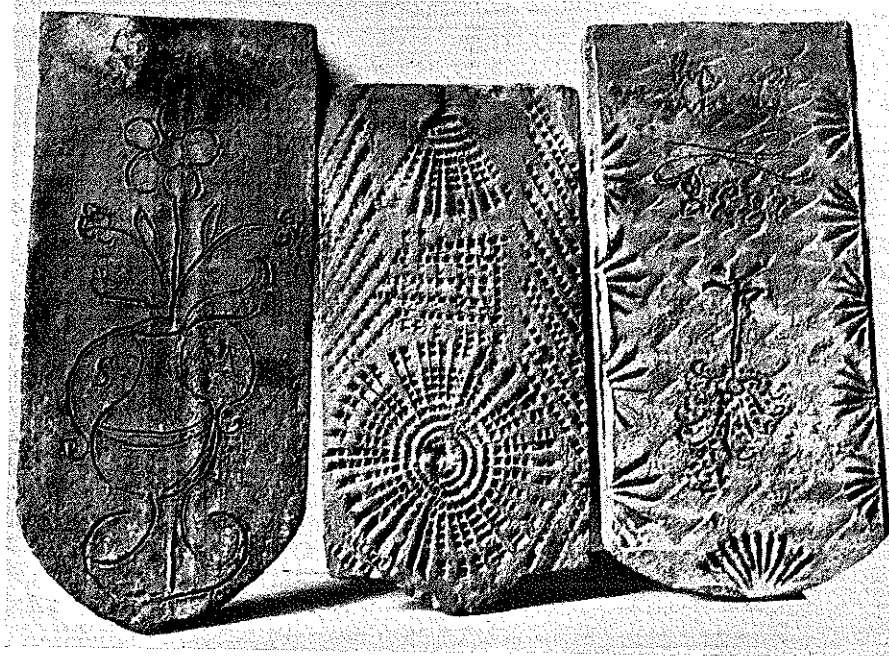
werk auf den „Deus Vosegus“, wie ihn eine römische Weihinschrift auf einem verlorengegangenen Stein bezeichnet. Die Inschrift ist uns überliefert durch J. D. Schöpflin in seiner „Alsatia illustrata“ vom Jahre 1751, die ihrerseits wieder auf der Darstellung des Abtes von Mopenmoutier Hyacinthe Alliot v. J. 1692 fußt. Ob sich hinter dem deus Vosegus der keltische Hauptgott Visucius verbirgt, wissen wir nicht. Der „Wasgagott“ ist jedenfalls das Gegenstück zu der rechtsrheinischen Schwarzwaldgöttin, der „Diana Abnoba“, die uns schon durch Tacitus belegt ist. Außerdem fanden sich auf der Donne mehrere Merkurstandbilder. Neben Mauerresten von römischen Tempelanlagen wurden auch Reste von drei Altären aufgefunden, die dem Jupiter Optimus Maximus geweiht waren. Wir finden also hier die Verehrung derselben Gottheiten wie auf dem Odilienberg; denn „Merkur“ ist wie „Jupiter“ auch hier nur die römische Bezeichnung für den keltischen Visucius bzw. den germanischen Wodan, wie die Beispiele von Baden-Baden, Heidelberg, Miltenberg u. a. zeigen.

War die hohe Donne erst der Berg der Kelten, dann der Alamannen, so wurde er mit dem Vordringen der Franken gegen das alemannische Gebiet ein Berg der Franken. Der oben genannte französische Geschichtsschreiber hat uns denn auch diesen Namen in der Bezeichnung des ganzen Gebirgsstockes als „Montagne de Framont“ überliefert; noch heute heißt ein kleiner Ort südlich des Berges Framont = Frankenberg. Der Volksmund freilich erzählt, der Berg heiße so, weil auf ihm der fränkische König Saramunt mit märchenhaften Schätzen begraben sei. So märchenhaft diese Überlieferung scheint: auch in ihr erhielt sich – wie beim Königsgrab von Seddin und andernorts – ein wahrer Kern: auf der Donne wurden keltische Brandgräber mit Aschenkrügen, freilich ohne märchenhafte Schätze, gefunden.

Auf die Wodanverehrung im germanischen Elsaß weisen noch zwei andere Tatsachen hin: neben zahlreichen Steinen, die Mercur-Wodan geweiht sind, finden sich, und zwar nach Süden bis etwa Straßburg, die sonst besonders im Gebiet des Mittelrheins anzutreffenden sogenannten Jupiter-Giganten-Säulen; die bedeutendste im triobischen Gebiet ist der sogenannte Selzer Reiter; Selz, im Norden des auch vorgeschichtlich bedeutsamen Hagenauer Forstes, war eine triobische Siedlung.

Ein zweites sind die vielen Volksagen, die sich mit den Gestalten des Wilden Jägers, des „Bocksteingestes“, des Teufels und der Hexen beschäftigen. Gestalten, die alle die Gegend zwischen Odilienberg, hoher Donne und Dagsburg im nördlichen Elsaß „unsicher machen“. Uns Heutigen ist die hohe Donne noch in einem andern Sinne ein heiliger Berg: auf seinen Höhen ruhen die toten Helden, die im Kampf für Deutschlands Größe fielen.

Besser ist es für einen jeden,
daß er seinen Freund räche als daß er viel trauere;
Sicher wird ein jeder von uns das Ende erfahren
des Lebens; es erwirke, wer kann,
Ruhm vor dem Tode! Das ist für den Gefolgsmann,
den nicht mehr Lebenden, hernach das Beste,
Beowulfepos.



Die Zundgrube

Dachziegel als Sinnbildträger. Im Dezember 1940 der Zeitschrift *Germanien* waren zwei Dachziegel aus dem Rheingau abgebildet, die eingeritzte Darstellungen aufwiesen, die man ohne weiteres als „Lebensbaum im Gefäß“ ansprechen konnte. Der Verfasser, Rud. Arth. Zehner, hat dazu die Vermutung ausgesprochen, daß dabei „wohl noch eine unbewusste Nachwirkung der alten Form des Lebensbaumes“ gemeint sein dürfte, „wie solche von unseren Vorfahren als Sinnbild verwendet worden ist“. Da wir nun überall in Heimatmuseen, in Heimatliteratur usw. derartige Zunde machen können, muß doch einmal untersucht werden, ob bewußt diese Dachziegel als Sinnbildträger benutzt worden sind oder ob nur ein einfaches Schmuckbedürfnis vorgelegen hat. Die außerordentliche Häufigkeit solcher geschmückter Ziegel

legt letztere Annahme nahe, doch müßte die Tatsache, daß unter den verwendeten Zeichen ganz bestimmte Motive auftreten, die vorwiegend Heilszeichen sind (besonders Bäume und Sonnen) oder Abwehr darstellen (Knoten), den Schluß zulassen, daß eine ganz bestimmte Absicht bestand bei der Verwendung von solchen Ziegeln, die doch dem Auge durchaus verborgen blieben und höchstens bei einer Dachausbesserung nach Jahrzehnten wieder gefunden wurden. Die Absicht der Verzierung kann man damit also eigentlich schon ausschalten. Es muß ein anderer Grund für die Anfertigung und Legung solcher Ziegeln bestimmend gewesen sein.

Häufig hört man für diese Art von Ziegeln die Bezeichnung „Feierabendziegel“, ein Ausdruck, dessen Entstehung nicht klar ist. Die Erläuterung, die sich in einem mitteldeutschen Museum (Merseburg) findet, daß nämlich die Dachdecker aus Freude darüber, daß das Dach fertig geworden sei, in den letzten Dachziegel solche Figuren eingeritzt hätten, dürfte kaum zutreffen. Das Irrtümliche dieser Annahme geht daraus hervor, daß diese Kün-

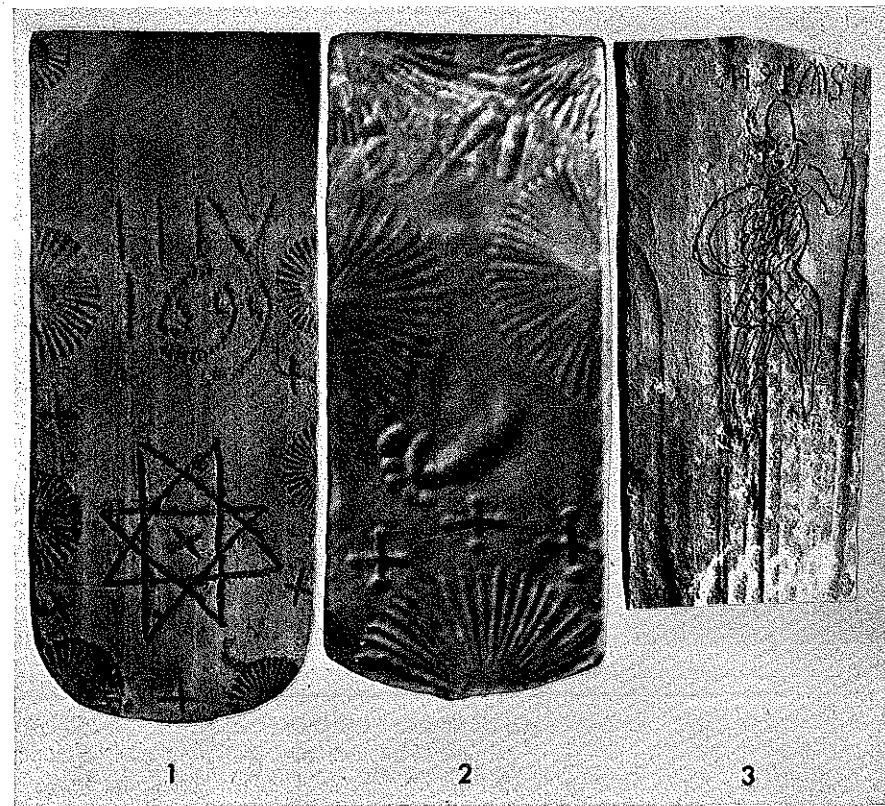


Abbildung 1 (links nebenstehend). Dachziegel mit Sinnbildern. Aufnahme Ahnenerbe aus: Deutsche Volkskunst in Franken. — Abbildung 2. 1. Stuttgart, Altertumsammlung. Aufnahme Ahnenerbe Belgel 2. Preuß.-Cplau, Museum. Aufnahme Ahnenerbe Kisthardt. 3. Billingen, Städtische Altertumsammlung. Aufnahme Ahnenerbe Belgel.

gen schon in den weichen Ton, vor dem Brennen also, eingeritzt wurden. Eine nachträgliche Bearbeitung schaltet vollkommen aus. Max Walter hat in einer Arbeit „Die Kunst der Ziegler“ in der *Oberdeutschen Zeitschrift für Volkskunde* (I, 1927) die Fragen, die mit solchen geschmückten Ziegeln zusammenhängen, untersucht. Er stellt dabei richtig fest: „Der Dachziegel reißt sich mit diesen Inschriften deutlich ein unter die Schutzmittel für das Haus, und diese Feststellung unterstützt die Annahme, daß auch die vielen Sonnenbilder ähnliche symbolische Bedeutung hatten.“ Daß das Dach eine besondere Rolle spielt, liegt auf der Hand. Das Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens (II, 115 ff.) gibt dazu an: „Bei fast allen Völkern spielt das Dach einerseits als Hauptangriffspunkt

dämonischer Mächte, andererseits als sicherster Schutz des Menschen im Volksglauben eine große Rolle.“ Eine Anzahl von Bräuchen ist daher mit dem Dach verknüpft, und die vielen Sinnbildverwendungen, die uns in Form von Giebelzeichen oder als Ausgestaltung des Giebelbereichs usw. begegnen, bekräftigen diese Ansicht ganz eindeutig. Es ist nun aber die Frage, was an Überlieferungen über die Herstellung solcher besonderer Ziegeln erhalten ist. Walter schreibt in der genannten Arbeit: „Wie die Volkskunst immer da einsetzt, wo es gilt, einen Zweckgegenstand zu verschönern, den Zwang der Arbeit mit der Freiheit der Person zu durchdringen, so will auch die Kunst der Ziegler, echte Volkskunst in ihrem ganzen Wesen, zunächst nichts, als den Ziegel „schön“ machen. Eine Formveränderung zu-

gunsten der Kunst mußte ausgeschlossen bleiben, unantastbar war der Zweck. So bleibt die Kunst linear und ornamental ... Etwas von der Selbstverständlichkeit in der Form des Ziegels liegt in der Art der Zeichnung darauf. Alle Zierformen und Motive der Volkskunst kehren auf den Dachziegeln wieder. Geometrische wie die gerade Linie, der Kreis, die Wellenlinie, die Spirale. Aus der Umwelt die Blume, der Strauch, der Vogel, die Sonne und die Sterne. Was auch der Ziegler macht, will er 'schön' machen."

Es ist mit dieser Darlegung bereits gezeigt, daß die besondere Bedeutung, die nämlich nicht in der „Kunst“ oder dem „Können“ der Ziegler liegt, sondern in der brauchfülligen Verwendung einmal der Motive, dann der Dachziegel dieser Art im besonderen, nicht erkannt worden ist. Wohl stellt der Verfasser dann noch fest: „Aus Spielerei' geboren bezeichneten mehrere alte Ziegler die meisten Verzierungen und Schreibereien auf den Dachziegeln. Mancher einer der Zieglerknechte aber trug auch das Bedürfnis in sich, einen 'schönen' Ziegel zu machen, lebte formend mit und in seinem Werkstoff. Und es gab immer Bauern, die einen schönen Ziegel gerne kauften', ja sogar solche bestellen.“ Damit streift er nun aber den tieferen Sinn dieser Ausgestaltungen. Bauern bestellten also sogar solche Dachziegel, die vom Ziegler schlechthin als „schöne Ziegel“ bezeichnet wurden! Sie verlangten also eine Verwendung von solchen Gegensätzen auch auf dem Dache, wie sie im Schnitzwerk am Hofstor oder irgendwelchen Geräten ebenfalls solche Zeichen zu haben wünschten, die ihren Vorfahren etwas bedeuteten. Wie in jeder anderen Form von Sinnbildverwendung sehen wir auch hier wieder, daß der klare Wunsch des Bauherrn danach zielte, solche Sinnbildformen zu verwenden, die durch Geschlechter bei seinen Vorfahren üblich waren. Ein Zufall bewies mir, daß nicht nur die Ziegler solche „schönen“ Ziegel anfertigten, sondern auch der Töpfer. Der Inhaber einer alten Töpferei in Lauterbach in Hessen erzählte uns, daß sein Vater noch viele derartige Ziegel angefertigt und gebrannt hätte, und daß die Bauern der Umgebung sogar ganz bestimmte Formen, vorwiegend aber Bäume gewünscht hätten. Die Sinnbildbedeutung dürfte aus

diesen Darlegungen an sich klar hervorgehen. Selbst an Stellen also, die dem Auge nicht zugänglich waren, wurden bewußt Sinnbilder angebracht, deren schützende Kraft dem Anwesen dienen sollte. Besonders eindringlich wird diese Annahme dadurch unterstrichen, daß ein in Billingen gefundener Dachziegel (jetzt in den städtischen Kunstsammlungen) einen Wächter zeigt, über dessen Bedeutung kürzlich meine Arbeit „Der Wilde Mann im Holzbau, Beitrag zur Klärung eines Sinnbildes“ (Germanien 1941, S. 5, S. 181 ff.) berichtete. Der Ziegel stammt vom Anfang des 16. Jahrhunderts. Aus der gleichen Zeit fand sich der Wächter auch als Schlüsselblech an einem Türbeschlag des Rathauses in Stade in gleicher Bedeutung verwandt.

Wann die ersten „schönen“ Ziegel dieser Art auftauchten, ist nicht ohne weiteres feststellbar. Datierungen neben solchen Mitzeichnungen konnte ich bisher erst ab 1603 feststellen. (Um diese Zeit fangen hartgedeckte Dächer an häufiger zu werden.) Sie reichen bis Ende des 19. Jahrhunderts und kommen vermutlich in bestimmten Gegenden – dort wo sie eben zum heimischen Brauchtum gehören – auch heute noch vor. Flachziegel mit besonderen Inschriften gibt es aber bereits im 15. Jahrhundert. In den Sammlungen des Klosters Hirfau liegt ein Ziegel, datiert 1477, mit der Inschrift „Ille quida (m) — gaudens tulit quasum (casum) — Tu qui legis impone (s) nasum.“ Ein zweiter Ziegel von 1471 zeigt die Inschrift: „Ille lavit laterem, qui vult custodire mulierem.“ Das grobe Mönchs-Latein und die Derbheit der Worte sprechen für sich. Man gewinnt durchaus den Eindruck, als wenn die Ziegel aus an sich üblichen Orakeln mit einem Spruch versehen wurden, der aber in gewisser Absicht das Volkstümliche der Handlung persiflieren soll. Eine Reihe von Dachpfannen von Klosterbauten sind mir aus Kronach in Franken (dort im Museum) bekannt, auf die eingestempelt wurde I. H. S. — 1650 — Georg Ziegler. Auch hier ist doch wohl mit Bewußtsein die kirchliche Segensformel an Stelle der üblichen Sinnbilddarstellung getreten.

Von besonderem Interesse dürften Dachziegel sein, in deren Ton Kinderfüße oder auch Hände (letztere von Erwachsenen oder von Kindern) eingedrückt wurden. Derartige

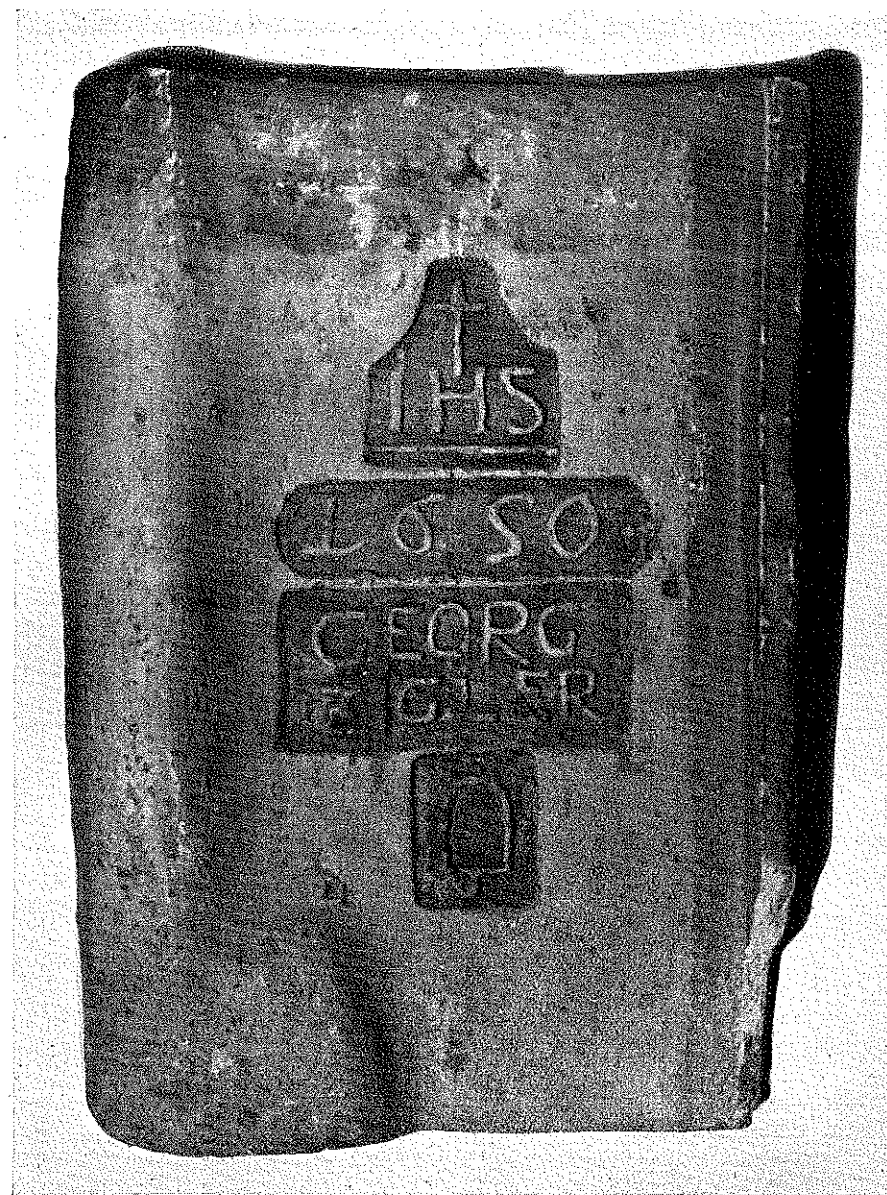


Abbildung 3. Dachziegel aus Kronach in Franken. Aufnahme H. H. W. Weigel.

Sunde sind aus dem gesamten Reichsgebiet bekannt. Die Bedeutung ist noch nicht einwandfrei ergründet. Man nimmt vermutlich mit Recht eine beabsichtigte Übertragung der Kräfte an, die durch diesen Fuß, oder Hand-

eindruck vollzogen werden sollte, wie sich aus den verschiedensten Bräuchen ähnliche Kraftübermittlungen ergeben. Man glaubt auch, eine Art von stellvertretendem Bauopfer in diesen Formen erkennen zu können. Diese

Frage ist noch nicht geklärt und wird hiermit gestellt. Vielleicht sind noch andere Formen ähnlicher Übertragungen bekannt, die im Wörterbuch des Deutschen Aberglaubens auch noch nicht vermerkt wurden. An mittelalterlichen Bauten finden sich häufig Ziegelsteine – nicht Dachziegel, sondern richtige Mauersteine –, die ebenfalls Abdrücke solcher Füße oder Hände, öfter noch Abdrücke von Tierpfoten von Hunden oder Katzen aufweisen. Die häufigste Erklärung hierfür besagt, daß die Tiere oder Kinder über die Ziegel beim Trocknen hinweggelaufen seien. Da wäre es aber verwunderlich, daß diese Spuren fast immer genau in der Mitte der Ziegelsteine zu finden sind und nie halb auf den Ziegeln erscheinen. Vermutlich liegt hier aber ebenso ein Brauch vor wie bei den entsprechenden Abdrücken auf den Dachziegeln. Es finden sich außerdem in bestimmten Landschaften – mit besonderer Vorliebe im nordsächsisch bestimmten Nordharzvorland – Ziegelsteine im Mauerwerk an der Hausfront, die als Sinnbildträger dienen, in die Sinnbildzeichen eingeritzt oder eingestempelt wurden. Hier tritt uns also ein verwandter Brauch entgegen, der sichtlich alte Wurzeln hat. Die ältesten derartigen Ziegelsteine sind mir bislang von einem Silberer Salzspeicher des 14. Jahrhunderts bekannt. Ferner sind einige wenige Funde bekannt geworden, nach denen derartige Sinnbilder auf die Seite des Ziegelsteines geritzt wurden, die im Mörtel, also im Mauerwerk lag, so daß erst recht dem Auge verborgen hier eine sinnbildhafte Handlung zur Auswirkung kommen konnte. In diesem Zusammenhang sei an den „Runen-ziegel“ erinnert, der beim Abbruch eines Mauertells am Kloster Lehnin in der Mark gefunden wurde. (H. Arns, Der „Runen-ziegel“ vom Kloster Lehnin. Prähistor. Zeitschrift 1935, S. 1/2). Es handelt sich um eine Runeninschrift, die um 1200 entstanden sein dürfte. Auffälligerweise fehlen Vokale, so daß man auf die Vermutung kommen kann, daß es sich bei der Schrift um einen sinnbildhaften Brauch handelt. Es ist auch nicht geklärt, ob die Inschrift in deutscher, dänischer oder lateinischer Sprache gemeint sein soll, doch verweisen die Formen der Runen auf die dänische Reihe. Vielleicht ist dieser Brauch, der aus dieser durch Zufall an das Tageslicht gekom-

menen Inschrift spricht, der älteste Beleg derartiger segnender, schützender oder Kraft verleihender Inschriften, deren Nachfahren die Dachziegel der deutschen Bauernlandschaften darstellen; ein Brauch, der sich auf die Dachziegel ausdehnte, als die harte Dachdeckung mehr und mehr sich durchsetzte.

Karl Theodor Weigel.

Zum „Stundenbuch“ der Anne de Bretagne. Wir haben in dieser Zeitschrift wiederholt auf ein wichtiges Blatt hingewiesen, das dem „Stundenbuch“ der letzten Herzogin der Bretagne, Anna, entnommen ist und den Malbaum als Dreistufenbaum zeigt (Germanien 1938, S. 147; 1940, S. 443). In diesem Jahrgang hatte ich dann auf Seite 104 an Stelle einer schlechten und unvollständigen Lithographie das Original selbst abgebildet, das ich auf der Nationalbibliothek in Paris besorgt hatte; vgl. meinen Aufsatz „Die Stufenpyramide in der Landschaft“, S. 100 bis 109 dieses Jahrganges (Abbildung 5). Die Aufzeichnungen über das Stundenbuch selbst, die ich dabei gemacht hatte, waren mir bei einem Autounfall verlorengegangen. Ich bin jetzt in der Lage, sie nachzuholen. Bei der Bedeutung des erwähnten Bildes sind einige damit zusammenhängende Fragen von besonderem Interesse.

Das Buch, das den Titel führt „Les Heures d'Anne de Bretagne“ ist eine Art von Gebet- und Erbauungsbuch, das eigens für die Herzogin von hervorragenden Künstlern geschaffen worden ist. Es ist als Manuscript Latin 9474 eins der wertvollsten Stücke der Bibliothèque Nationale in Paris. Der Band besteht aus 238 Pergamentblättern in Kleinfolio (300 zu 190 mm), der Einband aus schwarzem Chagrinleder mit silbernen Schließen stammt vom Ende des 17. Jahrhunderts. Die Kalenderblätter sind mit großer Kunst ausgestaltet; die eingeschalteten ganzseitigen Blätter enthalten durchweg Szenen aus dem irdischen und heiligen Leben, doch sind die zwölf Monate mit Szenen aus dem heimischen bürgerlichen und bürgerlichen Leben dargestellt. Wir kennen aus derselben Zeit eine Anzahl ähnlicher Kalender- und Erbauungswerke, wie das Breviarium Grimaldi oder die „Très riches Heures du Duc de Berry“, die uns zeigen, wie die mittelalterliche Buchkunst

hier um die Zeit ihrer Ablösung durch die Buchdruckerei ihre letzte Vollendung erlebte. Man hat als das Jahr der Vollendung des Stundenbuches früher das Jahr 1497 angenommen; gestützt auf zwei Rechnungsbelege der Herzogin (und Königin von Frankreich). Man hat aber noch eine andere Zahlungsanweisung der Königin Anna gefunden, die am 14. März 1507 zu Blois ausgestellt ist und bestimmt, ausbezahlen „à notre cher et bien aimé Jehan Bourdichon, peintre et valet de chambre de monseigneur (des Könige) la somme de mil cinquante livres tournois, en six cens escuz d'or, . . . tout pour le recompenser de ce qu'il nous a richement et somptueusement historié et enluminé unes grans Heures pour nostre usage et service, où il a mis grant temps, que aussi en faveur d'autres services . . .“.

Der Künstler ist also für eine meisterhafte Leistung wenigstens einigermaßen anständig entlohnt worden. Ob er ein Bretoner oder ein Franzose war, ist nicht genau festzustellen; ebenso wenig von einem gewissen Jehan Poyet, der nach anderen Nachrichten die Blumenmalereien zu dem Stundenbuch beigesteuert hat (vgl. dazu Abbé Delaunay, Le livre d'Heures de la Reine Anne de Bretagne. Traduit du Latin et accompagné de notices inédites. Paris, chez L. Curmer, 1841). Aus dem genannten Buche stammt die wiederholt veröffentlichte, unvollständige Lithographie. Die offizielle Veröffentlichung ist eine Facsimile-Ausgabe der Nationalbibliothek, „Heures d'Anne de Bretagne. Réproduction réduite des 63 Peintures du Manuscrit Latin 9474 de la Bibliothèque Nationale. Imprimerie Berthaud Frères“, Paris; ohne Jahr, um 1900. Die Einleitung ist mit H. D. gezeichnet. Diese Ausgabe enthält die Miniaturen in zwei Folgen: 1. die 63 großen, ganzseitigen Buchgemälde; sie bestehen aus 49 großen Miniaturen, 12 Rahmenzeichnungen für die Kalenderblätter (darunter unser Malblatt mit dem Dreistufenbaum), dazu am Anfang und am Schluß je eine Seite mit Ornamenten und Zahlen. 2. den übrigen Text begleiten auf jeder Seite fast 350 Randzeichnungen am äußeren Rande der Blätter; eine bunte und reiche Welt von Bäumen und Blumen mit ihren lateinischen Namen. Von besonderem Werte sind die zahlreichen Tiere, die der

Künstler, vor allem aus der Kleintierwelt, zwischen Bäumen und Pflanzen untergebracht hat. Sie zeugen nicht nur von künstlerischer Meisterschaft, sondern auch von eingehender Naturkenntnis; die Darstellungen von Insekten sind eine Fundgrube für den Entomologen.

Sind die Künstler ihrer Volkszugehörigkeit nach auch nicht genau festzulegen, so darf man doch annehmen, daß sie in den Monatsblättern (die allerdings wohl vorwiegend dem Jehan Bourdichon zuzuschreiben wären) Dinge dargestellt haben, die der Königin Anna aus der bretonischen Heimat vertraut waren. Daß hierzu die Dreistufenpyramide gehört, habe ich in meinem erwähnten Aufsatz dargelegt. Denn die Königin war am 20. Januar 1476 zu Nantes als Tochter des Bretonenherzogs Franz II. und der Margarete von Foix geboren worden. Als Erbin des reichen Herzogtums war sie viel umworben; nach anfänglicher Verlobung mit dem deutschen Kaiser Maximilian wurde sie, nicht ohne einen gewissen Zwang, am 6. Dezember 1491 von dem französischen König Karl VIII. heimgeführt, womit das alte, seit fast tausend Jahren selbständige Herzogtum der Bretonen an die Krone von Frankreich kam. Der ersten politischen Heirat folgte bald die zweite: als Karl VIII. im Jahre 1498 gestorben war, wurde Anna am 8. Januar 1499 die Gemahlin seines Nachfolgers Ludwig XII. Sie starb als noch ziemlich junge Frau am 9. Januar 1514 auf dem Schlosse zu Blois. An ihrem Stundenbuch hat sie sich also noch etwa sieben Jahre erbauen können. J. D. Plassmann.

Die Bücherwaage

Edmund G. Stengel: Der Stamm der Hesen und das „Herzogtum“ Franken. (Sonderausgabe aus der Festschrift Ernst Heyman, I, S. 129–174). Verlag Hermann Böhlhaus Nachfolger, Weimar 1940.

Der bekannte Kenner deutscher Geschichte behandelt hier eine Frage, die von jeher wich-

tig gewesen ist für die Beurteilung deutschen Stammeswesens, wie auch für das Verhältnis, das zwischen dem ostfränkischen Reiche und den von ihm beherrschten Stämmen bestanden hat. War dies bei den größten Altstämmen der Sachsen, Bayern und Schwaben einigermaßen klar, da es durch die Stammesherzogtümer betont und erhalten wurde, so gilt das nicht für den Stamm der Hessen, die im Alten Reiche kein eigenes Herzogtum hatten. Dabei sind sie nach Jakob Grimm neben den Friesen der einzige deutsche Stamm, der seit des Tacitus Zeiten seinen Namen und seine Sitze unverändert beibehalten hat. Aber gerade das zeigt – und das ist schon ein wesentliches Ergebnis von Stengels Untersuchung – daß eben das überlieferte Stammesstum stärker und dauerhafter war, als alle rein staatlichen Gebilde; eine Erkenntnis, die auch für unser neues Staatsdenken noch seine große Bedeutung hat. Der Fall liegt hier ähnlich wie bei den Thüringern, die seit dem schicksalhaften Jahre 531 kein eigenes Herzogtum mehr hatten, aber bis heute sich als Stamm im eigentlichen Sinne bewahrt haben, wobei ihr Name, obschon er Jahrhunderte lang kein Staatsname war, sich ebenso selbstverständlich erhalten hat, wie bei den Westfalen und den Schwaben. Er hat sogar, ursprünglich auf sein niederhessisches Kerngebiet, den Hessengau beschränkt, im frühen oder hohen Mittelalter eine topographische Ausweitung erfahren, indem er sich auf das gesamte Siedlungsgebiet des Stammes ausdehnte und dann auch den oberhessischen Lahngau mit einbezog. Durch die Landgrafschaft wurde dann dieser Begriff „Hessen“ politisiert und bis heute wieder zu einem Staatsnamen gemacht. Wenn auch von Sprachforschern das unmittelbare Fortleben des Namens der Chatten in dem der Hessen immer noch bestritten wird (m. E. ist das einfach evident; ich denke dabei auch an den Fall Hattabau-Haddeby), so kann man doch mit Verwiffheit sagen: Stamm, Name und Land der alten Chatten sind in hohem Maße mit dem der mittelalterlichen und der heutigen Hessen identisch geblieben. Das ist das Endergebnis von Stengels inhaltreicher Untersuchung. Er löst auch die Frage, ob die Hessen im Mittelalter nur ein „Teilstamm“ des angeblichen „fränkischen

Stammes“ gewesen sind, m. E. im negativen Sinne. Die Zugehörigkeit zum Reiche und nachher zum sogenannten Herzogtum der Franken war nur eine politisch-militärische, die ihre Spuren lediglich in einer Reihe von Ortsnamen hinterlassen hat. Stengel macht sich hier in sehr fruchtbarer Weise die Ergebnisse der Ortsnamenforschung zunutze, indem er z. B. die heim-Orte in Hessen durchweg als Militärstationen und Verwaltungsmittelpunkte des fränkischen Machtapparates aufweist, die für die stammesmäßige Zugehörigkeit nichts bedeuten und auch bald vom hessischen Volkstum aufgesogen worden sind. Der Stamm ist stärker als der Staat, das Volkstum stärker als die politische Organisation. (Daß die heim-Namen natürlich nicht überall fränkischen politischen Einfluß beweisen, hebt Stengel ausdrücklich hervor.) Bei der kritischen Untersuchung des „Herzogtums“ Franken ergibt sich dann die überraschende, aber m. E. endgültig überzeugende Tatsache, daß es ein Herzogtum Franken im Sinne der vier anderen Herzogtümer nie gegeben hat; ebenso wenig wie es einen Stamm der Franken im Sinne der Schwaben, Sachsen und Bayern gegeben hat. „Franken“ hieß ursprünglich einfach all das Gebiet des ostfränkischen Reiches, das nicht zu einem der drei Stammesherzogtümer oder zu dem lotharingischen Herzogtum gehörte (das eine Sonderstellung hatte), es war das Frankenreich an sich, ohne eine Sonderheit. Die Hessen haben nur insofern daran Anteil, als ihr Stammesstum nicht in einem Stammesherzogtum seinen Ausdruck fand. Auch in dieser Hinsicht liegt der Fall ähnlich wie bei Thüringern, das immer in Gefahr stand, von Sachsen aufgesogen zu werden, das aber trotzdem seine Art anderthalb Jahrtausende hindurch behauptet hat. Mit Recht hebt Stengel hervor, daß diese beiden mitteldeutschen Stämme zwischen dem mächtigen niederdeutschen Stammesblock und seinen beiden süddeutschen Partnern und Gegenspielern eine sehr wesentliche Aufgabe erfüllt haben: verbindende Glieder zu sein zwischen jenen beiden Polen, die aus sich allein wohl schwer zueinander fanden und noch finden. Und diese Erkenntnis macht seine Arbeit für die Erkenntnis von Volkstum und Reichesgedanken besonders wertvoll. J. D. Pfaffmann.

Der Schleswiger Dom und seine Wandmalereien

„Im Dom zu Schleswig befindet sich der berühmte Truthahnfries aus dem 13. Jahrhundert, der, da der in Amerika beheimatete Truthahn im übrigen Europa erst nach Kolumbus bekannt wurde, als Beweis für vor-kolumbische Amerikafahrten der Wikinger herangezogen und – u. a. in der „Woche“ – mehrfach diskutiert worden ist. Auch das soeben erschienene umfassende Werk von Alfred Stange, „Der Schleswiger Dom und seine Wandmalereien“ trägt durch seine Feststellungen zur Aufhellung des Truthahnproblems bei. Aber nicht darum sei auf Stanges Buch hingewiesen, sondern weil hier eine ausgezeichnete Darstellung eines unserer bemerkenswertesten niederdeutschen Domes vorliegt, die die Ergebnisse der jüngsten Restaurierung zu einem eindrucksvollen Bild zusammenfaßt. Der Dom, um das Jahr 1100 von wehrhaften deutschen Geschlechtern begonnen, als Schleswig in seiner ersten großen Blüte als Handelsstadt stand, hat sich auch unter der bald darauf einsetzenden dänischen Herrschaft als rein deutscher Bau fortentwickelt, wie Stange an Hand zahlreicher Beziehungen zur niedersächsisch-westfälischen Kunst der Zeit nachweist. Die erst kürzlich von späteren Übermalungen befreiten Wandbilder des 13. Jahrhunderts sind ein ganz besonderer Schmuck des Baus, weht uns aus ihren diesseitig-naturfreundigen Stil doch der große Atem der staufischen Klassik an. Unter den Händen des unbekannten Genies, dem diese Bilder zu verdanken sind, verschmolz in einer Reihe von Bildnissen der ritterliche Geist des Nibelungenliedes mit dem Wikingertum der hansischen Bürger zu einem deutschen Denkmal schlechthin. Als solches hat uns der ganze Schleswiger Dom nach Stanges Ausführungen mehr noch als bisher zu gelten. Der Idee und dem Gehalt des Buches entspricht auch seine vorbildlich würdige äußere Form.“
Herausg. „Die Woche“, Heft 34, 20. Aug. 1941

Das Werk, mit 33 ganzseitigen Tafeln und 22 Abbildungen auf Kunstdruck, in Leinen RM. 6.80, ist sofort lieferbar. Abnehmer-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem.

Deutsche Weihnachten

Ein Wegweiser für Gemeinschaft und Familie

Herausgegeben von R. H. Bolay

Reich bebildert. 204 Seiten groß-8°. Halbleinen RM. 6.80

Dieser reichhaltige und bebilderte Band bringt in 6 Kapiteln neben Anregungen zur Ausgestaltung des Festes und Brauchtums hinweisen Lieder, Gedichte, Erzählungen und Märchen u. a. von Hans Baumann, Werner Beumelburg, Hans Fr. Blum, Herb. Böhme, Herm. E. Busse, Herm. Claudius, E. E. Dwyer, Borch Jock, Marie Hamann, Rob. Hohlbaum, Rud. Kinau, Agnes Miegel, Kurt Pastenaci, Hans Stegwein.

Hier wird der deutschen Familie und jedem, der sich in Gliederungen und Gemeinschaften mit Feier- und Freizeitgestaltung zu beschäftigen hat, endlich ein grundlegendes und erschöpfendes Sammelwerk für Gestaltung und Beschäftigung während der Weihnachtszeit geboten.

Bidusind-Verlag / Alexander Boß / Berlin

Hauptvertriebsleiter: Dr. J. Otto Pfaffmann, Berlin-Dahlem, Pöcklerstr. 16. Anzeigenleiter: Gerda Grünberg, Berlin-Dahlem. Abnehmer-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11. Buchdruck Kastner & Callwoy, München. Offsetdruck J. P. Himmer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Neubinger, Augsburg.



ADRESSEN- MÜLLER

liefert ADRESSEN
DER WELT

ADRESSEN-MÜLLER hilft werben — schafft neue Absatzgebiete für alle Erzeugnisse oder Leistungen, gleichviel ob Großdeutschland oder Teilgebiete hiervon durch Werbung gewonnen werden sollen. — ADRESSEN-MÜLLER erschließt neue Märkte in allen Ländern der Erde durch Adressen aller Art. — ADRESSEN-MÜLLER fragen ist immer richtig und wichtig! Interessenten erhalten auf Wunsch kostenlos entsprechendes Katalogmaterial bei Bezugnahme auf dieses Inserat.

ADRESSEN-MÜLLER

GROSSDEUTSCHLANDS GRÖSSTES ADRESSENUNTERNEHMEN

DRESDEN-A-16
MACKENSENSTRASSE 11

RUF. 64181 · 60986 · 62997 · 63408

BERLIN-W-8
MAUERSTRASSE 83-84

RUF. 113866 · 113867

Monatshefte
für
Germanenkunde

Germanien

Dezember 1941

Inhaltsverzeichnis

John Freese	Lichterbaum und Baumleuchter . . .	441
Wolfgang Krause	Der Speer von Kowel, ein wiederge- fundenes Runendenkmal . . .	450
Erika Kohler	Das Klöpfeln in den Alpenländern . .	464
Die Fundgrube	Von der germanischen Feldflasche . .	472
	Zu dem Schembartblatt von 1456 . .	477
	Das portugiesische Landnahmezeichen .	478
Die Bücherwaage	Friedrich Zocke: Mitte und Reigen . .	479
	Gerhard Müller: Der Umritt . . .	480
	Eugen Wohlhaupter: Die Kerze im Recht	480

Das Umschlagbild, gestaltet von Eugen Nerbinger, Augsburg, zeigt ein Bild von der alten astronomischen Uhr im Dom zu Münster, das Neujahrskuchenbacken am winterlichen Herdfeuer.

Unserem heutigen Heft 12 liegt ein Prospekt „Vollste Nacht“ des Hamer Verlag, Haag, bei, welchen wir der besonderen Beachtung unserer Leser empfehlen.

»Germanien« Monatshefte für Germanenkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“. Hauptschriftleiter: Dr. J. D. Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Nuhlandallee 7-11.

13. Jahrgang, Neue Folge Band 3, Heft 12.

Bezugspreis: Einzelheft M. -60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post M. 1.80. Zahlungen: Postcheckkonto Leipzig 9978. - Bezug durch Post sowie durch den Buch- und Zeitschriftenhandel. - Beilagen und Anzeigen werden z. B. nach Preisliste 1 berechnet. - Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift „Germanien“ Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, zu beanstanden.

John Freese: Lichterbaum und Baumleuchter

Über Lichterbäume zur Weihnachtszeit liegt schon ein reiches Schrifttum vor (1). Die ältesten bisher bekannten Nachrichten über den Weihnachtsbaum in seiner heutigen Form, also als „lebenden“ Baum mit verschiedenartigem Behang und mit Kerzen versehen, sind in mehreren Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, der bekannten Eiselotte von der Pfalz, enthalten (Bild 1). Die Herzogin war am 27. Mai 1652 zu Heidelberg geboren und befand sich vom 7. bis zum 11. Lebensjahre (1659 bis 1663) am Hofe zu Hannover. Die Eiselotte hat in ihrem langen Leben (gest. 8. 12. 1722) eine Unmenge von Briefen geschrieben, darunter zahlreiche originelle und durch drastische Schilderung der Zustände am Hofe Ludwigs XIV. interessante. Mehrere Tausend davon befinden sich noch heute in verschiedenen Archiven. Drei Briefe, die Jugenderinnerungen an die Zeit ihres Aufenthaltes in Hannover wiedergeben, sind es, die uns hier interessieren. In diesen heißt es u. a.:

1. Brief vom 6. Januar 1701:

„Mich wundert, daß man die gewohnheit vom h. Christ zu Hannover abgeschafft hat, denn das war doch all artig, insonderheit die gedeckte taffeln mitt buchsbaum und kleine wäcks-lichterger und allerhand farben zucker bestreuet.“ (2)

2. Brief vom 11. Dezember 1708 (in heutiger Schreibweise):

„Da richtet man Tische wie Altäre her und stattet sie für jedes Kind mit allerlei Dingen aus, wie: neue Kleider, Silberzeug, Puppen, Zuckerwerk und alles mögliche. Auf diese Tische stellt man Buchsbäume und befestigt an jedem Zweig ein Kerzchen; das sieht allerliebste aus und ich möchte es noch heutzutage gerne sehen. Ich erinnere mich, wie man mir zu Hannover das Christkindl zum letzten Mal kommen ließ.“ (3)

3. Brief vom 8. Januar 1711 aus Marly „umb halb 6 abends“:

„Ich erinnere mich noch wohl, daß das christfest 3 tag gefeyert sei zu Hannover. Es ist mir aber leydt, daß der schonne stern und das christkind nicht mehr von den schülern agiert wirdt, zu meiner Zeit gingen E. L. den christtag selber zum H. abendmahl, und Es wurde nicht auf den Sontag aufgeschoben. Ohne Zweifel wird der buchsbaum nicht vergessen sein genessen bey der Churprintzeß kinder woran Man die lichter steckt; wie gern hette ich daß christkindl gesehen, hir weiß Man gar nichts davon, ich wollte es introduiren, allein monsieur sagte vous nous voules donner de vos modes allemande pour faire de la despence je vous baisse les mains. (Sie wollen Ihre deutschen Bräuche bei uns einführen, um Aufwand zu machen. Dafür danke ich!) Ich sehe herzlich gern, der kinder (Freude) aber Meines sohns kinder freuen sich über nichts in der welt. Ich hab mein tag so keine kinder gesehen.“ (4)

Die Handschrift vom 8. Januar 1711 befindet sich im Staatsarchiv Hannover, Bild 2 ist ein Mosaik aus diesem Briefe. Der erstgenannte Brief liegt in der vorm. Kgl. und Provinzialbibliothek zu Hannover und ist z. Zt. nicht zu erhalten; der Brief vom 11. Dezember 1708 befindet sich im Reichsarchiv Wien, die Lichtbilder sind in Bearbeitung; nach Kriegsende werde ich Lichtbilder von beiden Briefen „Germanien“ zur Verfügung stellen. Die Briefe 1 und 3 sind von der Eiselotte an ihre Tante, die Kurfürstin Sophie von Hannover gerichtet, Brief 2 an ihre Tochter, die Herzogin von Lothringen.

Das bisherige Schrifttum zum Weihnachtsbaum bezweifelt nun, daß Hannover der „Ort der Handlung“ wäre, und verlegt ihn an den Hof von Heidelberg. Lauffer sagt dazu (S. 36): „Man hat . . . geglaubt, auch jene kerzenbesetzten Buchsbäume in Hannover suchen zu müssen. Hiergegen bleibt aber zu bedenken, daß Hannover vielmehr dem . . . Ausdehnungsgebiete der Lichterpyramide angehört hat. . . Die Lichterbäumchen, über die sich Eiselotte „in Deutschland“ gefreut hatte, standen mit höchster Wahrscheinlichkeit in ihrem väterlichen Schlosse zu Heidelberg.“ Huth schreibt (S. 23): „Aus dem letzten Satz (des Briefes von 1708) darf nicht geschlossen werden, die Schilderung vom Lichterbaum beziehe sich auch auf Hannover. Der



Abbildung 1. Eiselotte von der Pfalz.

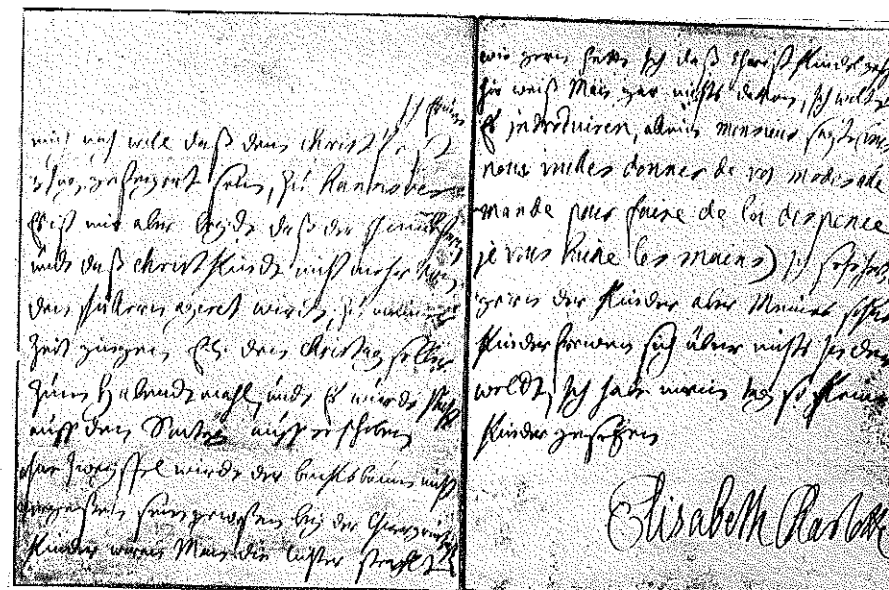


Abbildung 2. Ein Mosaik aus dem Briefe der Eiselotte von der Pfalz vom 8. Januar 1711.

Weihnachtsbaum heißt in der Pfalz „Buchsbaum“; im väterlichen Schloß zu Heidelberg – und zwar um 1660 – wird Eiselotte den Lichterbaum gesehen haben.“ Und bei Spamer endlich heißt es (S. 79/80): „In diesem ... Briefe freilich die Verfasserin eine Kindheitserinnerung auf, die sich vermutlich auf den Heidelberger Hof bezieht und darum vor 1659 anzusetzen ist.“ Dieser, wenn auch einheitlichen Meinung der drei Verfasser kann ich nicht zustimmen, da mir scheinen will, daß kein Grund für eine solche Verlegung vorhanden ist. Daß der Lichterbaum in der Pfalz „Buchsbaum“ hieß, vollstündlich sich auch das „Buchsbaum-Gebiet“ in der Pfalz festlegen läßt, dürfte noch nicht beweisen, daß die Eiselotte sich dreimal in dem Ort geirrt hätte, und daß ein Vorkommen in Hannover für diese Zeit zu bezweifeln wäre. Alle drei Verfasser erwähnen nur den Brief von 1708, nicht den noch älteren von 1701 und auch nicht den besonders eindeutigen von 1711. Aber gerade aus dem Wortlaut dieses Briefes scheint mir klar hervorzugehen, daß die Erinnerung sowohl an das Christkindspiel als auch an den

Lichterbaum sich nur auf den Hof zu Hannover beziehen kann, und dieser Ort ist in jedem der drei Briefe genannt.

Die Brieffschreiberin befand sich, wie schon gesagt, vom 7. bis zum 11. Lebensjahre am Hofe zu Hannover. In diesem Lebensalter gewonnene Eindrücke können sehr wohl bei einem Kinde in fester Erinnerung bleiben, bei der Eiselotte gar steht dies mit Sicherheit anzunehmen. Wenn auch Eiselotte in ihrem 1. Brief von einer „gewohnheit“ spricht, so kann doch wohl noch nicht von einer allgemeinen hannöverschen Sitte gesprochen werden. Wir werden aber wohl annehmen dürfen, daß dem Kinde Eiselotte zu Freud und Ehren der auf dem väterlichen Schloß zu Heidelberg übliche Brauch von Christkind und Lichterbaum für die Jahre ihres Aufenthalts in Hannover vom dortigen Hofe übernommen wurde.

Wie mir Dr. Huth mitteilte, stimmt auch er jetzt dieser Auffassung zu.

*

Weihnacht 1940 erschien in einer Kieler Tageszeitung die in Bild 3 wiedergegebene kleine Notiz: „Schon vor 450 Jahren Weihnachtsbäume in Rendsburg.“ Die Mehrzahl der Leser dieser „Neugier“ wird darin vermutlich nichts Besonderes erblickt haben, denn allgemein wird noch heute der Brauch des Weihnachtsbaumes in der Nordmark für viel älter gehalten, als er sich tatsächlich nachweisen läßt.

Bei uns im Norden hören wir erstmalig vom lichtergeschmückten Weihnachtsbaum in einem Bericht aus dem Jahre 1796, als im Schloß zu Wandsbek b. Hamburg bei Fritz Jacobi, dem Freunde Goethes, als Gäste Klopstock, Claudius und Frau, die beiden Grafen Stolberg und

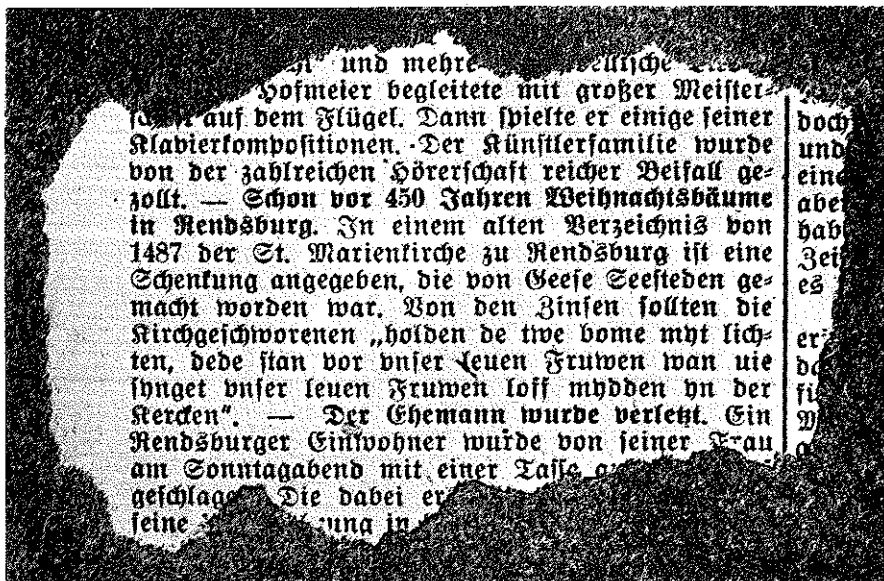


Abbildung 3. Anzeige über eine Handschrift von 1487

Perthes mit seiner Braut Caroline Claudius das Weihnachtsfest feierten (Bild 4). Es will uns heute kaum glaublich erscheinen, daß vor 1825 in Schleswig-Holstein ein Weihnachtsbaum nicht üblich war. Und doch hat sich der Lichterbaum erst im Laufe des 19. Jahrh. bei uns allmählich eingebürgert, ähnlich wie jetzt im 20. Jahrh. der Brauch des Lichterfranzes oder Adventsfranzes sich in der Nordmark ausgebreitet hat. In einzelnen Landschaften ist der Lichterbaum sogar erst nach 1870 der Bevölkerung bekannt geworden.

Den Kundigen mußte die Nachricht aus Rendsburg jedoch überraschen und bei ihm von vornherein erhebliche Zweifel an der Richtigkeit auslösen. Meine Nachforschungen haben das folgende Ergebnis gehabt, wobei ich wertvolle Hinweise den Herren Archivar Dr. Böcker-Paderborn und Museumsdirektor Dr. Juglsang-Flensburg verdanke.

Es handelt sich um eine Handschrift im Güterverzeichnis der St. Marienkirche zu Rendsburg vom Jahre 1487; sie wird in Bild 5 und 6 wiedergegeben und lautet, ins heutige Hochdeutsch übertragen:

Bild 5: „Dies Buch gehört den Kirchgeschworenen unsrer lieben Frauen Kirche innerhalb Rendsburgs und wurde gemacht zur Zeit, als da waren Kirchgeschworne Lasse Schadelant und Otto Boye.

Im Jahre des Herrn 1487.“

Bild 6: „Bocke Gotzides (der Schuldner)

Ebenso hat (bestät) die vorgenannte heilige Kirche, nämlich die unsrer lieben Frau (die Marienkirche), zwei Mark jährlicher Rente an Hans Tegellers Hause und Erbe (Grund-

Abbildung 4. Weihnachtsabend auf dem Schlosse zu Wandsbeck im Jahre 1796



stück) belegen in der Mühlenstraße zwischen Hinrich Schwertfegers Hause und Erbe und Klaus Boddynghers Erbe, welche Frau Gese, die Ehefrau des Lütfke (Eudolf) Sehestedt, der heiligen Kirche gegeben hat. Das Kapital beträgt 35 Mark. Die Zahlung ist festgesetzt auf Ostern. Und für die 10 Mark sollen die Kirchgeschworenen die zwei Bäume mit Lichtern halten, die da stehen vor unserer lieben Frau, wenn man unserer lieben Frau Lob singet mitten in der Kirche.

David Moltbaue.“

Das Vermächtnis – als solches muß das Schriftstück bezeichnet werden – enthält zunächst auf Z. 10 einen Schreibfehler: man wird hier statt „zehn Mark“ lesen müssen „2 Mark“, in Übereinstimmung mit dem Vortlaut „zwei Mark jährlicher Rente“ (von 35 Mark Kapital) auf Z. 3. Nur so entspricht der jährliche Kapitalsertrag einem für die damalige Zeit annehmbaren Zinssatz.

Dem Rendsburger Bericht muß nun leider von vornherein eine Enttäuschung bereitet werden, denn um zwei „Weihnachtsbäume“ kann es sich in der Eintragung nicht handeln.

Es dürfte sich um zwei „Bäume“ handeln, die ihren Standort vor einem Marienbilde hatten. Es ist zwar sonst nicht üblich, daß man die Lichthalter vor oder neben Marienbildern als

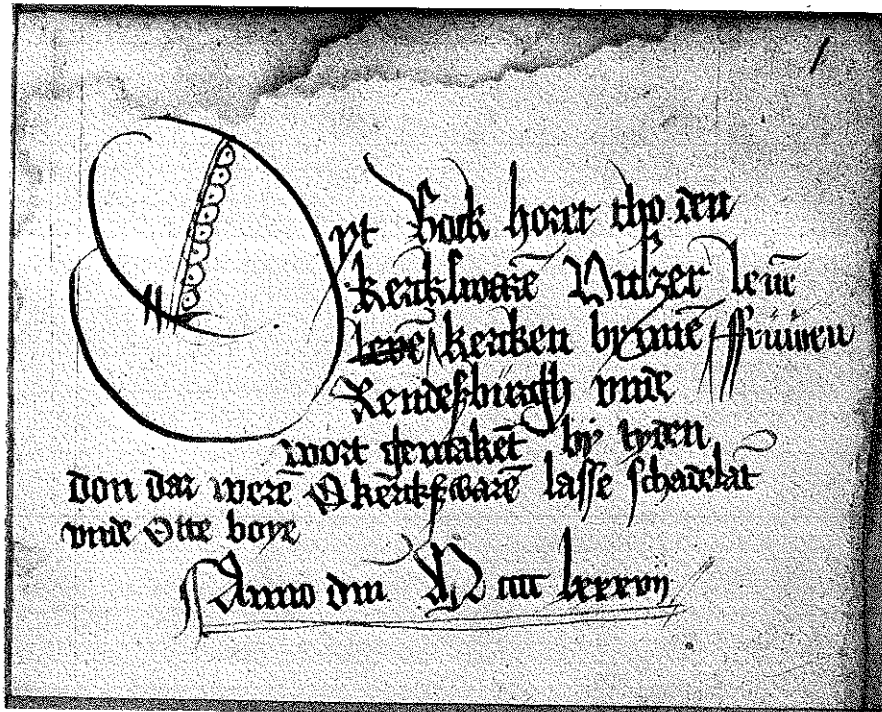


Abbildung 5. Handschrift vom Jahre 1487 aus Kendeburg (Titelseite).

„Bäume“ bezeichnet. Sie haben freilich sehr oft das Aussehen von stilisierten Bäumen: ein Mittelschaft trägt eine Reihe von Seitenarmen. Dr. Völker schreibt mir dazu u. a.: „Über einen Mönch des Klosters Marienmünster finde ich zum Jahre 1666 die Nachricht, daß er für die Abteikirche einen hölzernen Kandelaber verfertigt habe, auf den man 24 Kerzen stecken konnte. Ich möchte annehmen, daß es sich bei den beiden Bäumen um hölzerne Kandelaber handelte, die, wie heute noch Lichterbänke und Lichterbecken vor vielverehrten Muttergottesbildern zur Aufnahme der Devotionskerzen stehen, damals in Kendeburg vor einem Marienbilde zu gleichem Zweck aufgestellt waren. Der Ausdruck „Baum“ wäre dann nur für das lateinische Wort Kandelaber die Verdeutschung.“

„... die zwei Bäume mit Lichtern halten“ kann auch heißen „die zwei Bäume mit Lichtern unterhalten“ oder „die beiden Lichterbäume unterhalten“, wie auch „die beiden Bäume mit Lichtern besetzt halten“, also die Lichter für sie beschaffen. Das letztere wird der richtige Sinn sein.

„... wenn man unserer lieben Frau Lob singet mitten in der Kirche.“ Die letzten Worte beziehen sich nicht auf das Singen, sondern dürften den Standort der beiden Kerzenbäume zur Zeit des Singens bezeichnen. Es ist dies aber auch nicht so wörtlich zu nehmen, als ständen sie mitten im Mittelschiff. Es besagt nur, daß sie nicht im Chor, nicht im Westteil des Schiffes und nicht im Seitenschiff standen. Das paßt auch ganz zum üblichen Aufstellungsort des Marienbildes am östlichen Südpfeiler vor dem Chor. (Dr. Jugsang.)

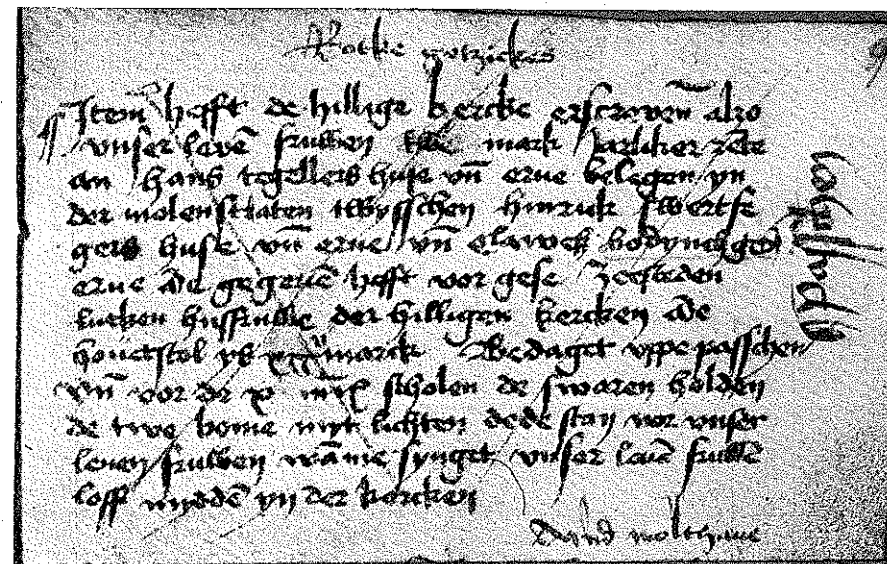


Abbildung 6. Handschrift vom Jahre 1487 aus Kendeburg (Das Vermächtnis).

Mit „... wenn man unserer lieben Frau Lob singet“ werden wohl die kirchlichen Tagzeiten zu Ehren Marias gemeint sein, wie sie bei der Vesper vor Marienfesten und an den Marienfesten selber üblich waren. Während dieser Tagzeiten – des Officium Marianum –, wie es das Brevier für Marienfesten vorschreibt, sollen die Kerzen brennen. Gesungen wurde vom Marienischen Offizium zum mindesten die Vesper am Nachmittage vor dem Feste und die eine oder andere der sog. kleinen Horen am Festtage selbst, vielleicht aber auch die sog. Laudes (lat. „Lobgesänge“). (Dr. Völker.)

Weihnachten gehört nun nicht zu den festlichen Marienfesten, zum Weihnachtsfest brannten also die Kerzen der beiden „Bäume“ nicht, und damit dürfte endgültig feststehen, daß die Kendeburger „Weihnachtsbäume“ diesen Namen nicht tragen können. Sie sind vielmehr als kirchliche Baumleuchter anzusprechen. Aber auch bei diesem Ausgang der Untersuchung gebührt der Kirchenverwaltung der St. Marienkirche zu Kendeburg der Dank des Verfassers für ihre kleine Zeitungsnotiz, die ihm Anlaß geworden ist zu seiner Beschäftigung mit diesem Gegenstand.

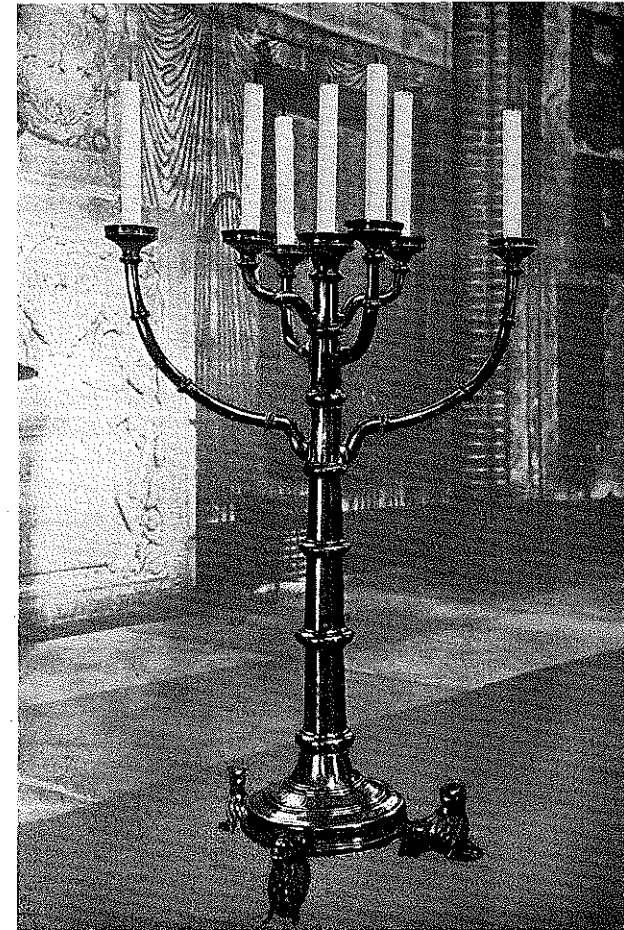
Welche Form die Kendeburger Baumleuchter von 1487 gehabt haben, wissen wir nicht, auch nicht, ob sie aus Holz oder Metall gefertigt waren. Man darf aber wohl annehmen, daß es hölzerne Gestelle waren, die ja meist nur eine beschränkte Lebensdauer haben.

Über Baumleuchter finden wir in Huths „Lichterbaum“ Ausführungen und eine Anzahl guter Abbildungen, darunter auch ein Bild des Baumleuchters im Dom zu Braunschweig (12.



Abbildung 7 a. Baumleuchter aus der St. Nikolai-Kirche in Mölln i. Ebg. vom Jahre 1436

Abbildung 7 b. Baumleuchter aus der St. Nikolai-Kirche in Mölln i. Ebg. vom Jahre 1436 (Seitenansicht).



Jahres.). Eine kostbare Nachbildung dieses siebenarmigen Leuchters besitzen wir in unserer Heimat in der St. Nikolai-Kirche in Mölln i. Ebg. (Bild 7 a und b). Der Leuchter wurde 1436 gestiftet und gehörte nach der auf dem Fuß eingravierten Inschrift von 1669 den Stecknissfahrern. Eine Sage will wissen, daß er einst im Kloster Marienwohlde (an der Straße nach Nageburg) gestanden habe, dort gestohlen worden und von den Dieben aus irgendeinem Grunde in die Steckniss geworfen sei, wo ihn die Schiffer aufgefischt hätten. Der Leuchter ist 1,78 m hoch, die Lichterarme sind paarweise drehbar (Lichtb. Archiv Brandschutzmuseum Kiel).

Das Schicksal ist grausam und die Menschen sind erbärmlich. In einer so beschaffenen Welt gleicht der, welcher viel an sich selber hat, der hellen warmen lustigen Weihnachtsstube, mitten im Schnee und Eise der Dezembernacht. Demnach ist eine vorzügliche, reiche Individualität und besonders sehr viel Geist zu haben ohne Zweifel das glücklichste Los auf Erden; so verschieden es etwa auch von dem glänzendsten ausgefallen sein mag.

Schopenhauer / Aphorismen zur Lebensweisheit.

(1) Aus neuerer Zeit u. a.: Ditto Huth, Der Lichterbaum, Ditto Lauffer, Der Weihnachtsbaum in Glauben und Brauch, Adolf Spamer, Weihnachten in alter und neuer Zeit. — (2) Nach Eduard Bodemann, Aus den Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans an die Kurfürstin Sophie von Hannover (Brief Nr. 440). — (3) Nach Ditto Huth, Der Lichterbaum, S. 23. — (4) Nach dem Originalbrief, der mir vorgelegen hat.

Wolfgang Krause: Der Speer von Kowel, ein wiedergefundenes Runendenkmal

1. Zur äußeren Fund- und Forschungsgeschichte.

Zu den bedeutsamsten Ereignissen auf dem Gebiet der Runenforschung der letzten Jahrzehnte gehört unstreitig die völlig unerwartete Wiederauffindung des seit etwa 55 Jahren verschollenen Runenspeeres von Kowel (Polhynien). Zugleich ist hier ein Fall eingetreten, der zeigt, daß der Krieg nicht unter allen Umständen nur Werte vernichtet, sondern gelegentlich einmal auch längst verloren geglaubte Kulturgüter wieder ans Licht bringt. Über die Umstände der Wiederauffindung des Speeres von Kowel wurde mir seitens der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“ folgendes mitgeteilt: „Dank der vom Reichsführer-*H* noch während der Kämpfe in Polen im Herbst 1939 eingeleiteten Aktion zur Sicherstellung des Kulturgutes wurde die seit Jahrzehnten verschollene Speerspitze von Kowel wieder aufgefunden. Die Wissenschaft hat damit ein einzigartiges Fundstück wieder erhalten. Es befand sich im Warschauer Heeresmuseum, ohne daß festzustellen gewesen wäre, wie es seinen Weg dorthin genommen hat. Generalgouverneur Dr. Frank überreichte die Speerspitze dem Reichsführer-*H*, der die wissenschaftliche Arbeit der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“ übertrug.“

Auf Einladung des „Ahnenerbes“ hatte ich Gelegenheit, das wiedergefundene Kleinod am 29. November 1940 und am 23. August 1941 in den Räumen des „Ahnenerbes“ zu Berlin-Dahlem zusammen mit meiner Frau eingehend zu untersuchen.

Da es sich bei dem Speerblatt von Kowel um eins der bekanntesten und zugleich ältesten Runendenkmäler überhaupt handelt, so seien hier zunächst ganz kurz einige Daten aus der äußeren Geschichte des Speerblattes seit seiner ersten Entdeckung gegeben; ich entnehme sie dem grundlegenden Werk von Rud. Henning, „Die deutschen Runendenkmäler“ (1889) S. 1ff., sowie der letzten ausführlichen Darstellung bei H. Arns und H. Zeiß, „Die einheimischen Runendenkmäler des Festlandes“ (1939) S. 24 f. Die eiserne Speerspitze wurde 1858 auf dem Felde von Suszyczo im Kreise Kowel (südlich von Brest-Litowsk) als Einzelfund ohne weitere Beigaben ausgepflügt und gelangte in den Besitz des Herrn Alexander Szumowsky, der damals in Tschernigow, später in Warschau lebte. Szumowsky erkannte bereits 1859 den runischen Charakter der Inschrift, deren einzelne Zeichen 1875 von dem berühmten dänischen Runenforscher Ludvig Wimmer gelesen wurden. 1876 ließ Szumowsky eine Photographie herstellen (Taf. 1), die neben einer zweiten, 1880 von Karl Müntzer in Berlin hergestellten sowie einem vorzüglichen Gipsabguß im Berliner Museum für Vor- und Frühgeschichte die wertvollsten Unterlagen der späteren Forschung waren. Die kostbare Speerspitze wurde von ihrem Besitzer auf mehreren fachwissenschaftlichen Kongressen vorgezeigt und auch 1880 auf eine Ausstellung prähistorischer Funde nach Berlin geschickt, bei welcher Gelegenheit R. Henning seine Veröffentlichung vorbereitete. Das letzte Datum, zu dem wir sodann von dem Vorhandensein des Speerblattes hören, war das Jahr 1884, in dem durch Telge ein Abdruck von dem Original (in Warschau) vorgenommen wurde. Seitdem war die Speerspitze verschollen, angeblich nach dem Tode ihres Besitzers A. Szumowsky ins Ausland verkauft. Die Runenforschung, die ja gerade in den folgenden Jahrzehnten machtvoll erblühte, war mithin von nun an auf die immerhin nur zweitrangigen Quellen, nämlich die zwei genannten Photographien und den Gipsabdruck sowie einige Zeichnungen nach dem Original, angewiesen. Obwohl nun, wie gleich hier festgestellt sein mag, besonders die Photographie von 1876 (Tafel 1) zumal unter Berücksichtigung der damals noch weit unvollkommeneren Photographiertechnik, ganz ausge-

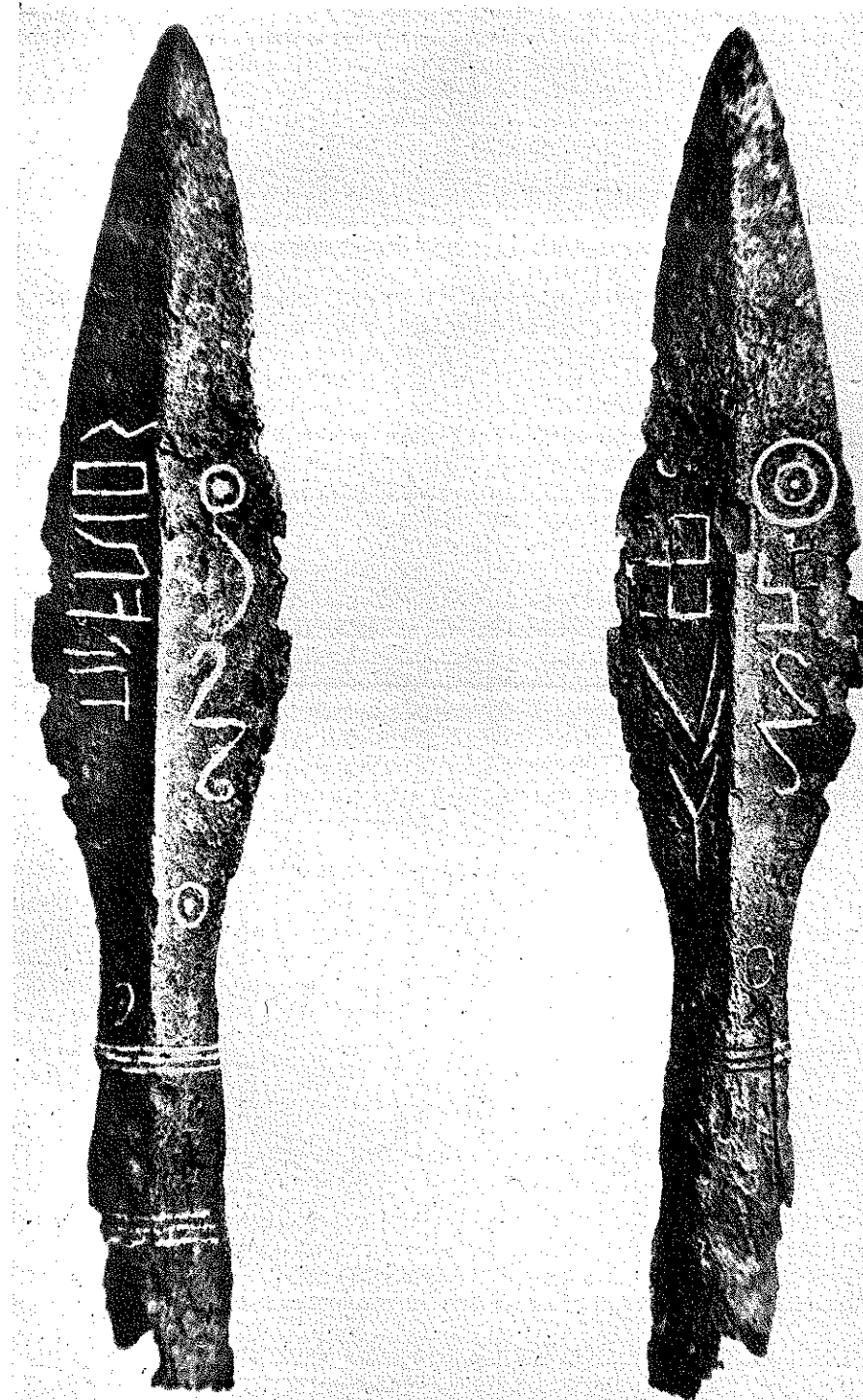


Abbildung 1 (rechts nebenstehend).

zeichnet ist, wie ein Vergleich mit den neuen Originalphotographien (Tafel 2 u. 3) zeigt, so hat die Fachforschung, gerade im letzten Jahrzehnt, doch immer wieder mehr oder weniger phantastische Vessungen vorgeschlagen, wobei deren Urheber sich jedesmal auf das Fehlen der Kontrolle am Urstück berufen konnten. Die Wiederauffindung der Speerspitze selbst im Jahre 1939 hat nun allen Phantastereien in dieser Hinsicht den Boden entzogen, da die Betrachtung des Urstückes in voller Übereinstimmung mit den beiden alten Photographien nur eine einzige Vessung als wahrscheinlich an die Hand gibt, der wir uns sogleich zuwenden wollen.

2. Die Echtheit.

Doch zuvor sei noch eine sehr entscheidende Frage geklärt, nämlich die nach der Echtheit des wiederaufgefundenen Stückes. Sie liegt um so näher, wenn man berücksichtigt, daß z. B. die ebenfalls ostgermanische Runenspeerspitze von Dahmsdorf-Müncheberg in einer Nachahmung unter dem Namen der Speerspitze von Torcello bekannt wurde (Henning a. a. O. S. 21 ff.). Immerhin unterscheidet sich diese Nachbildung von Torcello doch in wesentlichen Punkten von dem Dahmsdorfer Original: Sie ist ungefähr $2\frac{1}{2}$ mal so groß, aus Bronze, nicht aus Eisen, verwendete zur Einritzung der Sinnbilder und Runen nicht die alte Tauschieretechnik mit eingelegtem Silberdraht, sondern ein anderes, von den verschiedenen Beobachtern verschieden beschriebenes Verfahren und ahmt schließlich die einzelnen Zeichen des Originals nur sehr ungenügend nach.

Was nun den wiederaufgefundenen Speer von Kowel betrifft, so kann meiner Meinung nach kein Zweifel an dessen Echtheit bestehen: Das von mir untersuchte Stück entspricht in so vollkommenem Grade dem Bilde, das man sich auf Grund der erwähnten zwei älteren Photographien, des Berliner Gipsabgusses sowie der eingehenden Beschreibung durch N. Henning machte, daß eine derartig geschickte Nachahmung wohl einzig dastünde. Vor allem scheint es schwierig, die alte Tauschieretechnik mit eingelegtem und dann eingehämmertem Silberdraht, wie sie das von mir untersuchte Stück entsprechend dem Original aufweist, nachzuahmen. Schließlich ist noch folgendes zu bedenken: Handelte es sich wirklich nur um eine ungewöhnlich geschickte Nachbildung, so könnte eine solche doch gewiß nur von irgendeiner Museums- oder sonstigen Dienststelle in Polen veranlaßt worden sein. Dann aber hätte eine derartige Nachbildung, die an Kunstfertigkeit und Natürlichkeit den Berliner Gipsabguß bei weitem übertrifft, der wissenschaftlichen Welt nicht unbekannt bleiben können. Eher verständlich erscheint es, daß eben das Original selbst nach dem Ableben des Herrn A. Szumowski zunächst abhandeltam oder vertrieben wurde, zumal in Polen kein so lebhaftes Interesse an Runendentmalern herrschte wie in Deutschland und in den skandinavischen Ländern. Erfreulich ist im übrigen, daß der Speer in der ganzen Zwischenzeit seit 1884 an seinem Erhaltungszustand nicht im mindesten gelitten zu haben scheint. Irgendeinen Hinweis auf Unechtheit habe ich nicht entdecken können. Zu dem gleichen Urteil gelangte Professor J. Gelpke vom Staatl. Museum für Völkerkunde Berlin, der auf meine Bitte und mit Genehmigung des „Ahnenerbes“ das wiederaufgefundene Speerblatt einer gründlichen Prüfung unterzogen hat.

3. Beschreibung des Speerblattes.

Eine ausführliche Beschreibung des Stückes in allen seinen Einzelheiten erübrigt sich hier, da eine solche bereits von N. Henning a. a. O. nach dem Original vorliegt und in allen wesentlichen Zügen zutrifft. Ergänzungen nach den sekundären Quellen lieferten späterhin noch besonders E. Marstrand (Norsk Tidsskrift for Sprogvidenskap Bd. 3 (1929), 26 ff.) sowie H. Arns und H. Zeiß, Die einheim. Runendentmäler des Festlandes (1939) 19 ff. Die diesem Aufsatz beigelegten Tafeln 2-4, die von den Photographen beim „Ahnenerbe“, Herrn Kögeler und Herrn Höcker, hergestellt wurden, vermitteln einen guten Eindruck sowohl von dem Gesamtaussehen der Speerspitze wie von bedeutsamen Einzelheiten der Ritzung.



Abbildung 2.

Das erhaltene eiserne Speerblatt ist (einschließlich der Stüle) etwa 15,5 cm lang und an der breitesten Stelle etwa 3 cm breit. Es ist geschmückt mit Zierlinien, Sinnbildern und Runen, wobei freilich zwischen einfachen Zierlinien und Sinnbildern nicht immer reinlich zu scheiden ist. Scheinen doch seit ältester Germanenzeit auch sinnerfüllte Zeichen in Zierform angebracht

und wohl auch, zumal in späteren Zeiten, in ihrer Gestaltung mit einfachen Tierformen zusammengefloßen zu sein. Wer will z. B. bei einem einfachen Kreis, wie er sich etwa auf dem unserem Koweler Speer nahe verwandten Speerblatt von Dahmsdorf-Müncheberg befindet, mit Sicherheit entscheiden, ob es sich dabei um eine einfache Verzierung oder um ein Sinnbild (Jahresring?) handelt? Was aber für den einfachen hohlen Kreis gilt, das muß auch für den Kreis mit Punktmitte gelten, wie er sich auf unserem Speer von Kowel zeigt.

Im einzelnen weist das Speerblatt folgende Zeichen auf, die sämtlich mit Silberdraht ausgelegt waren, der freilich bereits zur Zeit der ersten Entdeckung des Stückes (1858) teilweise ausgefallen war:

A. Die Tülle.

Vorn (nach dem Blatt zu) wie hinten (nach dem Tüllenende zu) befindet sich je eine Gruppe von je 3 den Tüllenzylinder umschließenden Ringen. Die Silbereinlage ist nur sehr mangelhaft erhalten, zumal bei der hinteren Ringgruppe fast völlig ausgeprungen.

B. Das Blatt.

I. Muenenseite.

a) Unterhalb der Mittelrippe (bei Ansicht mit der Speerspitze nach links) steht die Runenschrift, über die unten ausführlich gehandelt wird. Ein Stück rechts von den Runen, dicht an der unter A genannten vorderen Ringgruppe, befindet sich ein Kreis mit Punktmitte.

b) Oberhalb der Mittelrippe steht rechts wiederum ein Kreis mit Punktmitte. Links daneben erblickt man ein Zeichen, das ungefähr die Gestalt eines geschriebenen lateinischen großen N in Spiegelschrift hat, d. h. zwei entgegengesetzt geschwungene Bogen sind durch einen geraden, ungefähr senkrechten Stab miteinander verbunden. Das entsprechende Zeichen in komplementärer Gestalt, also wie ein normal gerichtetes lateinisches geschriebenes N, steht auf der entgegengesetzten Seite II b. Ein genau entsprechendes Sinnzeichen ist bisher nicht nachgewiesen; doch erinnert Märstrand (Norst Idgstr. f. Sprogvid. Bd. 3, 135) einerseits an ein doppelgabelförmiges Sinnbild auf dem Speerblatt von Dahmsdorf-Müncheberg, andererseits an ein Zeichen auf einem Grabstein von Pantikapaion (im pontischen Kulturkreis), das ungefähr einer liegenden 2 ähnelt, mithin etwa der Hälfte unseres Koweler Zeichens entspricht.

Links von diesem N-artigen Zeichen folgt ein Bogen und links von diesem wiederum ein Kreis mit Punktmitte.

II. Symbolsseite.

a) Unterhalb der Mittelrippe (bei Ansicht mit der Spitze nach links) rechts, nach der Tülle zu, wiederum ein Kreis mit Punktmitte, dessen Silbereinlage größtenteils ausgeprungen ist. Links daneben ein sonst unbekanntes Sinnzeichen von der Form etwa einer Ahre ohne durchgehende Mittellinie: 3 parallele Winkel, deren äußerster an einem Stiel angebracht ist. Eine wahrscheinlich zu machende Deutung auch dieses Zeichens weiß ich nicht: Mit dem wohlbekannten „Lebensbaum“-Zeichen hat es wohl wegen der fehlenden durchgehenden Stammlinie nichts zu schaffen (ebenso Arnß a. a. O. S. 23 Anm. 1).

Links neben diesem „Ahren“-Zeichen steht ein Hakenkreuz mit doppelt geknickten Armen. Es ist bis auf einen Teil links erhalten. – Links von diesem Hakenkreuz war noch anscheinend wiederum ein Punktkreis angebracht, von dem aber nur ein kleines Bogenstück deutlich erhalten ist.

b) Oberhalb der Mittelrippe befindet sich rechts, nach der Tülle zu, wiederum ein Kreis mit Punktmitte, dessen Silbereinlage nur noch in ganz spärlichen Resten erhalten ist. Insgesamt also steht auf der Blattwurzel gleich oberhalb der Tülle auf allen vier Flächen (I a, b, II a, b) je ein Kreis mit Punktmitte; doch sind diese vier Punktkreise nicht genau symmetrisch ange-

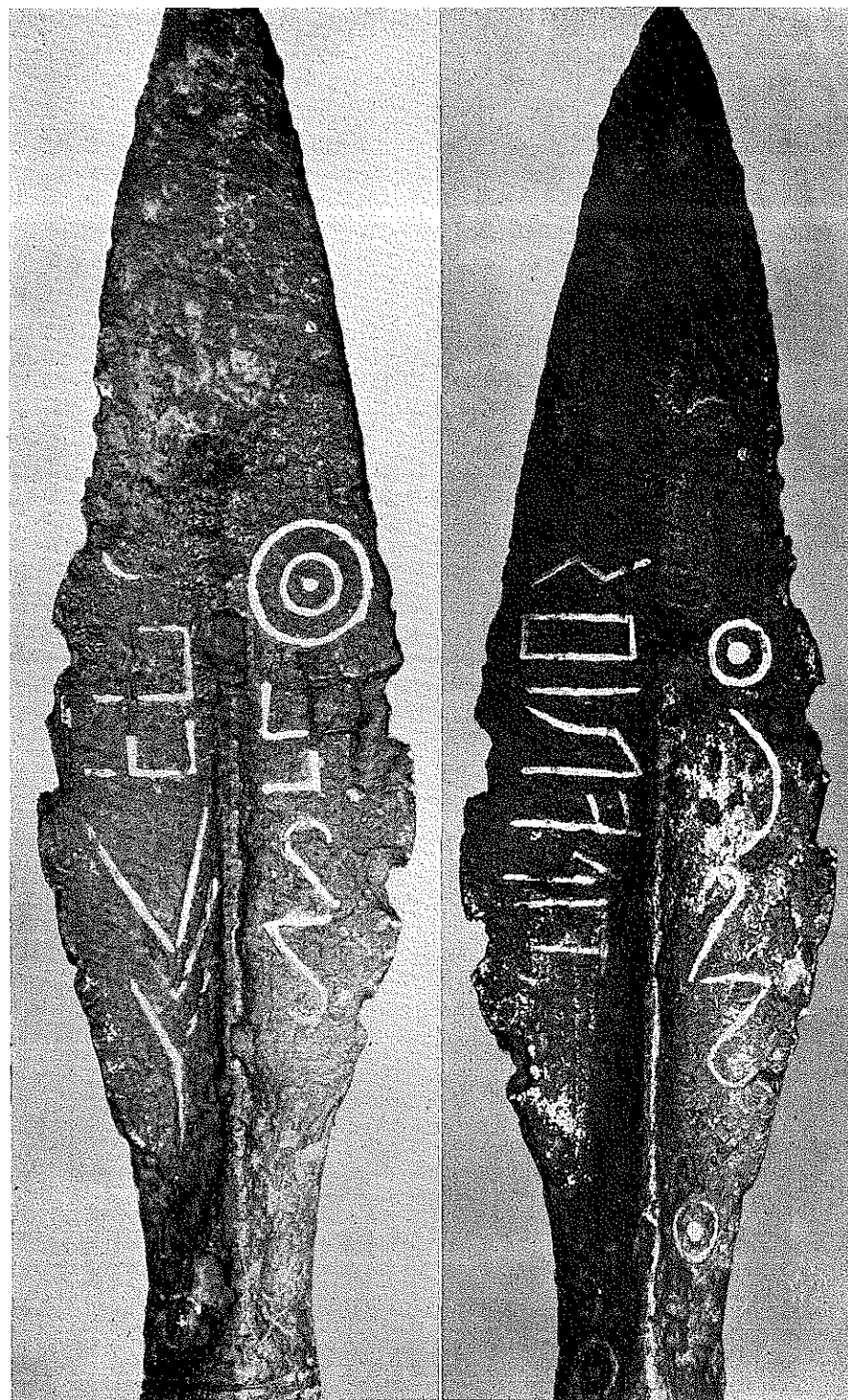


Abbildung 3 (rechts nebenstehend).

ordnet. – Nach links zu, etwa über dem „Ahren“-Zeichen von II a, folgt das – vielleicht pontische – N-artige Zeichen, dessen Spiegelbild auf I b oben besprochen wurde. – Links davon ungefähr oberhalb des doppelt geknickten Hakenkreuzes von II a – befindet sich ein zweites Hakenkreuz, diesmal jedoch mit einfach geknickten Armen. – Den Beschluß nach links zu macht auf dieser Fläche ein Doppelfreis mit Punktmitte.

Von all diesen Sinnzeichen ist das Hakenkreuz das einzige, das sich mit einiger Wahrscheinlichkeit deuten läßt, nämlich als Sinnbild der in Drehung gedachten Sonne. Es scheint auf altgermanischem Boden zur Völkerwanderungszeit die lichte Welt der Götter zu versinnbildlichen, in die der Krieger nach seinem Tod einzugehen hoffte.

4. Die Lesung der Runeninschrift.

Eine genaue Prüfung des Originals ergibt mit einem sehr hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, man kann fast behaupten mit Sicherheit, folgende Lesung:

ᚧᚱᚱᚱᚱᚱᚱ

Die Inschrift ist von rechts nach links zu lesen, wie vor allem die Richtung der 3.-5. Rune erweist. Wir haben aus diesem Grunde auch die drei Reihen von Sinnbildern in der Richtung von rechts nach links besprochen.

N. 1 (Höhe 6 mm) besteht aus einem senkrechten Stab, über dessen Spitze hinweg eine waagerechte Linie läuft, die sich nach links zu weiter (3 mm) von dem Stabe entfernt als nach rechts (2 mm) zu. Im linken Teil des Balkens befindet sich nur noch wenig Silber. Schon Wimmer war geneigt, dies Zeichen als t zu deuten, wenngleich er auch mit der Annahme eines symbolischen Zeichens ohne Lautwert rechnete. Die Lesung t hat sich dann im allgemeinen durchgesetzt; nur Marstrand erblüht darin ein ähnliches symbolisches Zeichen; doch sind die von ihm neu gelesenen Seitenstriche auf dem Original nicht zu erkennen. Da aber sowohl auf dem ebenfalls gotischen Speerblatt von Dahmsdorf-Wüncheberg wie auf dem um rund 400 Jahre jüngeren alamannischen Speerblatt von Wurmlingen und auf dem ebenfalls alamannischen Sag von Steindorf unmittelbar vor der ersten Rune der Inschrift ein Begriffszeichen in völlig gleicher Technik angebracht ist¹⁾, so ist die Möglichkeit, daß auch das erste Zeichen von Kowel keine Rune, sondern nur ein Begriffszeichen ist, nicht ausgeschlossen; zumal dies Zeichen keine genaue Entsprechung in der sonstigen runischen Überlieferung besitzt. Es könnte beispielsweise ein vereinfachtes Hammerzeichen sein. Immerhin neige ich mehr zu der Annahme einer t-Rune. Die weitere Erstreckung des waagerechten Balkens nach links als nach rechts mag leicht versehentlich und daher bedeutungslos sein. Eine t-Rune mit waagerechtem Balken (statt gewöhnlichem ᚦ) findet sich noch in der nicht sicher zu deutenden Mittelinnschrift 1TA utl auf dem Brakteaten (Stephens Nr. 28) von Overhornbaek, Nordjütland (um 500²⁾). Man hat gelegentlich gemeint, in der Form der t-Rune mit waagerechtem Balken läge eine hohe Altertümlichkeit vor, indem diese t-Form der Quelle dieser Rune, dem lateinischen T, noch völlig gliche, während die sonst übliche Form der t-Rune ᚦ eine durch das Ritzen zunächst in Holz technisch bedingte Entwicklung darstelle. Seit sich aber unter den gut norditalischen Buchstaben der etruskischen Inschrift auf einer Bronzekanne aus Castaneda (unweit Bellinzona, aber noch zum Kanton Graubünden gehörig), die mit aller Sicherheit dem 4. Jh. v. Zv. angehört, dreimal der Buchstabe ᚦ = t gefunden hat³⁾, haben wir das Recht, die Rune ᚦ nicht aus dem lateinischen T, sondern aus dem völlig gleichgeformten norditalischen Buchstaben ᚦ t herzuleiten: Das norditalische Musteralphabet der Runen muß eben eine deutliche Prägung von ungefähr – nicht genau – der Art der Buchstabenformen von Castaneda besessen haben, während in den bisher bekannt gewordenen Spielarten der norditalischen Alphabetgruppe der Buchstabe für t stets die Gestalt X aufwies. Wenn aber die Runenform ᚦ ursprünglich, nicht erst innerhalb der Runenschrift entwickelt ist, dann ist die t-Form von Kowel

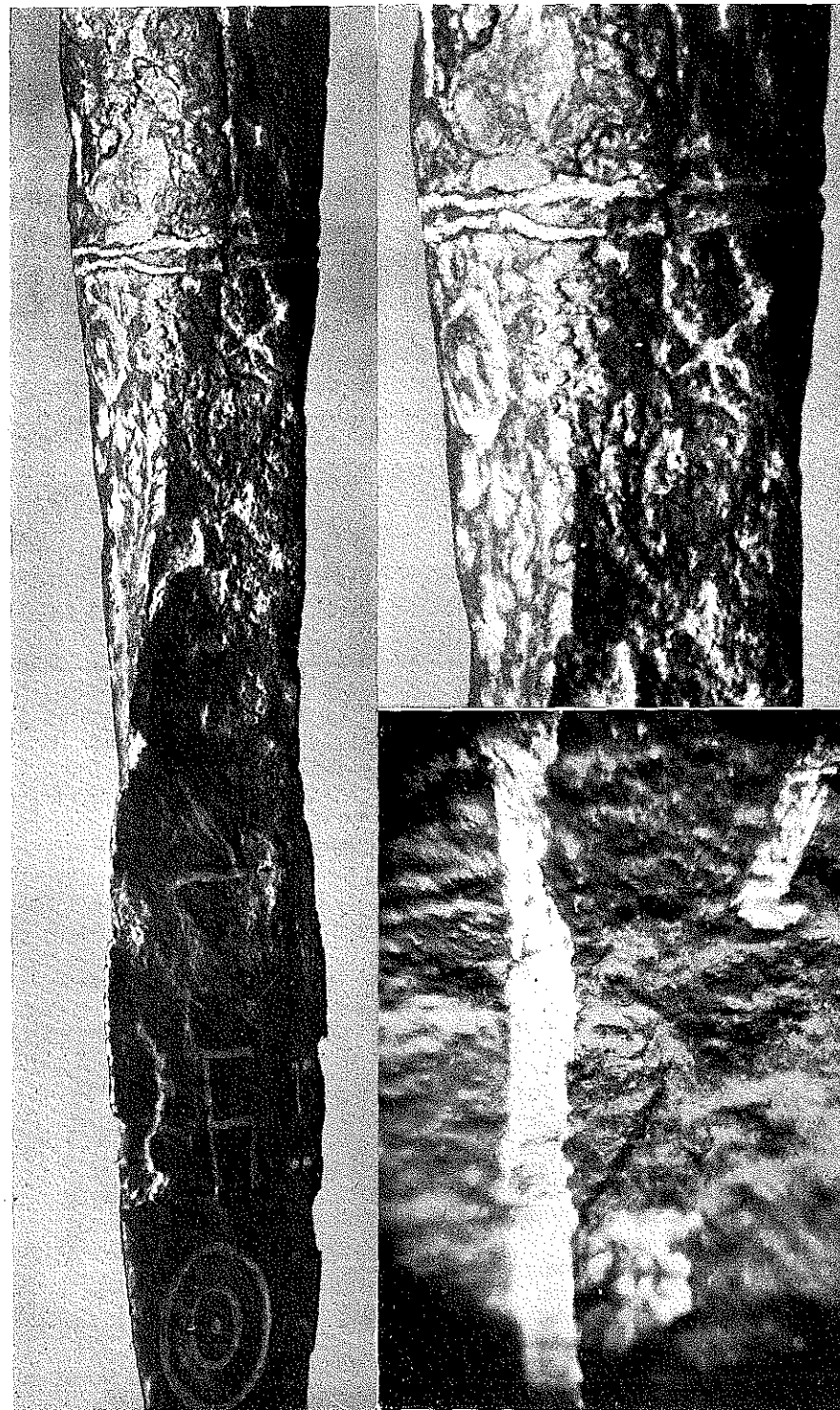


Abbildung 4 (rechts nebenstehend).

(und Overnhornbaek) nicht mehr als eine besondere Altertümlichkeit zu werten, sondern als eine rein individuelle Spielart, indem umgekehrt das Siebeldach der normalen *t*-Runa \uparrow gleichsam geradegebogen ist. Die gleiche Erscheinung der Geraderichtung einer ursprünglich gebrochenen Linie beobachten wir bei R. 7 (s. u.) und in gewissem Grade auch bei R. 4.

Ann. 1. Eine andere, mir weniger wahrscheinliche Erklärung wäre die, bei der *t*-Runa von Kowel sekundäre Beeinflussung durch das lateinische T anzunehmen; eine solche Annahme setzte freilich voraus, daß der Verfertiger der Inschrift bereits mit der lateinischen Schrift in Berührung gekommen wäre; das aber wäre wiederum nur dann möglich, wenn der Speer einem gotischen Rückwanderer aus dem Pontusgebiet angehörte, was zeitlich wahrscheinlich ist (s. u. S. 462).

Da einige Erklärer der Koweler Inschrift mit einer Lesung *ela-* oder *ewa-* am Anfang rechnen, so sei hier ausdrücklich festgestellt, daß das erste Zeichen keinesfalls mit dem zweiten (i) so zusammenhängt, daß dafür eine einzige Runa Πe zu lesen wäre: Der waagerechte Strich von R. 1 ist nach links von der Spitze der R. 2 (i) durch eine schmale, aber völlig deutliche Brücke getrennt, wie schon Henning seinerzeit mit vollem Recht festgestellt hatte. Auch ein technisches Versehen des Runenmeisters kommt hier nicht in Frage, da ein solches Versehen eben zu auffällig gewesen wäre und ja sehr leicht hätte ausgebessert werden können.

R. 2 (Höhe 7 mm) ist eine deutliche *i*-Runa. Die Seitenstriche, die Marstrand an ihr zu erkennen meinte, um so eine Bänderune *ik* zu erhalten, sind nur bedeutungslose Schrammen, wie es derer viele auf dem Speerblatt gibt.

R. 3 (Tafel 4 rechts unten) (Höhe 10 mm) ist als *l*-Runa aufzufassen, wie es schon Wimmer 1875 tat. Der Zweig wurzelt etwas höher als die Spitze des Hauptstabes. Da zumal Marstrand bei dieser Runa eine in wesentlichen Punkten neue Lesung (auf Grundlage der alten Photographien und des Berliner Abgusses) geben zu können vermeinte, möchte ich im folgenden die Beschreibung des Originals nach dem Protokoll vom 23. 8. 1941 geben: „Zwischen Stabspitze und Zweigwurzel ist keine Kille erkennbar. Die von M. beobachtete punktförmige Vertiefung oberhalb der Stabspitze ist zufällig, nicht das ursprüngliche Stabende. Der taufsierte Teil des *l*-Zweiges hat keine unmittelbare Verlängerung (nach links unten). An das (untere) Silberende stößt eine sehr flache Absplitterung in der eisernen Oberfläche. Unterhalb der Absplitterung folgt eine Kille, die an sich die Fortsetzung des *l*-Zweiges sein könnte; sie reicht bis an den Stab der *a*-Runa heran. Sie ist aber so tief, daß sie eigentlich auch in der erwähnten Absplitterung noch sichtbar sein müßte. Der einzelne Silberstumpf liegt unmittelbar unterhalb der genannten Kille.“ Es ist demnach unwahrscheinlich, daß der Zweig von R. 3 sich noch ein gut Stück weiter, womöglich bis an den Stab der folgenden *a*-Runa hin, ausdehnte, und ausgeschossen, daß jener vereinzelt wohl zufällig abgesprengte Silberstumpf rechts neben dem Stab der *a*-Runa zu dem Seitenzweig der R. 3 gehörte. Bei einer *w*-Runa wäre im übrigen der Seitenzweig gewiß stärker gewölbt oder sogar gebuckelt, und der Vorschlag Marstrands, R. 3-4 als Bänderune \mathcal{H} *ha* zu lesen, erscheint unannehmbar, schon deswegen, weil in solchem Fall der rechte Stab im ganzen tiefer säße als der linke und der Querstrich ein Stück oberhalb der rechten Stabspitze wurzelte. So bleibt allein die Lesung als Πl , ganz gleich, wie man die ursprüngliche Länge des Zweiges annimmt.

R. 4-6 (Höhe 10,5; 10; 9 mm) unbestritten *ari*. Die Zweige der *a*-Runa sind – im Gegensatz zu dem der vorhergehenden *l*-Runa – nur schwach geneigt. – Der Fuß der *r*-Runa ist, wie in vielen Runeninschriften, z. B. auch auf dem Speer von Dahmsdorf-Müncheberg, nur sehr schwach abgewinkelt.

R. 7 (Höhe 9 mm) hat die Form eines etwas ungenau gezogenen hochstehenden Rechtecks. Wimmer und die meisten späteren Forscher sahen darin eine besondere Gestalt der *d*-Runa \mathcal{M} , gewiß mit Recht. Aber auch hierfür gilt das gleiche wie für die *t*-Runa von Kowel, daß nämlich die Einbnung der gebrochenen Linie nicht eine besondere Altertümlichkeit dieser Koweler Form darstellt, sondern lediglich einen individuellen Zug eben dieser Inschrift, die eine Vorliebe für waagerechte Linien hat. Wie schon Wimmer erkannte, verhält sich die *d*-Runa von Kowel \square zu der normalen Form \mathcal{M} ähnlich wie die seltene Form der *e*-Runa Π zu der meist verbreiteten Form \mathcal{M} .

Ann. 2. Die *d*-Runa \mathcal{M} leite ich jetzt nicht mehr aus dem lateinischen D ab, sondern aus dem gleichgeformten norditalischen Buchstaben für einen nicht genau zu bestimmenden Zischlaut (S). Man muß also annehmen, daß das norditalische Vorbild der Runen wohl schon das lateinische B, noch nicht aber das D enthielt, so daß der Schöpfer des Runen-Zucharts zur Bezeichnung des germanischen Reibelautes *s* (der Verschlusslaut *d* war damals, gegen Ende des 2. Jhd. v. Zm., wohl erst in der Verbindung mit vorangehendem Nasal vorhanden) den phonetisch wenigstens entfernt verwandten Zischlaut *s* des norditalischen Alphabets benutzte. Diese Wahl wurde gewiß begünstigt durch ein altgermanisches Begleitzeichen von ziemlich der gleichen Form wie die der nachmaligen *d*-Runa. Dieses Zeichen findet sich z. B. auf einem Urnenscherben von Nosowiz (Schlesien) sowie, vermehrt um je einen Widerhaken an vier Ecken, auf dem Funden von Kowel, Dahmsdorf-Müncheberg und Nosowadon nah verwandten Speerblatt von Wolsburg bei Breschen.

Ann. 3. Schnippel, Holtshausen und von neuere Forscher Nenz (Die einheim. Runendnm. des Festlandes, S. 29 ff.) und Agrell (Die Herkunft der Runenschrift, Lund 1938, S. 22) halten das Zeichen \square von Kowel für eine *h*-Runa. Das ist graphisch unwahrscheinlich, selbst wenn man die *h*-Runa aus dem lateinischen D herleitet: Die übliche Runentechnik konnte das lateinische D bei eckiger Formung nur zu \mathcal{h} umgestalten: Von dem Koweler Zeichen \square führt keine Brücke zu der normalen Runenform \mathcal{h} . – Es scheint im übrigen möglich, die *h*-Runa unmittelbar aus einem besonderen norditalischen Buchstaben herzuleiten, der dort freilich nicht einen, sondern 2-3 Buchst. aufweist, aber eine ähnliche oder sogar gleiche Lautgattung wie die *h*-Runa besessen zu haben scheint; vgl. Whitnough, *Prac-Italic Dialects in Italy II*, S. 41 und 42; 507-509 und Althelm in „Die Welt als Geschichte“ III (1937), S. 114 f.

Wohl wäre eine Lautverbindung *hs* phonetisch genauer als *-ds* (= *-des*), da der Reibelaut vor dem stimmlosen *s* selbst seinen Stimmton verlieren mußte, und zwar automatisch mit der Synkope des ursprünglich zwischen beiden Lauten stehenden *-a-*. Aber die Schreibung *-ds* erklärt sich leicht durch unwillkürliche Assoziation an den stimmhaften Ausgang anderer Formen der gleichen Bedeutungskategorie *rid-* bzw. *red-*.

Ann. 4. Abzuleiten ist die Lesung der R. 7 von Kowel als *ng* (J. Lindquist, Marstrand): Die *ng*-Runa hat ursprünglich die Form eines kleinen Kreises oder kleinen Quadrates. Die allmählich sich geltend machende Neigung, sämtlichen Runenzeichen die gleiche Höhe zu verleihen, wirkt sich bei der *ng*-Runa so aus, daß der kleine Kreis bzw. das kleine Quadrat oben hängt und durch einen senkrechten Stab in voller Höhe mit der Basis verbunden ist; so auf dem Brakteaten von Grumpan, dem norwegischen Stein von Tanem, der Schnalle von Szabadbaltgán und dem Bronzefigürchen von Rang (vgl. B. Krause, *Runeninschriften* S. 434 f.; 591 Ann. d; 640 f. und Danmarks Runenskrifter ved E. Jacobsen og E. Moltke, Atlas, 1941, Abb. 471).

R. 8 (Höhe 9,5 mm) ist eine normale breiteilige *s*-Runa.

Auf Grund all dieser Beobachtungen ergibt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit eine Umschrift der Gesamtinschrift als *tilarids*.

Weniger wahrscheinlich sind nach dem oben Gesagten die Umschreibungen *tilariþs*, *ilarids*, *ilaripþs*. Alle übrigen Umschreibungen erscheinen unmöglich.

5. Die Deutung der Runeninschrift.

Einstimmigkeit herrscht darüber, daß die Inschrift *tilarids* als ein einziges Wort aufzufassen ist.

Während aber der erste Bestandteil *tila* - eindeutig und unbestritten mit got. *ga-tilon* „erzielen“, altnord. *til* Präposition „zu“, angelsächs. *til* Adjektiv „tüchtig, gut“, deutsch Ziel usw. verwandt ist, bieten sich für *-rids* (entsprechend für das weniger wahrscheinliche *-riþs*, s. o.) zunächst zwei Erklärungsmöglichkeiten: 1) Nomen agentis zu germ. *ridan* „reiten“, ein Verb, das in dem uns bekannten gotischen Sprachschatz gewiß nur zufällig fehlt, 2) zu germ. *rēdan* (in allen germanischen Sprachen bezeugt, deutsch *raten*) „raten, bestimmen, sich entschließen“ unter Annahme eines Übergangs von urgerm. *rē* zu *i*, wie er uns teilweise aus Wulfilas Bibelübersetzung, aber auch von dem Worte *Gutani* (für *Gutans* „der Goten“) der gotischen Runeninschrift auf dem Goldring von Pietrovaßa wohl bekannt ist. Wir haben nicht den mindesten Grund, das Eintreten dieses Übergangs schon für die der gotischen Bibelübersetzung und der Ringinschrift um rund anderthalb bis zwei Jahrhunderte vorausliegende Zeit der Inschrift von Kowel abzustreiten.

Es ist naheliegend, daß man zunächst die zuerstgenannte Möglichkeit erwog, so daß z. B. Henning *tilarids* mit „der tüchtige Reiter“ übersetzte, worin er einen Personennamen erblickte. Demgegenüber erwogen schon O. Bremer (bei Jörfemann, Altdtsch. Namenbuch I² Sp. 1203 ff.) und E. Bugge (*Norges Indskr. I*, 15) die Möglichkeit, *-rids* aus älterem *-rēds* zu erklären, und verwiesen auf die zahlreichen altgermanischen Personennamen auf got. *-rēþs*,

agf. -red, abh. -rät. Ja, Bugge konnte sogar einen dem Tilarids (im Sinne von Tilarēds) etymologisch genau entsprechenden angelsächsischen Namen Tilred ins Treffen führen.

Setzen wir also Tilarids als Personennamen und zwar den Namen des Besitzers oder den des Rutenmeisters, so läßt sich eine Entscheidung, ob wir den zweiten Bestandteil zu ridan „reiten“ oder zu redan „raten“ zu stellen haben, nicht wohl herbeiführen.

Nun aber machte D. v. Griesen (Nö-stenen i Bohuslän [1924] S. 128) den Vorschlag, sowohl tilarids („der zum Ziele geht“) auf dem Speer von Kowel wie ranja („der in die Flucht schlägt“) auf dem Speer von Dahmsdorf-Müncheberg und ranija (Erprober) auf dem Speer von Övre Stabu – sämtlich ungefähr dem gleichen Zeitabschnitt zugehörig – als Waffennamen zu erklären. Dieser Auffassung schloß ich mich (Hirt-Festschrift [1936] II, 568) grundsätzlich an und fügte diesen drei Inschriften noch die auf dem Speer von Mos (Gotland) zu, die ich geneigt war, als ga ois „Brüller, Töner“ zu erklären. Im einzelnen faßte ich tilarids im Sinn von tilarēds „Angreifer“ auf und ranja als „Anrenner“ (vgl. auch meine „Runeninschriften im alt. Futhark Nr. 8–11“).

Durch diese v. Griesenschen bzw. meine Deutungen erhalten wir also eine einheitliche Auffassung aller vier vollständig erhaltenen Speerblattinschriften der Völkerwanderungszeit, während sich Tilarids als Personennamen von den Inschriften der übrigen drei Speerblätter absondern würde.

Anm. 5. Die fragmentarische Inschrift -r l u s auf dem ebenfalls ostgermanischen Speerblatt von Rozwadów in Ostgalizien ist dunkel. Die Deutung durch H. Amg (Die einheim. Runen Denkmäler des Festlandes S. 421 ff.) erscheint mir völlig abwegig; vgl. meine Bemerkungen Anz. f. dtsch. Altertum 59 (1940), S. 48.

Eine derartige magisch-poetische Benennung des Speeres entspricht durchaus altgermanischer Auffassung vom Wesen der Waffe, die ihrem Besitzer nicht als totes Instrument galt, sondern als ein Wesen voll eigenen, geheimen Lebens und daher als ein guter und zuverlässiger Kamerad in Streit und Gefahr. Die Anbringung von Runen und anderen Begriffszeichen sollte geheime Kräfte in der Waffe wecken und sie zum Kampf gleichsam aufmuntern und befähigen.

Es bleibt noch zu erwägen, ob wir bei der Annahme eines Waffennamens den zweiten Bestandteil -rids lieber mit ridan oder mit redan verknüpfen möchten – ein Zwiespalt, den wir bei der Auffassung als Personennamen ja nicht entscheiden konnten.

Amg (a. a. O. 41) kommt nach langem Schwanken zu dem Ergebnis, tilarids (wie er liest, f. o.) mit „Anreiter, Angreifer“ zu übersetzen. Es fragt sich aber, ob „Anreiter“ als Bezeichnung eines Speeres paßt. Ich meine, nein; denn der Speer hat in seiner Bewegung beim Anflug nichts, was man bildlich als „anreiten“ wiedergeben könnte. Allenfalls könnte man die Lage des Speeres in der Hand des ihn Schleudernden mit einem Ritt vergleichen; aber dazu stimmte nicht der erste Bestandteil tila- „zum Ziele hin“. So lange der Speer noch in der Faust des Kriegers liegt, stürmt er noch nicht auf das Ziel los, sondern erst dann, wenn er durch die Luft saust; dann aber paßt wiederum das Bild des Reiters nicht.

D. v. Griesen (Nö-stenen 128) übersetzt tilarids mit „som g r till malet“ („der zum Ziel geht“) muß also annehmen, daß ridan zur Zeit der Kowel-Inschrift noch eine ältere Bedeutung „gehen, sich bewegen“ haben konnte. Nun ist nicht zu bezweifeln, daß germ. ridan von Haus aus noch nicht auf die enge Bedeutung „reiten“ eingeschränkt war, vielmehr eine allgemeinere Bedeutung, etwa „sich schwingen“ oder ähnlich, besaß; vgl. altir. riadaim „ich fahre“. Die germanischen Sprachen selbst zeigen diese ältere Bedeutung noch deutlich; vgl. etwa deutsch bereit. Ja, im Altnordischen, das ja in den ältesten Zeiten dem Gotischen sehr nahe stand, wird das zu rida „reiten“ gehörige Kaufativ reida in der Bedeutung „schwingen“ gerade von Waffen gebraucht. Das scheint nun auf den ersten Blick für die Verbindung von tilarids mit ridan zu sprechen. Aber es zeigt sich, daß im Altnordischen der Ausdruck reida „schwingen“ zwar häufig von der Art und einmal von einer Peitsche gebraucht wird (vgl. Cleasby-Björkfässon, f. v. reida Bedeut. 4), niemals aber vom Speere: Die mehr gerade Bewegung des Speeres scheint also nicht wohl mit dem Kaufativ reida bezeichnet werden zu können, im Gegensatz zu der wirbelnden Bewegung der Art und der Peitsche.

Setzen wir dagegen tilarids als zu redan gehörig, so entstehen keinerlei sachliche Bedenken. Vielmehr findet sich wiederum im Altnordischen gerade die Verbindung des dem -rēds entsprechenden Verbs rēda mit der Präposition til in der Bedeutung „einen Anschlag auf jemand machen“; dazu das Nomen actionis tilrædi Nr. „Anschlag, Angriff“. Ein – freilich nicht bezugtes – Nomen agentis würde dazu im Altnordischen tilrædr heißen und genau unserem tilarids (und dem schon erwähnten angelsächsischen Personennamen Tilred) entsprechen. Die Bedeutung von tilarids in diesem Sinne wäre also „der einen Anschlag macht auf jemand“, „Angreifer“, was vorzüglich zur Bezeichnung eines Speeres stimmt, der ja eine ausgesprochene Angriffswaffe ist. Daß daneben angelsächsisch Tilred nicht als Waffe-, sondern als Personennamen vorkommt, ist natürlich kein Hinderungsgrund für unsere Annahme, entspricht vielmehr durchaus dem Kriegerethos des Germanen, für den Mann und Waffe eng zusammen gehörten und in gewisser Hinsicht eines Wesens waren. Da ich auf der anderen Seite keinen einzigen Grund sehe, der gegen die Auffassung tilarids = tilarēds spräche, so tun wir mithin am besten, dies Wort etymologisch mit „Zielrat“ zu übersetzen und darin eine Bezeichnung des Speeres als „Angreifer“ zu erkennen, wobei „Angreifer“ freilich nur eine matte Wiedergabe ist.

Anm. 6. Die unwahrscheinlichere Fassung tilarids (f. o.) würde etymologisch einem altnord. *tilrædr entsprechen, das sowohl als Appellativum („von bösem Rat, tückisch“) wie als Beiname vorkommt. Es würde auf dem Speer von Kowel am ehesten den Rutenmeister bezeichnen; man vergleiche andere Selbstbenennungen des Rutenmeisters wie farauisa „der Gefährliche Wissende“ auf dem Brakteaten Nr. 57 (Stephens) von Seeland und wilaga R „der Kluge“ auf dem Amulett von Sköten.

6. Eine o-Rune?

Sämtliche Begriffszeichen und Runen, die wir bisher behandelt haben, waren seit der ersten Entdeckung des Speerblattes bekannt und auf ihre Bedeutung hin untersucht. Dagegen fiel uns bei unserer Untersuchung des Originals eine weitere Abguss auf, die uns beabsichtigt schien, von allen bisherigen Erklärern jedoch unbeachtet geblieben ist.

Das fragliche Zeichen befindet sich auf der Symbolseite (II), und zwar auf der Fläche oberhalb der Mittelrippe (b) am äußersten rechten Rande zwischen dem Punktfreis und der vorderen Ringgruppe der Tülle (Tafel 4).

Man erkennt zunächst – übrigens auch schon auf der Photographie von 1876 und auf dem alten Berliner Gipsabguss – rechts neben dem erwähnten Punktfreis zwei sich schräg kreuzende Linien, die in ihrer Schärfe durchaus den Eindruck einer beabsichtigten Abguss erwecken. Zwar fehlt jede Spur von Silbereinlage, die entweder nie vorhanden war oder aber leicht völlig ausgesprungen sein kann, zumal auch der erwähnte Punktfreis nur noch ganz wenige Silberreste enthält. Die oberen Arme dieses Schrägkreuzes sind ein wenig kürzer als die unteren. Über diesem Kreuz erkennt man zwei dicht übereinanderliegende Winkel mit dem Scheitelpunkt nach oben, von denen der obere spitzer und schärfer geschnitten erscheint als der untere. Man möchte den einen dieser beiden Winkel für die Dachlinie einer o-Rune halten, ohne daß wir eine sichere Entscheidung wagen. Die Höhe der o-Rune entspricht ungefähr der des benachbarten Punktfreises, liegt aber noch unter der Höhe der t-Rune, die ihrerseits die niedrigste Rune der Hauptinschrift ist. Auch diese etwaige o-Rune ist auf meine Bitte hin von Professor J. Velpke eingehend untersucht worden, und er schreibt mir dazu unter dem 8. 3. 1941: „Ich halte die fraglichen Linien ganz unbedingt für planmäßig hergestellt und mit größter Wahrscheinlichkeit für eine o-Rune“. Nach den Photos schien es mir nicht so, aber von dem Augenblick an, wo ich sie im Original gesehen habe, war es mir nicht zweifelhaft. Nach einer Silberspur in den Vertiefungen habe ich freilich auch vergeblich gefahndet. Aber das besagt nicht viel: 1. ist die Stelle ziemlich exponiert, und 2. zeigt der Punktfreis neben dem fraglichen Zeichen auch kaum noch Spuren von Silber, ebenso wie der doppelte Ring auf der anderen Seite (schäferwärts) des Zeichens, unterhalb der Spalte, die ihn zerteilt und sich als Riß bis in den Kopf des o-R fortsetzt. – Wegen dieses Risses ist es schwer, den Runenkopf in seiner ursprünglichen Gestalt zu erkennen. Ich bin eher geneigt, die

„scharfer gewinkelte Schramme“ für den richtigen Hüt zu halten; denn die „abgerundete“ (übrigens kaum gerundete), sehr fein geritzte Linie“ liegt in der Bahn des genannten Risses. Beide Linien, die gewinkelte und die ganz leicht gebogene, berühren sich so nahe, daß allem Anschein nach ein kleines Stück der Oberfläche beiden herausgesprungen ist. An der Art der Vertiefung kann man infolgedessen nicht mehr erkennen, wo die ursprüngliche Runenlinie verlief. Wenn ich trotzdem die obere, gewinkelte (übrigens an der Spitze auch ein wenig gerundete) Linie für die Runenlinie halte, so deswegen, weil 1. diese Linie viel schwerer als Schramme zu erklären ist (wegen ihres Verlaufs) als die untere (die, wie gesagt, die Fortsetzung des Risses vom Schaftende her bildet), 2. weil sie allein so tief ist, wie die sich kreuzenden „Beine“ der Rune und 3. weil sie mir doch ein ganz klein wenig glatter zu sein scheint. Wenn man ganz sicher gehen will, kann man sagen, einwandfrei sind von dem Zeichen nur die „Beine“, also ein Andreaskreuz da, aber ich zweifle nicht daran, daß es ein \mathfrak{X} ist.“

Über die Bedeutung dieser etwaigen \mathfrak{o} -Rune kann kein Zweifel bestehen: Sie ist als Begriffs-rune, also im Sinne von $\mathfrak{o}\mathfrak{h}\mathfrak{a}$ „ererbter Besitz“ zu deuten. Der Besitzer des Speeres wollte also durch die Anbringung der \mathfrak{o} -Rune die kostbare Waffe als einen erbten Besitz bezeichnen. Ähnlich findet sich ein viermal ringsherum angebrachtes Zeichen von der Form der \mathfrak{o} -Rune \mathfrak{X} auf einem Schwerfeschlag aus dem Moor von Torsbjaerg in Nordfriesland (vgl. W. Krause, Runeninschriften S. 602). Nach Arnß und Krause ist auch die \mathfrak{o} -Rune im ersten Teil der Inschrift des Goldringes von Pietroassa als Begriffs-rune aufzufassen: $\mathfrak{g}\mathfrak{u}\mathfrak{t}\mathfrak{a}\mathfrak{n}\mathfrak{i}\mathfrak{o}$ „Der Gotes Erbbesitz“ (Runeninschriften S. 592 f.; Arnß, Die einheim. Runendekm. S. 52 ff.).

Anm. 7. Die Voraussetzung dieser Deutung der \mathfrak{o} -Rune ist allerdings, daß das Wort $\mathfrak{o}\mathfrak{h}\mathfrak{a}$ zur Zeit der genannten Runendekm. die Bedeutung „ererbter Besitz“ wirklich hatte. Im Gegensatz zu D. Behaghel, $\mathfrak{o}\mathfrak{h}\mathfrak{a}$ (Eig., Ber. der Bayer. Ak. d. Wissensch. phil.-hist. Abt. 1935, Heft 8), der „Heimat“ für die Grundbedeutung des Wortes hält, schien mir (Hist. Zeitschr. Bd. 154, S. 323 f.) „was alt überkommen ist“ die älteste Bedeutung von $\mathfrak{o}\mathfrak{h}\mathfrak{a}$ zu sein, und zwar in konkreterem Sinn als das wurzelverwandte $\mathfrak{o}\mathfrak{h}\mathfrak{a}$.

7. Zeitstellung und Stammeszugehörigkeit.

Die wissenschaftlichen Grundlagen zur Zeitbestimmung der silbertauschierten Speerspitzen hat G. Kossinna in seiner Abhandlung „Verzierte Eisenlanzen spitzen als Kennzeichen der Ostgermanen“ (Zeitschr. f. Ethnologie 1905, S. 369 ff.) gelegt. Er stellt darin fest, daß sämtliche Speerspitzen derjenigen Art, zu der u. a. Kowel und Dahmsdorf-Müncheberg gehören, dem 2.-4. Jahrhundert n. Zm. zuzurechnen sind. Da nun ein so hervorragender Kenner der germanischen Altertümer wie H. Egeth (Norges Indskrifter med de aeldre Runer III, S. 19f.) die Speerspitzen von Kowel und Dahmsdorf-Müncheberg der gleichen Zeitperiode zuweist wie die ältesten Moorfunde (vor allem Vi) sowie die Grabfunde von Sore Stabu und Frøilov, diese letzteren aber ebenfalls nach Egeth gegen Ende des 2. Jhs. n. Zm. oder rund um 200 anzusetzen seien, so möchten Arnß und Zeiß (Die einheim. Runendekm. S. 23 f.) auch die Speerspitze von Kowel der Zeit gegen oder um 200 n. Zm. zuerkennen.

Als Besitzer des Speeres von Kowel kommt, wie die Sprachform des Wortes $\mathfrak{u}\mathfrak{l}\mathfrak{a}\mathfrak{r}\mathfrak{i}\mathfrak{s}$ mit dem auslautenden \mathfrak{s} erweist, mit Sicherheit ein Ostgermane in Frage, und zwar nach Ausweis der Fundstelle (Wolhynien) am ehesten ein Gote. Wir wissen, daß die Goten im 2. Jh. n. Zm. von ihrer Zwischenheimat an der unteren Weichsel und ostwärts bis an die Passarge, ja bis in das Samland hinein in einzelnen Staffeln südsüdostwärts aufbrachen, um schließlich im Pontusgebiet eine neue Heimat zu gründen. Nach dem Zeugnis des Jordanes mußten sie bei dieser weiten Wanderung ihren Weg vor der Überschreitung eines Stromes (Dniestr?) durch ein Sumpfgebiet nehmen, womit höchstwahrscheinlich die Rositno- bzw. Priepfslümpfe in Wolhynien gemeint sind, also eben die Gegend, in der unser Speer von Kowel gefunden wurde. Die ausgewanderten Goten standen aber noch während des 3. und 4. Jahrhunderts in Verbindung mit den südlich der Ostsee verbliebenen Stammesgenossen; rückwandernde Goten

brachten allerlei Kulturgüter des Pontusgebietes auf diesem Wege zu den Ostsee germanen und weiter nach Skandinavien einerseits, Nordwestdeutschland andererseits.

Es fragt sich unter diesen Verhältnissen, ob der Speer von Kowel einem südsüdostwärts ziehenden oder einem rückwandernden Goten gehörte. Je nach der Antwort wird die Zeitbestimmung verschieden ausfallen: War es die Waffe eines die Ostseeheimat verlassenden Kriegers, so kommt noch das 2. Jahrhundert in Betracht, während im anderen Fall die Mitte des 3. Jahrhunderts – mit Spielraum nach beiden Seiten – am wahrscheinlichsten ist.

Für die Entscheidung in dieser Frage sind die Sinnzeichen des Speerblattes von Bedeutung. Es scheint (s. o. S. 454), daß mindestens das \mathfrak{N} -artige Zeichen auf südrussischen Einfluß weist. Auch das bogenförmige Zeichen auf der Fläche I b könnte auf bosporanischen Einfluß deuten, falls man in ihm den Halbmond erblicken will. Andererseits sind derartige silberverzierte Lanzenspitzen im Pontusbereich bisher noch nicht entdeckt worden. Das kann entweder lediglich auf einer Fundlücke beruhen, oder es beweist, daß die Technik der Speerspitze bei den Goten – und anderen Ostgermanen – bodenständig oder zumindest nicht von der pontischen Kultur beeinflusst war. Das hindert natürlich nicht die Verwendung pontischer Sinnzeichen. Voraussetzung ist dann freilich, daß die Goten derartige pontische Sinnzeichen bereits kennen gelernt hatten. Daher schließen die meisten Forscher, daß der Speer von Kowel einem aus dem Pontusgebiet rückwandernden Germanen angehört habe. Wenn demgegenüber Arnß (Die einheim. Runendekm. S. 23) meint, die von der Ostsee-Weichselheimat nach Südsüdost abwandernden Goten hätten noch in der Weichselgegend derartige durch Kulturströmungen nordwestwärts gelangte Zeichen kennenlernen können, so will mich eine solche Annahme unwahrscheinlich bedünken: Bei welchem Volk sollten denn die Goten auf ihrem Hinweg nach Südsüdostland solch pontisches Kulturgut angetroffen haben? Die Stadt Kowel liegt doch westlich der Priepfslümpfe. Diese samt den nordostwärts anschließenden Rositnosümpfen bildeten nach der heute meist geltenden Ansicht die Westgrenze der Urslaven, die bekanntlich auf einer außerordentlich primitiven Stufe standen, also kaum als Vermittler pontischer Sinnbilder an die Goten in Frage kommen. Das Gebiet östlich der gewaltigen Sümpfe war zur Zeit, als die Goten im 2. Jahrhundert hindurchzogen, gewiß kaum besiedelt, nachdem zuvor vermutlich Volksstämme der nachmalig baltischen Gruppe von dort der Ostsee entgegengediehen waren. Für diese urbaltischen Stämme gilt aber in kultureller Hinsicht das gleiche wie für die Urslaven: Auch sie dürfen nicht als Kulturspender den Goten gegenüber gelten.

Unter Berücksichtigung all dieser Umstände scheint es also empfehlenswert, bei der alten Annahme zu bleiben, daß der Besitzer des Speeres von Kowel ein rückwandernder Gote war. Dann aber kommt als Entstehungszeit der Ritzungen auf dem Speerblatt am ehesten die erste Hälfte oder die Mitte des 3. Jhs. in Betracht.

Sollte das Speerblatt wirklich auch eine \mathfrak{o} -Rune als Eigentums-marke enthalten (s. o. S. 461), so könnte dieser Umstand ebenfalls dafür sprechen, daß der Speer einem rückwandernden Goten gehörte: Da nämlich ein oder zwei der auf dem Blatt angebrachten Sinnzeichen auf pontischen Ursprung weisen, die \mathfrak{o} -Rune aber erbten Besitz ausdrückt, so müßte der Speer bereits ein Erbstück aus dem Besitz eines Goten im Pontusgebiet darstellen. Negativ ausgedrückt: Wenn der Speer mit den pontischen Sinnzeichen ein Erbstück ($\mathfrak{o}\mathfrak{h}\mathfrak{a}$) im Besitz eines durch Wolhynien südsüdostwärts ziehenden Goten gewesen wäre, dann wären eben jene pontischen Zeichen auf einer Waffe, die rund um eine Generation älter sein müßte als der Ostzug durch Wolhynien, unerklärbar.

Anm. 8. Keine Entscheidung in der oben behandelten Frage vermag die Tatsache zu geben, daß sich Runen auf dem Speerblatt von Kowel befinden: Da die Runenschrift aller Wahrscheinlichkeit nach rund um 100 v. Zm. unter Einwirkung der norditalischen Buchstaben des Alpengebietes am äußersten Südrande der germanischen Welt entstanden und von dort auf einem westlichen Wege rheinwärts und weiter über Nordwestdeutschland und Jütland bis nach Skandinavien vorgedrungen ist, so könnten die Goten schon vor ihrer Ankunft im Pontusgebiet die Runen besessen haben. Andererseits muß man mit der Möglichkeit rechnen, daß die Runen von ihrem südlichen Ursprungsgebiet auf zwei Wegen nach Skandinavien gelangt sind, nämlich außer dem eben erwähnten Westweg auf einem Ostweg, etwa donauabwärts zu ostgermanischen Stämmen, Skiren oder Bastaven, die schon vor den Goten nach Südosteuropa ausgewandert waren. Diese hätten dann die Kenntnis der Runen den nachfolgenden Goten vermittelt. In solchem Fall könnten die Runen von Kowel, Dahmsdorf-Müncheberg (Mark), Ros (Gotland), Rozwadów (Polen) und Pietroassa

(Rumänien) von Südosten her durch rückwandernde Goten verbreitet sein. In dieser Frage hat die Runenforschung noch eine wichtige Aufgabe zu lösen. Was uns dazu vor allem fehlt, sind neue ostgermanische Runenfunde mit einer reichhaltigeren Vertretung der verschiedenen Zeichen, als sie uns bisher besichert ist. Der Fund von Rozwadów war in dieser Beziehung völlig unergiebig; die wandallischen Urnen von Sedisch und Niedersowisch sind allzu unsichere Zeugen.

8. Zusammenfassung.

Der Speer von Kowel (genauer Suszczyno, Kreis Kowel) ist höchstwahrscheinlich in der ersten Hälfte des 3. Jhs. n. Zv. im Pontusgebiet für einen vornehmen Goten angefertigt worden, später aber in den Besitz eines Erben übergegangen; darauf weist die auf der einen Seite an der Grenze von Blatt und Stille eingeritzte o-Rune (shal „ererbter Besitz“) hin, falls es sich bei diesem stark beschädigten Abzeichen wirklich um eine o-Rune handelt. Der neue Besitzer des Speeres scheint sich alsdann einem der gotischen Rückwanderungszüge an die Gestade der Ostsee angeschlossen zu haben und dabei auch durch Wolhynien gekommen zu sein. Wir wissen nicht, ob er dort auf dem Felde von Suszczyno gefallen oder den Speer sonstwie verloren oder absichtlich niedergelegt hat. Außer dem Speerblatt wurden an der Fundstelle weder andere Waffen noch irgendwelche Geräte oder sonstige Hinterlassenschaften aus dem gleichen Zeitabschnitt bemerkt. Etwa 30 Jahre nach seiner ersten Entdeckung vom Jahre 1858 war die Speerspitze in Warschau verschollen, bis sie im Herbst 1939 ebendort wieder auftauchte.

Die silbertauschierten Ritzungen auf dem Speerblatt zeigen – abgesehen von der erwähnten o-Rune – einmal verschiedene Sinnbilder oder Heilszeichen, teils germanischer, teils vielleicht pontischer Herkunft, sodann die Runeninschrift tilarids „Angreifer“ als magisch-poetische Bezeichnung des Speeres selbst, wie wir das auch von anderen Runenspeeren des gleichen Zeitraums kennen. Die Sprache dieser Inschrift ist sicher ostgermanisch, wahrscheinlich gotisch. Alle sonst vorgebrachten Lesungen oder Deutungen der Inschrift sind entweder unwahrscheinlich oder unmöglich.

¹⁾ Vgl. W. Krause, Runeninschriften im älteren Futhark (1937) S. 442 f., 652 f. und 654 f. – H. Kienig, a. a. S. 1 ff. und 418 ff. – ²⁾ W. Krause, Runeninschriften S. 615 ff. – ³⁾ Buckart und Whymough, Anz. f. Schweiz. Altertumsk. N. 8. Bd. XL (1938), S. 119 ff.; doch ist hier die Beschreibung des t-Zeichens ungenau.

Erika Kohler: Das Klöpfeln in den Alpenländern

In den abgesehenen Alpenländern ist reiches und ursprüngliches Brauchtum bis in die Gegenwart lebendig geblieben. Treue Überlieferungssträger gaben und geben es von Geschlecht zu Geschlecht und bewahren nicht nur ihren Kindern und der engeren Heimat die wurzelechten Kräfte, sondern helfen mit, daß der Strom deutschen Volkserbes in die Zukunft fließe. Die äußeren Erscheinungsformen einzelner Bräuche lassen jedoch nicht immer erkennen, daß diese einen Kern völkischer Überlieferung einschließen. So ergibt eine Betrachtung des Klöpfelns in Stans bei Schwaz in Tirol einen wertvollen Beitrag zur Erkenntnis des deutschen Brauchtums um die Jahreswende. Der vorweihnachtliche Brauch, der einst im ganzen Süden des Reiches sowie in einigen mitteldeutschen Gebieten mit zahlreichen Abwandlungen gepflegt wurde, ist in Stans noch heute voll erhalten. Er wird alle zehn Jahre an den drei letzten Donnerstagabenden vor Weihnachten geübt. Nur bei schlechter Witterung wird am Sonntagabend oder Sonntagabend geklöpelt. An der festlichen Begehung der Klöpfelnächte beteiligt sich die ganze Dorfgemeinschaft, vor allem die Jugend, die mit Freude und Spannung die Donnerstagnächte erwartet.

Die Ausführenden sind 20 bis 25 ledige und verheiratete Männer, die aus dem Ort stammen und über eine gute Stimme verfügen müssen; denn es wird im fünfstimmigen Chor gesungen. Die Sänger kommen einige Tage vor dem ersten Donnerstag zusammen, proben mit dem Leiter, der bei dem Spiel Vorsänger ist, die Lieder und bestimmen die Häuser, die von den Klöpfelern besucht werden. Es sind geräumige Bauerngaststuben, deren es am Ort zwölf gibt, und die genügend Platz für Sänger und Zuschauer bieten.

Nach Einbruch der Dunkelheit erfolgt vom Probegasthaus der Abmarsch; Stillschweigen und strenges Einhalten der Ordnung sind geboten. Dem Zuge voran gehen der Musikant und Urbal, der Sammler (Abb. 1), mit einem großen Korb auf dem Rücken und dem gepulsten Führerstab in den Händen. Die Klöpfler (Abb. 2) folgen in gemessenem Abstand, in langen, weißen, ärmellosen Übergewändern, die schwarzbefeideten Arme über der Brust gekreuzt. Der dunkle Spitzhut, die Brille und der üppige Bart geben den Gestalten altväterisches Aussehen (Abb. 3). Am Schluß des Zuges schreitet der Mesner, ebenfalls im Klöpflerkleid, das Rauchfaß schwingend, dazu im orientalischen Königsgewand Bachus, der das große Buch trägt. Zwei Ministranten als Paternenträger schließen sich an, und als letzter wandelt würdevoll der sogenannte Hohepriester mit dem Bischofsstab.

Feierlichen Schrittes ziehen die Sänger in die einzelnen Häuser ein (Abb. 4). In der Stube reichen sie sich die Hände und bilden einen Kreis (Abb. 5). Der Hohepriester, Bachus mit dem Buch und die Paternenträger treten in die Mitte (Abb. 6). Der Mesner übergibt dem Hohepriester und Vorsänger das Rauchfaß, damit er das Buch räuchere. In Ehrfurcht verneigt sich die Klöpflergar. Der Vorsänger singt nun die erste Halbstrophe des Klöpfelliedes, worauf die Sänger im fünfstimmigen Chor einfallen. Der Text, den mir der Altbürgermeister und Vorsänger der Gemeinde Stans übermittelte, lautet:

Heut ist die heilige Klöpfelnacht,
heut gehn mas mit den Bua,
A heiligs Gsangl nit veracht,
lofts auf af unsere Bruna.

Des Menscha hab's is hoia sein,
derfts uns Zeltenszoig nit raffn,
statt Reigen schneits Muasprinzn drein,
Ziböben brauchts koant z'kaufn.

Elisabeth, die alti Bas,
tuat uns a Wunda sogn,
tragt hundert Jahr an Augenglas,
muß nu a Knäblein hobn.

Hoia derf sie a jeda Bua
auf d' Weihnachtszeit recht freun,
wenns hoast bei die Menscha, Bua, fehr zua,
du muast ma'n Zelten unschneidn.

Adam durch sein Apfelbiß
tat uns an grobn Possn,
dem Teifi war ma alle gwiß,
da Himmel blieb vaschlossn.

Dst ha'n vanti bis Sebastiu
oder gar bis auf Lichtmessn,
schaugt ihn halt foa Bua nit un,
sie muß'n selber freßn.

Wenn Gott, da Herr, nit gscheita war
und tat denselben bestrafn,
so wa da Handel umasonst,
mia kuntins nimma gschaffn.

Ent Menscha wünsch ma recht viel Glück,
ds werd sie's wohl unnehma,
daß ent Gott a Hos²⁾ zuschickt,
sonst miaßts auf Sterzing kemma.

Ent Menscha¹⁾ mecht ma a wos sogn,
ds derfts ins ja nit scheltn,
hoia hats viel Zigg'n abgöbn,
ds kriegts an rarn Zelt'n.

Es geht nit grod die gmoana un,
es trifft schon a die rarn,
zu Quas derfts ds ja a nit gehn,
ds kemnts schon auf die Rarn.

Und 's Singa tun mia lassn,
und 's Gsangl tun mia bschließn,
die Menscha kuntins ins hassn,
dös tat ins a vadrießn.

Nach jeder Liedstrophe tanzen die Klöpfler im Kreis und am Liedschluß nimmt der Hohepriester die Räucherung vor, der abermals eine tiefe Verneigung der Sänger folgt. Nachdem sie mit dem Klöpfelnachspiel die Glückwünsche überbracht, singen sie gemeinsam mit über der Brust gekreuzten Armen das sogenannte Bettellied¹⁾:

D ös meine liebn Männer und Weiba,
iatz wa ma holt a amol do,
an oan Ort können mia a nit zlang bleiba,
es gab schon weit öfta was o.
Beim Dog derfn mia nit haufiera,
mia miassn grad gehn bei da Nacht,
die Herrn tuan nit als studiera,
grad wia mas den Bettlern iatz macht.

Mia hobn holt foa Haus und foan Schupfn,
bei uns is bald fehr vor da Tür,
die Kreuza, dö tuan mia vadupfn,
mia hobn sonst foan Ausgab dafür,
das Feuer kann uns nit vabrenna,
das Wasser uns a nit vatraggn,
mia miassn uns glücklich nenna,
weil 's Unglück nur andere Leut schlagt.

Die Herrn, dö sen weita schoa bsunda,
sie wolln iatz foan Bettler mea hobn,
die Keuchen²⁾ tatn sie uns vagunna,
den Bugl ja a brav dachlogn,
die Herrn, dö fahrn auf a Gutschn,
wenn mia aufr Bettelstab fahrn.
Sie wearn a die Höll obirutschn,
wenn mia in den Himml auffahrn.

D ös meine liebn Männer und Weiba,
iatz mecht ma holt a nu was frogn,
ob enfari Menscha an Bua
zum Zeltu unschneidn schoa hobn.
A Stüeckl, a zwoa, tat uns taugna,
mia hobn ja amert wolltern⁴⁾ schwarz,
da Urbal ist guat zu den Träga.
Er tragt schoa weit liaba als laar.

Mia armi bedrängti Nosleida,
mia sen holt recht gar nia verzagt,
der Himml, der isch uns stess heita,
weil's Unglück nur andere Leut schlagt.
Den Krechn, den tuan mia nit achtn,
den Beichn, den sen mas ganz feind,
denn 's Gwissh erforschn macht trachtn,
weil da Beichwater alleweil greint.

Die Menscha, dö tuan mia grad seppn,
mia bleibn schoa weit lieba alloan,
es lauft uns oft nach a ganz Tropfn,
da greisn mia holt glei nach die Stoar,
sie bleibn dann glei a weng hintn
und machn dazua a schiachs⁵⁾ Gesicht,
siereisn eana 's Hoar aus den Grintn⁶⁾
und sagn, da nuß's amol nit.

Zuletzt vollzieht der Hohepriester die dritte Räucherung, wonach das Buch zugeschlagen wird und die Bewohner die Klöpfler bewirten. Bei der letzten Aufführung fiel die sonst übliche Bewirtung weg. Als Dank und zur Stärkung wurde Schnaps gereicht (Abb. 8), während Urbal die große Korbflasche füllen ließ (Abb. 9) und die den Sängern zugedachten Gaben wie Zelten, Obst und Honig einsammelte. Dann stellte sich der Zug wieder auf und die Klöpfler zogen zum nächsten Haus, um im letzten bei fröhlicher Geselligkeit das eingeheimste Klöpfelgut zu verzehren.

Die im gegenwärtigen Erscheinungsbild der Spielhandlung offenkundig katholisch-kirchlichen Züge können den Eingeweihten nicht über das ursprüngliche Wesen des Brauchs täuschen. Das Stanser Klöpfeln ordnet sich organisch ein in das vielfältige männerbündische Brauchtum zur Weihnachts- und Faschachtszeit. Die Gestalten der Klöpfler gehören in den Kreis der bekannten Maskengruppen wie Salzburger Perchten und Imster Schemen, Tiroler Huttler und



Abbildung 1. Musikant und Sammler.

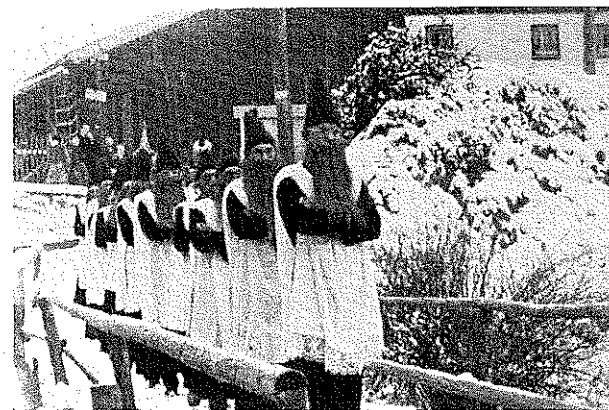


Abbildung 2. Die Klöpfler.



Abbildung 3.

Wampeler, Schweizer und schwäbische Klosen und sind wesensverwandt mit den Klöcklern. Während diese aber, wo sie noch auftreten, bis in die Gegenwart die urtümlichen Züge der überschäumenden Daseinslust und kämpferischen Wildheit bewahrten, wurden jene nach dem Einbau in den katholischen Formkreis gebändigt und schreiten nun in feierlich gemessenem Gang durch das Dorf. Ihre Zahl, die zwischen 20 und 25 schwankt, dürfte nicht altüberliefert sein. Nur angesehene Bürger der Gemeinde können Klöpfler werden, und in unseren Tagen ist sogar das ehemalige Haupt der Dorfgemeinschaft ihr Führer. Als Bischof gekleidet, reiht er sich ein in die Gruppe der Nikolaus- und Dreikönigsgealten, wie sie bei christlich umgedeuteten Weihnachtsbräuchen auftreten, und gehört mit Bachus, dem Träger des Buchs, zum Altbestand des Klöpfelbrauchs. Die Ministranten als Laternenträger und der Sammler Urbal sind dem frühen Brauch eigne Trabanten, so daß sich in Stans zumindest keine fremden Gestalten eingeschlichen haben, ist auch die Möglichkeit durchaus gegeben, daß der verbreitete Schimmel- oder Eselreiter fehlt. Ebenso entspricht der Anzug der Klöpfler dem häufig üblichen Maskengewand: der hohe Spitzhut und das weiße Überkleid, der üppige Bart und die Brille, die Gesichtsmaske ersetzend, sind wesentliche Kennzeichen alter Brauchumsgestalten.

Die Handlung selbst zeigt auch im fremden Mantel einen echten Kern, der den Zusammenhang mit dem germanischen Überlieferungsgut sichert. Ältestes Volkserbe erkennen wir in der Einheit von Wort, Weise und Bewegung. Dem Tanz ist besondere Bedeutung zuzusprechen, wenn gleich der Bewegungsstil dem veränderten Ausdruck des Brauchs angeglichen ist. Es sind langsame, in ungleichem Takt getretene Schritte; nach jeder Strophe des Klöpfelnachtlieds werden acht Takte im Sinne des Sonnenlaufs getanzt. Hinzu kommt die dreimalige Räucherung des Buchs, der die tiefe Vereinerung der Klöpfler folgt, ein Handlungsteil, dessen Kern schwer zu erschließen ist. Das Klöpfellied, das nur mit geringen Veränderungen eingangs gesungen wird, verrät, daß einstens mit dem Klöpfeln ein sogenanntes Rügegericht verbunden war, und zugleich ist der zwar eingengte Sinn des Brauchs daraus abzulesen. Die Klöpfler bringen den ehesfähigen Mädchen Glück- und Segenswünsche, sie mögen in der bevorstehenden Weihnachtszeit beim Zeltensanschnelden ihren zukünftigen Mann finden. Sie wenden sich hierbei vor allem an die klugen und tüchtigen Mädchen. Darf nämlich ein Bub den Zelten eines Mädchels anschneiden, so bekundet es damit stillschweigend seine Zuneigung. Die Klöpfler hänseln daneben die überständigen Jungfern, die kein Bub anschaut und die in die Altwiehermühle nach Sterzing gehörten. Die persönlichen Anspielungen, die ehemals in lebendiger Form vorgebracht wurden, verstand nur der mit dem Lebensgeschick seiner Dorfgemeinschaft vertraute Einheimische. Bei dem heute gleichbleibenden Liedinhalt ist das aus vier großen Holzblättern bestehende Buch in Stans zum Schaustück geworden. Im schwäbisch-alemannischen Fasnachtbrauchum hingegen enthält es jeweils peinliche Ereignisse des vergangenen Jahres in Bildern und Strophen, die von den Narren vorgelesen und gezeigt werden.

Das Stanser Klöpfeln wird erst richtig verstanden, betrachten wir verschiedene Erscheinungsformen des Brauchs, wie er in dem von West nach Ost durch die Alpen ziehenden Gürtel beheimatet oder wenigstens in der Erinnerung der älteren Leute haften geblieben ist. Am nächsten verwandt ist das Klöpfeln in Wolkenstein in Gröden. Dort beehren die verummten Burschen am liebsten die Häuser, in denen ehesfähige Mädchen wohnen, und geben geheime Vorkommnisse, Neckereien und Sticheleien preis. Ihr Glückwunschlid ist frei von der christlichen Heilsbotschaft und darum Überlieferungstreuer, aber bei den Gestalten der Klöpflergesellschaft sind die Nebenfiguren in den Vordergrund getreten. Es sind dies der Bauer und seine Alte, ein Herr und eine Dame, das Buchensteiner Mandl und Weibl und ein Narr, die die Brauchhandlung bestreiten (2).

Vorwiegend komische Züge zeigt das Klöpfeln im Unterinntal. Dort geht die in der Weihnachtszeit weitverbreitete Gestalt des Esels um. Der Anklöpfeliesel, begleitet von allerlei Figuren wie Zigeuner, Hegen, Quacksalber und Tierarzt, steht hier im Mittelpunkt der drolligen Spielhandlung, in der das Tier von seiner Krankheit nach vielen Mühen geheilt wird. Es fehlt dabei nicht an derben Späßen und Anspielungen auf Geschehnisse des vergangenen Jahres. Hernach erhalten die Anklöpfler ihre Klöpfelgabe (3).



Abbildung 4. Einzug in die Bauerngaststube.



Abbildung 5. Absingen des Klöpflieds.



Abbildung 6. Hohenpriester und Bachus mit Buch.

Ursprüngliche Wesensmerkmale hatte der Brauch auch im Sarntal beibehalten. Noch um die Jahrhundertwende zog dort an den drei Donnerstagabenden der Vorweihnacht ein in Stroh gehülltes Paar, begleitet von lärmenden Musikanten, vor die Häuser. Das Zuslmandl und das Zuslweibl gaben lustige und heisse Vorkommnisse unter den Bewohnern zum besten und sangen ihr Klöcklied. Es entspann sich oft ein heftiger Wortstreit, weil die Betadelten den Spott auch nicht sparten. Endlich wurden die Klöckler ins Haus eingelassen und reichlich bewirtet. Nach dem Absingen des Dankliedes, dessen letzte Zeilen

A glückselige gute Nacht und a freudenreichs neus Jahr,
Sei was wir ent wünschen, soll werden schon wahr!

den echten Sinn des Brauchs verraten, suchten die Sänger das nächste Haus auf (4). Im Brigental werden die guten Sänger der Anklöpfellieder von Jahr zu Jahr von den Bauern auf die vorweihnachtlichen Donnerstagabende eingeladen. Mit großer Freude empfangen sie die Gastgeber, bei denen sich Nachbarn und Bekannte einfinden, um den alten Liedern zu lauschen. Gäste und Anklöpfler, die den ganzen Abend in der Bauernstube zubringen, werden reichlich bewirtet, und man sieht die Sänger ungern scheiden; denn die Bäuerinnen sagen, je zahlreicher die Klöpfler sind, ein desto besseres Fruchtjahr stehe bevor (5).

In Kärnten ist das Klöckeln – so wird der Brauch dort bezeichnet – ebenso weit verbreitet. Mit Scheitern, Stöcken und Hämmern bewaffnet, ziehen die Burschen oder älteren Schulkinder durchs Dorf. Manche sind in Stroh eingebunden und haben das Gesicht geschwärzt. Sie klopfen mit ihren Gegenständen an das verschlossene Hofstor, wonach, vor allem im Drautal und in der Millstätter Gegend, der Wortstreit zwischen Klöcklern und Hausbewohnern anhebt. Nach dem „Außenvünschen“, wie man diesen Wortwechsel nennt, lädt die Bäuerin die Gefellen ein mit einem Spruch, sich am Klöcklergut zu laben. Ist das Klöcklied verklungen, sprechen sie zum Schluß die Fruchtbarkeitswünsche für das neue Jahr aus:

Hias steah ma auf der Stoanplattn,
s andere Jahr soll haufat Roggen und Boaz fraten (6).

Bis zur Weihnachtszeit gehen die Klöckler allabendlich, um ihre Wünsche in sämtliche Häuser zu tragen.

Nögen nur spärliche Zeugnisse – darunter mehrere Brauchtumsverbote – über die Geschichte des Klöpfelns Kunde geben (7) und sind die Erklärungen früher Berichteter auch falsch, die kennzeichnenden Merkmale des Brauchs im alpenländischen Überlieferungsgebiet sind artgleich und gehen auf eine gemeinsame Wurzel zurück. Es ist das Wissen um das bevorstehende Jahresende und der Wunsch nach Segen und Fruchtbarkeit nach dem Jahreswechsel, geboren aus dem Glauben an die ewige Erneuerung des Lebens. Hierbei ist das Klöpfeln nur eine der vielen Ausdrucksmöglichkeiten. Die Klöpfler bringen Neujahrswünsche von Haus zu Haus. Sie wünschen den Menschen Wohlstand und Kinderreichtum, den Tieren Gedeihen und dem Acker reichen Fruchtsegen. Zum Dank werden die Segenbringer gastlich aufgenommen und beschenkt. Die gläubigen Dorfgemeinschaften sehen in ihnen Träger der Fruchtbarkeit, sonst hießen sie sie nicht, wie in Tirol, auf den Feldern herumtanzten. Alte Bauern warten auf ihr Kommen und möchten sie nicht missen, meinen sie doch, die Klöpfler könnten Ernteertrag und Wohlergehen der Familie fördern. Dabei gewinnt die uralte Freude im Spiel mit Lied und Tanz Gestalt und tobt sich in urwüchsigem Sprüchen oder tollem Lärmen aus.

So flüht sich das Klöpfeln ein in den Kreis des uralten Brauchtums, das für uns wesenhafter Ausdruck des Glaubens an die göttliche Ordnung des Lebens ist.

(1) Tiroler Heimatblätter. – (2) H. Mang, Unsere Weihnacht 1927, 26 f. – (3) E. v. Hörmann, Tiroler Volksleben 1909, 219 f. – (4) Ebd., 220 ff., S. Seyde, Deutsche Feste und Jahresbräuche 1936, 32 f. – (5) Wiener Zs. f. Volksk. 46 (1941) 17 f. – (6) S. Graber, Volksleben in Kärnten 1934, 158 ff. – (7) Worüber an anderer Stelle ausführlicher gehandelt wird.

Die Abb. 1–9 stellte die Reichsanstalt für Film und Bild her nach dem Archivfilm „Klöpfeln in Stans bei Schwaz“ (Nr. 314/1939) für das Institut für deutsche Volksforschung und Volkskunde, Tübingen.

¹⁾ Menscha = Mädchen. – ²⁾ Hos = Mann. ³⁾ Gefängnisse. ⁴⁾ ziemlich. ⁵⁾ unschön. ⁶⁾ Köpfen.



Abbildung 7. Die Klöckerung.



Abbildung 8. Die Bewirtung.



Abbildung 9. Der Sammler erhält Zetten und Schnaps.

Die Zundgrube

Von der germanischen Feldflasche. Walther Dögel hat in seinem Aufsatz „Auf den Spuren des germanischen Holzgerätes“ (Germanien 1941, S. 297-310) unter anderen uralten Geräten, die in ihrer ursprünglichen Holzgestalt bis heute lebendig geblieben sind, auch auf die Feldflasche verwiesen, die in dem alemannischen Sängergarbe von Oberflacht gefunden worden ist, und die, wie fast alle anderen Geräte dieser Art, das ganze Mittelalter hindurch bis heute teils in Holz, teils in anderen Werkstoffen fortgelebt haben. Nach ihm ist die „scheibenförmige Holzflasche eine sehr alte Form, die, wenn sie auch in der Gegenwart keine Rolle mehr spielt, so doch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein gebräuchlich war. Selbst wenn die Oberflachter Flasche nicht gefunden wäre, könnte man zwingend auf ein Holzvorbild schließen, denn der ganze Formaufbau ist durch das Herstellungsverfahren bedingt, das ein ganz holzmäßiges ist. Eine dicke hölzerne Scheibe wird von der Mitte von der einen Seite her ausgehöhlt, und dann wird an dieser Stelle ein kreisrundes Verschlussstück eingesetzt. Die konzentrischen Zierlinien sind also bei der Holzflasche, ebenso wie die äußere Form, durch das Material und den Arbeitsvorgang bedingt“ (S. 303).

Ich kenne nun in Privatbesitz in Berlin eine solche hölzerne Flasche, die der von Oberflacht genau entspricht. Sie stammt aus Ungarn, wo diese Flaschen noch gebräuchlich sind; wie überhaupt auf der ganzen Balkanhalbinsel noch zahlreiche in Gebrauch sind. Sie sind gewiß auf deutschen Kultureinfluß zurückzuführen; man braucht da nur an die altserbischen Kulturverzeugnisse zu denken, die als Erbe einer vergangenen Zeit noch bei den Deutschen in Siebenbürgen leben. Wie mir Franz Altheim mitteilt, werden diese Flaschen auch in Savence nachgebildet und verkauft; es hat sich eine Art von Andenken-Industrie darum entwickelt. Was uns heute besonders fesselt,

ist der Umstand, daß es sich bei dieser Flasche um eins der Hauptausrüstungsstücke des germanischen Kriegers handelt; um ein Gerät dazu, das in ununterbrochener Dauerüberlieferung den Krieger der Völkerwanderungszeit bis zu den Landsknechten und Soldaten der neueren Zeit begleitet hat. Es verbindet dadurch unsere Vorzeit mit dem deutschen Soldatentum der neueren Zeit. Wie unentbehrlich diese treue Begleiterin dem Soldaten ist, das kann der ermessen, der selbst tagelange Märsche in heißen und wasserarmen Gegenden mitgemacht hat.

Ich möchte hier an einer Anzahl von Bildzeugnissen zeigen, wie getreu diese germanische Feldflasche ein Jahrtausend hindurch ihre Form gewahrt hat, und wie sie gewissermaßen ein bezeichnendes Merkmal des Kriegers ist. Abbildung 1 zeigt eine Seite (vielleicht Rückseite) des berühmten germanischen Grabsteins von Niederdollendorf bei Bonn (im Rheinischen Landesmuseum in Bonn). Der Krieger ist mit einem gewaltigen Sachs dargestellt; die eine Hand ist auf das Schwert gelegt, die andere erhoben. Ich möchte darin eine Schwurhaltung erkennen, wie ja der Eid auf die Waffe bei fast allen Germanen und zumal bei den Franken bezeugt ist. In der Lex Salarica 102 (Hessels), Cod. 11 (Cap. 3. L. Sal. V bei Geffcken) heißt es: 'in eorum dextra et arma eorum sacramenta adfirmant' („auf ihre Rechten und Waffen schwören sie die Eide“). In den folgenden Worten: 'sic iurant super semispatio' ist nach Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte (1², S. 258) zu lesen 'super semispatio'; das semispatium ist nach der Glosse 'semispatium sahs', das germanische Kurzschild (Steinmeyer und Sievers III 632 Nr. 19; vgl. auch Grimm DMZ I 229 nach Pers IV 16). Sie schwören also auf den „Sachs“, wie wir heute noch den Fahnenstab auf den Degen schwören.

Neben diesem Krieger steht nun ein Gebilde, in dem wir ohne Schwierigkeit jene germanische Feldflasche wiedererkennen können, deren Seitenflächen hier wie bei der Flasche von Oberflacht von dem kreisrunden Verschlussstück gebildet wird, das durch konzentrische Kreise angedeutet ist. Es ist denkbar, daß die



Abbildung 1 (rechts nebenstehend). Germanischer Grabstein von Niederdollendorf. Aufnahme Rheinisches Landesmuseum Bonn.



Abbildung 2 (oben). Der Bettler und sein Weib. Kupfer des Monogrammisten b x 8. Dresden, Kupferstichkabinett. Aufnahme Bohmann. — Abbildung 4 (unten). Soldatentrost. Kupfer von Franz Braun 1559. Nürnberg, Germanisches Museum. Aufnahme Bohmann.

Glasche hier eine besondere, vielleicht kultische Bedeutung hat, wenn sie der Darstellung einer so bedeutsamen Kulthandlung beigegeben ist. Vielleicht sind in den Vogelköpfen über dem Krieger Schwäne zu sehen, die als die Folgegeister oder Walküren gedeutet wer-

den können, von denen der germanische Krieger in die Schlacht begleitet wird. Diese Walküren erscheinen ja oft als Schwanenjungfern. Die andere Seite des Steinens zeigt bekanntlich den von der Alceole umgebenen, aus dem Wasser aufsteigenden Helden mit der golde-



Abbildung 3. Der Sautfelsel. Holzschnitt von Schäufelin 1517. Aufnahme Bohmann.

nen Brustscheibe, den wir mit ziemlicher Sicherheit als den aus dem Grabe auferstehenden, verklärten Helden ansehen dürfen. Sehen wir in der von uns behandelten Darstellung etwa den schon von den Walküren umschwebten Krieger, der nach häufigem Bezeugtem Brauche den letzten Eid unmittelbar vor der Schlacht ablegt, so gewinnen die beiden Darstellungen eine lebendige innere Beziehung zueinander. Die so genau dargestellte Geldflasche muß innerhalb dieses Gedankenkreises schon eine besondere Bedeutung haben. Zwischen dieser und der folgenden Darstel-

lung (Abb. 2) mag ungefähr ein Jahrtausend liegen; man sieht aber, wie wenig sich die Geldflasche im Laufe des Mittelalters geändert hat. Der Kupferstich des seit etwa 1470 tätigen Monogrammisten „b x 8“ zeigt einen Bettler, der sein Weib im Schubkarren fährt, dieses trägt die Flasche in der Hand, die dem zum Bettler herabgesunkenen ehemaligen Landsknecht gehören mag (Dresden, Kupferstichkabinett, B. 20). In fataler Bedeutung zeigt die Flasche der Holzschnitt von Schäufelin, der dem Werke von Leonrod, Himmelswagen und Höllenwagen (Augsburg 1517)



*Ey bin ich nicht ein schlimmer gell
Ich taug gewies kaum in die hell.*

Abbildung 5. Marodeur. Kupfer von H. Ulrich um 1600. Aufnahme Lohmann.

beigegeben ist (Abb. 3). Der hahnenfüßige Satan ist der Saufteufel selbst, der dem reich gekleideten Landsknecht die Flasche darbietet, deren Mittelfuß in diesem Falle einen wappenförmigen Ausschnitt zeigt. Demnach sind die Zehnflasken der frommen Landsknechte

nicht immer nur mit Wasser gefüllt gewesen. Das darf man auch von der Zehnflaskenannehmen, die das Soldatenweib auf Abbildung 4 trägt, die bei dem phantastisch aufgemachten Soldatentropf den Schluß bildet, einen schweren Rucksack auf dem Rücken, auf dem ver-

mutlich ein gestohlener Hahn sitzt, am Barett die Straußenfeder und in der linken Hand die Zehnflasken. Es ist ein Kupferstich von Franz Braun von 1559 (Nürnberg, Germanisches Museum, B. 62).

Zum Schluß erscheint noch die völlige Entartung des Soldaten, der landstreichende Marodeur auf einem Kupfer von H. Ulrich um 1600 (Abb. 5). Die Zehnflasken hängt an seinem geschwungenen Stecken; der Hahn im Korb muß haben aus dem Gehöft im Hintergrunde gestohlen sein. Bemerkenswert ist an diesem das an langer Stange herausgestreckte Radkreuz, das vermutlich ein Ernsteichen ist (ich werde darüber ein anderes Mal schreiben).

Man könnte versucht sein, das Trinkgefäß des alemannischen Sängers und Kriegers bei einem seiner schwäbischen ritterlichen Nachfahren wiederzuerkennen, dem Uhlant in der schönen Ballade vom Schenken von Eimburg geseiert hat. Der Reichsgraf von Eimburg, dessen stolze Burg am Kocher in der Nähe von Schwäbisch-Hall lag, streifte lieber auf Jagdfahrt in seinen Wäldern umher, als zu Hofe zu kommen, und neben seinem langen Jagdspieß war ihm sein Trinkgefäß der einzige Begleiter:

Es hing ihm an der Seiten
ein Trinkgefäß von Buchs,
gewaltig konnte er schreiten
und war von hohem Buchs.

Das Trinkgefäß von Buchs könnte leicht eine unserer Zehnflasken sein, die sich möglicherweise in Uhlants Quelle gefunden hätte; zumal wenn Uhlant selbst von dem Gedichte behauptet, es habe „keinen bestimmten Sagengrund und ist veranlaßt durch eine Figur in der Kirche zu Gaildorf und die Deutung derselben aus der Phantasie J. Kerners“ (1). Es könnte also leicht eine altertümliche Figur auch das altertümliche Trinkgefäß an der Seite geführt haben. Aber einerseits spricht Uhlant selbst an einer späteren Stelle des Gedichtes von einem Becher; andererseits hat man nach dem alten Mitterbilbe selbst und nach irgendeiner Spur davon vergeblich gesucht. Nach dem Urteil „gewiegter Altertumskenner“ soll es niemals bestanden haben (2); dazu ist die Kirche von Gaildorf 1868 bis auf den Grund niedergebrannt (3). Aber irgend

etwas muß an der Behauptung des Dichters selbst doch wohl sein.

Man hat die Erzählung vom Schenken von Eimburg mit einer Geschichte in Verbindung gebracht, die in den Cento novelle antiche, der ältesten italienischen Novellensammlung enthalten ist (c. 23). Es wird darin erzählt, daß Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen auf der Jagd mitten im Walde an einer Quelle einen Müßiggänger traf, der auf einem weißen Tischtuch einen Becher voll Wein und ein Brot vor sich stehen hatte, an dem er sich gütlich tat. Der Kaiser begehrte einen Trunk, aber der Fremde gestattete ihm nicht, aus seinem Becher zu trinken; Friedrich durfte nur seine Flasche aus dem Becher füllen. Er ritt mit diesem fort, der Besitzer erschien später bei Hofe und wurde königlich belohnt. Uhlant hat diese Geschichte selbst angeführt (Schriften Bd. I. S. 498), aber nicht in Zusammenhang mit dem Schenken von Eimburg; und so wird die Geschichte von dem Trinkgefäß des schwäbischen Grafen wohl immer in seinem Ursprung ungeklärt bleiben.

J. D. Plassmann

(1) Vgl. Paul Eichholz, Quellenstudien zu Uhlants Balladen, Berlin 1879, S. 88 f. – (2) Eichholz a. a. O., vgl. auch N. Stecher, Erläuterungen zu Uhlants Balladen, S. 70 f. – (3) Eichholz, S. 89.

Zu dem Schenkenblatt von 1456. In den Ausführungen zu dem im Oktoberheft veröffentlichten Schenkenblatt von 1456 behandelt J. D. Plassmann das Wort „ploben“, das in der rückwärtigen Beschreibung vorkommt, und das er für nicht zu erklären hält (S. 391 ff.).

Das Wort ist nun mundartlich aus dem Fränkischen zu erklären und heißt „blau“. Es wird im Volksmunde heut noch wie blab, mit dumpfem, an o anklängen a gesprochen. So tut man dort die Wäsche „blaben“ oder „bläwen“, d. h. mit Blaupapier bläuen. Das „ploben“ gehört nun nicht zu „Bruch“, sondern zu dem kommenden Wort, das Plassmann als „yetter“ liest. Wenn ich das Wort unbefangen hätte lesen sollen, so hätte ich eher „schecken“ gelesen; das ist das kurze, männliche Übergewand im 15. Jahrhundert. Es würde also nach meiner Lesung heißen: „In Bruch, ploben Schecken mit einem roten Kermel“, also: „In Hosen, blauen Schecken

mit einem roten Ärmel." So sieht auch die Abbildung aus; die Farben sind vielleicht verblasst, aber der eine Ärmel hat eine dunklere Färbung.

Übrigens sei noch vermerkt, daß der auf S. 391 erwähnte Merten von Ploben niemand anders als ein „Martin von Plauen" ist. In Nürnberg gibt es beim Adolf-Hitler-Platz eine Plobenhofstraße. Gottfried Suchs, Ansbach

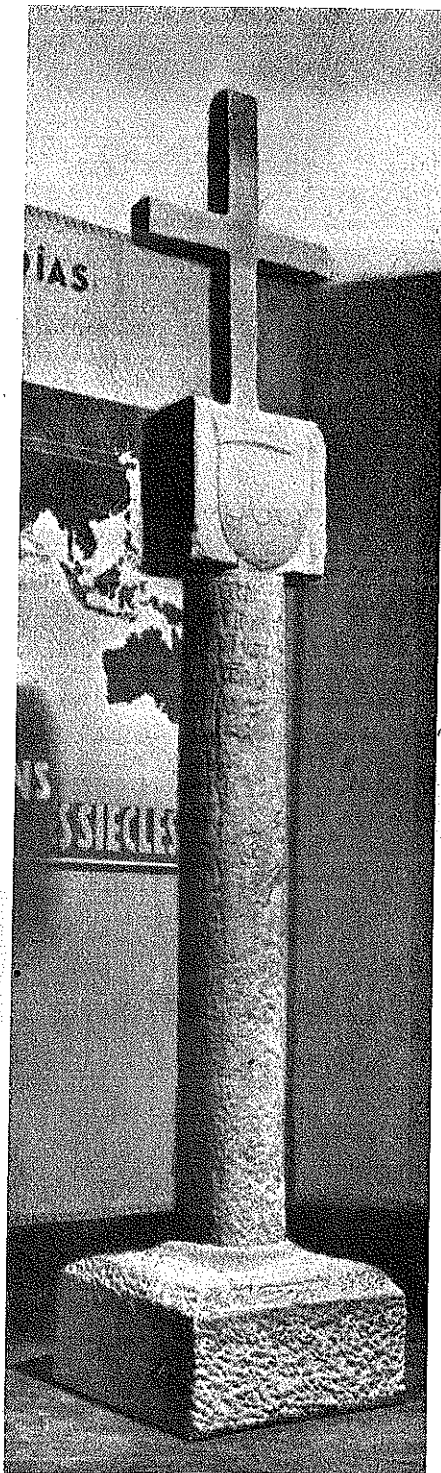
Zu dieser einleuchtenden Erklärung sei noch bemerkt: die Entwicklung von „blauen" zu „ploben" entspricht der Entwicklung des auslautenden *u* der Stammsilbe über *w* zu *b*; wie in den obliquen (nicht Nominativ-) Kasus von gelu (gelb) über gelwen zu „gelben". Daraus ist dann der Nominativ „gelb" gebildet worden, während das Niederdeutsche die ursprünglichere Form „geel" bewahrt hat. Aus dem gleichen Sprachvorgang erklärt sich die Doppelform „falb" zu „fahl".

Plaffmann

Das portugiesische Landnahmezeichen. Im Anschluß an meine Ausführungen über die Stufenpyramide hatte Ph. von Lügelsburg aufschlußreiche Beispiele für die Verwendung der dreistufigen Pyramide als Landnahme- und Staatshoheitszeichen durch die Portugiesen in Südamerika beigebracht (Germanien 1941, S. 266). Mir wurde nun von befreundeter Seite ein Gegenstück (Abbildung nebenstehend) zu diesem „Pelourinho" zur Verfügung gestellt; nämlich die Aufnahme eines „Pedrao", der auf der Kolonial-Ausstellung in Paris gezeigt wurde. Die Erläuterung dazu besagt: „Wenn die Portugiesen ihren Fuß auf Neuland setzten, so errichteten sie dort ein Steinkreuz. Man findet diese Kreuze noch auf verschiedenen Punkten der Erde. Dies ist die Nachbildung des Pedrao von St. Georges in Angola."

Der Ausdruck „Pedrao" stimmt sprachlich überein mit dem französischen „Perron", das in entsprechender Bedeutung die Dreistufenpyramide bezeichnet (vulgärlateinisch *petronem*, eine Weiterbildung von *petra*, Fels). Hier fehlt allerdings der dreistufige Unterbau, aber die Entstehung aus dem hölzernen Pfahl und der sekundäre Charakter des daraufgesetzten Kreuzes sind auch hier noch zu erkennen.

J. D. Plaffmann



Die Bücherwaage

Friedrich Jocke, Mitte und Reigen. Volkskundliches aus schwäbischer Gegenwart und nordischer Vergangenheit. Tübinger Beiträge zur Altertumswissenschaft, H. 34. Stuttgart-Berlin 1941, Verlag W. Kohlhammer. Broschiert RM. 5.40.

Der Tübinger Altphilologe Friedrich Jocke geht in seinem neuen Buch von der schwäbischen Volkskunde der Gegenwart aus und verfolgt die lebendigen Bräuche zurück ins germanische und indogermanische Altertum. Insbesondere zeigt er an guten Beispielen immer wieder die nahe Verwandtschaft und oft völlige Übereinstimmung zwischen germanisch-deutschen und altgriechischen Überlieferungen. Es muß immer wieder hervorgehoben werden, daß durch solche vergleichende Untersuchungen ein sehr wesentlicher Beitrag zur Erkenntnis des germanischen Altertums geliefert werden kann; denn auf diese Weise gelingt es, einleuchtend das außerordentlich hohe Altertum der betreffenden Kultbräuche aufzuzeigen. Zudem hat das Buch von Jocke selbst heute noch geradezu grundsätzliche Bedeutung, weil man gerade in der Altphilologie – wenn man von der Wiener-Dietrich-Schule abieht – es fast ganz versäumt hat, die germanisch-deutsche Volkskunde für die Erforschung der Antike fruchtbar zu machen. Möge Jockes Buch insbesondere der Altphilologie zeigen, welche wichtige Erkenntnisquelle sie so oft beiseite läßt. Die schwäbischen Volksüberlieferungen, die Jocke heranzieht, betreffen zunächst Kultplätze und -bräuche der Tübinger Gegend, die der Verf. aus eigener Anschauung kennt. Man findet bei ihm wichtiges Material zur Dorfllinde und den Lindentänzen, zum Brauch den Grabhügel zu umreiten, zu Wettkämpfen an Gräbern und zur Frage der Ahnengräber als Dingplätzen. Besonders hervorgehoben sei die Ausführung über die Kottenburger Urbanbrüderschaft, die einen gildenartigen Bund von 24 Mitgliedern bildete.

Im einzelnen sei folgendes erwähnt: Mehrfach (Seite 13, 30, 36) wird die Linde als der heilige Baum der Freyja bezeichnet, ohne daß bemerkt wird, daß wir dafür

keine alte Überlieferung haben. Auf S. 30 wird auf die Stufenbäume und ihre Untersuchungen durch Mößinger und Plaffmann hingewiesen. Dabei hätten auch die Weihnachtspyramiden herangezogen werden sollen, über die hier der Kürze halber auf mein Buch über den „Lichterbaum" hingewiesen sei. Verfehlt sind die kurzen Ausführungen über den Grabhügel des Ilos, den Homer als Beratungsplatz erwähnt. Jocke übersieht hier die germanischen Entsprechungen, wie sie die Sagas in reicher Fülle bieten. Einige Belege findet man in der Arbeit von Horst Dhlhaver, „Großsteingräber und Grabhügel in Glauben und Brauch" Mannus 29, 1937, S. 250 f. Diese wichtige Abhandlung hätte Jocke auch sonst noch heranziehen können. Wichtig über den Grabhügel des Ilos bereits Dhlhaver, a. a. O. und Bößler, Bohnenberger-Festschrift 1938, S. 36. – S. 68 f. vermißt Jocke Belege für Wettkämpfe am Grabe bei den Germanen. Er hätte sie gefunden in meinem Aufsatz über die kultischen Wettspiele der Indogermanen, „Germanien" 1936, S. 235 ff. Auch auf die zahlreichen anderen Beiträge in „Germanien" über Langelau, Langeloh usw. hätte hingewiesen werden sollen. Denn es ist längst kein Zweifel mehr daran möglich, daß W. Teudt mit Recht im Langelau eine germanische Rennbahn erkannte. – S. 37 u. 76 macht der Verf. Bedenken geltend gegen die insbesondere von Herbert Meyer aufgezeigten Zusammenhänge zwischen Ahnengrab und Dingstätte. Jocke hat recht, wenn er betont, daß in der Frage Grabhügel und Malstätte in jedem einzelnen Fall eine genaue Nachprüfung nötig ist; aber seine Warnung vor der Bildung eines wissenschaftlichen Dogmas scheint mir überflüssig, wenn man die wissenschaftlichen Arbeiten zu dieser Frage, die durchweg sehr sorgfältig abwägen, kennt. Gerade Bößler, gegen den Jocke sich besonders wendet, dürfte grundsätzlich das Richtige gesehen haben, wenn auch im einzelnen manches noch weiter zu untersuchen ist und Jocke bereits einige Einzelheiten genauer beleuchtet hat. Jocke hat sich in dieser Frage noch nicht genügend mit dem vertraut gemacht, was bisher geleistet ist, obwohl Bößler auf die gute Zusammenfassung bei Jan de Vries, Altgermanische Religionsgeschichte Bd. 2, S. 101 f. hingewiesen hat. – Diese

Bedenken und notwendigen Ergänzungen betreffen alle nur Einzelheiten, und es sei daher zum Schluß nochmals betont, daß das Buch Jockes durchaus wertvoll ist und als ein erfreuliches Zeichen zu gelten hat, daß auch von altphilologisch-germanistischer Seite in gebührender Weise Volkskunde und Germanienkunde herangezogen werden. In diesem Sinne wünschen wir Jockes Buch Nachfolge und einen weiten Leserkreis. Otto Huth

Gerhard Müller, Der Umritt. Seine Stellung im deutschen Brauchtum. Stuttgart 1941. W. Kohlhammer Verlag. Br. RM. 3.60.

Die vorliegende Arbeit Gerhard Müllers wurde im wesentlichen im Sommer 1938 abgeschlossen und in Tübingen als Doktorarbeit eingereicht. Der Verf. hat vor, das Thema später ausführlicher zu behandeln. Im ersten Teil dieser größeren Darstellung soll der Stoff möglichst vollständig gesammelt und kartographisch dargestellt werden, ein zweiter Teil soll dann die Auswertung bringen. Er kündigt ferner die Veröffentlichung der wichtigen Tabelle der Umritte von G. Schlegel an. Wir wünschen dem Verf., daß es ihm vergönnt sein möge, seinen größeren Plan auszuführen. Die vorliegende Fassung ist insbesondere als Materialsammlung willkommen. Es ist erfreulich, daß der Verf. vor allem auch auf die engen Übereinstimmungen zwischen den süddeutschen und den skandinavischen Umrittgebräuchen geachtet hat und an Richard Wolfram u. a. anknüpfend manche weitere Entsprechung in Einzelzügen nachzuweisen vermag. Im übrigen ist leider ein merkwürdiges Vorurteil gegenüber der Religionsgeschichte bei dem Verf. festzustellen, das er bei einer gründlichen Beschäftigung mit diesem Fachgebiet selbst schnell überwinden wird. Dabei werden ihm auch jene Arbeiten, die den gesamtindogermanischen Bereich berücksichtigen, dienlich sein können, die er in der vorliegenden Abhandlung gewaltsam beiseite schiebt und unberücksichtigt läßt. Otto Huth

Eugen Bohlhaupter, Die Kerze im Recht. Forschungen zum Deutschen Recht, Bd. 4. H. 1. Weimar 1940, Verlag Bhlau. Broschiert RM. 9.-.

Bohlhaupters Arbeit ist ein wichtiger neuer Beitrag zur rechtlichen Volkskunde. Sie ist gleichermaßen wichtig für die germanisch-deut-

sche Rechtsgeschichte und Volkskunde. Nach einleitenden Bemerkungen zur Kulturgeschichte der Kerze behandelt der Verf. zunächst die „sakralen“, d. h. kirchlichen Grundformen der Kerzenverwendung, sodann die vorwiegend volkstümlichen. Als für die Germanienkunde besonders bedeutsam seien folgende Abschnitte erwähnt: Kerze und Wachs im Rahmen der Gilden und Zünfte; Botivkerze und germanisches Bergeld; die Kerze als Symbol des Lebenslichtes; die Kerze als Zichuhr und schließlich die Kerze beim Gottesgericht, Gottesurteil und Eid. Mit Recht betont der Verf. immer wieder, daß, wenn die Kerze verhältnismäßig spät aus dem antichristlichen Bereich zu den Germanen gekommen ist, so doch das Kerzenbrauchtum meist älter ist und lediglich auf die Kerze übertragen wurde. Er fragt gleich im Anfang: „Sollte jene Beharrlichkeit, die wir sonst in der Germanienkunde immer mehr erkennen lernen, sich nicht auch hier erweisen?“ Seine Abhandlung liefert dann diesen Beweis.

Der Verf. bemerkt selbst, daß das, was über die Rolle der Kerze im Recht zu sagen ist, nur ein Ausschnitt ist aus dem größeren Fragenkreis: Das Feuer im Recht. Hierauf plant er später ausführlich zurückzukommen. Daß dieses für die Indogermanen- und Germanenforschung außerordentlich wichtige Thema jetzt auch von rechtsgeschichtlicher Seite angefaßt wird, ist sehr zu begrüßen. Ich möchte aber betonen, daß der Feuerkult der Germanen nur vom gesamtindogermanischen Standpunkt aus mit Erfolg bearbeitet werden kann, wie ich in meiner Arbeit „Besta; Untersuchungen zum indogermanischen Feuerkult“, die im Verlage Teubner demnächst erscheinen wird, gezeigt habe.

Im einzelnen wäre zu der Arbeit Bohlhaupters vielerlei zu bemerken, doch fehlt hier der Raum dazu. Es sei nur hervorgehoben, daß es falsch ist, den Germanen jeglichen Feuerkult abzusprechen, wie es der Verf. nach dem Vorgang anderer tut. Es muß hier genügen, zur Begründung auf meine oben genannte Abhandlung zu verweisen, in der man auch manche Ergänzung zu Bohlhaupters Darlegungen finden wird. Einige Nachträge gab K. Frölich in der Besprechung des Buches in der „Deutschen Literatur-Zeitung“ 1941, Heft 37/38. Otto Huth

K. Schrötter/W. Wüst

Tod und Unsterblichkeit

Beispielen, Sprüche und Gedichte aus vier Jahrtausenden, in denen jene unüberwindlichen Kräfte beschlössen sind, die durch alle Zeiten fortdauern und zum indogermanischen Welttum gehören.

„Ein Grundton beherrscht alle diese Stimmen der vorliegenden Sammlung. Sie verfolgt weniger wissenschaftliche Zwecke, obgleich ihr auch über ihren symphonischen Charakter hinaus gründliche Bedeutung zukommt, sondern ist ein ausgezeichnet komponiertes Lesebuch des Bestimmens, das aus der überwältigenden Fülle des indogermanischen Welttums das Gültigste zusammenstellt. . . . So ist das Buch ein Helfer auf dem Wege zu einer angemessenen Lebenshaltung, für die der Tod seinen Schrecken hat und die Unsterblichkeit das beglückende Bewußtsein einer unerschütterlichen Gewißheit ist, daß das Beste unserer Existenz in künftigen Geschlechtern unseres Volkes weiterleben wird.“

Berliner Börsen-Zeitung, 5. Mai 1940

„Worte von Menschen unseres Blutes sprechen zum Soldaten, und es ist eine sehr geschickt zusammengestellte Auswahl von Aussprüchen aus Jahrhunderten, die hier getroffen und als Geschenk für den Frontsoldaten herausgebracht wurde. Die Frage nach Tod und Unsterblichkeit wird phrasenlos und treffend zu klären versucht. Es sind wundervolle Worte darunter, die haften bleiben.“

„Die Kriegsmarine“, 9. Mai 1941

Große Ausgabe in Pappe gebunden RM. 3.60, gekürzte Taschenausgabe kart. RM. 1.20, Halbleinen RM. 1.60.

Ahnenerbe-Stiftung Verlag / Berlin-Dahlem

J. D. Plassmann / Der Jahresring

Ein Wegweiser zum deutschen Ahnenerbe

„Glauben und Brauchtum des Jahreslaufs werden in wissenschaftlich einwandfreier und äußerst lebendiger Darstellung behandelt. Plassmann erzählt vom Stingehalt und den Formen der Sonnen- und Osterfeuer und der Weihnacht, von der Jahresgleiche und dem Mythos des Brotes, von Brautweih und Totenfeier, vom Sippengefeß und heiligen Heerd, und zeigt damit Glauben und Geseß germanischen Lebens, wie es sich im Brauchtum des Volkes und in der lebensstüchtigen starken Gesinnung seiner Glieder widerspiegelt in seiner reinsten Gestalt. - Das vorliegende Buch verdient, ein Volksbuch für alle Kreise unseres Volkes zu werden.“

„Berliner Börsenzeitung“, 22. Dezember 1939.

„Das schöne Werk zeigt, wie auch der moderne Mensch Ahnenerbe erkennen und pflegen kann. Von seiner Kultur und hohem Idealismus getragen, ist dieses Buch ein Schmuck jeder guten Bücherei.“

Hauptkreditgeber Dr. Fleischmann, München, 2. Februar 1940.

2. bearbeitete Auflage 1942, Oktav, 148 Seiten mit 20 Holzschnitten von Eugen Nerdinger, Augsburg / Gebunden 4.80 RM

Ankündigungen über unsere Verlagsarbeit erhalten Sie kostenlos.

Ahnenerbe-Stiftung Verlag / Berlin-Dahlem

Hauptkreditgeber: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Pädlerstr. 16. Anzeigenleiter: Gerda Stäuber, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11. Buchdruck Kistner & Callweg, München. Offsetdruck J. P. Himmer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Nerdinger, Augsburg.



Das Erbe der Ahnen

dem deutschen Volke in Wort und Bild zugänglich zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfaßt daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere Ahnen auch heute empfangen:

Erbe, Glauben, Tat.



Verlags-Prospekte erhalten Sie in jeder Buchhandlung oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem